This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Litt. I.
2.

49554.22.6.10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Portraits und Silhouetten.

Von

F. Gustav Kühne.

Erster Theil.

Hannover, 1843.

Verlag von C. F. Kius.

Digitized by Google

~~49554.22.7~~
49554.22.6.10
HARVARD COLLEGE
JUL 30 1924
LIBRARY
Hugo Reisinger fund
(endowed)

Digitized by Google

I/399

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Friedrich Schleiermacher	1
Die Kant'sche Philosophie und das Kant'sche Jahrhundert	40
Monologe und Reden:	
Bade-Leiden und Freuden	50
Und die Wahrheit wird Euch — nicht frei machen	58
Wie die Kunst bei den Deutschen nach Brot geht	65
Eisenbahnen und Eisenstäbe	83
Europa's Aufgaben in Asien	96
Am 9ten Mai 1839	104
Achim von Arnim	108
Bettine und die Günderode	116
Die Geisterseher in unseren Tagen	126
David Strauß	142
Karl Rosenkranz	148
Göschel und seine Unsterblichkeit	151
Biernatzki	157
Leopold Schefer	163
Anna Jameson	174
Varnhagen von Ense	180
Kleine Heimlichkeiten großer Leute	193
Semilasso	200
Ein deutscher Cavalier	207
Gustav Schlesier	210
Saphir	215
Zwei deutsche Literarhistoriker, Laube und Gervinus	222
Briefe über den deutschen Styl	238
Französische und düsseldorfer Maler	268
Deutsche, belgische und holländische Maler	285
Russische Personen und Zustände:	
Das literarische Rußland	305
Deutsche Elemente in Rußland	309
Der Pentarchist	312

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Friedrich Schleiermacher.

Es war am zwölften Februar des Jahres 1834 als Schleiermacher, dieser Lessing der christlichen Theologie, ein Sechsundsechsziger, starb. — Es hatten Manche gedacht, er werde einen blos menschlich-schönen Tod sterben, Andere geglaubt, er werde wie ein Prophet endigen, der sich in der letzten Stunde noch einmal aufrichtet, um über die noch ungeschlichteten Wirren des immer zweifelvollen Lebens einen Spruch zu thun, den man mit Freude oder mit Sorge auf die Zukunft der kommenden Geschlechter zu deuten hätte. Schleiermacher starb als gläubiger Christ, als Lehrer der Kirche. Er hatte unter Kirche immer nur eine Gemeinde verstanden, die sich zu gegenseitiger Erbauung versammelte, und so sah er seine nächste Gemeinde, seine Familie um sich, und betrachtete als deren Priester den letzten Act seines Lebens wie ein letztes Thema zu gemeinsamer Erhebung der Gemüther. Das Triebwerk seines forschenden Geistes schien zu stocken, seine Glaubens- und Zweifelslehre war erschöpft; was nach ihm würde gepredigt und gedeutet werden, hatte ihn wohl in den letzten Lebensjahren viel und mit Sorge beschäftigt, aber in der Stunde des Todes wandelte ihn keine Bekümmerniß mehr an. Nur auf die Seinigen war sein Blick gerichtet, an ihre Erbauung verwandte er die letzte Kraft seiner Rede, sprach Allen Muth ein, um sich so des eignen Muthes zu versichern, reichte ihnen das Abendmahl, das er dann selbst empfing, und schloß das Auge, das Tausenden so lange Zeit als ein kluger Stern der Religion geleuchtet, sie vor Unglauben und Aberglauben behütend.

Digitized by Google

Man sah mehr als dreißigtausend Menschen der Leiche des Mannes folgen; die ganze Hauptstadt war bewegt. Denn hatte er auch nur zumeist den obern Klassen der Gesellschaft gepredigt und Zeit seines Lebens den Gebildeten das Christenthum ausgelegt, so waren doch eben, weil seine Gemeinde wie eine freie Loge in der Christenheit dastand, gar Viele des besonderen Reizes an solcher Gemeinschaft wegen aus allen Ständen herbeigezogen, um dem Manne zu huldigen, von dem man sagte, seine Weisheit sei noch größer gewesen als alle seine hohen Tugenden. Und noch am Tage des Begräbnisses versammelte Henrich Steffens die akademische Jugend in dem Hörsaal der Hochschule und sprach mit der ihm eigenen phantasievollen Innigkeit von dem Gestorbenen als einem Hochbegabten, der nach vielen Seiten hin segensreich gewirkt; aber er schloß freilich mit den Worten, Schleiermacher's Christenthum sei nicht das seinige. Hiermit lag das Bekenntniß Vieler am Tage. Sieht man aber in dem Christenthum eine noch nicht ganz ausgeschöpfte Quelle der Gnade und Weisheit, so darf man wohl sagen, daß es noch Niemandem vergönnt gewesen, die Fülle seines Inhaltes ganz zu erfassen, die Schätze seiner Göttlichkeit völlig auszubeuten, und so ergäbe sich daraus, daß auch was Steffens für sein Christenthum erklärt, den Reichthum und die Summe des christlichen Wissens keineswegs erledige.

Dies gilt um so mehr, wenn man in dem Geiste des protestantischen Christenthums den Geist immerwährender Forschung begründet sieht. Hieran aber war Schleiermacher's Christenthum recht zu erkennen, an dem Drang unermüdlicher Forschungslust, an dem Freigeben jedweder Art und Weise des Fühlens und Denkens, sobald es nur von dem Bewußtsein der Liebe ausging, die er in jeder Brust als unmittelbar gegeben voraussetzte. In dieser Freiheit sah er den Kern des Christenthums, in ihr lag der Kern seines eignen Wesens, der in der »Weihnachtsfeier« zu einem vollen Blüthenbaum erwuchs.

In der Weihnachtsfeier ist der Ideenstoff der Religion in den verschiedensten Anschauungsweisen zur Sache vieler Persönlichkeiten geworden, so daß das Christenthum als der Prototyp alles modernen Menschenlebens erscheint. Die Gemüthsart der kleinen Sophie, die sich von früh auf an den Mythen des

Digitized by Google

Christenthums weidet, ist die Geburtsstätte jener Mystik, die sich in der Geschichte der Kirche als Katholicismus oder als Herrnhuterthum gestaltete, je nachdem aus dieser Richtung ein ganzer kirchlicher Organismus oder eine bloße Zufluchtsstätte der Andacht für stille Gemüther hervorging. Diese unmittelbare Hingebung an die legendenreiche Religion theilt auch Joseph, der in der Offenbarung des Johannes seine tiefe, dunkle Befriedigung sucht. In Leonhardt wird ein edler Vertreter der rationalen Auffassungsweise vorgeführt. Ohne profan zu sein, noch verschlossen für die Heiligkeit der Offenbarungen, bringt er auf die Realität der Sache. Indem er die Wunderthaten Christi als Producte der Entzückung der Liebe in den Gemüthern der Gläubigen deutet, und die Person des Jesus von Nazareth ihm in die ganze Reihe jener tiefbegabten Männer, der Propheten, Johannes des Täufers, der Jünger und der Apostel, sowie der Kirchenväter eingegliedert erscheint, nimmt er das Christenthum als eine weltgeschichtliche Thatsache, als eine neue Kulturperiode des Menschengeschlechts. In Ernst dagegen ist ein christlicher Idealismus persönlich geworden. Sein Glaube geht nicht aus von den geschichtlichen Spuren der Erscheinung Christi; er läßt es dahingestellt, wie weit die Welt der Wunder, in der sich Jesu Leben bewegt, eine geschichtliche Basis hatte: aber wie er mit aller Liebe und Hingebung von der Bedeutung des Weihnachtsfestes spricht und das wundersame Gefühl erklärt, in ihm eine aufgehende Sonne des neuen Lebens, einen Frühling des Geistes zu ahnen und zu feiern, so findet er die Wesenheit und Wahrheit des Ereignisses in der Nothwendigkeit eines irgendwie erschienenen Erlösers. Und wer den Kern in allen Mythen des Christenthums durchgefühlt hat, dem erscheint dann auch der Vertreter dieser Idee bis in alle Poren und Einzelnheiten seiner Persönlichkeit mit einem göttlichen Schein umstrahlt und in lieblichster Verklärung. Eine verwandte Seite dieser Anschauungsweise faßt Eduard auf. Er sieht in der Feier der Weihnacht nichts als die Feier der Menschheit selbst; die Welt der Wirklichkeit, wie er sagt, kommt erst zu ihrem Rechte, indem das Creatürliche des Menschen nicht als das Verlorne, sondern als das Begnadigte erscheint, da die Wahrheit in ihm offenbar geworden. Das Factische der Mythe ist ihre Wirklichkeit, aber

Digitized by Google

erst ihr Sinn ist ihre volle Wahrheit. Christus ist der Mensch-an-sich, der seine Göttlichkeit in sich entdeckt und weiß. Dieser Act der Entdeckung des göttlichen Princips in der menschlichen Natur ist jedoch nur einmal dauernd vollzogen, weil das verworrene und getrübte Leben des Einzelnen dem Scheine verfällt und seinem Blicke die keusche Ruhe nicht vergönnt ist, um den Punkt der Gottgemeinschaft in sich festzuhalten.

Sehen wir so in dieser religiösen Novelle die verschiedensten Richtungen des christlichen Gefühls gerechtfertigt und anerkannt, weil in deren jeder sich eine Seite der Wahrheit zum Ausspruch bringt und persönliches Dasein gewinnt, so müssen wir doch sagen, daß dies nur ein dichterischer Standpunkt ist, von dem aus diese Verschiedenheiten des christlichen Gefühls sich beherrschen und als gültig ansehen lassen. Schleiermacher ließ nach dieser Dichtung, deren Entstehung der frischen Manneskraft seines Lebens angehörte, diesen übersichtlichen Standpunkt fallen. Sich als Dichter des Christenthums weiter zu entfalten, dazu fehlte ihm die eigentliche poetische Schöpferkraft. Auch war er nun einmal Lehrer des Christenthums, der jugendliche Gemüther zu einem bestimmten Bekenntniß zu erziehen, eine Gemeinde in dem ihr gemäßen Glauben zu kräftigen hat. Er hatte sich bereits durch seine »Reden über die Religion« das glänzende Verdienst erworben, das sogenannte vornehme, zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem Christenthum abgestorbene Publicum für den Gehalt der göttlichen Lehre wieder zu gewinnen, und so sah er in der fortgesetzten Anreizung des Interesses an religiösen Dingen für seine rednerische Kraft einen Spielraum zu dauernder Wirkung vor sich. Dazu kam, daß er im Felde der theologischen Wissenschaften eine grenzenlose Verwirrung vorfand. Diese lähmenden Spaltungen auszugleichen, fühlte sich die klare Schärfe und die dialektische Lust seines Geistes ganz vorzüglich angespornt, und so wurde er von mehrern Seiten darauf hingedrängt, die Wissenschaft des theologischen Protestantismus zu befruchten und die Summe seines eignen Glaubens und Denkens allmälig zu einer bestimmten Dogmatik zu gestalten, die der Frömmigkeit des unmittelbaren Glaubens und zugleich der Intelligenz des wach gewordenen Verstandes genügen sollte. Als Dogmatiker und Lehrer der Gemeinde hat

Digitized by Google

er nun zwar niemals die ihm ursprünglich eigne zarte Fügsamkeit der Phantasie verloren, vielmehr erhielt sie sich als der fortdauernde Reiz in Allem, was er schrieb und sprach, aber aus dem Zauber seiner Dialektik wurde ein Handwerk, ein Instrument zu bestimmten nützlichen Zwecken, aus der Biegsamkeit seines Geistes eine gewandte Klugheit des Verstandes. Statt die freie Forschung des Gedankens mit der Überlieferung auszugleichen, statt Rationalismus und Supernaturalismus, den abstracten Verstand mit der Hingebung des gläubigen Gemüthes zu versöhnen, schien er nur dazu da, die in der christlichen Welt erwachsenen Spaltungen mit der Leuchte seines hellen Witzes deutlicher herauszuheben; aber in dem Bemühen, die widerspenstigen Elemente des Glaubens und Denkens zu bezwingen, verlor er die Fäden für Beide aus der Hand, galt beiden Parteien für einen Abgefallenen und endigte mit einer völligen Isolirung seiner selber. Je mehr er den Gehalt des Christenthums dogmatisch abzufassen suchte, desto mehr schälte er sich von Allem los, was mit der Miene der Bestimmtheit unter seinen Zeitgenossen auftrat. Ursprünglich in Jacobi'scher und Fichte'scher Doctrin geistig erwachsen, wie seine »Monologe« noch den ganzen Jubel eines subjectiven Idealismus von sich strömten, sagte er sich auch von diesen wie von allen selbstständigen Gestaltungen der philosophischen Forschung los, weil er schnell die Unmöglichkeit erprüfte, auf diesen Wegen den Gehalt des Christlichen mit der Stimme des freien Bewußtseins in Einklang zu setzen. Den Gläubigen zu forschungslustig, wo nicht gar skeptisch, den Denkenden zu sehr gebunden an die Nöthigung des unmittelbaren Gefühls, sah er sich immer mehr dazu hingedrängt, das Christenthum in der Schwebe zwischen Unglauben und Aberglauben zu halten. Dies erschien ihm selbst als eine hohe Aufgabe, an die er alle Kräfte seines seltenen Geistes setzte, aber immer blieb es bei der Aufgabe, ja sogar bei den bloßen Versuchen, sich seine Aufgabe erst zum Bewußtsein zu bringen. Und so entfaltete er denn mit aller Sorgsamkeit, mit allem Scharfsinn und zugleich mit aller Scheu vor verderbnißvollen Ergebnissen in seiner »Glaubenslehre« das Princip, sich und jedes Dogma so zu stellen, daß keine Forderung frommer Bedürfnisse und kein Ergebniß der Wissenschaft ihm etwas anha-

Digitized by Google

ben könne. Dadurch, daß es seine Aufgabe war, erst zu ergründen, wie er sich zum Inhalt der Religion in ein Verhältniß zu setzen habe, verblieb er recht eigentlich in der Sphäre des Fichtianismus, nicht gebunden an dessen Einzelnheiten, denn wie er im »Athenäum« über die »Wissenschaftslehre« sprach, war bitter und lossagend genug, aber doch in diesem Zuge des Geistes, der nach Fichte's Doctrin sich außerhalb des Inhalts aller Dinge, Gottes und der Welt, befindet, und das Werk der Thätigkeit damit beginnt, sich selbst vor diesem Inhalte zu betrachten, um zu ihm eine Stellung zu gewinnen. Es war dies in der Geschichte der philosophischen Manöverkünste die Epoche vor Schelling, wo das für frei geltende Ich vor dem Inhalt dessen, was es erforschte, auf allerlei geistreiche und verschmitzte Weise hin und her voltigirte, bis sich durch Schelling erst zwischen Frage und Antwort ein ganz anderes Verhältniß ergab, wonach das forschende Individuum nur innerhalb des ersehnten Gegenstandes seine Stellung findet, und Gott über sich und sein Wesen nur inmitten seines eignen Gebietes Rede steht. Von dieser Mystik, die in Deutschland mit Schelling wieder philosophisch wurde, glaubte sich Schleiermacher, obschon er es nicht war, ganz frei. Die Ergebnisse seines Denkens aber fielen seinen Widersachern unrettbar in die Hände. Allen Parteien stand er mit seiner klugen Lehre gegenüber, denn die Klugheit seiner Doctrin hatte die Spaltung zwischen Gläubigen und Denkenden nur erst recht beleuchtet. So kunstfertig die Nothbrücke war, die er über die Kluft gebaut, so widerstrebend erschien das Hüben und Drüben, das er zu vermitteln getrachtet. Wenn man die Ergebnisse seiner Glaubenslehre betrachtete, wurde man irre an dem Manne, der Allen ein Anderer schien, den Gläubigen zu aufgeklärt und weltergeben, den Aufgeklärten zu sehr an die Überlieferung gebunden. Er hatte im Christenthum die Fülle der Weisheit und Göttlichkeit gefunden; daß er an den geschichtlichen Christus glaube, räumten ihm selbst seine Gegner ein; aber er hatte die Dreieinigkeit geläugnet, denn für ein Läugnen hielt man es, daß er dieses Dogma nicht für die Säule des Christenthums ansah, und es aus dem Bereich seiner Glaubenslehre verwies. Wenn er dann von der Göttlichkeit Christi erfüllt war, so nahm es Wunder, daß er nicht an die zweite

Digitized by Google

Person der Trinität glaubte und in dem Walten des heiligen Geistes nicht die Bestätigung und Festhaltung der Gottmenschgemeinschaft finden konnte; in seinen Reden am Pfingstfeste war eine kunstgewandte Deutelei; auf dem Katheder sprach er ganz schlicht sein Nichtanerkennen der Dreieinigkeit aus. Daß der ganze Umfang des Christlichen nicht aufgegangen sei in seiner Lehre, lag wohl nun klar am Tage, und während Steffens nur einfach sagte, Schleiermacher's Christenthum sei nicht das seinige, waren die Resultate der Schleiermacher'schen Doctrin schon längst von allen Seiten angegriffen, die Früchte seiner wissenschaftlichen Forschung zerschnitten und zerpflückt. Wer in die persönliche Nähe des Mannes gerieth und die Gewalt seiner Beredsamkeit über sich ergehen ließ, der wurde durch ihn auf wunderbare Art zum Christenthum bekehrt oder in ihm befestigt, und während die Wissenschaftlichen die Früchte seines Baumes als unzulänglich, falsch oder taub erklärten, stand die persönlich um ihn versammelte Gemeinde gewissermaßen im Blüthenduft seines Glaubenseifers, war erquickt und gelabt und fühlte die Wirkungen echt christlicher Erhebung und Begeisterung. So hatte sich trotz der Befehdung, die ihm von der protestantischen Theologie widerfuhr, um seine Person eine Gemeinde gebildet, die ihm unbedingt ergeben und von den Segnungen des christlichen Geistes, die seiner Rede entströmten, tief ergriffen blieb. Und der Zauber seines Wortes war auch von der seltensten Art. Dem Denkenden, der sich ihm nahte, entzündete er das Gefühl für das Göttliche im Christenthum, der Gläubige, der an seinen Lippen hing, ahnte in ihm den sichersten Zusammenhang seiner prüfenden Gedanken, der Person des Mannes und der geistigen Gewalt seines Ichs vertrauend, selbst wo in der Predigt des Meisters der letzte Hinweis auf die Sicherheit des überlieferten Glaubens fehlte. Schleiermacher's Rednerkraft war von der Seele des Christenthums belebt, eine wirklich biblische Zunge, keineswegs blos eine Weisheit sokratischer Doctrin. Es war ein Hauch unsterblichen Lebens, der ihn mitten im Strome seiner klügelnden Verstandessprache überraschte, eine Weisheit Gottes, die ihn mit dem Nimbus einer nahenden Verklärung überglänzte. War es dann Wehmuth, in die er ausbrach, so war diese Wehmuth keine Schwäche, keine Hinfälligkeit des Gefühls, denn sie war beredt, wie mit En-

Digitized by Google

gelszungen beflügelt. Ein Rausch des Entzückens erfaßte ihn, wenn er vom Zauber des Kreuzes sprach und die kleine weiße Hand über den greisen Kopf schwang, mit drohendem Finger, der zitternd gen Himmel wies, aber zugleich wie ein kriegerisches Signal aller Satzung, allem Herkommen, das der Buchstabe bringt, eine ewige Fehde ankündigte. In seiner Stimme, die schon immer hell und durchdringend war, lag ein schmetternder Ton, wenn er sein Veto ausrief über alle Gesetze der Welt, wenn sie von außen kamen oder die Überlieferung sie brachte. Der sinnende, still berechnende Blick seines klugen Auges leuchtete dann wie ein zündender Blitz; in seine mäßige Action, die sonst nicht aufzukommen vermochte im Wellenschlag der Rede, ging die Bewegung seines Innern über, und die kleine, wundersame Gestalt des Mannes schien aus sich selber herauszuwachsen, wenn er sich über den Rand der Kanzel bog, um einem Jeden an's Herz zu klopfen und auch im felsenfesten Unglauben die Quelle des Lebens zu entriegeln. Das war nicht unchristlich, wenn er so einem Jeden im eigenen Busen den wahren Inhalt der Bibel nachwies. Das konnte man nicht schwache Momente nennen: gab sich doch die Spürkraft seines ewigen Prüfens nie ganz gefangen; es waren nicht blos lichte Intervalle seiner sonst atomistischen Denkkraft, die mit dem Zweifel begann, um den Glauben zu finden; das waren die Ergebnisse seines innern Lebens, die besten Resultate seiner Forschung, der Calcül aller seiner Gemüthserfahrungen. Wenn jedoch seine Rede, die im Rausche des Augenblicks seine Hörer begeistert, sich zur Überlieferung durch die Schrift anschickte, so war es, als wären ihr plötzlich alle Blüthen abgestreift, die besten Ergebnisse seines Denkens sahen arm und nüchtern aus, wenn sie als Doctrin sich darlegten und der flüssige Geist seines Wortes sich in Paragraphen einfangen sollte. Hier galt es denn recht eigentlich, durch Kunst das Fehlende zu ersetzen, und in sokratischer Dialogik geübt, begann Schleiermacher's Schriftsprache, sobald sie eine Dogmatik anstrebte, jenes Gewebe von klugen Einschränkungen und berechneten Wendungen zu entfalten, hinter welchem sich seine Lehre gegen Widerspruch und Mißverständniß gesichert meinte. Seine dogmatische Sprache verglich er selbst einer Münze mit doppeltem

Digitized by Google

Gepräge, einem bildlichen auf der einen, einem dialektischen auf der andern Seite. Jenes sei für die Fühlenden, die Gläubigen, dieses für die Wissenden oder Denkenden, denn jenen gehöre die Person, das lebendige Wesen, diesen gebühre die Erkenntniß des ideellen Werthes. Wer aber die Münze völlig kennen lernen wolle, müsse beide Seiten betrachten, für beide den Sinn des Verständnisses haben. Hieraus erwuchs denn bei schwierigen Fragen für die Speculation eine Doppelbeleuchtung gefährlicher Art. Die Probleme, die sich in bildlicher Auffassung glücklich gelöst, unterlagen, sobald der ideelle Werth besichtigt wurde, einer neuen, ganz andern Prüfung. Was Schleiermacher für geschichtlich fest ausgab, davon wußte man nicht, ob er es auch ideell für richtig nahm; was er ideell für die Summe der Wahrheiten hielt, darüber war man ungewiß, ob er ihm nicht sein geschichtliches Dasein in Abrede stellte. Das Geschrei über Zweideutigkeit wurde allgemein gegen ihn, man sagte witzig, er habe im Nothfall für halb erledigte Fragen der Wissenschaft immer einen Doppelgänger in Bereitschaft, der er selbst sei und doch auch nicht. Von allen Seiten zog man aus, oft mit Stangen und Latten wie die Kriegsknechte, um den Geist seiner Lehre einzufangen, Viele glaubten ihn ergriffen und tödtlich getroffen zu haben, wußten aber nicht, ob nun dies seine eigene Gestalt oder sein Doppelgänger war. Wer sich selbst Blößen gab in der Hitze des Angriffes, dem leuchtete er heim mit dem ganzen Scharfsinn seiner durchdringenden Ironie, die auch ihrerseits nicht selten sich vergaß und aus Übermuth in grausame Spottlust ausarten konnte. Lag der streitliche Gegenstand außerhalb des Gebiets der Religion, so verführte ihn die Überlegenheit der geistigen Waffen, seine Gegner in einem Autodafé des Witzes völlig aufzuopfern. Schleiermachers Recension von Fichte's Grundzügen des Zeitalters war ein Exercitium der Spottlust, nicht minder seine Polemik gegen Friedrich August Wolf, gegen Theodor Schmalz und gegen Bunsen in dem »Sendschreiben an Ritschl.« Rahel sagte, Fichte habe Klauen im Kopf, Schleiermacher Messer. Wie er den Prediger Jenisch verfolgte, mag aber das Äußerste in persönlicher Verfolgung gewesen sein. Zu Anfang des Jahrhunderts, zur Zeit, als sich Schleiermacher mit den Schlegeln eng verbündet hatte, war unter dem Titel:

Digitized by Google

»Diogenes' Laterne« eine Schrift erschienen, die den Zweck hatte, das damalige berliner Triumvirat zu parodiren. Eine Titelkarikatur stellte die kleine Figur Schleiermacher's neben seiner damaligen Duzfreundin, einer großgewachsenen Dame, so vor, daß er ihr Pompadour zu sein schien. Man vermuthete, obschon es ungewiß blieb, den Prediger Jenisch als Verfasser des Pasquills, und Schleiermacher's Rache kannte selbst nach dem Tode des Mannes, der freiwillig starb, keine Grenze. Er kritisirte eines seiner Bücher in der jenaischen Allgem. Literat. Zeitung vom Jahre 1805, und schloß seine Bitterkeit gegen den unglücklich Geendeten mit den Worten: »Von dem Verdacht, daß er noch lebe, hat sich der Verfasser doch nun hinlänglich gereinigt.« Da guckte aus der Hülle Schleiermacher's der versteckte Voltaire hervor, der freilich nur wenn man ihn aufrief, Sprache gewann und sonst vor dem germanischen Tiefsinn des Mannes nicht auftauchte. Einen Sophisten aber nannte man ihn, als er nach langen Debatten die Liturgie anzunehmen sich entschloß und gleichwohl das Bekenntniß ablegte, daß seine Meinung über die Sache unverändert bleibe.

Nach und nach sah er sich lediglich auf das Gebiet der Theorie und der Doctrin beschränkt und hier galt es denn, seine Lehre gegen wissenschaftliche und kirchliche Widerlegung zu schirmen. Was bei persönlicher Aufreizung ein Zug Voltaire'schen Geistes geschienen, nahm hier auf dem Felde der theologischen Discussion die Miene eines sokratischen Lächelns an, das nicht selten auch um die Lippe des Mannes spielte und in seinem Auge selbst mitten im Strome weicher Gefühle durchblitzte. In dem zweiten »Sendschreiben an Lücke,« welches den Versuch zum Ausgleich mit den Gegnern seiner Glaubenslehre enthielt, sagte er mit jener lächelnden Wehmuth, die ihn am Spätabend seines Lebens auf eine rührende Weise kleidete, man habe einen eignen Rationalismus für ihn erfunden, weil man sein Wesen als Theolog gar nicht unterbringen könne in die vorhandenen Kategorien. Die streitigen Puncte liefen nämlich meist darauf hinaus, was nach seiner Ansicht im Christenthum als ein Natürliches und was als ein Übernatürliches anzunehmen sei. Einen ideellen Rationalismus, sagte er, nenne man seine Theologie, der darin bestehe, daß zugegeben werde, ein Natürliches

Digitized by Google

könne auch ein Übernatürliches sein. Allein er wisse doch noch einen bessern Rath. Wo nämlich Übernatürliches bei ihm vorkomme, da sei es immer ein Erstes, das aber hernach ein Natürliches als Zweites werde. So sei die Schöpfung übernatürlich, aber sie werde hernach Naturzusammenhang; so sei Christus übernatürlich seinem Anfange nach, aber er werde natürlich als eine menschliche Person; und so sei es auch mit dem heiligen Geist und der Kirche. So sei das, was seine Theologie bezeichne, eher ein Supernaturalismus, aber ein reeller. Was jedoch damit gewonnen sei, sehe er nicht ein, wie er sagte.

So schief und schwankend stellte sich die völlig sokratisirte Persönlichkeit Schleiermacher's zu den beiden theologischen Hauptparteien der damaligen Zeit. Niemals machte seine Weisheit einen Abschluß, weder mit sich, noch mit den streitigen Puncten, und dies unterschied sein Wesen auf das bestimmteste von allem systematischen Denken. Consequent war der Kreis seiner Glaubenslehre, von einem bestimmten Mittelpuncte aus, auf das sorgfältigste angelegt und durchconstruirt. Trafen die Radien nicht genau auf ein Dogma des überlieferten Kirchenthums, so suchte er allerdings die Unsicherheit des Überkommenen aufzuweisen, niemals irre an der vermeinten Richtigkeit seiner Rechnung, allein der Freiheit seiner Forschung that dann die Zaghaftigkeit seines Gemüthes Abbruch, er wich aus, vertuschte die Disharmonien zwischen seiner Lehre und dem Christenthum und ließ nicht selten das von seinem Standpunct aus völlig unrichtig Erscheinende in zweifelhaftem Bestand. Die Tugenden seines Herzens verhinderten ihn, das consequent Erschaute eben so folgerecht und ohne alle Sorge um verletzende Wirkungen auseinander zu legen; die Illusionen gläubiger Gemüther nahm er sich außerordentlich tief zu Herzen. So erwuchs im Geiste des Mannes jene Mischung von Kühnheit und Furcht, die nur die Geschichte seines innern Lebens erklären kann. Mit den Wissenschaftlichen sprang er rasch um, ihnen gegenüber ließ er die ganze Schärfe seines Verstandes walten; nur den Gläubigen, denen, die dem Leben und seinen Gefahren angehören, galt die sorgsame Scheu seines zarten Gefühls. So lange er gegen Rationalisten und Supernaturalisten seine Lehre zu vertheidigen

Digitized by Google

hatte, mochte er sich stets als Sieger erscheinen, weil er hier in dogmatischer Hinsicht auch wirklich Herr aller Stoffe war, allein in der Spätzeit seines Lebens sah er seine Doctrin von einer Religionsphilosophie überflügelt, auf deren Grund und Boden er nicht Stand hielt, und für deren Bekämpfung ihm die Waffen fehlten. Hegel's Speculation beseitigte sein dialektisches Christenthum und die Widerlegung der Schleiermacher'schen »Glaubenslehre« durch Rosenkranz war damals ein Ereigniß von Gewicht, weil es in der Geschichte der Wissenschaft eine Epoche abschloß. In der Hegel'schen Philosophie war nämlich ein von Theologen und Philosophen bisher vergeblich angestrebter Standpunct mühsam erreicht, von dem aus die Ergebnisse der forschenden Vernunft mit der überlieferten Religion in Harmonie gebracht zu sein schienen. Marheineke's Dogmatik war die erste vollständige Gestaltung dieses speculativen Christenthums. Was sich widerstreitend erwiesen in Sachen der Abendmahlslehre, was über die Göttlichkeit der Person Christi und über die Dreieinigkeit von der Mystik und von der Verstandesaufklärung behauptet, und nach beiden Seiten hin für unüberwindliche Spaltung gegolten, das erschien hier zum ersten Male als ausgeglichen auf dem Gebiete theologischer Forschung. Dies ging so zu sagen über Schleiermachers Horizont. Was von Daub, Hegel, Marheineke in theologischen Dingen angeregt und ausgeführt, war für ihn nicht mehr da, und als der permanente Sprecher dieser Societät, Rosenkranz, seine »Glaubenslehre« kritisch widerlegte, verlor er auch sein Lächeln auf der Lippe und half sich nothdürftig durch Ignoriren, oder sprach von der geschmacklosen Rohheit eines scholastischen Zeitalters, das mit den Hegelianern über Deutschland heranbreche. — Daß diese Furcht beseitigt wurde, hat er nicht mehr erlebt.

Ist eine Doctrin durch die Kritik einer nachfolgenden Zeit aufgelöst und vernichtet, so darf man nicht glauben, daß damit zu gleicher Zeit auch die Person dessen, der sie schuf, beseitigt sei. In der Doctrin liegen die Früchte vom Jahreslauf am Tage, und an den Früchten, heißt es freilich, sollt ihr sie erkennen; aber es fragt sich, ob es nicht blos Schuld eines trägen Herbstes war, was die Frucht auf falsche Weise gezeitigt und ob diesem herbstlichen Mißwachs nicht ein Frühling vorausging,

Digitized by Google

in dessen Blüthen sich ganz andere Hoffnungen verkündeten, die ein Spätsommer unerfüllt ließ. Es gibt in dem vielverzweigten, seltsam verstrickten Dasein der Menschen eine nicht geringe Anzahl von Gestalten, zwischen deren Blüthenleben und deren Fruchtzeit eine völlige Disharmonie waltet, so daß der Lebensherbst keine genügende Antwort gibt auf die Fragen, die ein schmeichlerischer Frühling brachte. Es ist allerdings eine Eigenheit des Genies, mehr zu geben als es Anfangs versprach; aber es gibt in der Geschichte der Menschen nur wenige Genies, in denen sich dies wie durch einen Wurf göttlicher Fügung vollbringt. Es gibt weit mehr Talente, bei denen auf große Anläufe nichts erfolgte als eine geringfügige Einfriedigung, die den letzten Nothbedarf zusammenfaßt. Es sind dies Naturen, die mit vollen Segeln, mit lustig wehenden Fahnen ausschifften und nach mancher Einbuße an Hab' und Gut, an Masten und rothen Wimpeln, mühsam oder leidlich einen Hafen gewinnen. Schleiermacher's Gedankenleben hatte, wie mich dünkt, ungefähr diesen Verlauf.

Es gab eine Zeit, wo ich an den Lippen dieses Mannes hing. Wenn die verwegene Stetigkeit seiner Verstandesforschung sich plötzlich umsetzte in einen Strom weicher Ergüsse, dann überraschte mich das Gefühl der Unzulänglichkeit des menschlichen Wesens, und ich lernte an einem großen Manne die Geringfügigkeit des Einzelnen begreifen, der an dem wunderbar verschlossenen Buch des Lebens von den sieben Siegeln nur wenige löst. Jetzt, nach langer Zeit, wo ich, vielfach abgekehrt von dem Wesen des Mannes, mir sein Bild nach allen Seiten zu erneuern suche, bietet sich mir derselbe Anblick des Widerstreites, wenn ich sein Anfangen und sein Beschließen bedenke. Nicht als ob ich jetzt lediglich Schwäche nennen möchte, was mir damals wie eine Tugend seines Gemüthes erschien, — darf man doch befürchten, daß eine große Reihe menschlicher Liebenswürdigkeiten vor dem Richterstuhl der absoluten Vernunft sich nur wie Schwächen und Unzulänglichkeiten darstellen dürften — aber mit der wiederholten Betrachtung der merkwürdigen Persönlichkeit Schleiermacher's ist mir jetzt der Anfang und die Vollendung seines Wesens, sein Frühling und sein Herbst, und Alles, was als Widerspruch in ihm zu Tage lag, in einen weiteren, größeren Zusammenhang

Digitized by Google

eingereiht. Man hat, muß ich sagen, wenn die Ergebnisse seiner Forschung widerlegt sind, weder seine Persönlichkeit, noch die Art und Weise seines Forschens beseitigt, weil sich diese verjüngen, mit zeitgemäß gestärkten Kräften den Anlauf erneuern kann. Was Schleiermacher als Zweifel aufwarf, war nicht lediglich von ihm selbst erhoben, es waren Zweifel der Menschheit überhaupt, die er aufnahm und später fallen ließ oder erledigte, je nachdem hierzu die Fähigkeit des Einzelnen hinreichte. Wo sich aber Stillstand erzeugt, sei's im Leben selbst oder in der Wissenschaft, da wird sich Schleiermacher's Geist bald wieder wach finden, um den Trägen durch die Lust des Widerspruchs keinen Frieden, keine gemächliche Ruhe zu gestatten. Und mich dünkt, in diesem Sinne ist mit ganz erneuten Waffen der Schleiermacher'sche Geist der Forschung erst ganz kürzlich wieder auf eine Weise lebendig geworden, wie sie der speculativen Religionsphilosophie, die sich mit den Lehren der Offenbarung ein für allemal in Eintracht glaubte, noch nicht gegenüber erschienen ist. Dieses neue Regen des Schleiermacher'schen Geistes sehen wir nämlich diesmal nicht außerhalb der Schule, wie der alte Schleiermacher diese Stellung einnahm, sondern innerhalb ihrer selbst, und mit allen Waffen gerüstet, die der Speculation selbst zu Gebote stehen. Wie sich Schleiermacher, lebte er noch unter uns, auf die neuesten Fragen der Theologie Antwort gesucht hätte, das kann man nicht erörtern wollen; es sind ganz neue Mittel gefunden für neue Ziele der Menschheit. Suchen wir hier des alten Lehrers eigenstes Wesen und in ihm Alles zu verdeutlichen, was sich als Widerspruch, Trennung und Mißwachs gestaltet hatte. Hierzu thut es noth, ihn in der Zeit seines Werdens, im Frühling seines innern Lebens aufzusuchen, die Periode seiner ersten Entfaltung zu beleuchten.

Es war in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts als sich Friedrich Schlegel und Schleiermacher in Berlin fanden. In Beiden athmete mit den frischesten Zügen der erste Jugenddrang. Die Verschiedenheit ihrer bisherigen Richtungen schien nur ein um so stärkerer Reiz zu sein, um ein gemeinsames Ziel zu finden für die Jedem eigenthümlichen Mittel und Wege. Ihre Freundschaft erhielt fast eine cameradschaftliche Innigkeit. Studium und Erholung ward bald gemeinschaftlich, die frühen

Digitized by Google

Morgenstunden vereinigten sie auf Spaziergängen im Thiergarten, der späte Abend fand sie bei Sala Tarone beisammen; der Austausch ihrer Kenntnisse, Gedanken und Einfälle war äußerst lebendig und innig. — Es gibt im Leben der modernen Jugend eine Epoche, wo sich in der Seele der Drang ankündigt, die ganze geistige Welt zu erobern. Dies Gelüst verrieth sich in Friedrich Schlegel's ersten Regungen. In seiner frühern Lebenssituation — er war eine Zeitlang Kaufmann gewesen — war ihm classische Bildung vorenthalten geblieben. Jetzt erwachte die Lust, das ihm Versagte zu gewinnen; das Studium des Alterthums wurde seine Lieblingsbeschäftigung. Zugleich regten sich schon zur Erfüllung dieser Richtung in seiner feurig strebsamen Natur jene romantischen Entzückungen, die später in ihm das Gemisch von sinnlicher Religiosität und religiöser Sinnlichkeit erzeugten. Im Jahre 1797 erschien Schlegel's erste bedeutende Schrift: »Die Griechen und Römer«, welcher ein Aufsatz über die platonische Diotima und über die Darstellung der Weiblichkeit in den griechischen Dichtern angehängt war. Ein Jahr darauf stellte er in der Fortsetzung jener Schrift, in seiner »Poesie der Griechen und Römer«, den echten Hellenismus auf, und beleuchtete daneben die Ausartungen des alexandrinischen und römischen Zeitalters.

Es regte sich damals in Deutschland auf mehreren Seiten die Hinneigung zum Hellenismus, den Friedrich August Wolf auf geniale Weise lehrte, Goethe in seine dichterische Person aufnahm. Man sah in der hellenischen Welt ein den modernen Zeitaltern unerreicht gebliebenes Gleichgewicht der äußeren und inneren Kräfte, eine vollendete Verkörperung des Geistes, eine Harmonie aller Lebenselemente, Freiheit und Schönheit in inniger Verschmelzung. Um diese Richtung metaphysisch zu sichern, war Plato nöthig; in seinem Umgang konnte sich dies Thema auf dem idealen Höhepunkt erhalten. Und hier begegneten sich Friedrich Schlegel und Schleiermacher. Dieser war einige Jahre zuvor Erzieher gewesen im Hause des Grafen Dohna auf Finkenstein in Preußen, war dann zu Berlin in Gedike's Schullehrer-Seminar getreten, im Jahre 1794 als Hülfsprediger in Landsberg an der Warthe ordinirt und zwei Jahre darauf nach Berlin zurückgekehrt, wo er das Predigtamt am Charitéhause

Digitized by Google

bekleidete. Bischof Sack hatte ihm einen Theil der Übersetzung der Blair'schen Predigten übertragen, auf dessen Anrathen hatte er auch Fawcett's Kanzelreden in zwei Bänden bereits übersetzt. Da trat er in Friedrich Schlegel's Gedankenkreise, deren weit gezogene Linien ihm eben so imponiren mußten, als die Gewaltsamkeit des Strebens und die feurige Inbrunst, mit welcher Schlegel Alles ergriff, was eigentlich ihn ergriff und bewältigte. Schlegel war in Bezug auf die Stoffe, die ihn beschäftigten, immer weit mehr der Ergriffene, als der Ergreifende, und verlor sich in den Elementen, denen er sich hingab, ohne sie zu beherrschen. Hierin war Schleiermacher sein entschiedener Gegenpol; aber daß sich das Entgegengesetzte sucht, macht eben den geheimen Reiz aus in aller Bildungsgeschichte und in den Entwickelungsprocessen des Geistes. Auch mochte Schleiermacher in des Freundes Naturell und Geistesart die Unmittelbarkeit des unbewußten Genies damals sehen und bewundern. Er brachte seinerseits zum Bunde nichts als geübte Sprachwaffen und die Fichte'sche Bildung mit, zu der sich bald der Form nach der Platonische Sokratismus gesellte. Die Fülle des Gehaltes regte Friedrich Schlegel an und danach bestimmte sich die Benutzung dieser Kräfte. Nicht blos die Verdeutschung des Platon ward gemeinsam unternommen, Schleiermacher steuerte auch zum »Athenäum« bei, das die Gebrüder Schlegel damals stifteten, und folgte den Gedankenspeculationen und dem Gefühlsinstincte des Freundes überall nach, bei aller Selbstständigkeit seines durchaus klaren und scharfen Bewußtseins. Hätte der Bund dieser Geister längere Dauer gehabt, so wäre jedenfalls für Friedrich Schlegel der größere Nutzen aus gegenseitiger Einwirkung ersichtbar geworden; denn ging auch schon von diesem das eigentlich anregende Princip aus für gemeinsames Schaffen und Streben nach einer neuen Weltanschauung, so hätte doch der feine Schleiermacher die tumultuarische Entwickelung des Freundes vor allen jenen Ausartungen behütet, in deren planloses Getriebe dieser gährende Kopf so bald hineingerieth. Friedrich Schlegel begann ein Hazardspiel mit den jungen Ideen der neuen Zeit; Schleiermacher hätte mit der Klugheit seiner elastischen Dialektik diese Wagnisse noch lange decken können. Die Heidenkinder des neuen Zeitalters bedurften der Taufe,

Digitized by Google

und Schleiermacher war der Mann dazu, selbst einer widerwärtigen, mißgestalteten Geburt, wie die »Lucinde« war, ein Prognostikon zu stellen, nach welchem dieser ungerathene Erstling der romantischen Muse Zeichen und Wunder an der Stirn trug. Schleiermacher hätte der neuen Richtung einen Halt gegeben, er hätte den Schlegel'schen Vorpostengefechten den Rükken gesichert. Er war zu mild und zahm geartet, zu innig und zu keuschen Geistes, um eine neue Bahn mit Keckheit zu eröffnen, aber er hatte die zähe Kraft der Seele, um in ihr auszudauern und alle ihre Consequenzen mit dem schärfsten Verstande zu schirmen. In diesem Bedürfniß des Anschmiegens lag keine Passivität, vielmehr eine liebenswürdige Fügsamkeit des Gemüthes, welche die frei'ste Entfaltung der eignen Geisteskräfte erst recht gestattete. Denn was für Elemente er in seinem Naturell gegeben fand, Freiheit der Denkart, Witz und satyrische Schärfe des trennenden Geistes, das trat niemals heller, als in jener Zeit hervor, und immer blieb das liebende Gemüth in Allem, was er zusammenhängend schrieb, regsam und fruchtbringend; das Ethische seines Wesens trieb ihn recht eigentlich dazu, das Leben innerlich und äußerlich freier gestalten zu helfen. Was als Bitterkeit oder grausame Spottlust angeklagt wurde, lag in dem Räderwerke seiner Verstandeskräfte, die er oft nur zu einem satyrischen Schachspiel verwandte; sein Gemüth hielt schon damals über die ganze Menschheit seine Schwingen gebreitet. Eines von den Heften des Athenäums brachte jene »Fragmente,« welche damals so viel Aufsehen erregten; sie eröffneten in aphoristischen Zügen den ganzen Kreis einer neuen Welt- und Lebensanschauung, die sich damals auf dem Boden der romantischen Schule entwickelte. Diese Fragmente waren von den beiden Schlegeln und Schleiermacher gemeinsam verfaßt, Erzeugnisse ihrer Wechselgespräche auf Spaziergängen oder im Abendkreise. Was der Eine anhob, führte der Andere aus oder zog die Fäden weiter, so daß es schwer sein möchte, aus diesem Gemeingut das Eigenthum jedes Einzelnen immer genau herauszufinden. Bei alle dem waren die drei Köpfe zu verschiedener Art, um sich in ihren Einfällen Tact zu halten. Manches in den Fragmenten verrieth die philosophische Äußerlichkeit August Wilhelm Schlegel's; Anderes ging aus dem

Digitized by Google

dringe hervor, die Ideen des Alterthums mit dem moder-
nen Zeitgeist zusammenzustellen, und ist in seiner philosophisch-
romantischen Verworrenheit unläugbar Friedrich's Eigenthum;
Schleiermacher ist in seiner Neigung, die ethische Welt zu ge-
stalten, an dem Stachel seiner Satyre und an dem Atticismus
seiner Lebensblicke erkennbar. Trotz dieser Unterschiedlichkeiten
bleibt die Bestimmung bei einzelnen Bruchstücken mißlich, und
schon deshalb dürfte hiervon nichts in die Sammlung der Schleier-
macher'schen Werke hinübergehen. Mag denn hier als Ergän-
zung der Versuch gelten, aus jenen Fragmenten das Schleier-
macher'sche herauszuheben. Manches davon trägt unzweifelhaft
das Gepräge seines Wesens in der Blüthe der Jugendkraft.

»Fragmente.«

»Nur die äußerlich bildende und schaffende Kraft des Men-
schen ist veränderlich und hat ihre Jahreszeiten. Veränderung
ist nur ein Wort für die physische Welt. Das Ich verliert
nichts, und in ihm geht nichts unter; es wohnt mit Allem, was
ihm angehört, seinen Gedanken und Gefühlen, in der Burg-
freiheit der Unvergänglichkeit. Verloren gehen kann nur das,
was bald hierhin, bald dorthin gelegt wird. Im Ich bildet sich
Alles organisch und Alles hat seine Stelle. Was du verlieren
kannst, hat dir noch nie angehört. Das gilt bis auf einzelne
Gedanken.«

»Sinn, der sich selbst sieht, wird Geist; Geist ist innere
Geselligkeit, Seele ist verborgne Liebenswürdigkeit. Aber die
eigentliche Lebenskraft der innern Schönheit und Vollendung ist
das Gemüth. Der Instinct der sittlichen Größe aber, den wir
Gemüth nennen, darf nur sprechen lernen, so hat er Geist. Er
darf sich nur regen und lieben, so ist er ganz Seele; und wenn
er reif ist, so hat er Sinn für Alles. Geist ist eine Musik von
Gedanken; wo Seele ist, da haben auch die Gefühle Umriß und
Gestalt, edles Verhältniß und eignes Colorit. Gemüth ist die
Poesie der erhabenen Vernunft, und durch Vereinigung mit
Philosophie und sittlicher Erfahrung entspringt aus ihm die
namenlose Kunst, welche das verworren flüchtige Leben ergreift
und zur ewigen Einheit bildet.«

Digitized by Google

»Was oft Liebe genannt wird, ist nur eine eigne Art von Magnetismus. Es fängt an mit einem beschwerlich kitzelnden en-rapport-Setzen, besteht in einer Desorganisation, und endet mit einem ekelhaften Hellsehen und viel Ermattung. Gewöhnlich ist auch einer dabei nüchtern.«

»Wer einen höhern Gesichtspunct für sich selbst gefunden hat, als sein äußeres Dasein, kann auf einzelne Momente die Welt aus sich entfernen. So werden diejenigen, die sich selbst noch nicht gefunden haben, nur auf einzelne Momente, wie durch einen Zauber in die Welt hineingerückt, ob sie sich etwa finden möchten.«

»Es ist schön, wenn ein schöner Geist sich selbst anlächelt; und der Augenblick, in welchem eine große Natur sich mit Ernst und Ruhe betrachtet, ist ein erhabener Augenblick. Aber das Höchste ist, wenn zwei Freunde ihr Heiligstes zugleich klar und vollständig erblicken und, ihres Werthes gemeinschaftlich froh, ihre Schranken nur durch Ergänzung des Andern fühlen dürfen. Es ist die intellectuelle Anschauung der Freundschaft.«

»Es wäre zu wünschen, daß ein transcendentaler Linné die verschiedenen Ichs classificirte, und eine recht genaue Beschreibung derselben ebenfalls mit illuminirten Kupfern herausgäbe, damit das philosophirende Ich nicht mehr so oft mit dem philosophirten Ich verwechselt würde.«

»Es ist ungleich gewagter, anzunehmen, daß Jemand ein Philosoph sei, als zu behaupten, daß Jemand ein Sophist sei. Soll das Letzte nie erlaubt sein, so kann das Erste noch weniger gelten.«

»Das gepriesene Saltomortale der Philosophie ist oft nur blinder Lärm. Sie nehmen in Gedanken einen erschrecklichen Anlauf und wünschen sich Glück zur überstandenen Gefahr; sieht man aber nur etwas genau zu, so sitzen sie immer auf dem alten Fleck. Es ist Don Quixote's Luftreise auf dem hölzernen Pferde. Auch Jacobi scheint mir zwar nie ruhig werden zu

Digitized by Google

können, aber doch immer da zu bleiben, wo er ist: in der Klemme zwischen zwei Arten von Philosophie, der systematischen und der absoluten, zwischen Spinoza und Leibnitz, wo sich sein zarter Geist etwas wund gedrückt hat.«

»Freundschaft ist partiale Ehe, und Liebe ist Freundschaft nach allen Richtungen, universelle Freundschaft. Das Bewußtsein der nothwendigen Grenzen ist das Unentbehrlichste und das Seltenste in der Freundschaft.«

»Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen. — Die zehn Gebote: 1. Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm; aber Du sollst Freundin sein können, ohne in das Colorit der Liebe zu spielen und zu coquettiren oder anzubeten. 2. Du sollst Dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbst geträumten oder fanatisirten; sondern Du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn siehe! die Natur, Deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmereien der Mädchen heimsucht an den Frauen bis in's dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle. 3. Du sollst an den Heiligthümern der Liebe auch nicht das Kleinste mißbrauchen, denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden. 4. Merke auf den Sabbath Deines Herzens, daß Du ihn feierst; und wenn sie Dich halten, so mache Dich frei, oder gehe zu Grunde. 5. Ehre die Eigenthümlichkeiten und die Willkür Deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe und sie kräftig leben auf Erden. 6. Du sollst nicht absichtlich lebendig machen. 7. Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte. 8. Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo Du nicht liebst. 9. Du sollst nicht falsch Zeugniß ablegen für die Männer; Du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken. 10. Laß Dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre.«

»Der Glaube. 1. Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und Weiblichkeit annahm. 2. Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehor-

Digitized by Google

chen oder um mich zu zerstreuen, sondern um zu sein und zu werden, und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, um mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen. 3. Ich glaube an Begeisterung und Tugend, an die Würde der Kunst und den Reiz der Wissenschaft, an Freundschaft der Männer und Liebe zum Vaterland, an vergangene Größe und künftige Veredelung.«

»Verstand ist mechanischer, Witz ist chemischer, Genie ist organischer Geist.«

»Die passiven Christen betrachten die Religion meistens aus einem medicinischen, die activen aus einem mercantilischen Gesichtspunkte.«

»Man kann sagen, daß es ein charakteristisches Kennzeichen des dichtenden Genies ist, viel mehr zu wissen, als es weiß, daß es weiß.«

»Werth ist vielleicht kein Volk der Freiheit, aber das gehört vor das forum Dei.«

»Die Religion ist meistens nur ein Supplement oder gar ein Surrogat der Bildung, und nichts ist religiös im strengen Sinne, was nicht ein Product der Freiheit ist. Man kann also sagen: Je freier, je religiöser, und je mehr Bildung, je weniger Religion.«

»Einige haben Genie zur Wahrheit; viele haben Talent zum Irren. Ein Talent, dem eine eben so große Industrie zur Seite steht. Wie zu einem Leckerbissen sind oft zu einem einzigen Irrthume die Bestandtheile aus allen Weltgegenden des menschlichen Geistes mit unermüdlicher Kunst zusammengeholt.«

»Je mehr man schon weiß, je mehr hat man noch zu lernen. Mit dem Wissen nimmt das Nichtwissen in gleichem Grade zu, oder vielmehr das Wissen des Nichtwissens.

Digitized by Google

»Was man eine glückliche Ehe nennt, verhält sich zur Liebe, wie ein correctes Gedicht zu improvisirtem Gesang.«

»Mystik ist, was allein das Auge des Liebenden sieht an dem Geliebten. Jeder mag seine Mystik für sich haben, nur muß er sie auch für sich behalten. Es gibt wohl viele, die das schöne Alterthum travestirten, gewiß aber auch einige, die es mystificiren und also für sich behalten müssen. Beides entfernt von dem Sinn, in dem es rein genossen, und von dem Wege, worauf es zurückgebracht werden kann.«

»Sie jammern immer, die deutschen Autoren schrieben nur für einen kleinen Kreis, ja oft nur für sich selbst unter einander. Das ist recht gut. Dadurch wird die deutsche Literatur immer mehr Geist und Charakter bekommen. Und unterdessen kann vielleicht ein Publicum entstehen.«

»Ächt geselliger Witz ist ohne Knall. Es gibt eine Art desselben, die nur magisches Farbenspiel in höheren Sphären ist.«

»Da man jetzt überall moralische Nutzanwendungen verlangt, so wird man auch die Nützlichkeit der Portraitmalerei durch eine Beziehung auf häusliches Glück darthun müssen. Mancher, der sich an seiner Frau ein wenig müde gesehen, findet seine ersten Regungen an den innern Zügen ihres Bildnisses wieder.«

»Unter den Menschen, die mit der Zeit fortgehen, gibt es manche, die, wie die fortlaufenden Commentare, bei den schwierigen Stellen nicht still stehen wollen.«

»Dafür ist das Zeitalter noch nicht reif! sagen sie immer. Sollte es deswegen unterbleiben? — Was noch nicht sein kann, muß wenigstens immer im Werden bleiben.«

»Es gibt verdiente Schriftsteller, die mit jugendlichem Eifer die Bildung ihres Volkes betrieben haben, sie aber da fixiren wollen, wo die Kraft sie selbst verließ. Dies ist umsonst:

Digitized by Google

wer einmal, thöricht oder edel, sich bestrebt hat, in das Ganze des menschlichen Geistes mit einzugreifen, muß mit fort, oder er ist nicht besser daran, als ein Hund im Bratenwender, der die Pfoten nicht vorwärts setzen will.«

»Schöner Muthwille im Vortrage ist das Einzige, was die poetische Sittlichkeit lüsterner Schilderungen retten kann. Sie zeugen von Schlaffheit und Verkehrtheit, wenn sich nicht überschäumende Fülle von Lebenskraft in ihnen offenbart. Die Einbildungskraft muß ausschweifen wollen, nicht dem herrschenden Hange der Sinne knechtisch nachzugeben gewohnt sein. Und doch findet man unter uns meistens die fröhliche Leichtfertigkeit am verdammlichsten; hingegen hat man das Stärkste in dieser Art verziehen, wenn es mit einer phantastischen Mystik umgeben war. Als ob eine Schlechtigkeit durch eine Tollheit wieder gut gemacht würde.«

»Duclos bemerkt, es gebe wenig ausgezeichnete Werke, die nicht von Schriftstellern von Profession herrühren. In Frankreich wird dieser Stand seit langer Zeit mit Achtung anerkannt. Bei uns galt man ehedem weniger als nichts, wenn man blos Schriftsteller war. Noch jetzt regt sich das Vorurtheil hier und da; aber die Gewalt verehrter Beispiele muß es immer mehr lähmen. Die Schriftstellerei ist, je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Tagelöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Wissenschaft und eine Tugend.«

»Als vorübergehender Zustand ist der Skepticismus logische Insurrection; als System ist er Anarchie. Skeptische Methode wäre also ungefähr eine insurgente Regierung.«

»Schön ist, was zugleich reizend und erhaben ist.«

»Das Erste in der Liebe ist der Sinn für einander, und das Höchste der Glaube an einander. Hingebung ist der Ausdruck des Glaubens, und Genuß kann den Sinn beleben und schärfen, wenn auch nicht hervorbringen, wie die gemeine Mei-

Digitized by Google

nung ist. Darum kann die Sinnlichkeit schlechte Menschen auf eine kurze Zeit täuschen, als könnten sie sich lieben.«

»Es gibt Menschen, deren ganze Thätigkeit darin besteht, immer Nein zu sagen. Es wäre nichts Kleines, immer recht Nein sagen zu können; aber wer weiter nichts kann, kann es gewiß nicht recht. Der Geschmack dieser Negaten ist eine tüchtige Scheere, um die Extremitäten des Genies zu säubern; ihre Aufklärung eine Lichtputze für die Flammen des Enthusiasmus; und ihre Vernunft ein gelindes Laxativ gegen unmäßige Lust und Liebe.«

»Moderantismus ist Geist der castrirten Illiberalität.«

»Prüderie ist Prätension auf Unschuld, ohne Unschuld. Die Frauen müssen wohl prüde bleiben, so lange Männer sentimental, dumm und schlecht genug sind, ewige Unschuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fordern. Denn Unschuld ist das Einzige, was Bildungslosigkeit adeln kann.«

»Vielleicht würde eine ganz neue Epoche der Wissenschaften und Künste beginnen, wenn die Symphilosophie und Sympoesie so allgemein und so innig würde, daß es nichts Seltenes mehr wäre, wenn mehrere, sich gegenseitig ergänzende Naturen gemeinschaftliche Werke bildeten. Oft kann man sich des Gedankens nicht erwehren, zwei Geister möchten eigentlich zusammengehören, wie getrennte Hälften, und nur verbunden Alles sein, was sie könnten. Gäbe es eine Kunst, Individuen zu verschmelzen, oder könnte die wünschende Kritik etwas mehr, als wünschen, wozu sie überall Veranlassung findet, so möchte ich Jean Paul und Peter Lebrecht combinirt sehen. Gerade Alles, was jenem fehlt, hat dieser. Jean Paul's groteskes Talent und Peter Lebrecht's phantastische Bildung, vereinigt, würden einen vortrefflichen romantischen Dichter hervorbringen.«

»Nichts ist kläglicher, als sich dem Teufel umsonst ergeben; z. B. schlüpfrige Gedichte machen, die nicht einmal vortrefflich sind.«

Digitized by Google

»Der Selbstmord ist gewöhnlich nur eine Begebenheit, selten eine Handlung. Ist er das erste, so hat der Thäter immer Unrecht, wie ein Kind, das sich emancipiren will. Ist er aber eine Handlung, so kann vom Rechte gar nicht die Rede sein, sondern nur von der Schicklichkeit. Denn dieser allein ist die Willkür unterworfen, welche Alles bestimmen soll, was in den reinen Gesetzen nicht bestimmt werden kann, wie das Jetzt und das Hier, und Alles bestimmen darf, was nicht die Willkür Anderer und dadurch sich selbst vernichtet. Es ist nie Unrecht, freiwillig zu sterben, aber oft unanständig, länger zu leben.«

Dieser letzte Satz dürfte als ein schlimmes Erbtheil der Fichte'schen Doctrin anzusehen sein, nach welcher die Freiheit des Ichs als von allem Weltzusammenhang losgerissen erscheint. Wie dies mit der später ausgebildeten Glaubenslehre Schleiermacher's verträglich sei, ist gar leicht zu erkennen. In diesem freien Willen des losgebundenen Ichs liegt ja überhaupt die Befähigung zur Sünde und die Möglichkeit der Moral. In dem Subjecte liegt jedoch — wie Schleiermacher später lehrte — ebenfalls als etwas Angeborenes das Bewußtsein des Christlichen, das Unabhängigkeitsgefühl von Gott und die Ahnung, durch freien Entschluß an der Erlösung von der creatürlichen Willkür Theil zu haben. Aus dieser Ahnung erwächst die Liebe zum Erlöser, und in ihr liegt die ganze Basis, der Nerv und der Mittelpunkt der Christuslehre. Je mehr Schleiermacher dem Individuum eine bis zur Willkür ausartende Freiheit zuerkannte, desto mehr war es sein Geschäft, die Hinneigung zur Person Christi zum festen Bewußtsein zu gestalten. Hierin liegt das durchaus Evangelische seiner Glaubenslehre; Liebe und Erlösungsbedürftigkeit sind in seiner Doctrin vielleicht auch das Einzige, was mit dem überlieferten Christenthum harmonirt; alles Andere, was dem Dogma angehört, gab er dem subjectiven Dafürhalten preis. Mag jedoch unser Blick bei seiner damaligen Entwickelung stehen bleiben. In den »Fragmenten« findet sich noch ein längeres Stück, das unter den Triumvirn des Bundes nur ihm angehören kann. Es handelt (S. 95—99) über Offenheit und Verschlossenheit des Charakters. Dies war ein Thema Schleiermacher's. Man solle,

Digitized by Google

heißt es dort, nicht, wie Landedelleute, allen Kommenden seine Habseligkeiten zeigen, nicht immer Silhouetten von sich schneiden und herumreichen, nicht immer sein eigner Castellan sein. Wie ein Kunstwerk müsse sich die geistige Person hinstellen, offen vor den Augen der Menschen, und ihnen doch verschlossen, sofern diese nicht Sinn und Studium mitbrächten, um es zu verstehen und seine, ob auch offen preis gegebenen, doch immer geheimen Schönheiten zu begreifen. So sei man in dem Besitz eines Jeden, aber nur nach dem Maße der eignen Fähigkeiten. Hierin blieb sich Schleiermacher, dünkt mich, treu. Deshalb für ihn schon früh das Bedürfniß, in dialektischen Gesprächsformen den Gehalt seiner Ansichten künstlich zu entwickeln. Auch in manchen seiner schönsten Predigten sprach er wie ein Anwalt für den Clienten, um den Proceß, den das Individuum gegen Gott führt, zu schlichten. Nie erschien er auf der Kanzel wie ein Senator, der die Gesetze Gottes von oben herab proclamirt, immer war er der Tribun, der für die Menge seine Stimme erhebt, für die Rathlosen und Hülfsbedürftigen Partei nimmt. Das war die Maxime des großen Redners, durch die er wunderartig wirkte. Nicht selten aber gerieth er dadurch zum Publicum, wie zu der Quelle, aus der er schöpfte, in eine schiefe, jedenfalls sehr gekünstelte Stellung. Es wurde ihm zur bloßen Form, hinter welcher seine eigentliche Ansicht nicht vollständig hervortrat. Eben so wurde sein ganzer Styl ein angenommenes Kleid, das er den sokratischen Redeformen entlehnte. In den »Monologen« waltete ganz uneingeschränkt der Strom seines eignen Naturells, hier gab er sich selbst preis mit Allem, was er sich aus der philosophischen Weisheit der damaligen Zeit erworben und angeeignet hatte; dies Buch war eine glänzende Vergötterung der Ichheit. Zu einer Theologie konnte er es in dieser Richtung nicht bringen, und den Geheimnissen des göttlichen Lebens gegenüber mußte er auf einen andern Styl bedacht sein. In den »Reden über die Religion« machte er den ersten Versuch zu jener Ausdrucksart, in welcher er bei seiner unausgesetzten Beschäftigung mit den platonischen Dialogen nach und nach für immer die ihm gemäße Methode sah. Nicht ohne Mühe fand er diese Tonart der Rede für sich auf, er hat lange nach Form und Ausdrucksweise herumgesucht. Er ging sogar

Digitized by Google

lange Zeit damit um, als Hauptwerk seines Lebens einen Roman zu schreiben, wie etwa »Wilhelm Meister.« Als Studium dazu wollte er zuvor eine Reihe Novellen liefern, die besonders auch das Leben der untern Stände schildern sollten; einem Freunde hatte er oft davon gesprochen. Mit der »Weihnachtsfeier« machte er jedoch ein für allemal den Abschluß für dichterische Gestaltungen seiner Gedanken, und schon vorher, sobald er seine »Encyklopädie« geschrieben, gehörte er dem Gebiete der theologischen Disciplin an, das er nicht wieder verließ. Je mehr er in Doctrinfragen hineingerieth, desto weitbauschiger wurde sein Styl, er wuchs mit seinem Talente zum Ausbiegen und gewandten Modificiren. Seine Schreibart entsprach durchaus nicht der Elasticität seines Denkens, er baute seine Diction immer architektonischer aus und vermied die Schwerfälligkeit nur auf Kosten weitschweifiger Umstände. Schleiermacher erschien mit seinem Styl wie ein kleiner Mann, der einen langen Talar, den er müde wird vorn zu einem Sinus zusammenzufassen, abwechselnd hinter sich nachschleppen läßt. Er fühlte auch selbst das Verfehlte seiner Schreibweise, so gut er sich der Unform seines Wuchses bewußt war. Er war in der letzten Beziehung sogar der Meinung, daß dergleichen zurückwirke, und soll einmal geäußert haben, er könne in Allem, was er schreibe, ja fast in jeder Periode, eine schiefe Richtung, einen mangelhaften Flecken, eine Spur von Gebrechen nachweisen. Dabei schien er freilich nicht zu wissen, daß er redend in einem Strome sich bewegte, den die Schnelligkeit seiner Gedanken pfeilschnell trieb, und dessen breites Wellenbett der Blitz seiner Zunge vergessen ließ. Auch hätte seinem Style eine kurze Taille nicht geziemt; seine Eloquenz ging nicht darauf aus, von diesem oder jenem zu überzeugen; seine Redekraft hatte immer das Ziel, den ganzen innern Menschen, zu dem er sprach, zu erfassen und umzugestalten. So waren auch die vielen langen Glieder seiner Schreibperioden nur eben so viel Arme, um den Leser von allen Seiten zu umspannen. Was freilich auf die Länge hin zu einer gequälten Manier führte.

Schleiermacher's enges Verhältniß zu Friedrich Schlegel dauerte, so lange der persönliche Umgang es festhielt, bis zum Jahre 1802, wo Schlegel mit seiner nachherigen Gattin nach

Digitized by Google

Paris ging, um für seine speculativen Gesellschaftsreformen ein weiteres Feld zu finden. Dieser gährende Kopf fühlte sich in jener Periode von dem Luftzuge des neuen Zeitgeistes lebhaft ergriffen; in diesem Luftzuge trug er aber blos den Schnupfen davon und schrieb die »Lucinde,« jenes ungeschickte Programm der neuen Doctrin. Das Wesen des Hellenismus, den man damals zu verdeutschen strebte, sah man vornämlich in einer Lüftung der Gesellschaftsbande, in einer Freigebung der Geschlechter, in den Verhältnissen der gegenseitigen Neigung; auch die Goethe'sche Poesie hat ihre schönste Bedeutsamkeit in der Verklärung der sinnlichen Lebenselemente. Friedrich Schlegel's Enthusiasmus für die Sinnlichkeit mochte damals an einer bestimmten Neigung, die sich der bürgerlichen Ordnung entzog, seine Nahrung finden, aus dem Studium des Alterthums war sein Eifer erwachsen, in dem allgemeinen Hindrängen der Zeit erzogen. Eine übereilte Mißgeburt ohne poetische Gliederung, ohne befruchtende Gestaltung, nur als eine hitzige Vorrede zu einer neuen Romanpoesie, erschien die »Lucinde« im Jahre 1799. Schleiermacher nahm dies für einen wichtigen Anfang, er stand ganz in dem Zuge der Zeit, war ganz erfüllt von Schlegel's lärmender Persönlichkeit, und sah in dem Wollen schon das Vollbringen. Er schrieb seine »Briefe über die Lucinde,« ohne zu ahnen, wie weit hinausgerückt über dies Buch und seinen Autor er schon in diesen Documenten seiner damaligen Richtung erschien. Er faßte das Thema an seinen feinsten und sublimsten Spitzen. Wer so viel Witz hatte, von dem konnte man glauben, daß er jederzeit schon aus Mangel an heißem Blut sehr ruhig dachte: aber er führte die Sache als ein warmer Anwalt der natürlichen Gefühle. Wie es zu seiner Zeit keine Religion mehr gab in der vornehmen Welt, so fand Schleiermacher auch keine Liebe vor, nur Prüderie oder Ausschweifung. In dieser brieflichen Abhandlung über die falsche Scham und die »Engländereien der Liebe,« wie er's nannte, zeigte sich der feine Spiritualismus des Mannes auf die glänzendste Art. Er gab ein Evangelium dessen, was im Umgang der Geschlechter Freundschaft und Liebe sei, einen Idealismus des persönlichen Glückes, eine Feier des ehelichen Lebens. Ohne Freiheit dachte sich Schleiermacher keine Religion, keinen Staat,

Digitized by Google

kein Familienleben, und so zeigte er, wie die zarten Geheimnisse der Menschheit erst durch die Freiheit des Willens, durch das Bewußtsein der Neigung, geadelt erschienen. So proclamirte er in jenen Briefen auch die Freiheit des weiblichen Herzens; der siebente Brief Eleonorens an Friedrich war der Triumph seiner Meinung. Und in die Doctrin mischte sich damals sein persönliches Bedürfniß. Er wollte geliebt sein und war es nicht. Es war ihm nicht beschieden, auf gewöhnlichem Wege, durch seine äußere Erscheinung, Liebe einzuflößen. Nur wenn eine Achtung, die man ihm zollte, alle die Subtilitäten seines nervenzarten Geistes sich verständlich machte, konnte ihm ein ungewöhnliches Herz huldigen. Diesen Genuß einer Huldigung, die von innen nach außen wirkt, verschaffte er sich selbst, indem er jene Briefe Eleonorens an ihn selber schrieb und sich in die Illusion einer weiblichen Hinneigung versetzte. Er hatte damals wie man sagt, ein Verhältniß solcher Art, das von leisen, geistigen Fäden gewebt war. Wenn je ein Wesen, so war Schleiermacher's Natur der Liebe bedürftig, vielleicht um so mehr, je seltener er sie einflößte. In der Aussicht, den geistig gepflegten Bund zu einem leiblichen Bande zu gestalten, nahm er zu derselben Zeit, als Friedrich Schlegel Berlin verließ, eine Predigerstelle in Stolpe an. Das Verhältniß zerschlug sich jedoch, sobald die persönliche Einwirkung aufhörte; Schleiermacher erfuhr den Schmerz, nicht geliebt zu werden, wo er liebte, und erst später sollte ihm die Gunst eines ehelichen Lebens zu Theil werden.

Mit Friedrich Schlegel hörte bald nach der Entfernung jede Gemeinsamkeit des Strebens auf. Während Schleiermacher darauf sann, für die weit ausgeschickten Linien seines Denkens ein Centrum zu suchen, um sich in der Wissenschaft der Theologie sicher zu stellen, war Friedrich Schlegel ebenfalls bemüht, irgendwie einen Haltpunkt zu finden, nur daß er dabei wie ein Mann erschien, der das Centrum immer in den Peripherien sucht. Schleiermacher lenkte seitdem zurück, und fing an, sich zu beschränken. Friedrich Schlegel zerfuhr in's Weite und verschwärmte seine Kraft. Ein dauerndes Einwirken Beider auf einander wäre heilbringend gewesen für die Speculation in religiösen, literarischen und socialen Dingen, so aber trennte sich

Digitized by Google

auch hier im deutschen Leben ein Süden und ein Norden; jener suchte für seine lärmende Gemüthsbewegung die katholische Ruhe, dieser verfiel in die ruhelose Dialektik seiner protestirenden Forschung. Schlegel nannte den Freund bald einen Abtrünnigen, der die gemeinsame Heraufbildung aller Lebenselemente aufgegeben und sich furchtsam seine Sphäre verengte. Schleiermacher sah dem tumultuarischen Treiben Friedrich Schlegel's mit Lächeln zu, aber er schwieg, aus Pietät vor dem eignen Gefühl früherer Anhänglichkeit.

Dies Bedürfniß des Anschmiegens lag nicht blos in Schleiermacher's Character; er hielt es für ein Talent, das man bilden müsse. Die Lust an Gegensätzen und Reibungen verschiedener Naturen war ein geselliger Zug in ihm, aber wie er die Dialektik im Umgang als Liebhaberei pflegte, so entfernte er mehr, als er anzog. Es schien überhaupt seine Schicksalslast, abzustoßen, wo er sich hinneigte, scharf zu werden, wo er blos reizen wollte; er mißgriff sich in den Tönen der Umgangssprache, und nur mit Gustav von Brinkmann blieb er in ungestörtem Freundschaftsverkehr. Dieser war bei der schwedischen Gesandtschaft in Berlin gewesen; ihm war eine der frühesten Schleiermacher'schen Schriften gewidmet. Auf der scandinavischen Reise, die Schleiermacher am späten Abend seines Lebens noch unternahm, sah er den Freund in Stockholm wieder. Nachdem sein Verhältniß mit Schlegel aufgelöst war, ohne daß ihm durch die Dauer einer weiblichen Neigung, die er in jener Eleonore selbst geschildert, ein Ersatz geboten wurde, fand er später in Halle einen Kreis, wo ihm der Genuß des Umgangs zu Theil zu werden schien. Wer die Gaben seines Geistes in ihrem Umfang kannte, mußte ihm huldigen, sobald die Sprache seines Gemüthes laut wurde. Und wo Schleiermacher liebte, fühlte sich seine ganze Natur gehoben und gekräftigt, um das Leben mit allen seinen Fragen zu begreifen: wo ihm der Schimmer der Gegenneigung versagt war, fiel er furchtsam in sich zusammen und strengte sich dann vergebens an, die Waffen seines Geistes zu schärfen. Er nahm die Geschlechtsneigung für den Beginn der eigentlichen Lebensordnung, und während die absolute Philosophie eine Anthropologie voller Barbarismen predigt, wird man, sobald es sich um die Erziehung der Persönlichkeit handelt,

Digitized by Google

noch immer auf die ethischen Glaubenssätze des freisinnigen Schleiermacher zurückgehen. Diese liebenswürdige Seite seiner Wissenschaft wird von der Nachwelt hochgeachtet bleiben. In der Dialektik der Gefühle ist Schleiermacher der feinste Theoretiker. Er hatte in der Geschichte seiner Neigungen schicksalsvolle Erlebnisse, die ihn in die Enge der tiefsten Verzagtheit trieben, während er sonst für den Mann galt, dessen überwiegender Verstand das Leben zu bezwingen wüßte. Sein Verstand war aber nur der raffinirte Koch, der Alles aufbietet für eine Mahlzeit, an welcher das Herz sich labt. Daß ihm dieser Koch im Umgang mit Menschen das Mahl versalzte oder verpfefferte, war eine deutsche Ungeschicklichkeit, die allerdings auch im Schreiben den feinen Atticismus seiner Lebensart störte. Es mag einem seiner Zeitgenossen überlassen sein, Schleiermacher in Halle zu beleuchten, wo er, völlig frei von den Einflüssen einer ihm allzu nahe stehenden Persönlichkeit, mit der Abfassung seiner theologischen »Encyklopädie« sein Gebäude als Religionslehrer gründete und im Gefühl der Unabhängigkeit von Friedrich Schlegel den Plato allein zu übersetzen begann. Seitdem in der Wissenschaft auf sich verwiesen und zum Alleinstehen gedrängt, fand er damals für den Beginn seiner Vereinsamung in den Sphären des Privatlebens Entschädigung. Man sprach sogar von seiner Verweichlichung im Reinhardt'schen Kreise. Allerdings mochte er damals alle weicheren Seiten seines Wesens als Mensch um so mehr herauskehren, je härter und fester er sich in der Wissenschaft hinstellte und nach einer dogmatischen Gliederung der Theologie strebte, die ihn mit allen Meinungsclassen verfeindete. Das Glück persönlicher Genugthuung verscheuchte aber damals das spätere Wohlgefallen an seinen scheidenden und negirenden Geisteskräften; er schrieb damals seine »Weihnachtsfeier,« dies poetische Denkmal seines toleranten Christenthums. Auch mögen kleine Sinngedichte jener hellenischen Periode anheimzustellen sein. Es gehörte mit zu dem Atticismus seines Wesens, den geselligen Verkehr mit den Gaben des Witzes zu würzen; dialektische Spiele waren im Ernst wie im Scherz seine Leidenschaft, seine Liebhaberei, seine Lebensklugheit, später, im Drange der theologischen Meinungen, sogar seine Rettung. Da man in seinen gesammelten Schriften schwerlich alle seine Räthsel und

Digitized by Google

Epigramme finden wird, so mögen diese kleinen Kinder seiner Laune hier ihren Platz haben.

Die beifolgenden »Epigramme« standen vor dreißig Jahren in einem Almanach; die »Charaden,« gesellschaftliche Improvisationen aus dem Jahre 1807, fanden sich vor vierzehn bis sechszehn Jahren in einem leipziger Taschenbuch.

Epigramme.

Erfahrung.

Schau' dem entflohenen Glück nicht nach! In den Nacken gezaubert
Wächst aus der Gorgo Haupt ihm die versteinende Kraft.

Verständigung.

Wenn von dem Glauben Du hörst in der Weisheit neuerer Schulen
Unverständlich Gespräch: lerne nur dieses daraus,
Daß auch leere Vernunft doch hin zu der göttlichen Dichtung
Lebenerfüllender Kraft, aber vergebens, sich sehnt.

Bescheidene Bitte.

»Schweiget und hört — ruft's dort — nichts taugt, wer mich nicht verstehet;
Auch was ich nicht versteh', Leute, bedeutet nicht viel!«
O vortrefflicher Mann! wir flehen: verstehe dich selber,
Daß doch noch einiger Werth bleibe der kläglichen Welt.

Das Höchste.

Dir ist das Höchste die Kunst; dem heißet der Gipfel die Liebe.
Liebst denn bildend nicht Du? Bildet nicht liebend auch er?
Sträflicher Frevel wird Kunst, entbehrt sie der heiligen Liebe;
Liebe nur leeres Geschwätz, wo nicht die Kunst sie beseelt.

Von Solon.

Wolken, entstürzet herab des Schnees Gestöber, den Hagel,
So wie des Donners Gewalt, zeuget der leuchtende Blitz.
Sturmes Getös, in die Tiefe sich wühlend, schüttelt das Meer durch;
Rühret es Keiner, erscheint's eben vor Allen und sanft.
So durch gewaltige Männer zerrütten sich Staaten, in Herrschers
Knechtschaft sinket das Volk, richtiger Kunde beraubt.

Digitized by Google

Charaden.

1.

Das Erste birgt das Herz, das Zweite zeigt die Seele,
Doch kommt dem Ganzen zu, daß Leib und Fuß ihm fehle.

2.

Mein Erstes ist der Charitinnen Spiel,
Das Zweite läuft in Wäldern wild umher,
Das Ganze quält sich ab in Straßen kreuz und quer,
Und ist der Kinder Lust und ihres Spottes Ziel.

3.

Wohl dem Jüngling, dessen Erstes so sein Zweites ist,
Daß er auch des reichsten Ganzen gern dabei vergißt.
Wohl dem Mädchen, die als Erstes zu dem Zweiten
Viel bewundert auch das Ganze kann begleiten.

4.

Steh'n, wie das Erste sagt, wird sehr gesucht,
Des Zweiten Ruhm begehren wohl fast Alle,
Das Ganze wird von Vielen gar verflucht,
Und hat es wer, so hofft man, daß er falle.

5.

Was in dem ersten Paare man hat, das erhaschet das Ganze,
Merkt man es zeitig genug, so schreit man: haltet das Letzte.

6.

Aus eines Gottes Mißgeschick,
Und eines Mädchens liebescheuer Bitte
Entsprangen einst die ersten Zwei; das Dritte
Gewinnet und verliert der Liebe erstes Glück;
Das Ganze wird durch Liebe nicht erworben,
Am schönsten durch die Macht der Kunst,
Am häufigsten doch durch des Glückes Gunst
Und dann, ach, hat es oft der Liebe Glück verdorben.

7.

Mein Erstes glüht die Sonne zart;
Mein Zweites glüht, dann wird es hart;
Mein Ganzes faßt, was neue Gluth
Ergießt in Euer Blut.

Digitized by Google

8.

Durch dichte Nacht drängt sich mein erstes Sylbenpaar,
Auf zartem Weiß stellt sich das Zweit' am schönsten dar.
Mög' oft das Ganze Dein erwachend Aug' erfreun.

9.

Aus zarten Blumen wird das Erste zubereitet,
Von fernen Sternen her das Zweit' uns zugeleitet,
Das Ganze seht Ihr oft in schön geschmückten Zimmern
Weit über Sternen hoch und über Blumen schimmern.

10.

Zum Ersten fügt »schau wem« ein altes Sprichwort zu,
Das Zweite steht bei uns am Markte jedem offen,
Vom Ganzen ruf' ich auch: »schau wem Du's gibst« — Dir zu,
Willst Du nach meinem Wunsch ein frohes Leben hoffen.

11.

Um das Ganze wird oft noch mühsam kämpfend gestritten,
Wenn der Feind es schon längst gänzlich im Innern zerstört;
Doch hat das Erste der Feind, so sind oft herrliche Städte,
Mehr als das Zweite nicht werth, wenn Du als taub es verwirfst.

12.

Mein Erstes ist ein Hund, das Zweit' und Dritt' ein Junge,
Das Ganze ärger noch, als selbst ein Hundejunge.

13.

Durch's Erste glaubte man die Zukunft sonst zu deuten,
Durch's Zweite wähnen wir, die Zukunft zu bereiten,
Doch ist das Ganze nur der Gegenwart geweiht,
Und selten, daß es sich der Zukunft noch erfreut.

14.

Gutes Gehör braucht seltner als Andre das Erste zu fragen.
Gutes Gesicht kann weiter umher das Zweite erspähen,
Guter Geschmack hat gewiß das Ganze liebend verehret,
Doch kaum Alles genossen, was nur zu reichlich es darbeut.

Auflösungen.

1) Brustbild. 2) Tanzbär. 3) Brautschatz. 4) Hochmuth. 5) Taschendieb.
6) Lorbeerkranz. 7) Weinglas. 8) Morgenröthe. 9) Wachslicht 10) Trauring.
11) Wallnuß. 12) Spitzbube. 13) Flugschrift. 14) Wieland.

Digitized by Google

Im Sommer 1807 ging Schleiermacher nach Berlin und suchte dort später, als Halle abgetreten war, seinen festen Aufenthalt. In Berlin prägte sich sein bereits fertiges Wesen weiter aus, er gewann sein sicheres Publicum für Katheder und Kanzel, er setzte sich immer fester in das Verhältniß des Lehrers zur Gemeinde. Erziehung war seine Aufgabe in allen Kreisen seiner Thätigkeit; seine Wissenschaft und sein Gott waren nur dazu da, um den Menschen sich in sich selbst besinnen zu lassen; sein ganzes Christenthum war eine dialektische Erziehung zum Selbstbewußtsein des Individuums. Weiter als bis zum Act der Selbsterkenntniß führt seine ganze Theologie nicht, bis zu diesem Punct leitet sie fest und getreulich, dann überläßt sie jeden sich selbst mitten in den Geheimnissen des Lebens. Wie diese dann auf uns walten, uns locken oder zurückschüchtern, uns erleuchten oder umdunkeln, das wissen und erprüfen wir an uns selbst und schließen aus diesen Wirkungen scheu und behutsam auf die Ursachen. Das ist das wissenschaftlich Schwache und das menschlich Schöne an Schleiermacher's Lehre. Sie läßt uns wandelbar, aber macht uns der Wandelungen des schicksalsvollen Lebens bewußt. Drängt uns der Jugendmuth, so sind wir keck und eroberungslustig; schüttelt uns ein Sturm oder schleicht das Alter hervor, so suchen wir emsiger nach einem schirmenden Obdach. Schleiermacher fand spät die Stetigkeit des ehelichen Lebens; er war ein Einundvierziger, als er sich verheirathete. Als 1810 die berliner Universität eröffnet wurde, bestieg er auch hier, wie in Halle früher, den Lehrstuhl. Während der verhängnißvollen Jahre, welche die Existenz des preußischen Staates bedrohten und das Dasein einer deutschen Nation bezweifeln ließen, wußte man viel von der Kühnheit seines Wortes zu rühmen, das selbst unter Davoust's Bajonetten von der Kanzel herab keine Fessel kannte. Auch Zelter erzählte in einem seiner Briefe von Schleiermacher's Unerschrockenheit. Was Bettina von ihm sagt, sagt eben nur Bettina, und beweist nur, daß sie den Kosaken gegenüber weniger furchtsam als Schleiermacher sein konnte. Die Furcht vor rauher Gewalt von Außen schließt keineswegs den innern Muth der Seele aus. Er kannte nur die Waffen des Geistes, der Staat war in Gefahr, seine Rettung hing von der Belebung der Gemüther ab,

Digitized by Google

und Schleiermacher war der Mann, der die Pflicht, sich auf sich selber zu besinnen, zur Sache der Religion machte.

Aber man weiß auch von dem Drange innerer Pein, welche Schleiermacher's Leben erfaßte. Vor innerem Unglück war er furchtsam. Aber wie man sagt, daß eigentlich nur Kraftmenschen empfindsam sein können, so sind auch nur große Gemüther einem großen Unheil, weil sie es ganz in sich aufnehmen, zu erliegen fähig. Was jedoch später hinter der äußern Stetigkeit seines Lebens im Geheimen wogte und bebte, gehört nicht mehr in die Geschichte seiner geistigen Gestaltung, weil es auf diese nicht mehr geradezu einwirkte, sein Wesen war schon fertig, seine Bedingungen gegeben, seine Größe begrenzt und in ihren Grenzen in voller Wirksamkeit.

Von Schleiermacher's Verdiensten um die platonische Philosophie haben besonders die Philologen viel Rühmens gemacht. Denen, die nicht selber philosophiren, hat er scheinbar die Wege zum Verständniß gebahnt. Wer aber gradezu zum Begriff der Sache selber dringt, dem hat er durch unsägliches Verfolgen kleiner geschlängelter und verstrüppter Nebenpfade das Ziel sehr erschwert und entrückt. Er hat die Schwierigkeiten mehr erregt, als beseitigt, hat sich darin gefallen, wie man in einem Walde, um ihn ganz phantastisch zu haben, alle Parkanlagen wieder aufhebt und wild macht. Auch datirt die Verfestigung seiner Manierirtheit in Styl und Wendung von seiner Verdeutschung der platonischen Dialoge.

Hier gilt es, den Nerv seiner Persönlichkeit zu finden, eine Beleuchtung seines Christenthums. Man muß nachdrücklich erwägen, daß seine »Glaubenslehre« ein Product war, das dem Abend seines Lebens angehört. Somit ist der ganze Schleiermacher noch immer ein anderer, als der Dogmatiker Schleiermacher, und deshalb wird man immer, um sein ganzes Wesen zu begreifen, auf die Blüthen seiner Jugend zurückgehen müssen. Es ist allerdings ein Wandel in ihm ersichtlich, Nöthigungen von außen mochten manches Gelüst des jugendlich freien Willens beschränken, aber im Ganzen war die Entwickelung seines Naturells nur das Ergebniß seiner innern Organisation. Nicht deshalb verließ er den Standpunct der poetischen Freiheit, weil er sich nun einmal hingedrängt sah, auf das Wohl und

Digitized by Google

Weh einer protestantischen Gemeinde bedacht zu sein; es ist durchaus nicht denkbar, daß sein Wesen anders ausschlug, und wenn sich ein Wandel zwischen seiner Jugend und seinem Alter zeigt, so liegt dies im Schicksalslauf menschlichen Strebens begründet, wie sich denn das Bewußtsein hiervon in den Stimmungen Schleiermacher's häufig genug selbst verrieth.

Sein Christenthum war ganz auf die Bedürftigkeit der menschlichen Natur berechnet. Es regten sich unter seinen Zeitgenossen, von Seiten der speculativen Philosophie her, Bedürfnisse, die auf eine tiefere allgemeinere Durchdringung der religiösen Geheimnisse gerichtet waren und sich als allgemeine Bestrebungen des forschenden Menschengeistes bezeichnen ließen. Schleiermacher's Forschung ging blos von den Bedürfnissen des Individuums aus und kehrte auf diese zurück. Nicht wie die Menschheit sich mit den Geheimnissen der göttlichen Weisheit zu befassen habe, war seine Frage, auf die er Antwort suchte, sein Christenthum war eine Religion für das Individuum, eine Schatzkammer von Tröstungen für die in Lust und Leid bedürftige Menschenseele. Er hatte Muth genug, um deren rathlose Verzagtheit zu verstehen, Kraft des Geistes genug, um alle Schwächen menschlicher Gemüthszustände zu fühlen und zu bedenken. Auf das Gefühl der Abhängigkeit, auf das Bedürfniß der Liebe, auf die Sehnsucht nach Erlösung von der Vergänglichkeit des Daseins, auf diese in der Natur des menschlichen Wesens gegebenen Hinfälligkeiten war seine Christuslehre erbaut. Die Liebe befreit von der Einsamkeit des Ichs, sie ist die Erlösung von der verlornen Abgeschiedenheit des Einzelwesens. Dies Bewußtsein menschlicher Erfahrung bestimmte Schleiermacher's Religion. Der Schmerz, nicht geliebt zu werden, wo er liebte, hatte ihn in den Nerven seiner reizbaren Seele erfaßt und bis an die Grenze getrieben, wo der Wunsch, freiwillig zu enden, rege wird. Das Bedürfniß der Liebe war für ihn, wie im Leben das Bestimmende und Gestaltende, so in der Religion die Wurzel und der Keim des Christenthums. Deshalb glaubte er auch an die Nothwendigkeit einer höhern erlösenden Kraft, er erfuhr in sich selbst diese Wirkung und schloß von dieser Wirkung auf die Quelle zurück; um der Bedürftigkeit des menschlichen Wesens willen hielt er die Person Christi für eine göttliche. Im-

Digitized by Google

mer im Gefühl der Unzulänglichkeit einer vereinzelten Natur, immer voll Sehnsucht nach Hingebung seines Ichs, immer von Lust erfüllt, sich anzuschmiegen, und der Stütze benöthigt, so schritt er durch's Leben hin, suchend, forschend, und nichts findend für die Dauer der Erdenzeit, bis es die Person Christi war, an der sich ein Halt bot für sein allezeit der Liebe bedürftiges Gemüth.

Das war das Herrnhutische in seinem Christenthume, den Erlöser kindlich zu lieben und sich in die Kammer seines Herzens mit ihm einzuschließen. An der Wiege seines geistigen Lebens stand das schlichte Herrnhuterthum, und spät am Abend, als seine Laufbahn vollendet war, schwebte dieser stille Genius als der einzige Engel des Friedens wieder zu ihm nieder und küßte von seiner müden Stirn die Schweißtropfen des mühsamen Denkens. Im Bewußtsein dieser Liebe erhielt er sich denn auch den kecken Muth, alles andere, was nicht Liebe zur Person des Erlösers war, als der Satzung verfallen, preiszugeben. Und wie nun auch die Männer der Dogmatik hierüber denken mögen: mich dünkt, Schleiermacher's Christenthum war christlich genug.

In den letzten Decennien seines Lebens hatte er sich immer entschiedener von aller Philosophie losgesagt. Er hatte die Segnungen der geoffenbarten Christuslehre in der Natur des Menschen ein für allemal als nothwendig begründet gefunden; nun mochte er dem von der Religion freien Denken und den Gefährnissen der selbstständigen Speculation diese Wahrheit nicht von neuem anvertrauen, und hielt seine Lehren von allen Problemen und Maximen philosophischer Art fern. Er kannte die Freiheit des Gedankens zu gut, um sie nicht zu fürchten. Von Marheineke's Dogmatik verstand er nichts mehr: mit einigen Seitenblicken auf die speculative Theologie ließ er seine Besorgniß vor römischer Hierarchie und abschließlicher Scholastik fallen, ihr gegenüber suchte er bloß die Freiheit des Subjects und die Elasticität des persönlichen Dafürhaltens zu schirmen. Hier war er mehr bitter als furchtsam. Aber eine wirkliche Angst wandelte ihn an, wenn er die Fortschritte des Zeitalters in den Naturwissenschaften bedachte; in den »Briefen an Lücke« sprach er wiederholt seine Bangigkeit aus, die Ergebnisse der Wissenschaft möchten

Digitized by Google

in Zukunft alle blüthenvollen Wunder aus dem Leben Jesu verscheuchen, und es werde dann nichts dastehen vom Baume des Lebens, als der nackte Stamm, nichts übrig bleiben von der Herrlichkeit der göttlichen Sendschaft des Sohnes, als die Wahrheit des nackten Gedankens.

So war Schleiermacher, sein Muth, sein Scharfsinn, sein liebevolles Gemüth, — sein ganzes Wesen, wie mich dünkt.

Digitized by Google

2.

Die Kant'sche Philosophie und das Kant'sche Jahrhundert.

Es greift in Deutschland die Liebhaberei um sich, den großen Persönlichkeiten unserer Vergangenheit Denkmale von Marmor und Metall zu setzen. In der Philosophie hat unter allen Völkern im Lauf der Culturgeschichte die deutsche Nation den ersten Rang; die Deutschen müßten ihrem größten Philosophen in Königsberg ein Monument errichten. Dieses Denkmal, einem deutschen Denker gesetzt, könnte den müssigen Nachkommen als ein eherner Denkzettel hingestellt sein, daß die Deutschen, so lange sie Deutsche sind und bleiben, ewig denken, ewig forschen, das Herkommen unausgesetzt prüfen, die Satzung allezeit neu mustern, mit der Arbeit des innern Lebens nie ruhen müßten. Selbst wenn sie untauglich wären, Weltgeschichte zu machen, oder die ganz einfachen Angelegenheiten ihrer vielen kleinen Vaterländer zu ordnen, so dürfte doch der Geist der innern Arbeit nie ruhen. Dazu könnte dann des Philosophen metallne Bildsäule in Königsberg eine Mahnung sein. Man würde dann Wallfahrten nach dem Strande der Ostsee machen und die ehrwürdige, dürre Gestalt des deutschen Denkers betrachten, der Zeit seines Lebens nie über Pillau, sieben Meilen von seinem Katheder, hinauskam, aber mit der unermüdlichen Bohrkraft seines Geistes die ganze Welt durchforschte, alle ihre Schätze sich zu eigen machte und still arbeitend sein ganzes Zeitalter langsam und dauernd umschuf. Das könnte, sag' ich, die deutsche Jugend vor einer Bildsäule Kant's erwägen, wenn die jetzige Monumentomanie auch ihm an dem Schauplatze seines

Digitized by Google

persönlichen Lebens ein Denkmal errichten wollte. Allein was soll uns Königsberg? Kant gehört nicht einmal blos Deutschland an, nicht allein England, auch Frankreich möchte ihn verstehen, und wenn noch kürzlich ein römischer Cardinal die Verdammung der Kant'schen Forschungen proclamirte, so liegt doch wohl darin die Besorgniß, daß man überall anfangen möchte, denken zu lernen. Es bleibt dahin gestellt, ob die Italiener sich je speciell mit Kant verständigen, es ist schon ein großer Gewinn, wenn sie nur überhaupt mit dem Namen Kant die Fahne aufstecken als ein Signal, daß der Mensch dazu da sei, Fragezeichen zu machen, Fragen über sein Nächstes und Dringendes, Fragen, die bis in den Himmel dringen. Allerdings ist ein Volk erst dann wahrhaft lebendig, wenn es nicht blos zu fragen, auch zu antworten, zu handeln versteht; so lange es aber innerlich zu arbeiten, zu prüfen und denken zu lernen nicht abläßt, ist es wenigstens, wenn auch schlummernd, doch nicht todt. In Kant ist der Geist ewig reger Forschung persönlich geworden, und er gehört mit seinem Thun und Wirken zur Weltliteratur des modernen Jahrhunderts. Mithin sind seine Werke sein größtes Denkmal, die Erfrischung seiner großartigen innern Gestalt die beste Feier seines Genius. In Königsberg besteht eine Gesellschaft von Männern, welche den Geburtstag des Philosophen festlich zu begehen pflegt, und in Rosenkranz und Schubert sehen wir an der Spitze der Herausgabe sämmtlicher Werke des Philosophen zwei Männer, die den Beruf dazu haben, der deutschen Nation ihren großen Philosophen zu überliefern und zu deuten. Schubert liefert die Biographie und Rosenkranz die Geschichte der Kant'schen Philosophie, d. h. ihren Zusammenhang mit dem Denken und der Speculation aller Zeiten und Völker.

Man eröffnete die Ausgabe mit Kant's kleinen logisch-metaphysischen Schriften. Die sogenannten kleinen Schriften sind zur Auffassung einer großen Persönlichkeit von ganz besonderm Gewinn, beim Denker wie beim Dichter. Sie vermitteln gewissermaßen das Verständniß der Hauptwerke mit dem Publicum, da sie gelegentlich angeregt, zum Theil populärer abgefaßt, dem drängenden Bedürfniß nach Entfaltung der leisern und übergänglichen Gedankenfäden nachkommen. Man weiß,

Digitized by Google

wie man sich erst nach Verständniß der kleinern Ergießungen Goethe's seine innere Person zu erkennen im Stande war. Auf ähnliche Weise führen uns Kant's kleine Aufsätze in die stille Werkstatt seines Denkens, in das zufällige Gewebe der Veranlassungen, die seine großen Gedankensätze hervorriefen, bedingten und zu deutlicherem Ausspruch nöthigten.

Sein Hauptwerk: »die Kritik der reinen Vernunft«, erschien 1781, um dies gruppiren sich seine anderen Schriften auch der Zeit nach und die kleinern Aufsätze reichen von seiner Doctordissertation vom Jahre 1755 bis zum Jahre 1796, wo er mit der »Verkündigung des wahren Abschlusses eines Tractates zum ewigen Frieden in der Philosophie« von seinem Zeitalter in friedlicher Ausgleichung zu scheiden glaubte. Wir finden hier seine ersten Versuche, die Welt des Wirrwars, den er in der Philosophie vorfand, zu organisiren, seine große Abhandlung über den »einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes«, seine Programme über Einrichtung seiner Vorlesungen in Königsberg, seine zwei Preisschriften, seine Aufsätze »über Philosophie überhaupt« und »über einen neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie«, kurz, in diesen kleinen Schriften sehen wir den Weltweisen in seiner eignen Person, wie er sich erst sein Publicum bearbeitet, wie er mit seinen Gegnern debattirt, wie er den Himmel und alle Reiche der Erde durchstöbert, um seine großen Lehrsätze zu gewinnen, und nachdem er sie gewonnen, sie zu schirmen und zu belegen.

Rosenkranz nennt die Kritik der reinen Vernunft den Januskopf der neuern Philosophie, der alle Errungenschaft der vorangegangenen Bestrebungen in sich zusammenfaßte, und der Speculation des Fortschrittes die kühnste Bahn eröffnete. Der Form nach gleicht dieses Gebäude des deutschen Denkens der Architectonik der gothischen Dome, von der man sagt, sie habe eine Riesennatur im Entwurf des Ganzen mit einer Zwergnatur in der mühsam geduldigen Ausführung der zahllosen kleinen Einzelnheiten in sich vereinigt. Eng an dies Werk schließen sich die Prolegomena zur Metaphysik, eigentlich eine apologetische Gelegenheitsschrift, um die schiefen Auffassungen seiner »Kritik« zurückzuweisen. Auf seine Logik, auf die Grundlegung zur

Digitized by Google

Metaphysik der Sitten und die Kritik der praktischen Vernunft folgte dann die Schrift über »die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« und Kant's letztes Werk, die »Abhandlung über den Streit der Facultäten.« Diese letzte Schrift, durch die berliner Monatsschrift und Hufeland's Journal, sonst nur in einer einzigen Ausgabe vom Jahre 1798 im Publicum bekannt geworden, ist zugleich ein wichtiges Document zur Geschichte deutscher Culturentwickelung, das zur Parallele mit mancherlei wiederkehrenden Reibungen und Nöthen führt. Man hatte damals der Befürchtung Raum gegeben, bei weiterem Umsichgreifen Kant'scher Grundsätze und Kant'scher Forschungslust möchte es schwer fallen, für die Kanzeln noch gläubige Candidaten zu finden. Die Differenzen zwischen den Ergebnissen der forschenden Vernunft und den Glaubenssätzen der Überlieferung durch einen Cabinetsbefehl zu beseitigen, oder unschädlich zu machen für die Welt, erschien einem absoluten Willen sehr lockend und unter dem Wöllner'schen Ministerium in Berlin erfolgte in der That eine königl. Cabinetsordre, welche dem königsberger Weisen verbot, sich auf dem Katheder oder in Schriften über die Religion auszulassen. Kant hatte die ebenso stolze als kaltblütige Enthaltsamkeit, hierüber Stillschweigen walten zu lassen, bis er bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's des Dritten im »Streit der Facultäten« sich wieder frei über Religion und Theologie aussprach, den damaligen Zustand der protestantischen Kirche in Preußen schilderte und die königl. Cabinetsordre aus Wöllner's Zeit wie seine Antwort darauf zur Rechtfertigung seines Gewissens abdrucken ließ. Parallelen zu dem Dilemma zwischen Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Besorgniß schwacher Köpfe liegen, wie gesagt, in der Entwickelung des deutschen Lebens aus alter und neuer Zeit nahe. Christian Wolf mußte weiland in Folge eines Cabinetsbefehls, den die halleschen Pietisten bewirkt hatten, binnen 24 Stunden Halle räumen, fand in Marburg gastliche Aufnahme, hatte aber bald die glänzende Genugthuung, daß Friedrich der Große, der in Rheinsberg aus der Wolf'schen Philosophie ein emsiges Studium gemacht hatte, seine Zurückberufung zu einer seiner besten Regierungshandlungen machte. — In Folge seiner Lehre von der moralischen Weltordnung wurde Fichte in Jena des Atheis-

Digitized by Google

mus angeklagt und mußte seine Professur niederlegen. Er fand damals in Berlin nicht nur ein Asyl, sondern auch den beglaubigten Wirkungskreis zur Feststellung seiner Lehre, die recht eigentlich dem Herzen seiner Zeit angehörte und diesem nicht zu entreißen war. — Auch Jacobi wurde des Atheismus angeschuldigt, und zwar von Schelling. Die damalige baiersche Regierung legte so wenig Gewicht auf diesen Angriff, daß der Angeschuldigte in der Präsidentur der münchner Akademie sogar seinen Ankläger zum Nachfolger erhielt. Vor kurzem stand die Frage auf der Spitze der Entscheidung, ob Strauß und der großartige Geist seiner Forschung mit Hülfe polizeilicher Maßregeln zu bekämpfen sei. Die Begutachtung des würdigen Neander in Berlin, führte zu dem Entschluß, die Widerlegung wissenschaftlicher Ergebnisse der Wissenschaft zu überlassen. Endlich war in unsern Tagen sogar eine ganze philosophische Schule, die Hegel'sche, in Anklagestand gesetzt. So lange Philosophie existirte, lief die Besorgniß vor Atheismus immer nebenher, denn selbst das Forschen nach Gottes Dasein, der sehnsüchtige Drang des Geistes, den Spuren seines Wandels nachzukommen, wird der Anmaßung der frommen Dummheit und der Schwäche des Verstandes gleich sehr bedenklich und menschengefährlich. — »Kant hat in der Reihe dieser Begebenheiten« — wie Rosenkranz im Vorworte sich ausdrückt, — »die eigenthümliche Stellung, daß er jedes Aufsehen vermied und glücklicherweise aus einer Regierung in die andere übergehen konnte, ohne den Staat, worin er lebte, oder seine ämtliche Wirksamkeit aufgeben zu müssen.«

Eine Philosophie, wenn sie eine echte ist, ist nicht die That eines Einzelnen, sondern Resultat eines Jahrhunderts. Wie der Einzelne nur Wichtigkeit hat, soweit er das allgemeine Leben seiner Zeit persönlich in sich lebt, so kann das eigentlich menschliche Interesse an dem verrosteten System eines Denkers sich nur als ein dauerndes erweisen, wenn dasselbe Abdruck eines Zeitalters war. Kant's Philosophie aber war nicht blos ein Culturmoment, sie war der reinste, in sich fertige Gedankeninhalt des achtzehnten Jahrhunderts; das blühende Fleisch desselben findet Ihr an Euren Dichtern von damals, das Gerippe seines Knochenbaues, in welchem sich hinter der Erscheinung

Digitized by Google

verborgen der Zusammenhang zeigt, wird man immer in Kant's Lehre zu suchen haben. Niemals war in gleichem Grade eine philosophische Persönlichkeit so ganz Träger ihrer Zeit, wie Kant nach seinem ganzen allseitig erschlossenen, alle Farben und Töne der Zeit in sich zusammenfassenden Naturell. Eine ähnliche Erscheinung war später Hegel. Niemals aber stand eine Doctrin so sehr wie die Kant'sche im moralischen und historischen Wendepuncte zweier Jahrhunderte, als geistige Revolution, die von innen heraus gestaltet, was die politische Umwälzung äußerlich der Thatkraft anheimgibt. Kant's Philosophie war für Deutschland die Thatsache der Selbstbefreiung des Bewußtseins, sie stürzte die Tyrannei des Dogmatismus, machte die denkende Kraft des Geistes zum Gesetzgeber ihrer selber, und erhob den Idealismus dieser Thätigkeit in Deutschland zu einer Religion. Sache der Religion aber ist es, das ganze volle Dasein eines Zeitalters zu erobern, nicht gewaltsam, wie der politische Umsturz trüglich oder wenigstens zweifelhaft und ohne Garantie für nachhaltige Dauer es versucht, sondern ruhig, unaufhaltsam, als Macht einer stillen Nothwendigkeit, der sich das Jahrhundert langsam hingibt.

In diesem Sinne, meine ich, ist eine Geschichte der Kant'schen Philosophie fast wichtiger für uns Spätgeborene, als eine Darlegung seiner Lehre; eine Erkenntniß ihres Lebens, ihrer Verbreitung und ihrer Einwirkung auf die Gesellschaft, und durch diese mittelbar auf die ganze Nation, fast wichtiger, als eine Erkenntniß ihrer Sätze. Freilich aber gibt uns die Einsicht in ihre Lehre eben zugleich die Einsicht in ihren Zusammenhang mit dem Leben der Zeitgenossen. Rosenkranz gab uns Beides, die Darlegung der Lehre und ihre Geschichte. Was die Kant'sche Doctrin betrifft, so hat sie, wie jeder organische Lebensproceß, ihre drei Perioden. Mitten in den alten Satzungen befangen, regt sie sich zuerst als Opposition gegen die Überlieferung; diese von sich schüttelnd, lernt sie ihr eigenes neues Leben begreifen und systematisch ordnen; ihrer eignen Gesetzgebung sicher, greift sie dann hinaus in's reiche, vielverzweigte Dasein der Menschen, um erobernd und befruchtend das Zeitalter zu erfassen. Wie jeder Einzelne als Person nun eben diese Verläufe hat, indem er mit dem Kampf gegen das Über-

Digitized by Google

kommene beginnt, sich in diesem Abwehren seiner eigenen gesetzgebenden Kraft als Charakter inne wird, um dann, thatsächlich wirkend, als vollziehende Gewalt, sein inneres Leben äußerlich auszubreiten, so hat Kant sich aus dem Wolf'schen Dogmatismus entwickelt (seine heuristische Epoche), aus dem Widerstreit sein positives Wollen errungen und gegliedert (seine speculativ-systematische Epoche), und endlich die ungeheure Thätigkeit der Anwendung und Bestätigung seiner Sätze in allen Zweigen des Wissens entfaltet (seine praktische Epoche). Ist aber ein System nothwendiger Abdruck und Complex der Geistesstimmung seines Jahrhunderts, so hat es nur für dieses Geltung. Somit schließt sich an die Darstellung seiner Sätze zugleich die Widerlegung derselben. Und hieraus ergibt sich dann die Nöthigung, zu untersuchen, ob nun die Hegel'sche Philosophie die Summe unserer Lebensfragen in gleichem Umfang, in gleicher Energie aufgefaßt und erledigt habe, wie die Kant'sche Philosophie der Gesammtausdruck ihres Zeitalters war. Nicht blos, ob Hegel für die Wissenschaft, ob er für das Leben seines Jahrhunderts in seinem System den Abschluß gefunden, ist hier die allgemeinere, die gleich wichtige Frage. Rosenkranz erklärt selbst, sie nicht vollständig beantwortet zu haben; er verweist vielmehr auf sein »Leben Hegel's,« zu dem er sich anschickt.

In Bezug auf Kant bleibt der deutschen Thätigkeit noch ein besonderes Feld übrig. Eine Philosophie ist, wie ich sagte, als System nur das Knochengerippe ihres Zeitalters, als innerlich treibende Kraft ist sie aber zugleich die Atmosphäre ihres Jahrhunderts. Ist nun jene Seite durch Rosenkranz erledigt, so müßte ein eben so umfassender deutscher Roman das Kant'sche Zeitalter in der Darstellung der socialen, religiösen und staatlichen Lebensverhältnisse unserer Altvordern zur Erscheinung bringen. Man hat Wilhelm Meister's Lehrjahre für den Roman des achtzehnten Jahrhunderts der Deutschen gehalten. Davon abgesehen, daß auf die doctrinären Wanderjahre keine Meisterjahre folgen, in welchen der deutsche Normalmensch, wie er Jüngling gewesen in den Lehrjahren, wie er die objective Welt auf der Wanderung zu verstehen gesucht, nun als Mann, als fertiger Charakter, sein Leben schöpferisch selbst erbaut; abgesehen von dem Bruchstücklichen der ganzen Ausführung, ist

Digitized by Google

auch das ganze Element jenes Goethe'schen Romans nicht im Stande, das volle deutsche Leben innerhalb der Familie und des Staates in den Kreis seiner Interessen zu ziehen. Der Goethe'sche Roman steht fast immer außer der Familie, ganz und gar aber außerhalb des Staates. In beiden aber wird der Jüngling Mann. Ein echter Abdruck der gesellschaftlichen Zustände des achtzehnten Jahrhunderts durfte sich diese Elemente nicht nehmen lassen, selbst wenn sie mehr für die Satyre, als für eine beliebte Romantik Stoff boten. Bettina schrie im Jahre 1809 dem alten Goethe in's Gesicht: Warum hast Du Deinen Wilhelm Meister aus dem liederlichen Komödiantentrödel nicht hinausgejagt in die tyroler Berge, wo die Feuer der Freiheit lodern? — Das hieße nun freilich, den deutschen Jüngling des achtzehnten Jahrhunderts in den Mann des neunzehnten verwandeln; es hieße, Goethe's ganze Dichternatur mit einem Elemente versetzen, das ihr gänzlich abging; allein es ist ganz richtig gefühlt, daß der Romanheld nur in völkergeschichtlicher Bewegung als Mensch sich vollenden konnte. Wenn man bedenkt, wie allseitig die Kant'sche Philosophie die Peripherieen ihrer Zeit vom Mittelpunkte der Abstraction erfaßte, so erscheint der Roman der Deutschen aus jener Zeit in der Treue der Spiegelung des Jahrhunderts weit zurückgeblieben. Ein Roman aber, der uns blos das deutsche Familienleben unserer Altvordern als Parallele gegen den Umsturz der französischen Zustände schilderte, würde schon das Bild jener Zeit vielfach ergänzen und vollenden.

Was das Buch von Rosenkranz betrifft, so orientirt es uns in der geographischen Ausbreitung der Kant'schen Philosophie. Sie nahm von Königsberg aus den ganz natürlichen Gang durch die protestantischen Staaten von Osten nach Südwesten, bis sie an den Grenzen der katholischen Länder Stillstand erlebte, oder nur durch Schmuggelhandel über die chinesischen Mauern Einlaß erhielt. In Königsberg selbst war, außer Hippel, dem Schüler und Freunde Kant's, eine große, mannichfach thätige Anhängerschaft. Nächstdem faßte die Lehre in Berlin Fuß, wo der geistvolle Arzt Erhard, Maimon und Kiesewetter als Verbreiter Boden gewannen. Kiesewetter ward der elegante Modephilosoph der Kant'schen Doctrin, er schrieb für »Uneingeweihte,«

Digitized by Google

und war selbst Damen faßlich. Wurde die Kant'sche Philosophie in Berlin brillant und modisch, so wurde sie in Halle scholastisch populärisirt, in Leipzig machte sie sich als industrielle Menschenliebe breit. In Jena wurde sie journalistisch wichtig, indem ihr Anhänger, der Philolog Schütz, von Goethe begünstigt und von den beliebtesten Autoritäten der Zeit unterstützt, eine Literaturzeitung stiftete, welche später mit ihm nach Halle wanderte. In Göttingen, der Universität der Gelehrsamkeit und der citirenden Bibliographen, verhielt man sich in Bezug auf Kant blos referirend, nicht productiv im Sinne des Meisters. Im Österreichischen mußte sich die Kant'sche Philosophie an die Josephinische Richtung anlehnen, Lazarus Bendavid war der Kantianer der Wiener. Er kannte sein Publicum und populärisirte localgemäß, schrieb einen »Versuch über das Vergnügen« (1794) und eröffnete seine Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft mit folgender Gemüthlichkeit: »In großen Gesellschaften, sagte meine Tante, putze, Neffe! nie Licht. Der glücklichste Erfolg bringt keine Ehre, das Mißlingen macht Dich lächerlich. Fast sollte man glauben, daß der Geist meiner Tante mich bei dieser Arbeit verlassen habe. — Allein, außer daß ich selbst im Finstern saß, und mein Werk für mich, bei meinen Vorlesungen, nöthig hatte, glaubte ich, es lohne der Gefahr, lächerlich zu werden, bei Geschäften, die etwas mehr auf sich haben, als Lichtputzen. Es gibt noch immer Liebhaber der Philosophie, die von den Kant'schen neu entdeckten Wahrheiten unterrichtet sein möchten u. s. w.«

Ein anderer Kantianer, Reif, schrieb eine Tugendlehre, und versicherte in der Vorrede, das Studium der Philosophie gewähre zwar keinen direct materiellen Nutzen, sei aber doch nicht so ganz unnütz, Kant zumal habe das Gute, daß er gefahrlos sei. — Ist die Philosophie einer Zeit der Inbegriff ihres höchsten Wissens, so sieht man, wie sich dies ihr höchstes Wissen auf dem und jenem Boden abschwächt und verfälscht. Käme Gott der Herr vom Himmel, es müßte für die Wiener eigens auf Einkleidung seiner ewigen Weisheit sinnen. Die Kant'sche Lehre aber, hätte sie in Österreich mit ihrem Kern Fuß fassen wollen, würde den Katholicismus aufgehoben haben. Sie hat dauernd nur auf die protestantische Theologie epochemachende Wirkung

Digitized by Google

geäußert. Kant behauptete die Unerkennbarkeit Gottes, verwarf jede anthropomorphische Weise seiner Manifestation, um die gestaltlose Unbestimmtheit des reinen Wesens nicht zu stören; er zweifelte an einer direct gegebenen Offenbarung, forderte die wesentliche Gleichstellung der Person Christi mit aller endlichen Persönlichkeit, bestritt jede Glaublichkeit einer Religion, die eine Berufung auf Wunder nöthig habe, erkannte keine andere Autorität an, als das Zeugniß, das sich der denkende Geist selbst gibt; er verlangte die Zurückführung des Cultus auf einfache Innerlichkeit, auf nur von sich abhängige Moralität, hieß den Verstand, der den Begriff sucht, in ewigen Kampf treten mit den Vorstellungen der religiösen Phantasie. Alle diese Charakterzüge der Kant'schen Philosophie waren zugleich Elemente und Bedürfnisse ihres Zeitalters; aus ihnen setzte sich auf dem Felde der protestantischen Theologie, im Familienleben und in allen Kreisen des bürgerlichen Daseins zusammen, was wir mit dem Worte Rationalismus bezeichnen. Was Paulus in Heidelberg in der Exegese, wurde Wegscheider als Kantianer für die Dogmatik, Ammon in Dresden für die Moral. Wenn aber die wiener Verlorenheit in der Gewissenlosigkeit des sinnlichen Behagens unantastbar blieb, so konnte doch die katholische Theologie auf andern Puncten nicht ganz frei bleiben vom Antheil an der Macht des Zeitgeistes. Hermes in Münster, dann in Bonn, war es, der den Kantianismus zu katholisiren, oder soll man sagen, den Katholicismus zu kantianisiren begann, indem er mitten im Herkommen, mitten in den Überlieferungen seiner ewig festen Kirche das Princip der subjectiven Freiheit des Geistes proclamirte.

Digitized by Google

3.

Monologe und Reden.

Bade-Leiden und -Freuden.

Carlsbad, 1834.

Wer eine Geschichte der Bäder schriebe, würde eine Geschichte der Cultur der Völker liefern. Johnson sagt: »Wie einer sich bei Tische benimmt, so benimmt er sich auch im Leben.« Er weist den vagen Satz an einzelnen historischen Männern, z. B. an dem unglücklichen sechzehnten Ludwig, nach, der seine Küche sehr vernachlässigte und bei Tafel in der Wahl der Speisen und Weine eine trostlose Gleichgültigkeit zeigte. Raffinirte Behauptungen solcher Art werden, wenn man sie weiter verfolgt, so spitz, daß sie zerbrechen. Deshalb wird es auch kaum haltbar sein, wenn ich sage, daß ein Zeitalter, wie es badet, auch lebt. Aber etwas ist daran.

Die Griechen, in der ersten Naturfrische ihres Blüthenlebens, tauchten wie zum Gebet die enthüllten Glieder in den Strom und stiegen, als hätten Nymphen sie geküßt, mit dem heitersten Lächeln, mit dem sie die schöne Welt wie neugeboren begrüßten, aus dem Wellenbade. Auch der Inder wusch seine Seele, nicht blos seinen Leib, wenn er in den Fluthen des Ganges badete. Andere orientalische Völker, welche die Grenzlinie der Schönheit nie kannten oder mit Füßen traten, bereiteten sich in Bädern die üppigsten Freuden der Sinnenlust. Hippokrates wies zu einer Zeit, wo die Nymphen längst für immer dem Schooße des Vater Neptun entstiegen waren, um sich in trockenen Stadtvierteln niederzulassen, die physischen Vorzüge der Wellen- und Wannenbäder nach, aber so wie die Griechen sich von den alten Göttern wandten, liefen sie auch gottlos in ihre

Digitized by Google

Thermen und spielten da ihre antiken Romane, obwohl ihre Bäder noch immer großartige Staatsinstitute blieben, die mit ihren Gymnasien und Paläſtren auf gleichem Range ſtanden. So lange die Römer Republikaner waren, ſtürzten ſie ſich in die Tiber und umarmten den Waſſergott, als wäre es die ſtahlgepanzerte Minerva. Anders hätten ſie die Welt nicht unterjocht. Nach gethaner Arbeit aber, dachten die verweichlichten Spätlinge, die ſich im Orient parfümirt hatten, iſt gut ruhen. Sie lagen jedoch nicht auf der Bärenhaut, um der Ruhe zu pflegen, ſondern auf Purpurpfühlen mit elaſtiſchen Sprungfedern, und betäubten ihre Sinne mit allerlei Spezereien, oder machten ſich wieder munter mit fabelhaft ſcheinenden Reizmitteln. Sie bauten ſich nicht blos Prunkgemächer zu warmen Bädern, ſondern ganze Paläſte, ja Städte zum balneariſchen Vergnügen; die Thermen des Caracalla ſahen auch in ihren Trümmern wie eine kleine zerſtörte Stadt aus. Die Römer trieben einen ſeltſamen Hokuspokus in ihren Bädern. Sie verpflanzten Ölbäume in die Thermengaſſen, ließen warme Quellen rieſeln in den Säulenhallen, würzten die Lüfte mit den aromatiſchen Eſſenzen aller Zonen, und ſpielten in den Badeſalons wahnſinnige Komödien, ſo daß der ehrliche Prophet Mohamed, wäre er in Rom geboren, nicht nöthig gehabt hätte, ſich erſt von einem zukünftigen Freudenparadieſe etwas träumen zu laſſen. Die Badevergnügungen waren bei den Römern ſo horribel, daß jeder Mann von Ehre und Anſtand ſich ſchier das Haar hätte ausraufen mögen, wenn ein Ehren- und Anſtandsmann von damals noch Haare auf dem Kopfe gehabt hätte. Auch Cäſar hatte eine frühe Glatze. Das kam von den warmen Bädern. Und was die Bäder ihm genommen, das mußte ihm ſein Kriegsruhm erſetzen. Er nahm ein Lorbeerblatt und legte es ſich auf die kahle Stelle, er trug einen permanenten Lorbeerkranz von früh Morgens, bis er ins Bad ging; dann legte er die Krone ab und war kein Held mehr. Und Kaiſer Nero, dem die Badefreuden auch den Scheitel raſirt, war ſo gewiſſenhaft in ſeiner Eitelkeit, daß, wenn er als Hiſtrio im Theater auftrat, ihm Niemand von den Logen herab auf den Kopf ſehen durfte. Er wüthete, wenn Jemand ſeinen glänzen-

Digitized by Google

den Scheitel sah, denn er wollte sich nicht gern an die Folgen seines Badevergnügens erinnern lassen.

Im dritten und vierten christlichen Jahrhundert kamen die Bäder außer Gebrauch; ja die Geistlichkeit verbot sie als Reizmittel zur Unfrömmigkeit. Erst Karl der Große, bei allem Christenthum nach damaligen Begriffen ein aufgeklärter Mann, fing an, Bäder zu bauen, badete sich jedoch am liebsten im Strome. Er liebte das um der heiligen Taufe willen. Ließ er doch die heidnischen Sachsen heerdenweise in den Fluß treiben, er ließ sie untertauchen und taufen, daß der heilige Geist ihre Seelen fast zu Hunderten gleich in das Himmelreich hätte schleppen können. Entweder, dachte der große Karl, sterben sie während des Experiments, und Petrus an der Pforte drückt ein Auge zu und nimmt die halbgetauften, todten Sachsenseelen für vollgültige Waare, oder sie halten die heilige Wasserprobe aus — und sind Christen. Ein großer Mann hat immer Recht — zu seiner Zeit.

Später fing man erst seit den Kreuzzügen wieder an, die Bäder zu lieben. Die Kreuzzüge wurden weit weniger durch Bekehrung der Heiden zum Christenthume, als vielmehr durch Beförderung des Heidenthumes unter den Christen hochwichtig und segenbringend. So lernte man unter andern in Palästina auch den orientalischen Badelurus kennen und machte in Europa die Mode mit. Als Kur konnte das Baden erst in neuerer Zeit vorkommen, in Zeiten, deren Lebensdocht trocken zu werden droht, und die geistiger, wie physischer Erfrischung methodisch bedürfen. Erst seit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts wurden, besonders von England aus, Bäder und vornehmlich kalte Bäder empfohlen.

Bei den Alten und den Mittlern war das Baden Sache der Religion oder des Vergnügens, sie trieben in den Bädern fromme Übungen oder heidnische Lustbarkeiten. Was treiben *wir* in den Bädern? wir Neuern, die wir alle Culturmaximen der bisherigen Weltgeschichte in unsere Lebenskränze einzuflechten uns rühmen! — wir treiben gar nichts in den Bädern. Denn daß einige verzweifelte Müssiggänger auf den Ruf des Croupiers: Jeu est fait! zum Spieltisch laufen, um einige tausend Goldscheiben circuliren zu lassen, das kann doch schwerlich

Digitized by Google

für mehr als Bagatelle gelten; ein römischer Elegant verthat in einer Badenacht mehr, als ein Rothschild am grünen Tische beim »Whist mit Ohren« aufs Spiel setzen könnte. Wir treiben nichts in den Bädern, wir vertreiben nur, was uns ekelt, Podagra und Chiragra, Unterleibsbeschwerden und Engbrüstigkeit, Lungengekeuche, Herzpolypen und wie alle die Ungeheuer heißen, die in unserm Jahrhundert so beutesüchtig, wie sonst nie, das Menschengeschlecht verfolgen.

Es wurde niemals so viel gebadet, als heut zu Tage, vornehmlich in Deutschland, wo Kinder aller Nationen alljährlich zusammenströmen, um ihre Nationalkrankheiten bei uns los zu werden. Armes Deutschland! das war immer dein Loos. Man zählt in Frankreich nur zehn Heilquellen, in Italien acht, in Ungarn zwölf, in Schweden drei, in Spanien zwei, in England desgleichen, in Dänemark und dem großen Rußland nur ein einziges Mineralbad von Bedeutung, während in den Landen, wo man die deutsche Zunge redet, also Böhmen und die Schweiz mit einbegriffen, 149 Etablissements angetroffen werden, wo angeblich der Born der Genesung sprudelt.

Wie sehr die Badekur zu einer Mode der Zeit geworden ist, beweist schon jenes kürzlich erlassene preußische Regierungsmandat, wonach den Ärzten anbefohlen wird, ihre Patienten nicht ohne Noth ins Bad zu schicken. Das erinnert an die Kleiderordnungen früherer Zeiten, womit man dem Luxus einen Damm entgegenzusetzen bezweckte. Dergleichen Mandate und Gesetze gegen allzu stoffreiche und allzu pomphafte galonnirte Pluderhosen kommen besonders in der Geschichte der brandenburgischen Kurfürsten vor. Joachim der Zweite und Johann Georg hielten einen höchst luxuriösen Hofstaat und waren um desto mehr vielleicht darauf bedacht, der Schwelgerei Einhalt zu thun. Unter den einschränkenden Verordnungen Joachim's befindet sich unter andern auch ein Verbot, wonach bei einer Kindtaufe nur 200 Personen geladen werden durften, und für die beliebten Pluderhosen wurde an Zeugstoffen ein Minimum von Ellen festgesetzt, das für einen Carbonarimantel von heute oder von neulich hinreichend sein würde.

Die Badelisten von Teplitz, Carlsbad, Spaa und Gastein werden alljährlich voluminöser. Auch thun einige Regierungen

Digitized by Google

alles Mögliche, um ihre inländischen Mineralquellen zu Anlockungspuncten für Kranke und Gesunde zu machen. Von den Seebädern Wangeroge und Norderney hörte man vor kurzem noch nichts. Kissingen wird zweifelsohne in der Reihe der Glanz- und Amüsements-Bäder einen Platz ersten Ranges einnehmen. Der König von Baiern rechnet die Verschönerungen des Ortes zu seinen Liebhabereien und hat in dem Herrn Major von Spraul einen Bade-Commissair ernannt, der mit den exquisitesten Talenten des Hofmannes auch Sinn für Kunst und Natur verbindet, um dem dortigen Badeleben den feinsten Anstrich von Salongeselligkeit zu verleihen. Und wenn es gar aufkäme, in Badeörtern diplomatische Zusammenkünfte zu veranstalten, so hieße das nicht eben die Frequenz verringern. Auch um der europäischen Menschheit willen ist der Gedanke, an einer Quelle der Göttin Hygiea diplomatisch zusammenzukommen, preiswürdig und eclatant. Man versammelt sich, wie beiläufig, der Schein des Aufsehens wird vermieden, man kömmt incognito aus Norden und Süden, Osten und Westen zusammen; Russen, Preußen, Österreicher und — Deutsche trinken von Einem Wasser des Lebens, tauchen ihre Ideen, Maximen und Ansichten in Eine Fluth, und lassen ihre europäischen Übel und Beschwerden zurück oder nehmen sie wieder mit sich als unheilbar, wie es eben fällt und wie der Erfolg des Brunnens ist, und wie ja so viele incurable Menschenkinder mit ihren Übeln auch wieder heimziehen.

Man scheint ins Bad zu gehen, um sich rein zu waschen von den Sünden der modernen Civilisation. Das Reisen ist so zur Manie geworden, daß man glauben sollte, es sei unter den Menschen die Sehnsucht erwacht, sich der Natur in die Arme zu werfen, um an ihrem Busen Erholung zu suchen von den Strapazen der Cultur. Aber Locomotivmaschinen bringen uns um den Zweck des Reisens. Wenn wir auf Eisenbahnen fahren, lassen wir die liebe Natur links und rechts liegen und eilen von einem Civilisationspuncte zum andern. Man kann kaum noch die Schweiz besuchen, ohne die Maximen der städtischen Industrie wiederzufinden; überall stößt man auf Unnatur und Engländer.

Und mit den Bädern hat es dieselbe Bewandniß. Und fliehst Du bis tief in die Hochalpennatur und lässest Dich nieder

Digitized by Google

an der Quelle des Wildbads zu Gastein: Du bist unter tausend brillanten Kurgästen mit Ordensband und Toilettenschmuck, und sie sehen Dich fragend an, wenn Du mitten im Schooße der Natur ein Kind der Natur sein willst. Und stürzest Du Dich in das Kohlschlammbad zu Muskau: siehe, der Fürst Pückler ist auch da, oder hat seinen Badecommissair beordert, der allerhand kunstgewandte Ceremonien macht und Bälle und Concerte arrangirt, was Du doch Alles weit besser zu Hause haben kannst. Und flöhest Du bis an den Rand des Meeres: siehe, die Cultur mit ihren Raffinements ist auch da und würde Dich erreichen, selbst wenn Du Flügel der Morgenröthe nähmest und in Norderney oder Wangeroge Dich in die Fluthen tauchtest. Die Cultur mit ihren geheuchelten Bedürfnissen, diese Coquette ist überall da und hält Dir das Schminktöpfchen hin, damit Du nicht blaß aussiehst den Wundern der Natur gegenüber. Die moderne Cultur ist die Buhlerin, die Dir alle Deine Freuden, in denen Du Dich erkräftigen und erheben willst, mit schmeichlerischer Grausamkeit zerstört.

Wann werden wir die Natur des Lebens begreifen? Wann werden wir in unsern geselligen Verhältnissen und in der Einsamkeit des Denkens, in unsern Freistunden und Nebenstündchen, zu unserer Begeisterung und Erholung, die Natur lieben mit reinem, ungeschminktem Herzen? Warum müssen wir, wenn wir uns auf einen Sommermonat dem Gewühle und der Arbeit des Stadtlebens entwinden, in den Bädern den ganzen Apparat der cultivirten Narrheiten, denen wir zu entfliehen gedachten, wiederfinden? Ich rede nicht von den Mühseligen und mit allerlei Körperleiden Beladenen, die sich an den Mineralquellen die Frage über Sein und Nichtsein aufwerfen; über sie mag der Allopath, der ihnen die starken Dosen von Kissingen und Carlsbad verordnet, oder der Homöopath, der ihnen ein scheinbares Etwas oder ein wirkliches Nichts — ich weiß nicht — anempfiehlt, dereinst vor Gericht Rede stehen. Ich rede hier von den tausend geistig Miserablen, die, obschon sie nicht im Gehirn verbrannt sind, doch das Leben wie eine wurmstichige Nuß ansehen, die zum Aufknacken nicht die Mühe lohnte. Ich meine die vielen männlichen und weiblichen Dandies, die Land- und Stadtplage des Jahrhunderts, wie noch kein Zeitalter sie in solcher Heeresmasse

Digitized by Google

sah, ich meine die vielen tausend Salonmenschen, die nichts als ihren Müssiggang cultiviren und sich dem Ennui des Stadtlebens auf zwei Sommermonate entreißen, um es in Bädern wiederzufinden. Sie schleppen alle Habseligkeiten ihrer raffinirten Langenweile mit in die Thalschluchten, wo die böhmischen Wellen rieseln, und wo die Natur dem erlahmten und ermüdeten Menschen Heilung bietet, bauen sie sich Tanzsäle, schwelgen bei Tische, gähnen ein erbärmliches Stück im Theater an, oder spielen ihr Whist weiter. Die Heilörter sind Luxusanstalten geworden und die Coquetterie des Salonlebens fordert hier wie in den Cirkeln der Residenz ihre Opfer. Alle die hundertfältigen Misèren, welche die Gène des sogenannten feinen Umganges erzeugt, lagern sich wie ein Heuschreckenheer über Carlsbad und die meisten größern Badeörter. Man schwatzt unsäglich kostbar von der verstrichenen Wintersaison, man wünscht sie sehnlich wieder herbei, denn sie ist das eigentliche Feld der routinirten Lebemenschen, man schnürt sich, wechselt drei Mal täglich die Toilette, lorgnettirt, hänselt, kurz, man ist auch hier, wo die Quellen der Natur sich öffnen, ganz aufgegangen und verloren in das System der großstädtischen und höfischen Bijouterie-Geselligkeit, bei der man es nicht recht zum Lieben und zum Hassen, nicht recht zum Leben und zum Sterben bringen kann.

Es unternehme doch Niemand, in Bädern sein Glück zu suchen, er müßte es denn in Wiesbaden am grünen Tische finden wollen. Es suche doch Niemand in Bädern ein Verhältniß anzuknüpfen, das hinüberreichen soll über die Spanne des armen Lebens. Wer nicht in physischer Hinsicht schachmatt ist, gehe nur ins Bad, um sein faltenreiches Ennui recht vollständig auszuglätten. Man ist nirgends mehr genirt, macht nirgends ängstlicher Toilette, beugt sich nirgends so sklavisch unter die Gesetze des sogenannten feinen Tons. Dort, wo die kochenden Geister der Natur aufsprudeln, wäscht man sich am wenigsten die Hände, geschweige das Herz, von dem Aberglauben der Etiquette rein. In Bädern faßt man sich mit Glacéhandschuhen an und sucht, drückt man einem die Hand, die Manschetten zu schonen. Wenn Du ein Modejournal redigirst, dann wandele schwermüthig sinnend auf der prairie de quatre heures in Spaa, oder hier in Carlsbad auf der Vier-Uhr-Promenade

Digitized by Google

und zürne mit Deinem Schöpfer, daß er Dich zum Kritiker der Narrheiten Deiner Zeit berufen hat. Aber ein Herz wolle nicht suchen in einem Bade-Cercle. Man findet nirgends weniger als dort, den Menschen im Menschen. Selbst ein leichtes Avantürchen ist hier nicht anzurathen. Das hat seine guten Gründe. Man muß hier ganz besonders auf der Hut sein, um nicht ein übertünchtes Grab für ein Rosenbeet anzusehen. Wo man zusammenkommt, um sich alte Schäden zu heilen, weiß man sie am geflissentlichsten zu verstecken. Fast jede Schöne thut, als sei sie blos des Amüsements wegen im Bade. Und doch erneuert sie mehrmals am Tage den Putz und vergräbt sich bald so, bald anders in Spitzen, Cravatten und pariser Anhängseln. Bei Gott! Du kannst selbst auf den Bällen der Residenz, wo Du die Schönheiten nur beim Kerzenschimmer und nicht beim Tageslichte besiehst, nicht so sehr das alte Lied singen vom Scheine, der trügt!

Wir schleppen also die gesammte Masse unserer culturhistorischen Albernheiten mit ins Bad. Das läßt sich nicht abläugnen, es ist ein Factum. Der Inder nahm seine keusche Gottesfurcht und stieg in die Fluthen des Ganges, der Grieche nahm den Gedanken der hülleloſen Schönheit, der Römer den Begriff seiner Tapferkeit mit in seine Thermen. Der moderne Europäer des neunzehnten Jahrhunderts nimmt all' sein civilisirtes Elend mit ins Bad. Es läßt sich nicht gegen den Strom schwimmen: wer es thut, den halten die Narren für einen ganz absonderlichen Narren. Es hilft keine Predigt dagegen. Und wenn ich nun noch ein Wort über die modernen Bade-Leiden und -Freuden sagen will, komme ich mir wie ein verdorbener Abraham a Sancta Clara vor, der den Leuten erst die Hölle heiß machte, und, da er sah, daß sie doch drinnen blieben, einige Remedia anempfahl.

Wie ich gestern in der Dämmerung unter den Kastanien wandelte, ging wieder der stille Gram in Gestalt der einsamen Dame vor mir. Sie wandte sich rasch. Ich sah in ihr Antlitz und ihr Auge leuchtete wie ein Glück, das im Verborgenen still in sich selbst verglimmt.

Wie ich an ihr vorüberstreifte, blieb sie stehen. Es ergab sich, daß wir längst alte Bekannte waren. Wir haben uns schon

Digitized by Google

acht Tage lang mit einander beschäftigt. Ich war sehr erschrocken, als sie still stand; nur ihr Lächeln machte mir Muth. —

Und die Wahrheit wird Euch — nicht frei machen!

Eine kritische Rede.

Berlin, 1835.

Lassen Sie mich, meine Herren, eine Trauerrede halten. Ein großer Glaubenssatz der Deutschen ist untergegangen; die Menschen von heute tragen ihn täglich zu Grabe. Der heilige Sänger rief: Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron! — Was anders kann diese Gottheit sein als die Wahrheit? Ach! sie ist wohl herabgestiegen von ihrem Throne; die Menschen haben sie herabgezerrt, tausend Hände haben sie zerrissen, tausend Füße sie zertreten und zerstückelt. Wir brauchen uns die Wahrheit nicht mehr vom Himmel zu holen, sie ist schon mitten unter uns; wir haben sie uns zurecht geschnitten, sie nimmt Theil an unserer Mittelmäßigkeit, — denn sie liegt in der Mitte! Mit diesem einen winzigkleinen Satze sind wir fertig mit der Weltgeschichte, fertig mit unserm Denken und Thun, Dichten und Trachten, wir können nichts mehr erstreben, erzielen, die Wahrheit ist nichts Fernes mehr, die Wahrheit liegt in der Mitte. Was will das Zeitalter? Den Staat gestalten? Dazu sind wir noch nicht fähig. Nicht Weltgeschichte machen, Weltgeschichte schreiben wollen die Menschen von heute, nicht Dramen handeln, sondern dichten. Lieber Himmel! wenn die Wahrheit in der Mitte liegt, können wir nicht einmal den Hund vor den Ofen locken. In unserem Denken und in unserem Dichten, geschweige in unserem Thun, hat uns der kleine Satz banquerott gemacht. — Lassen Sie mich aus dem Bereiche der literarischen Thaten von heute zwei Beispiele wählen.

Herr von Keyserlingk, mehrere Decennien hindurch Privatdocent an der hiesigen Universität, hat sich, des Privaten über-

Digitized by Google

drüssig, auf die Öffentlichkeit geschichtlicher Thatsachen geworfen. Es ist noch nicht gar zu lange her, aber es scheint, weil die treulose Welt so schnell vergißt, unendlich lange her zu sein, daß Herr von Keyserlingk eine »vollständige Anschauungsphilosophie« edirte; jetzt schreibt er eben so »vollständige« Geschichtsanschauungen, lauter Bücher mehr zum Anschauen als zum Lesen, hübsch gedruckt, schwarz auf weiß. Herr von Keyserlingk lebt in Preußen, seine Bücher tragen die preußischen Farben, schwarze Lettern auf weißem Papier; sonst ist nichts Preußisches an ihnen. Er tritt zum ersten Male mit einem historischen Werke vor das Publicum, deshalb schien es ihm räthlich, sein politisches Glaubensbekenntniß ausdrücklich abzulegen; wir finden es in der Vorrede, so wie im Werke selbst vielfach eingestreut. Herr von Keyserlingk bekennt mit der ihm eigenen Kühnheit des Gedankenfluges öffentlich, er glaube an eine Weltregierung Gottes. Etwas ist hiermit allerdings gewonnen, nur zu wenig. Daß Gott die Welt regiere, zu versichern, ist überflüssig; das Wie der Weltregierung Gottes in den historischen Ereignissen nachzuweisen, scheint uns die Aufgabe des Historiographen. Herr von Keyserlingk schreibt keine Geschichte der Wüste Sahara, noch die Historie der Finnen, er gibt eine kritische Übersicht der Ereignisse in Europa von 1789 bis 1822, er schildert die französische Revolution, wie sie zu einer europäischen wurde und nicht wurde, Frankreichs Hegemonie, Napoleons Größe und Sturz, und die gegenseitige Stellung der Mächte nach seiner Besiegung. Der Autor erzählt Ereignisse, in deren Nachwehen wir noch gegenwärtig leben, weben und sind, seine Darstellung, könnte man ihrer Gegenstände wegen muthmaßen, trifft die innersten Nerven unsers Lebens: es scheint nothwendig, das Glaubensbekenntniß des Verfassers genauer kennen zu lernen. Herr von Keyserlingk ist weder Jacobiner noch Absolutist, weder Ultraroyalist noch Antiroyalist, weder Liberaler noch Serviler, weder Aristokrat noch Demokrat, weder Rationalist noch Supernaturalist, weder weiß noch schwarz, weder kalt noch warm: Herr von Keyserlingk ist ein Mann von der Mitte. Große Männer und Zeiten, sagt er, haben alle ihre Licht-, aber auch ihre Schattenseite gehabt. Die Wahrheit, sagt er, liegt in der Mitte. Einen Zustand zwischen Licht und Schatten nennt man ohne Sophismus Däm-

Digitized by Google

merung. Also fischt die Wahrheit im Trüben, ist das Kind der Dämmerung, ein Zwitterding von Licht und Dunkel? — Im Sturm und Ungewitter großer Zeiten wechseln lichte, zuckende Blitze mit dunklen Wetterwolken und düstern, blutigen Regenschauern; eine jäh auflodernde Helle wird von der Nacht des Lebens verschlungen, oder flackert in die Weite hin wie ein tanzendes, schwankendes Irrlicht, oder erröthet vor sich selber und wird dunkelroth und schwarz wie Blut. Unser Herrgott hat selbst dies Buch der Weltgeschichte geschrieben, furchtbar mächtige, flammende Buchstaben auf schwarzen, todesdüstern Grund, — und nun kommt ein menschlicher Geschichtschreiber und will die Schrift auslöschen und sagt: ach! das ist alles nichts, lauter Halbheit, Licht und Dunkel, Flammen und Nacht, lauter Extreme, die Wahrheit liegt in der Mitte! Ein Privatdocent, ein menschlicher Mensch, will dem öffentlichsten Aller Docenten, dem göttlichen Docenten der Weltgeschichte, seinen Vortrag und sein Buch verderben, abschwächen und auf Nichts reduciren! Warum schreibt Herr v. Keyserlingk nur schwarz auf weiß, warum schreibt er nicht grau auf grau, da die Wahrheit in der Mitte liegt, und wenn Schwarz und Weiß, diese Farbenextremitäten, zusammenkommen, nothwendig Grau entsteht? Man hätte dabei blos den Vortheil, seine Werke nicht lesen zu können. Oder huldigt er als Politicus der Newton'schen Theorie, daß es eigentlich kein reines Licht gebe, sondern der Lichtstrahl ein Gemisch aller Farben sei?

»Die Wahrheit liegt in der Mitte!« Herr von Keyserlingk ist einigermaßen unschuldig an dieser Lehre, er spricht den Satz blos nach, Fleisch und Blut haben ihm das nicht offenbart, sondern — Herr von Raumer. Schade, daß Herr von Raumer und Herr von Keyserlingk bei dem ersten Sündenfall im Paradiese nicht zugegen gewesen sind! Als Adam den Apfel in der Hand hielt und noch schwankte, ob er einbeißen solle, oder nicht, hätten sie ihm gesagt: mein lieber Adam, die Wahrheit liegt in der Mitte! — und hätten ihm begreiflich gemacht, wie man einbeißen könne und doch nicht. Wäre Adam aber nicht so extrem gewesen und hätte er nicht wirklich gebissen, so hätten wir ja keine Weltgeschichte, säßen noch immer in Unschuld und wandelten mit den lieben Vierfüßern in Harmonie! Wie närrisch und

Digitized by Google

bornirt benimmt sich doch der philosophirende Prinz Hamlet, wenn er in seinem selbstquälerischen Monologe die Frage aufwirft zwischen Sein und Nichtsein! Die Wahrheit liegt ja in der Mitte zwischen Sein und Nichts, ein halbes Etwas, ein halbes Nichts, das weder leben noch sterben kann, das in den letzten Zügen liegt, das ist ja die Wahrheit! Sie ist weder Licht noch Schatten, sie dämmert; sie ist weder weiß noch schwarz, sie ist gräulich.

Wie man aber bei Beurtheilung kleiner Einzelnheiten verfährt, um zu entscheiden, was richtig sei und unrichtig, so meint man auch die großen, ewigen Fragen der Weltgeschichte, die tiefsten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts mit dieser Reducirung auf einen mittlern Zustand zwischen zwei Extremen zu erledigen, zu ordnen und recht eigentlich zu beseitigen. Denn wenn man die Extreme links und rechts stehen läßt, und sich mit einer bequemen Mittelmäßigkeitstheorie zwischendurchlavirt, so beseitigt man allerdings Irrthum und Wahrheit und gefällt sich in diesem Schwanken einer flauen trostlosen Halbheit in Ansicht und Gesinnung. Alles Aufgebot der intensivsten Geisteskräfte, aller Kampf des Geschlechts, alles Ringen der Jahrhunderte ist dann unnütz gewesen, Wahrheit lag nie in ihnen, denn sie waren nach dieser Ansicht nur erhitzte Extreme, Übertreibungen und Abirrungen von dem nüchternen Lehrsatze, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Alle Größe des Geschichtlichen in That und Begebenheit zerschmilzt in dem kleinen Schmelztiegel dieser Historiographie.

Läge die Wahrheit aber wirklich in der Mitte, so wäre es eine abgeschmackte Weltregierung, daß die Geschichte, wie wir doch in der That sehen, nie anders, als in Extremen und durch Extreme ihren Verlauf hat. Die Wahrheit liegt eben so wenig hinter den Ereignissen versteckt, als zwischen zweien, sich contrastirenden, mitten inne. Eine mathematisch abgewogene Mitte gibt es gar nicht und ist ein willkürlich fingirtes Abstractum, in welchem alles Leben, d. h. eben alle Geschichte, aufhören müßte zu pulsiren. Die Wahrheit liegt in Allem, jedes welthistorische Ereigniß zeigt eine Seite der Wahrheit, und diese kann nicht anders als in Extremen sich an das Licht der Tage stellen. Die absolute Wahrheit wird und kann nie völlig rein

Digitized by Google

und ausgeschält in die Erscheinung treten, alle Erscheinungen zusammen machen die ganze Wahrheit. Jede Erscheinung in ihrer Einzelnheit verfällt als solche dem Irrthum, deshalb liegt in jedem großen Irrthum eine Seite der Wahrheit. Wo sich in einer Zeit die intensivste Kraft entwickelte und sich Ausdehnung verschaffte, da war ihre Wahrheit. Eine leidige Mitte ist nie, in keiner Form hervorgetreten, immer waren es contrastirende Endpuncte, deren Stellung zu einander der Historiker zu betrachten hat. In einer abstracten Theorie lag nie die Wahrheit. Eine solche ist aber auch Herrn von Keyserlingk's politisches Glaubensbekenntniß, indem es die Überzeugung in sich faßt, daß das letztliche und alleinige Heil der Staaten für alle Zeiten weder in einer reinen Monarchie, noch in einer reinen Demokratie, sondern in einer Mischung der monarchischen, aristokratischen und demokratischen Gewalten zu suchen sei. Mit diesem Recepte in der Hand die Staaten und Nationen, deren Zustände im Strome der Ereignisse für krankhaft gehalten werden, in die Kur nehmen wollen, heißt alle historische Entwickelung auf einen dürftigen und eintönigen Mechanismus reduciren und die Wahrheit in einem Schema suchen, das man sich scheinbar plausibel entworfen hat. Nach der Schneiderelle lassen sich die drei Gewalten im Staate nicht abmessen, noch die Geschichte sich an solchen formellen Maßstab legen; vielmehr beweist diese, daß dergleichen künstliche Abwägungen und Abzirkelungen ohnmächtig sind gegen den Drang der Ereignisse, und daß es vielmehr im Laufe der Begebenheiten, und in der Staatenbildung zumal darauf ankommt, auf welchem Puncte sich die größte moralische Kraft intensiv entwickelte und sich Raum schuf. Im Vollgefühl geistiger Kraft lag und liegt immer der Sieg, und wo Sieg ist, da ist Wahrheit.

Fast will es mich bedünken, das eben so langweilige, wie geistig entnervende Glaubensmotto, daß die Wahrheit in der Mitte liege, sei auch in der Poesie unserer Gegenwart das freilich nur stille Feldgeschrei einer Partei, und Herr von Uechtritz gehört in der dramatischen Dichtkunst zu den Vertretern dieser Richtung. Was Wahrheit im Denken, ist Schönheit im Dichten, und so liefe denn hier das trostlose Glaubensbekenntniß auf den Satz hinaus: die Schönheit liegt in der Mitte,

Digitized by Google

zwischen dem Guten und Schlechten nämlich mitten inne. Die Dramen des Herrn von Uechtritz sind in der That Producte der Mitte, Schöpfungen der Mittelmäßigkeit, sie sind ziemlich interessant und ziemlich schwach zu gleicher Zeit. Ich habe immer gehofft, der Verfasser würde einmal aus dieser Barriere heraustreten, er würde der Grenze nach links oder rechts sich überheben, sich total verirren und sich so einer Kraft, die immer bei ihm wie im Schlafe gefangen liegt, bewußt werden. Es ist zum Verzweifeln mit einem Poeten, der sein lauwarmes Niveau festhält, nicht steigen und nicht sinken kann, weder Himmel noch Hölle kennt. Das Gute, das Schöne kann man lieben, das Schlechte, Triviale läßt sich hassen und auch im Hasse ist man erfüllt und bewegt. Über die mittelmäßige Mitte bleibt uns am Ende nichts übrig, als die Achsel zu zucken und die Hand vor den Mund zu legen, der unanständiger, aber nothgedrungener Weise aufklafft. Uechtritz hat eine Rosamunde geschrieben. Es ist die weltbekannte Gattin des Longobardenkönigs Alboin. Er erschlägt im offenen Kampfe den Gepidenkönig, nöthigt die Tochter, seine Gattin zu sein, und zwingt sie im Rausche, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Sie brütet Rache und dingt den Meuchelmörder. »Wie? Ist das wahr?« Es ist historisch wahr; die geschichtliche Rosamunde thut das. »Aber die Rosamunde des Herrn von Uechtritz! ist die so extrem?« — die Wahrheit, meine Herren, liegt auch hier in der Mitte! Die Heldin dieses Dichters weiß darum. Sie sucht im Laufe des Drama's ein Auskunftsmittel zwischen Haß und Liebe. Statt beides zu sein und sich bald in dunkle Nacht, bald in rothe Sonnengluth zu tauchen, fängt sie einen Proceß mit sich selbst an und schwächt die Extreme ihrer Gefühle durch langgesponnenes Räsonnement. Sie kann nicht leben und nicht sterben, nicht leben lassen und nicht tödten, und verkeucht sich endlich schwindsüchtig. Der Dichter kennt den Haß und die Liebe nicht als Leidenschaften, er kennt sie blos als elegische Gefühle. Sein ganzes Drama ist ein auflösender Proceß, in welchem Haß und Liebe neutralisirt werden. Seine Rosamunde ist nicht mehr das mittelalterliche Weib, das Kind der Natur, sie ist eine modernisirte Reflexionsheldin, sie ist eine elegische Närrin geworden, die nicht dies und nicht jenes will und den

Digitized by Google

Moment der That aus den Händen verliert, so daß sie blos schwächliche Mitwisserin des Verbrechens wird. Eine energielose, prüde, moderne Dame kann unmöglich eine tragische Heldin sein; so wie der Dichter sie zeichnete, könnte Rosamunde in Novellen-Situationen der bürgerlichen Gesellschaft eine Figur abgeben. Auch hat sich der Dichter die Fülle des historischen Stoffes recht absichtlich geschmälert, gemildert und geschwächt. Wir lernen die Gepiden nicht recht kennen und sollen doch an Rosamundens Begeisterung für ihr Volk glauben. König Cunimund's Sturz und Tod hätte uns Shakspeare vor Augen gestellt, weil sich um dies Motiv alles Spätere dreht. Statt dessen sind die Verhältnisse als Folge der Ereignisse schon in der ersten Form fertig da, Alboin und Rosamunde stehen schon neben einander, ohne daß man weiß, wie sie sich fanden in Haß und Liebe. Nach dieser Manier hätte der britische Dichter Romeo und Julie gleich als Personen, die sich bereits gefunden haben, König Lear nicht als launischen Selbstherrscher, sondern als schwächlichen Greis vorgeführt, der schon sein Reich getheilt und sich bereits in den Ruhestand versetzt hat. Und in der That hatte Schröder, um das Stück dem thatenscheuen deutschen Publicum, das auch auf der Bühne ruhige Zustände ersehnt, mundrecht zu machen, auf diese Weise die Shakspear'sche Tragödie gleich von vorn herein geköpft, indem er die Theilungsscene strich. Menschen, die unsere Theilnahme ansprechen, müssen sündigen können, darin bethätigen sie ihren freien Willen, ihre Kraft. Die geschichtliche Rosamunde hat den Helden Alboin geliebt, trotz dem daß er ihren Vater erschlug. Das ist freilich sehr extrem. Aber weil er den Todten, ihr Volk und sie selbst im Übermuth verhöhnt, springt ihr Gefühl von der Liebe zum Haß über, aus einem Extrem zum andern. Sie ist so tragisch wie Judith, die den, den sie liebt, ermordet. Die Uechtritz'sche Rosamunde ist zur Leidenschaft der Sinne wie zur Größe geistiger Thatkraft unfähig, sie kann nicht sündigen und nicht Sünde büßen, sie räsonnirt über beides hin und her und läßt endlich die That, die sie zu ohnmächtig ist heraufzubeschwören, blos geschehen. Dann sagt sie sich vom Thäter, dem elenden Helmichis, los, und greift zum feigen Mittel der hülflosen Schwäche, sie mischt Gift für den Mörder und geht dabei selber drauf.

Digitized by Google

Jedes Weib, das Verbrecherin war aus Leidenschaft, sei es Liebe, sei es Haß, Rache, steht jetzt höher als sie. Wo dämonische Gluth war, ist auch Kraft und Muth; selbst zum Verbrechen gehört moralische Kraft. Wer schwächlich zusieht, wer zum Thun zu ohnmächtig, zum Verhindern zu klug, wer statt zu handeln, es geschehen läßt, dem geht es wie der Wahrheit eines feigen Zeitalters, er liegt wie sie in der Mitte.

Und dazu neigen wir! Statt zu handeln, lassen wir's geschehen, statt anzufassen, sehen wir zu, denn die Wahrheit liegt in der Mitte. Mit dieser Weisheit bringen wir all' unser Wollen zu Grabe. Laßt uns einen großen Denkstein setzen, trage jeder seine eigenen Knochen dazu her und helfe die Inschrift vollenden: Ach, die Wahrheit konnte sie nicht mehr frei machen, denn die Wahrheit lag für sie in der Mitte! —

Wie die Kunst bei den Deutschen nach Brot geht.

Eine Rede, gehalten bei der Eröffnung eines literarischen Vereins. *)

Berlin, 1835.

»Musik mit ihrem Silberklang!« sagen Shakspeare's Fiedler und lächeln pfiffig und halten die hohle Hand hin, um das Ende vom Liede, auf das ihnen Alles ankommt, den Klingklang der Münze, zu vernehmen. Was die täppischen Käuze auf ihren Geigen heruntergekratzt, das galt ihnen nicht für das ganze Spiel, nur für Vorspiel, für Musik ohne Silberklang; das Nachspiel macht die klingende Münze. Darum stehen sie da und lächeln blöde, und die hohle Hand ist so trostlos nüchtern, wie eine Schildkrötenschale, über deren Wölbung noch die klingenden Saiten fehlen. Die Kunst ist frei — und die Kunst geht nach Brot. Hierin liegt die Bedingung ihres Daseins. Als die Malerei ihre welthistorische Epoche hatte, da ging diese Kunst nicht nach Brot, vielmehr ging das Brot nach der Kunst, das

*) Die Rede war da, aber der Verein fehlte; mithin wurde die Rede in die Luft gesprochen.

Digitized by Google

Brot, das Gold, der Nektar, die Liebe, alle Elemente und Mächte des Lebens machten Wallfahrten nach den heiligen Stätten, wo der Fuß eines Malers weilte, und knieten vor der Schwelle seines Hauses, denn drinnen waltete eine Gottheit. Die Schätze der römischen Kirchenfürsten flossen wie ewige Quellen in die Ateliers der Künstler, der venetianische Aristokrat öffnete für Tizian und Tintoretto seine blitzenden Chatoullen, und das Weib der Lagunenstadt gab mehr, weit mehr, als ihr Gatte. Nicht blos das Halsgeschmeide, auch das Tuch riß die Signora herunter, und gab es ihm, und sich mit, und gab ihm Alles. Alles Stolzes der irdischen Herrlichkeit entkleidet, lag das blühende Weib in seinem Arm, und der Künstler berauschte sich in ihren Küssen und malte dann, trunken von der Fülle des Lebens, die er in sich schlürfte, seine ewigen Götterbilder. Das Ewige konnte ihm nicht entgehen in seinen Werken, denn der irdische Augenblick überschüttete ihn, wie der goldene Segen die Danae. Alle Poren seines Wesens öffneten sich, um die heißen Düfte und die Lieblichkeiten des Daseins in vollen Zügen einzusaugen, und so war der Künstler Italiens ein voller, ganzer Mensch, ein Erdengott. Er brauchte kein Krösus zu sein, er wollte und brauchte nicht Schätze zu häufen, vielmehr spielte er mit ihnen und schleuderte sie wieder von sich, wenn er sich genug gebadet im Strom des Goldes. Wer dann nicht zu ihm wallfahrtete, um das Überirdische in seiner Kunst anzubeten, der kniete vor ihm, um die Schnalle seines Schuhes zu küssen, denn auf dieser Schnalle saß ein Smaragd aus dem Diadem eines Fürsten.

Und nicht blos in Italien ist die Kunst zu ihrer Blüthenzeit die Herrin aller Elemente des Lebens gewesen, in Flandern war es nicht anders. Der Bürger Rubens lebte in Antwerpen wie ein geliebter und verehrter König. Herzöge und Grafen speisten von Silber an seinem Tische und fühlten sich beglückt, wenn der Maler die Hand ihnen reichte, dieselbe Hand, welche die irdischen Freuden der Welt wie frischduftende saftige Früchte auf die Leinwand streute. Der Herzog von Mantua ernannte ihn zu seinem Ambassadeur am spanischen Hofe, Isabella wählte ihn zum Vermittler zwischen den vereinigten Provinzen und der katholischen Majestät, und Philipp der Vierte staunte nicht wenig, in dem Künstler einen weltkundigen Diplomaten kennen zu

Digitized by Google

lernen. Man glaubte, den Erbherrn Flanderns, den Souverain von Burgund in Madrid einziehen zu sehen, so glänzend war sein Privatgefolge, so königlich schien sein Benehmen, so gewandt und sicher sein Blick. Als Ambassadeur zog er nach London, wo ihn Karl im vollen Staatsrathe empfing und vor seinem Parlamente zum Ritter schlug. Auf seinem Lustschlosse Stean bei Mecheln lebte Rubens wie ein Fürst. Seine Schüler bestiegen prächtige Rosse, um große Jagden anzustellen, die jene berühmten Bilder lieferten. Der Meister ritt einen schäumenden Andalusier, seine Frau, die blonde Helene Forman, das blühende Weib mit der weißen saftigen Schulter und dem durchleuchteten Incarnat, ritt neben ihm ein spanisches Maulthier, reich mit silbernem Schmuckwerk geziert. So lebte dieser Peter Paul, ein freier Bürger. Von allen Ländern strömten die Menschen herbei, um diesen Malerkönig zu sehen.

Aber vielleicht galt das zumeist seiner Persönlichkeit; man huldigte nicht immer der Kunst in andern Vertretern? Vielleicht gestaltete sich das nur in dem üppigen Flandern so, wo ein freies Bürgerthum die Schätze der Welt um sich häufte?

Vor der strotzenden Fülle solchen Glückes trat der bescheidene Antoni van Dyk still in den Hintergrund. Wo Einer so völlig Herr war, so allmächtig die Gemüther regierte, daß die Bewegungen des geselligen Lebens nur um ihn kreisten, konnte kein Zweiter herrschen. Van Dyk verließ seinen Meister und seine Heimath. Die königlichen Stuarts riefen ihn zu sich, um die kalte Herrlichkeit ihres Hofes mit der Lebensluft der Kunst zu erwärmen. Sie verlangten eine künstliche Stubenheizung von dem Maler. In der Gewöhnung des Engländers, die Kunst nur als Dienerin zu halten, liegt eine schlimme Demüthigung. Aber van Dyk fand in England den Styl seiner Kunst. Er malte jene schöne bleiche, königliche Stirn, die nur einmal im Leben, nur vor dem Henker, sich färbte. Er malte jene vielen hundert Bilder aus der stolzen Aristokratenwelt, die Fürstengesichter im Stuartscostüm, die ernsthafte Stutzerhaftigkeit des Hofes, die stolze Zärtlichkeit der englischen Damen, die steifen Pagen mit den schlanken Windhunden; er wurde für die englische Thier- und Menschenwelt der Künstler des Portraits. Er ging ganz auf in diesen Kreisen einer romantischen Hofetiquette,

Digitized by Google

er selbst warf sich einen spanischen Mantel um die Schulter, und malte seine eigne Gestalt mitten unter diese galanten Erscheinungen der königlichen Stuarts; aber er beherrschte völlig diese Welt, Alles jubelte ihm zu und sah in ihm einen Verklärer des unverstandenen Lebens, einen Erlöser aus den Formen des kalten Daseins. Antoni war ein jüngferlich stiller Mann gewesen; in Italien hatten die Genossen den schüchternen Jüngling verlacht. Jetzt hatte er seine Welt, und mit ihr den Typus seiner Kunst gefunden; jetzt konnte sich auch sein ganzer Mensch entfalten. Er war Herr des Bodens, auf dem er wandelte, ein ideeller König; die Herzen schlugen ihm entgegen, selbst die steifen Kragen der Stuartsdamen fielen matt zusammen, wenn Antoni's Hand sie berührte; kein Lord, aber der Maler durfte die Spitzen am Halse zerknittern, van Dyk durfte die blassen Wangen der Edelfrauen roth küssen. Auf der münchner Hofgartengalerie stand ich entzückt vor dem Bilde seiner Frau, der Gräfin Gorré, Maria van Ruthwen. Hinter den Lilien ihres Antlitzes brennt verstohlen, aber tief und duftig, das Rosenlicht der Liebe. Das ist eine jener hohen aristokratischen Stuartsdamen, die erst unter van Dyk's Lippen zu Weibern wurden. So lebte der Maler am Hof und zu Elstham, auf seinem Schlosse in der Grafschaft Kent, wie der erste Baron von England. Das düstere Schweigen des Sanct Paul und Karls königliche Thräne waren, als er starb, der Triumph seines Lebens. —

Ich sage, die Kunst darf nicht nach Brot gehen, vielmehr müssen die Früchte des Lebens in goldnen Schalen ihr in's Haus gebracht werden, und die sie bringen, müssen auf der Schwelle stehen und sich selig preisen, wenn der Künstler, der gottvolle Mann, der mit gewaltigeren Mächten als ein König die Gemüther lenkt, ein Lächeln seinen Lippen abnöthigt. Wo das nicht ist, da ist die Kunst nicht, was sie ist oder sein soll, eine irdische Gottheit, eine weltliche Religion. — So etwas läßt sich nicht machen, so etwas liegt in den allgemeinen Zuständen, in der Weltanschauung einer Zeit. Die Weltzustände bedingen es, ob in Europa auf irgend einem Puncte noch einmal ein neuer Kunstaltar erbaut werden könne oder nicht, und eine Epoche möglich ist, wo die Menschenkinder, wie von einem schönen Wahnsinn befallen, Religion und Kirche, Staat und Fa-

Digitized by Google

milie, Haus und Herd, alle ihre Liebe und Anbetung im Stiche lassen, oder nicht im Stiche lassen, sondern mitnehmen, um Alles in leidenschaftlicher Entzückung auf die Stufen eines neuen Musentempels niederzulegen.

Es sieht nicht darnach aus, auch in Deutschland nicht, denn hier hat es schon eine Zeit gegeben, wo es darnach aussah und den Anschein davon hatte. Der Punct, auf dem sich so etwas zu gestalten Miene machte, hieß Weimar. Hier wurden die Musen und Grazien die ausschließlichen Gottheiten eines sinnlich-edlen, geistig-üppigen Lebens. Der Staat war ohne politische Bedeutsamkeit, die fürstlichen Personen hatten die schönste Befähigung und ausschließlich Sinn für die Künste, die Poesie gehörte zu ihren Lebensbedürfnissen, sie schmückten nicht blos mit deren Gebilden die Räume ihres Daseins, die Kunst war völlig ihre Luft zum Athemholen. Eine Herzogin Amalie ist eine kostbare Seltenheit in der Weltgeschichte. Alles schien sich günstig zu gestalten, um hier dem deutschen Genius seine Wiege, oder gar sein Brautbett aufzuschlagen. Die Zeiten wurden stürmisch. Ein Weltgewitter zog über die Häupter, aber man entwand sich den Wirren des kriegerischen Lebens, um seinen Gottheiten in stiller Zurückgezogenheit zu dienen. Nur so wurde es möglich: und darin liegt zugleich das Gebrochene, das Unfreie dieser Blüthe der deutschen Kunstepoche. Man mußte sich den Stürmen des großen ganzen Lebens entwinden, um im Kleinen und in der Enge das Große, Ganze und Weite wiederzufinden. So ist diese Blüthe zu einer zärtlichen Treibhauspflanze geworden, und die Fragen des nächstfolgenden Geschlechts, schon der noch Mitlebenden jener Zeit, reichen über diesen Friedenssitz der deutschen Musen wie feuerrothe Kometen hinweg, die man unter den kleinen Haus- und Himmelssternen des weimarischen Hofes mitzuzählen vergessen hatte. Man führte in Weimar weniger ein nationales Hof-, als ein idyllisches Landleben. Wieland war der lächelnde Schäfer von Tiefurt. Das Sammetkäppel gab ihm eine Beimischung von Ehrwürdigkeit, die über die jüngern Genies in alten Tagen zu moralisiren liebte. Herder sprach schön und weise über Alles und Jedes; seine gefällige Humanität gab dem patriarchalischen Fürstensalon etwas Salbungsvol-

Digitized by Google

les. Schiller wurde nie Hofmann, er dichtete nicht für die Schranken eines Hoftheaters, er appellirte an die allgemeine Menschheit, er hatte am meisten Beruf, eine Nation zu bilden, er war es am meisten werth, eine Nation zu haben. Wieland nannte ihn scherzhaft einen tragischen Herkules, und das bezeichnet am besten sein Verhalten zu einem Cirkel von ästhetischen Prinzen und Noblen. Wielands lächelnde und kichernde Sinnlichkeit, Herders weises Raisonniren und Schillers heißes Gelüst nach dem tieferen Aufruhr des inneren Menschen, diese Elemente vereinigten sich am weimarischen Hofe schließlich in Goethe's beglückter Persönlichkeit. Er hat diese Richtungen zur Harmonie in sich verschmolzen, und nachdem der Gipfelpunct erreicht war, hat er diese Sterne über die Mittagshöhe einem erblassenden Abendroth entgegengeführt.

Goethe hat unendlich tiefe, mannichfach wunderbare Töne angeschlagen, aber einen sichern Typus hat er keinem Zweige der Literatur eingeprägt, wie etwa Shakspeare der dramatischen Poesie seines Volkes. Der Brite hatte nur einen Weg eingeschlagen, weil er nur eine große Sache kannte, und diese eine Sache war seine Nation. Deshalb hat Shakspeare durch dies Verfolgen einer stetigen Richtung für das Drama Formen hervorgerufen, die seine Persönlichkeit überwuchsen und fester und objectiver scheinen, um blos an die Bedingung seiner Subjectivität geknüpft zu sein. Goethe hat viele Wege eingeschlagen, mannichfache Richtungen eröffnet, keine einzige zu Ende verfolgt. In Shakspeare war das Talent, das von dem Gegebenen Besitz nahm, um es zur höchsten Staffel der Vollendung hinauszuführen. In Goethe war das Genie erstanden, das nichts vorfand, weder Richtung noch Ziel des Geistes, das Alles erst erschaffen, versuchsweise die Bahnen sich öffnen, Interessen erfinden, ein Ziel stecken und Mittel und Wege dafür prüfen mußte. Man hat nunmehr ein halbes Jahrhundert hindurch die unergründliche Schöpferkraft bewundert, die sich hierin als das Abgepräge der Universalität des deutschen Geistes bekundete. Ist die jetzige Zeit frei von der Bewunderung der Persönlichkeit, so geziemt ihr eine Betrachtung der sachlichen Literaturzustände.

Digitized by Google

Goethe hat so viele Wege eröffnet, aber der Nachwelt keinen einzigen zum weitern Anbau übermacht. Der Roman, das Drama hat sich andere Ziele zu eröffnen und von neuem anzufangen.

Die Spuren, die Goethe's Fuß gewandelt, sind leise dem Boden eingedrückt. Jedes Gebiet, das er betrat, schmiegte sich leicht und gefällig zu seinen Füßen, es war, als wenn die Geister der Natur freiwillig ihr Bestes und Schönstes zu seinen Triumphen darzubieten sich verschworen; er zog hierhin und dorthin, und trat aus allen Sphären neu verjüngt hervor wie ein ewiger Bräutigam, mit der Krone ewiger Gesundheit geschmückt, mit dem Gürtel eines unüberwindlichen Liebreizes um seine Hüfte. Er war unendlich glücklich, sein Glück war so groß als sein Genius. Alle Rosen, die er pflückte, schlangen sich zu Blumenkränzen um seine Brust. Jede Richtung, die er als Dichter einschlug, wurde ein Festzug für seine Persönlichkeit, aber er blieb keiner treu, lebte keine aus, sein Ich wand sich behende und schlank durch alle Verpuppungen, er war ein Talleyrand der deutschen Kunst und Poesie. In seiner Jugend regten sich mittelalterlich deutsche Elemente in seiner Brust; er schrieb den Götz und nahm damit den Anlauf zu einem ächten Nationaldrama. Der Götz war ein großer Beginn, aber Goethe verfolgte diese Richtung nicht; es waren zu viel widerstreitende Anforderungen in seiner Zeit, mithin auch in ihm. Der damaligen socialen Zustände hatte sich eine todeslustige Melancholie bemächtigt. Der blühende Wolfgang durchlebte diese Krankheit mit, und schrieb sein Rettungsbuch, den Werther. Dann tändelte er wieder leicht und lustig in Schäferspielen und zollte der Wieland'schen Schule seinen Tribut. Er coquettirte mit der französischen Sentimentalität, denn er fand auch diesen Stoff vor in der vielfach zerspaltenen Gemüthsanlage seines Volkes und seiner Zeit. Clavigo und Stella setzten dieser Richtung die Krone auf, und Wolfgang Goethe war berufen, von allen Anpflanzungen in den verschiedensten Kreisen des deutschen Lebens die Frucht zu brechen, denn Alles schien nur ihm entgegenzureifen. Dabei lief er, wie sein Rattenfänger, unstät und lustig singend über Berg und Thal, seine Sohlen waren geflügelt, seine Stirn umspielte ein ewiger Maienglanz der Liebe, über

Digitized by Google

seine Lippen flossen Lieder, süß wie Honigseim, unschuldig wie Milch, leicht und üppig, wie ein morgendlicher Hauch, der die Blüthen schüttelt. Die Lieder kamen ihm Tag und Nacht bis in sein spätes Alter, er wußte nicht wie, und ahnte kaum, daß er gerade der Lyrik weit mehr, als dem deutschen Drama und Roman einen vollendeten Typus gab. In der lyrischen Poesie hat der Deutsche auch weit weniger fehlgetappt. Zum Liede gehört der tiefe Schmerz oder die tiefe Lust der einzelnen Brust, und als Einzelner hat der Deutsche unter allen Volksindividuen die tiefste, reinste, schönste Befähigung zum Höchsten. Aber zum Roman gehört ein volles, ganzes, episch gestaltetes Volksleben, zum Drama eine dramatische, eine thatlustige Nationalität.

Das Studium der griechischen Antike war durch Winkelmann und Wolf eröffnet. Goethe machte sich auch auf diesem Felde mit deutscher Liebe heimisch; dieser Richtung blieb er am treuesten. Er hatte Wärme des Herzens genug, um das Marmorbild lebendig zu küssen; er war der Pygmalion der Iphigenia. Und doch hat er gerade hier sich und sein Volk am meisten vergessen, er blieb starr und kalt am Munde der glatten Steingestalt hangen und dichtete die natürliche Tochter. Das war eben das Vermessene des großen Mannes, daß er nicht bedachte, sein Volk habe seine eigenen Götter, und daß er wähnte, er müsse für die Deutschen erst eine Gottheit suchen auf fernen Gefilden. Und der Beifall eines feingebildeten Hofes berauschte ihn. Ein edler Fürst, dem zur vollendeten Größe seines Geistes nur ein gleich großes Reich fehlte, um das als Herrscher zu sein, was er als Mensch war; dieser Fürst war sein Freund, sein Duzbruder, nur schade, daß dieser Herr, um den Dichter an seinem Hofe zu halten, ihn auch zu seinem Diener machen mußte. So wurde Goethe, der geadelte Bürgerssohn, ein großer Mann in einer kleinen Coterie, ein Staatsminister in einem engen Hofleben. Er war nicht, wie Rubens, wie van Dyk, der freie Fürstenfreund, der unabhängige Selbstmensch. Der Herzog hatte in ihm den frankfurter **Doctor juris** werben, ihn zum Rath und Beisitzer im geheimen Conseil, zum großmächtigen Beamten in seinem kleinmächtigen Ländchen machen müssen. Es ging nicht anders, beim ewigen Gott der Deutschen! Der krumme deutsche Buckel, der doch schon so viele materielle Lasten eselhaft geduldig

Digitized by Google

getragen, will nichts Ideelles auf seinem Nacken aushalten. Als der vorige König von Baiern zum ersten Male seine Kammern berief, um die Stimme der Nation zu vernehmen, da kamen die baierschen Bierbrauer an und steckten die dicken Köpfe zusammen und raunten sich brummend zu, es gebe im Lande einen gewissen Geheimerath von Schelling, der habe 4000 Fl. zu verzehren und thäte nichts, als die Hände in den Schooß legen, nicht einmal Bier trinke so ein vornehmer Müssiggänger, sondern eitel Champagner; so etwas sei nicht zu dulden, der Mann mit dem orientalischen Schlafrock sei unnütz. Damals war noch keine Universität in München. Seitdem Schelling wieder Professor geworden, denken die baierschen Bierbrauer, er thäte etwas. Es ist ein schnurrig Ding mit dem deutschen Nationalsinn. Wenn er einmal seine Stimme abgerissen losläßt, brummt er so inarticulirt, wie der Vierfüßer im Stande der Unschuld. Der Deutsche hat im Ganzen und in seiner Gesammterscheinung nichts Großes. Er hat nur einzelne große Tugenden. Wir haben eine große Nationalliteratur, und doch keinen großen Nationalsinn mit ihr erhalten. Wenn die Fürsten nicht demokratisiren und die Erziehung des Volkes weiter führen, so wird nichts daraus, da es die Dichter bis jetzt nicht vermochten. Was früher Künstler und Dichter waren, sind heutzutage Schriftsteller. Die Fürsten müssen mit den Schriftstellern wetteifern, um sich die Nation zu erziehen. Thron und Volk müssen enger an einander gerückt werden, denn sie gehören zusammen wie Kopf und Brust. Was sich zwischen beide drängt, die Camarilla, muß gestürzt werden. Nicht die Fürsten sind verfolgungssüchtig, sondern die Camarilla und ihre Büreaukratie. Diese verkennen unsere gute Gesinnung, verschwärzen unsere harmlose Miene, verdächtigen unsern Eifer, entwenden uns heimlich unsere Liebe und zwingen uns den Haß auf.

Goethe, sage ich — denn auf ihn muß ich zurückkommen, um zu zeigen, warum wir eine Nationalliteratur, und doch für die Formen der Poesie keinen Nationaltypus erhalten haben — Goethe hat auch dem Roman keine Normalform gegeben. Er nahm in seinem Wilhelm Meister nur den Anlauf dazu, ohne das Werk zu vollenden, geschweige die Richtung, die er hier glücklich eingeschlagen, zu verfolgen. Wir sehen hier eine Ge-

Digitized by Google

sammtheit deutscher Zustände in bestimmter gesellschaftlicher Zeitentwickelung. Das Thema ist die Erziehung eines Einzelnen, die durch jene Zustände und in verschiedenen Situationen bedingt wird. Wilhelm's Bildung beginnt im Komödiantenleben und setzt sich in aristokratischen Cirkeln fort. Beim Ende der Lehrjahre ist aber kaum der Jüngling, geschweige der Mann fertig. Wilhelm Meister kann nicht in die Mannsjahre treten, weil er sich so wenig als sein Dichter vor den Augen einer Nation gebildet hat. Um aber Mann zu werden, dazu gehört ein Staat, den Staat kannte aber Goethe nicht, hatte keinen Sinn, ein öffentliches Leben zu schildern, keinen Muth, offen davon zu sprechen und das fehlende Element einzugestehen. So fehlt dem Deutschen überhaupt die Stufe des Mannes, weil sein Staatsleben nicht zur freien und kräftigen Öffentlichkeit vollgültig herausgeboren ist. Nur auf einzelnen gesegneten Puncten Deutschlands ist begonnen, was dem Ganzen gebricht. So ist der Deutsche überhaupt gar kein Mann. Wir sind Jünglinge, wir schäumen etwas und schwärmen eine Weile, sinken aber plötzlich zusammen und sind Greise. Das Mannesalter ist noch nicht frei herausgeboren in deutscher Natur, der Jüngling in uns und der Greis in uns reichen sich zu schnell die Hände. So bleibt denn der Wilhelm Meister ein Stümper als Mensch. Goethe wußte keinen Mann aus ihm zu machen, weil zum Manne Volk und Staat gehört. Seine Bildung ist artistisch und gesellig fertig, und doch ist er ein Pinsel geblieben. Der Roman ist ein Fragment, wie die deutsche Bildungsgeschichte, es fehlt ihm aller nationale Hintergrund. Um in Ermangelung dessen doch irgend etwas Allgemeines hinzustellen, vor dem sich die Figur des Individuums bewegen konnte, ist eine mystificirende Logenassecuranz fingirt, ein höchst wunderlicher Ersatz für eine sonstige Gesammtheit, wie sich deren der englische Roman mit den volksthümlichen Elementen geschichtlicher Parteiung zu erfreuen hat. Die nationale Unterlage macht den englischen Roman so straff und sicher und gibt ihm eine Bedeutung, die der Goethe'sche nur durch psychologische Tiefe erschwingt. Von den Wanderjahren will ich schweigen. Hier ist an allen ideellen Mächten des Lebens ein offenbarer Verrath geübt; hier sinkt Alles in eine ängstliche Werkelthätigkeit zusammen, in eine phi-

Digitized by Google

liströse Versumpfung, die ächt deutsch, aber eines Dichters, der eine Nation erziehen soll, wenig würdig ist. Die Materialistik Walter Scott's und Cooper's ist weit gesünder und naturgemäßer, weil sie nicht verlangt, in ideeller Bedeutsamkeit hingenommen zu werden, wie die Goethe'sche, und weil sie sich naiv und volksthümlich hingibt.

Merkwürdig, daß die deutsche Literatur von damals, die von Bürgerlichen ausging, eben so sehr, nur mit mehr Glück, eine Aristokratie anstrebte, wie schriftstellernde Edelleute von heute umgekehrt ihre Herkunft geistig verläugnen und eher plebeje werden, um nur, wie sie meinen, demokratisch zu sein. Es gehörte außer der Flamme des Genius auch ein seltner Muth dazu, wenn ein frankfurter Bürgerssohn die höchsten Kreise der Gesellschaft sich eroberte und unterwarf. Es gelang, aber das Talent, dem es möglich wurde, brachte unwissentlich dafür seinen Tribut, es wurde ungesucht auch seinerseits dienerisch und gab den Glauben an eine freie Gesammtentwicklung hin.

In den Wahlverwandtschaften ist ganz und gar verzichtet auf eine Bewegung in der Mitte des Volkes, auf einen Zusammenhang mit dem Strom des ganzen Lebens. Es ist ein aristokratisch abgefeimtes Quälerleben, höchst subtil, mit spinnefeiner Dialektik der menschlichen Neigungen, ein Cabinetsstück des vornehm abgepferchten Salonlebens, an dessen glatten Felsenwänden der Hülferuf der verirrten Menschenseele wie ein sterbendes Echo schwach verhallt. Hätte Goethe nur den Meister und nicht auch die Wahlverwandtschaften geschrieben, so hätte man noch über die Möglichkeit träumen können, aus seiner Poesie einen Nationalroman hervorgehen zu sehen, in welchem das ganze volle deutsche Herz zu seinem Rechte gekommen.

Mit diesem Werke brach Goethe förmlich mit seinem Volke. Er hatte nie recht an eine Gesammtheit geglaubt, es nie so zuversichtlich wie Schiller sich eingeräumt, daß im Deutschen etwas Nationelles schlummere, das sich als ein Ganzes zunächst ideell fortbilden müsse. Dieser Glaube ist aber eine Religion für den deutschen Schriftsteller, diese Religion darf nicht aufgegeben werden. Die damalige Opposition der romantischen Schule gegen Goethe hatte auch nur darin ihren Stützpunkt, daß sie aus dem entlegenen Schooße deutscher Gesittung und deutschen Kunstlebens

Digitized by Google

volksthümliche Elemente wieder ans Licht zog. Mit jenen Wahlverwandtschaften gab Goethe seinem Volke als einer Gesammtheit den Scheidebrief; was sich nun geschichtlich um ihn her gestaltete, ließ ihn blind, er flüchtete mit seinem Denken und Dichten in den Orient. Es liegt eine herzzerschneidende Ironie darin, daß der Patriarch von Weimar den Aristokratenroman im Jahre 1809, im Tyrolerjahre, schreiben mußte, während er hinter den Bergen, auf deren Spitzen die Wetterfahne des Aufruhrs wehte, den deutschen Bauer für die Sache deutscher Freiheit bluten sah; aber er sah nichts mehr, was die Adern des Volkes blutigroth durchfiberte, er entwand sich »diesen verschlingenden Zeitverhältnissen« mit höfischer Aristokratenkälte. Schiller war todt, und es war Niemand da, der den Dichter Goethe, welcher sich jetzt völlig mit dem Minister Goethe identificirte, mit dem Menschen, dem Deutschen in ihm, verbrüderte. Das einzige Wesen, was an sein erkaltetes Herz schlug, war ein Mädchen, Bettina, das glühende, verzückte Kind der Natur. Sie begriff es, was es zu sagen habe, für eine Idee, und sollte es ein Phantom sein, das Leben maßlos hinzuschleudern, es zu wollen, und also es zu müssen. Sie verstand den Hofer und den Speckbacher, sie zitterte für die Helden der Unschuld, ihre Wange schlug der Purpur begeisterter Liebe, wenn sie an die Feuer der Freiheit dachte, die auf den Alpen loderten; sie ging zerknirscht in ihr Kämmerlein und weinte bitterlich, wenn sie es sich recht zu Herzen nahm, daß die deutsche Tugend, die dort hinter den Bergen losgelassen wurde, unter dem Gewirr damaliger Zustände doch nichts anderes, als eine deutsche Dummheit werden konnte. Es muß schlimm, sehr schlimm mit uns stehen, wenn die besten Tugenden des Haufens den Anstrich von Dummheiten erhalten, weil die vornehme Welt ihre geschmackvolle, witzige Klugheit für sich behält. — Daß aber in den tyroler Bergen so etwas geschehen, der größte deutsche Dichter gleichzeitig so etwas schreiben konnte, das ist eine Thatsache deutscher Entwickelungsgeschichte, das hat einen Riß gemacht, an dem wir zu füllen haben, so lange wir leben und denken! Bettina Brentano hatte darüber ein instinctartiges Bewußtsein, als sie 1809 in München war, und die herzklopfenden Jubelbriefe nach Weimar schrieb. Sie fühlte so etwas davon, daß aus dem

Digitized by Google

größten deutschen Poeten mehr ein Hofdichter, als ein Nationaldichter geworden sei. Daß ein Herzog ihm seine Freundschaft bot, hatte den frankfurter Bürgerssohn so betäubt, daß er gar nicht umhin konnte, auch dessen Hofmann sein zu wollen. Hätte er seinen Wilhelm Meister aus dem Komödiantentrödel und der aristokratischen Logencoterie hinausjagen können in die freie Luft des Völkerlebens, um ihn im großen Getümmel einer Nationalsache zum Manne reifen zu lassen, hätte er ihn, wie es Bettina in der fliegenden Hitze ihrer zitternden Begeisterung dem Dichter vorhielt, auch nur in die tyroler Berge zu schicken vermocht, um ihn für Völkerglück jubeln und bluten zu lassen: dann stände nicht zwischen deutscher Dichtung und deutscher Nationalentwickelung die ungemessene Kluft, über die wir verzweifelnde Kinder der Jetztwelt eine Brücke zu schlagen haben. Da liegt das Gebrochene unserer Zustände, da liegt unser ganzes Unglück. Die kleine Bettina hat das so kindisch und so richtig gefühlt, wie Niemand. Aber das thörichte Mädchen hat dem großen Dichter zu viel zugemuthet; dem großen Dichter fehlte der Sinn für weltgeschichtliche Bewegung, ihm war der Glaube versagt an freie Staatenentwickelung.

Von unsern literarischen Ahnherrn damaliger Zeit waren Schiller und Jean Paul die einzigen, die an eine Nation glaubten. Schiller's Dramen waren großartige Grundzüge zu dem kühnen Entwurfe einer deutschen Bühne. Er wollte eine Nation versammelt wissen, denn nur zu einer Gesammtheit mochte er sprechen; man nennt ihn mit Recht den deutschen Pindar. Jean Paul schlich weinend und lachend durch die Hütten der Armen, und stieß den Leuten das enge Dach über den Köpfen ein, damit der Himmel hereinsah mit den ewigen Sternenaugen. Es waren zwei göttliche Menschen, zwei ächt demokratische Männer. Wären sie als Dichter so groß, wie als Menschen gewesen, die deutsche Literatur hätte eine andere Wendung genommen; aber sie waren mehr herrliche Redner, begeisterte Sprecher, als glückliche Bildner und Dichter. Schiller hatte sich, von der vorherrschenden lyrischen Ausströmung seines Geistes abgesehen, noch dazu lange in abstracten Theorien als Poet geschwächt; Jean Paul fehlte fast alle sinnliche Gestaltenbildung. Der Dichter Goethe überflügelte Beide, seine Verklärung der Sinn-

Digitized by Google

lichkeit war unwiderstehlich und verlockend schön. Beide wurden überschattet, und mußten huldigen. Schiller fing sogar später an, sich der Goethe'schen Richtung zu bequemen, und Jean Paul's sentimentale und prüde Menschenwesen erblichen zu nebelhaften Schemen, wenn eine Goethe'sche Mädchengestalt in aller Lust sinnlicher Begabung und in aller Fülle der freiesten Heiterkeit sich neben sie stellte.

So kam es, daß in Deutschland nicht viel werden konnte aus einer demokratischen Opposition, die sich nicht auf einen Hof, sondern auf die Nation stützte. Den beiden Schlegeln fehlte die Stetigkeit einer kräftigen Gesittung und bewußten Richtung. Sie haben auf das, was man ästhetischen Geschmack nennt, eingewirkt, aber nicht auf die Gesinnung des Publicums, denn mit ihrer Gesinnung waren sie selbst in einer seltsamen Wirre. Auch hatten sie selbst Alles von Goethe gelernt; sie konnten der Nation nicht helfen. Tieck kam an mit seinen künstlichen Operationen. Seine Waldorgeln fingen an zu flöten, er suchte mit Minneliedern, mit katholischer Mittelalterlichkeit und mit Naturconcerten eine neue Richtung zu eröffnen; aber aus Goethe's Liedern tönte schon so viel bewußte Natur, so viel verklärte Lust der Liebe, daß sich diese Opposition bald zerschlug. Es schien manchem ein beklagenswerthes Ereigniß, daß Tieck auch später als Novellendichter, als welcher er doch ein gewisses Shakspeare'sches Element in deutscher Literatur zu vertreten berufen war, eine eigenthümliche Gegnerschaft zu Goethe aufgab, sobald die einbrechenden kritischen Wirren es ihm nöthig machten, für ihn Partei zu nehmen. Das Zelotengeschrei kam zu spät, um Goethe's Oberhoheit zu stürzen. Sie stürzte mehr, weil es Zeit war, als weil Pustkuchen und Menzel es so wollten. Jener unwirsche Eifer wollte auch Goethe's reinliche Sinnlichkeit als Unmoralität verketzern. Das war ein trostloses Gezeter, und es half zu nichts. Die derzeitige Herrschaft Goethe's hatten die besten Köpfe eingeräumt, sie war eine Thatsache und es blieb uns Jüngern nur eine Art Zähneknirschen und ein trostloser Schmerz, daß jene Herrschaft, zu der Goethe berufen war, sich so salonmäßig gestaltete, und dieser deutsche Dichterfürst zugleich ein Fürstendiener sein mußte. Man denke an den Ritter Rubens, den freien Bürger von Antwer-

Digitized by Google

pen, an van Dyk, den freien Baron von England! Man betrachte Michelangelo, Buonarotti, im Verhältniß zu Julius II. Dieser Dante der italienischen Kunst wußte selbst einem kriegerischen Papste die ganze Selbstständigkeit eines reizbaren Künstlerstolzes mit Glück entgegenzusetzen. Er weigerte sich, als man ihm nicht zu Willen war, das Grabmal des heil. Vaters zu bauen, denn er konnte getrost an seine Brust schlagen und die pochende Frage stellen: Was ist ohne mich ein heiliger Vater? wie kann er ohne die Allmacht der Kunst die Welt beherrschen? Man glaube doch nicht, daß Raffael im Dienste der Kirche gestanden und etwa den Launen des zehnten Leo gehuldigt! Ihm wurde gehuldigt, zu ihm kam man hülfeflehend, denn man wußte, wie die Tausende in frommem Schauer niedersanken, wenn Raffael eine neue Madonna vor ihren Blicken enthüllte. Das war eine unerhörte Herrschaft der Kunst! Da ging die Fürstenmacht betteln bei der Künstlerfreiheit. Und als Raffael, dieser Charfreitagsmensch, seine Jünglingsflügel wieder schnell gen Himmel entfaltete, da schien die Peterskuppel zu beben, die Gestalten in den Logen des Vatikan schienen ihre Häupter zu neigen, und durch die ganze katholische Christenheit lief ein düsteres und beklommenes: Es ist aus mit ihm! consummatus est!

Anders war es schon am Hofe der Medici. Je mehr eine Fürstenfamilie auf die Kunstbestrebungen mit eigener, wählerischer Schaffenslust selbst eingeht, desto mehr bemächtigt sie sich der Richtungen und Herzen der Künstler und Dichter. So war es in Weimar; die weimarische Fürstenfamilie waren die deutschen Medicäer. In Carl August lebte eine Seele von seltener Größe. In seinen Briefen an Knebel, spricht auf überraschende Weise aus dem Fürsten der freie Mensch heraus, und das nenne ich Größe des Fürsten, wenn sich der Mensch in ihm regt und opponirt. Je attisch gebildeter, je feiner gestimmt aber das weimarische Fürstenhaus war, desto mehr mußte Goethe in dieser vorhandenen Culturluft der dortigen Zustände aufgehen, nicht dienerisch und ängstlich, aber desto mehr auf ideelle, durchdringende Weise und mit dem Scheine selbsteigner Neigung. War man doch daselbst durch Wieland's höfische Manieren bereits verwöhnt! Auf solchen Vorgänger, der als geistreicher Ceremonien-

Digitized by Google

meiſter lächelnd das Sammetkäppel ſchwang, war ſchlimm zu folgen, und ſo mußte denn aus Goethe jene troſtloſe Weisheit ertönen: der Menſch verliert, was der Poet gewinnt, und umgekehrt!

Wir Jüngern aber, wir Saugmenſchen dieſer Zeit, die wir unſern Jahren nach nicht für Säuglinge mehr gelten können, obwohl wir noch immer an den Brüſten dieſer Zeit wie Kinder liegen, um neue Lebensmilch einzuſchlürfen, — wir ſcheinen ſo ziemlich Alle verſchworen, den ganzen Poeten in uns zu opfern, um nur den ganzen Menſchen in uns zur Entfaltung zu bringen. Die ganze Welt arbeitet auch darauf hin, die Wirklichkeit zu ihren Rechten kommen zu laſſen und die Emancipation der deutſchen Herzen zu betreiben. Was ſich noch Künſtler nennt, gehört nicht mehr der Fortbewegung der Zeit an; die Kunſt iſt Künſtelei geworden. Machen wir doch auch kaum noch künſtliche Verſe. Hat ſich das liebe Deutſchland ſo voßmäßig gequält, einen architektoniſch gebauten Hexameter zuſammenzukünſteln, und nun jeder ſein ſchönes Diſtichon machen kann, dichtet keiner mehr in dieſem Maße! Wir ſind auch keine Belletriſten mehr mit ſchöntraurigem Schmachtblick. Auch ſitzen wir nicht mehr auf dem Sopha allabends und nippen Thee und ſchwatzen unſäglich koſtbar. Nur in Berlin kommt noch derlei combabiſche Schwachheit vor, nur am Ufer der Spree gibt es noch ſentimentale Hangematten für ſchlotternde Poetenglieder, ſüße Junggeſellen, die leiſe erröthen, wenn eine alte Jungfer mit Händefalten von einer ewigen innern Jugend ſpricht. Es gibt eine Sorte Literaten von heute, die haben weder Luſt noch Zeit, ihre Gedanken in künſtliche Verſe zu bringen. Das ſind die ächten Söhne der Jetztwelt. Ihr Männer, lieben Brüder, wir können das Sitzen nicht mehr aushalten — es wäre denn, daß wir's aushalten müßten, — aber wir können nicht mehr in der Stube ſitzen und Versfüße zählen, wir werfen alle Bande, und alſo auch alle Gebundenheit der Rede, zum Fenſter hinaus, und ſpringen hinterher, laufen durch die Gaſſen und in die weite freie Welt; unſere Dichtungen kommen angerückt in langen, kriegeriſchen Reihen und doch in ungebundener Rede. Wir wollen nichts ſtürzen mit unſern Geſchwadern, glaubt mir's, Ihr Männer, lieben Brüder, wir wollen nichts vernichten,

Digitized by Google

als das Häßliche, das Unschöne, das Unnatürliche. Seid getrost, weiter wollen wir nichts; — das Andere kommt dann von selbst. Mit dem Worte Freiheit müßt Ihr keusch umgehen, Ihr sollt den Namen Eures Gottes nicht mißbrauchen. Ihr sprecht auch von Bewegung, nennt Euch Bewegungsmänner. Nun gut, aber das weitbäuschige Wort wird Euch verdächtigen. Und es gibt eine Bewegung, die erstrebt nichts Anderes, als die freie Wellenlinie der Schönheit in That wie in Wort. Das ist meine, das ist unsere Bewegung. Das Künstliche ist aber nicht mehr das Schöne, das Schöne ist die Natur, auch in der Kunst die Natur. Was der Mensch mit seiner Qual entstellt hat, müssen wir fortträumen, die Züge der Mutter Natur müssen uns wieder rein und kindlich schön entgegenblicken, süß, aber nicht versüßt, kräftig, aber nicht aufgekräftigt, warm und glühend, aber nicht aufgewärmt und erhitzt. Wir müssen unsere Narrheiten fahren lassen und wieder gut und harmlos werden wie die Kinder; Kinder und Narren sprechen die Wahrheit.

Und nun noch eins, Ihr Männer, lieben Brüder. Seid simpel, lebt einfach, werdet spartanisch, wenn Ihr unüberwindlich, wenn Ihr frei sein wollt. Den *schen Gesandten in Darmstadt hört' ich einmal von Börne sagen: »Ja, was will man mit dem Menschen anfangen? er ist ja nicht zu verwüsten. Wenn er Euch einen Morgenbesuch macht, hat er in der einen Tasche eine Brotrinde, in der andern ein geladenes Pistol!« — Wer Haare auf den Zähnen hat, braucht heutzutage weiter kein Schießgewehr, als seine offne Rede. Aber die Brotrinde steckt zu Euch! Denn seht, es könnte Zeiten geben, wo man Euch Alles nimmt bis auf Wasser und Brot, diese einfachen Elemente, unfreundlich gesellt. Dann schlagt Ihr Eure Zähne in die harte Rinde, und könnt es nicht hinunterkäuen, was man Euch einbrockt. Habt Ihr Euch aber an die Brotrinde schon in guten Tagen gewöhnt, in guten Tagen, wo man Euch Eure Liebe noch nicht in Haß verwandelt, wo Euch manches schöne Auge still angelacht, und die heilige Sonne Euren Scheitel bekränzte, habt Ihr Euch an die bescheidene Kruste früh gewöhnt, dann wird Euch nichts anfechten, dann seid Ihr unüberwindlich. So eine Brotrinde ist außer der Hungerstillung

Digitized by Google

auch noch zu manchen Dingen gut, auch schon in guten Tagen. Wenn Euch der Unmuth die Lippen schwellt, wenn Eure Muskeln sich auf- und niederziehen, weil irgend wer irgend wo ein Götterbild zerschlug, ohne daß Ihr ihn strafen könnet, den Heiligthumsverletzer, dann beißt Euren Zorn hübsch an der harten Rinde aus, und der Schmerz zerbricht unter den klaffenden Zähnen. Und geschieht Euch, wie wir als Studenten zu sagen pflegten, ein Pech, Ihr Männer, lieben Brüder, und Ihr habt die Brotrinde in der Tasche, nun so habt Ihr doch quasi Euer Brot. Es ist ein närrisch Ding, sag' ich, wenn die Kunst nach Brot, oder gar nach Wasser und Brot geht. —

Es liegt in dieser Umkehrung der Verhältnisse eine Unnatur, eine trostlose Sünde der Zeit, vielleicht gar eine Gemeinheit gegen die Offenbarung des Jahrhunderts. Der Gott, der es anfing, wird es enden! Einen Teufel gibt es nicht, wohl aber kleine Teufeleien der Menschen. Laßt uns dem Gotte gehorchen, der in uns gebietet, der auch in dem Schwachen laut wird. Laßt uns nichts stürzen, als das Häßliche. Denn das Häßliche ist die Knechtschaft der Gesinnung, die Unnatur des Herkommens, der Wahn und der Aberglaube der Zeit. Laßt uns nichts predigen, als die Schönheit. Denn in ihr liegt die Freiheit, aber nicht als Begriff, sondern als Gestalt, so im Leben, wie im Denken und Dichten. Die Freiheit, die nicht Schönheit ist, ist eine Caricatur ihrer selber. In der Schönheit liegt die Güte des Herzens und die Größe der Seele. Was gut sein will, ohne schön zu sein, ist eine schlafmützige Tugend. Was groß sein möchte, ohne schön zu sein, ist eine Beleidigung gegen den Gott des Himmels und der Erde, der nur groß und allgewaltig ist, um schön zu sein in seinen Worten und Thaten. Dieser Gott, der Gott der Schönheit, sei mit uns, dann haben wir alle Götter des Lebens um uns versammelt!

Digitized by Google

Eisenbahnen und Eisenstäbe.

Leipzig, 1836.

»Nehmen Sie doch Eisenbahnactien! Um Gottes Willen kaufen Sie doch Actienscheine! Was bleibt Ihnen übrig in dieser Zeit der Trübsal, der Hemmnisse, der Verbitterung, der Verketzerung!«

Ich stehe auf dem leipziger Markt und man schreit mir das von allen Seiten zu. Ich horche auf, ich greife an mein Herz, an meine Brust, in meine Brusttasche und finde, daß ich Anstand nehmen muß, Actien zu kaufen. Jeder sorgt jetzt um eine materielle Zukunft; ich will auf eine geistige Zukunft mein Glück setzen. Ich bin innerlich reich, sag' ich, reich an Gefühlen, reich an Gedankenplänen, reich an Hoffnungen, Muth und Kraft; die Nebel werden schwinden, die um die morgendliche Sonne streifen!

Ich schweige, ich werde roth, und die Farbe meiner Wangen straft mich Lügen. Mein Glaube ist erschüttert und ich wanke still nach Hause. Da werf' ich einen Blick in mein Inneres, ziehe den Schleier fort und finde die Kammern meines Herzens, in denen ehedem so hoffnungsvoll die Andacht der Liebe schlief, so wüst und leer wie ein Haus, wo Witwenthränen fließen. Erschreckt raffe ich mich zusammen und laufe auf das Feld der Literatur, wo noch vor kurzem die lautesten Stimmen hörbar wurden, der Tumult der Bewegung uns betäubte. Ich will die Furchen der neuern Zeit aufsuchen, aber die Furchen sind zerstampft, schlechte wie gute Keime zertreten. Ein eisernes Gitter hat man um den Platz gezogen und eine Tafel aufgehängt mit der Inschrift zu Dante's Hölle: **Lascia ogni speranza.** Sonst setzte man über den Platz, wo man Todte begrub, die Worte: »Hier fängt die Hoffnung an!« Aber an der Pforte zu diesem Friedhofe, den die Polizei der Literatur aufbaut, steht die umgekehrte Inschrift, und über den feuchten Hügeln tobt mit schamanenhafter Wildheit ein Todtengräber hin und her, mit furchtbarem Zeter, und wühlt sich eine große Leiche auf, einen todten Löwen, dem er noch eins versetzt mit seiner wüthend geschwungenen breiten Schaufel. Der lange, breit-

Digitized by Google

maulige Todtengräber, das ist der kritische Gangwolf, und der große todte Löwe, das ist der alte Wolfgang.

Und ich fliehe den Ort des Schreckens, gehe heim in mein Kämmerlein und nehme mein trostarmes Herz in's Gebet. Man athmet heuer eine schlechte Luft. Mein Zimmer kommt mir wie ein schwüles Gefängniß vor, und bei jedem Athemzuge der Freiheit, den sich mein Herz erlaubt, raschelt's an der Thür, als wollte mir ein Kerkermeister die Ketten bringen. Das ist der lange Todtengräber, der hinter mir hergelaufen ist und seinen Spaten schwingt mit grinsendem Hohne. Ich sitze und bin stiller, wie ein furchtsames Kind, denn ich bin ein deutscher Jüngling. Aber wie die Kinder im Dunkeln immer schreien müssen, so wetze ich meine Kehle und singe mir ein Lied von einer lange begrabenen Liebe, die immer wieder auferstehen möchte, und ein Lied von der Freiheit, die entweder schon todt, oder noch gar nicht geboren ist. Aber bei jedem Verse, den ich singe, klirrt's an der Scheibe, bei jeder Strophe schiebt sich ein Eisenstab vor's Fenster, und der grause Wütherich blickt herein zu mir und fletscht seinen kritischen Vampyrzahn. So wie ich schweige, fährt das Nachtgesicht von dannen. Also sitze ich lieber still und bleibe still. Ich will mir die Aussicht nicht verderben; man hat eine schlechte Aussicht, wenn sich lauter Eisenstäbe vor's Fenster hinziehen, und solche Eisenstäbe wuchern heut zu Tage oder heut zu Nachte wie Geisblattranken vor manchem unschuldigen Fensterlein. Es sind die Eisenstäbe einer bornirten oder bornirenden Kritik. Ich will mein Herz mit allen seinen Hoffnungen in den Rauchfang hängen, ich will dumm aussehen und nichts zu sagen wissen, ich will die Hände in den Schooß legen und müßig sein. Sonst schiebt sich ein Eisenstab nach dem andern vor und verbaut mir das ganze Luftloch. Es ist ein jämmerlicher Zustand das Müßigsein. Es ist aller Laster Anfang. Ich habe keine Lust mehr an der Enge des Lebens, sie ist drückend und schwül; ich habe keine Lust mehr an der Weite der Welt, die Welt hat ein schlechtes Angesicht, wenn man sie durch Eisengitter anschaut. Es ist in der That ein eisernes Zeitalter. Entweder Eisenstäbe für den Geist, oder Eisenbahnen für den Leib. Am Ende muß ich doch wohl noch eine Actie nehmen, um nur etwas zu thun, was zeitgemäß ist in einer eisernen Zeit.

Digitized by Google

Die Eisenbahnactien fangen an, die Köpfe schwindeln zu machen. Es ist keine Privatleidenschaft mehr, es ist Sache der allgemeinen Stimmung. Man muß Privatangelegenheiten von öffentlichen Angelegenheiten genau unterscheiden. Eine Privatleidenschaft ist es, wenn sich einer heut zu Tage auf dramatische Poesie wirft und das gesunkene deutsche Theater zu regeneriren hofft. Ein Privatglück ist es, wenn einer ein guter lyrischer Dichter ist, und doch nicht verhungert. Ein recht großes Privatunglück ist es, wenn Du zu einem modernen Romane einen guten Stoff hast; denn wenn Du einige scharfe Blicke in die Zerrissenheit der geselligen Zustände wirfst, so bezüchtigt die Kritik Dich des Saintsimonismus. Ein Privatglück ist es, wenn Du im Stande bist, Deine Schreibfeder ein für allemal auszuspritzen, und mit Luther'scher Kraft dem Teufel des Argwohns, der vor Dir an der Wand sein höhnisches Spiel treibt, das volle Tintenfaß an den Kopf zu werfen. Eine Privatsache ist es, wenn Nicolai in Italien überall Flöhe fand. Ein Privatmalheur bleibt es, wenn Menzel sich auf allen Wegen und Stegen von einem Gespenste verfolgt sieht, das ihm auf den Fersen nachschleicht, wie sein Schatten, das er aber Goethe'sche Pedanterie zu nennen beliebt, dem ähnlich, wie man seinen treuen Pudel Apollo oder Endymion nennt. Kann der Mann kein Buch in die Hand nehmen, ohne daß er sich vor's Licht setzt und seinen Schatten sieht! Läuft der Kritikus bis nach Rom und wird sein Gespenst nicht los! Besieht sich das Marmorbild des guten, sanften Titus und spricht: Es war doch in diesem Titus derselbe Zug der Pedanterie, wie in Goethe's Gesichtslinien! (Siehe Menzel's Reise in Italien.) Ich habe nichts gegen Privatleidenschaften. Privatleidenschaften kümmern mich nicht. Was geht es mich an, wenn einer ganz privatim einen Wurm hat, der ihn quält? Es gibt gar zu viel literarische Privatpassionen heut zu Tage. Haß, Neid, Rachsucht, Tücke jeder Art ist losgelassen. Wo ist der Hauch der Liebe, die hinter dem Zwiste die Einigung sucht? Das macht, weil Alles Privatsache geworden ist, Jeder bellt, um seinen eignen Schwanz zu wahren.

Nur die Eisenbahnen sind keine Privatsache mehr, sie werden Sache der Allgemeinheit. Der deutsche Zollverband und

Digitized by Google

das Eisenbahnnetz, das sich über die deutschen Gauen ziehen wird, überhaupt Einigung deutscher Nation auf Grund und Boden des industriellen Verkehrs, das wird jetzt öffentliche, allgemeine Sache. Was politisch nicht möglich war, das wird jetzt von einer andern Seite her in's Werk gesetzt, daß nämlich Deutschland nicht blos in Sprache und Literatur, sondern auch in äußerer Hinsicht sich als ein Gesammtkörper erfaßt. Wir haben unser religiöses Zeitalter gehabt, und ein Zwiespalt voll Erbitterung hielt uns getrennt; politisch waren wir gar leicht aus einander zu zerren. Dem Zeitalter der Industrie soll es vorbehalten sein, die geistige Einheit unseres Volkes, die ohne äußere Anknüpfungspuncte nicht festzuhalten ist, im materiellen Leben und im socialen Verkehr zur Erscheinung zu bringen.

Der Zeitgeist thut jetzt so, als wüßte er, was er zu thun habe; er nimmt Eisenbahnactien. Seit langer Zeit wurde man nicht mehr klug aus dem Zeitgeiste, er selbst nicht aus sich selber. Vollblütig, überladen, übersättigt, wie er war, wußte er nicht ein noch aus, nur das Bedürfniß, sich Bewegung zu machen, begriff er als nothwendig zur Existenz. Der Zeitgeist fühlte sich als Geist der Bewegung. Er warf sich als solcher auf die Politik, aber er verstand nicht viel davon, und verlor die Perspective. Er warf sich auf die Literatur und scheiterte an der Emancipation der Ignoranten. Armer, vielgequälter Zeitgeist, Du hast viel verloren, Du kannst Alles verlieren, nur nicht den Drang zur Bewegung. Ein Schloß vor den Lippen, einen eisernen Riegel vor der Herzensöffnung, ein eisernes Stirnband um den Kopf, damit die Gedanken nicht aus dem Gehirn fallen, so standest Du da und wußtest nicht woher, wohin. Da wirfst Du Dich nun plötzlich auf die Eisenbahnen und fährst dahin, den Stillstand im Gemüth, den Tod im Herzen, gelähmt am Geiste, aber Bewegung in allen Gliedern. Fahr' wohl, mein Zeitgeist, — ich nehme eine halbe Eisenbahnactie.

Der Zeitgeist in speculativer Bewegung! Vor kurzem hatte der Zeitgeist noch seine geistigen Speculationen, man speculirte unter andern auf Unsterblichkeit, es erschienen einige Dutzend Bücher darüber, man stellte Wegweiser auf, um in's ewige Leben zu kommen. Einige sagten, man führe gerade aus

Digitized by Google

auf Eisenbahnen und mit Dampf in's Himmelreich sammt Haut und Haaren, Andere nahmen einen Hauderer und Zauderer für die Fahrt. Mein ehrenwerther Landsmann, Herr Richter von Magdeburg, zerbrach sich die Deichsel auf dem Wege und sagte, man käme schlechterdings nicht nach Jenseits hinüber. Er meinte, das ewige Leben sei ein ewiges Erdendasein; er bewies das mit solcher Überzeugung, wie wenn einer auf einem Hoffeste oder in einer Theegesellschaft mit Zähneknirschen ausruft: O, verdammt ewige Langeweile! Die Aussicht in ein ewiges Jenseits wollte der Mann den Leuten mit Eisenstäben vergittern. Ich komme doch immer auf Eisenstäbe, wenn ich nicht auf Eisenbahnen stoße. O, du trauriger Richter der Unterwelt!

Man hat die Speculation auf Unsterblichkeit aufgegeben, die Actienscheine hatten einen zweifelhaften Absatz, man überläßt die ganze große Entreprise Dem, der darüber Buch führt bis in alle Ewigkeit. Man speculirt jetzt nicht mehr so in's ungewisse Weite, in's unentdeckte Land, »von deß Bezirk kein Wand'rer wiederkehrt.« Der Zeitgeist will jetzt sicherer gehen in seinen Speculationen, er speculirt von Nürnberg bis Fürth, von Leipzig bis Dresden, von Berlin bis Potsdam, von Frankfurt nach Mainz, Augsburg, Ulm, Stuttgart, Darmstadt und immer weiter, bis ein vielfädiges Eisenbahnnetz das getheilte Herz des deutschen Vaterlandes umstrickt.

Der Zeitgeist will Bewegung, und kann es nicht geistige sein, so materielle. Man verschafft sie sich auch ohne Eisenbahnen. Nie war das Reisen so sehr Mode, Bedürfniß, Sucht. Die ganze Welt ist jetzt auf den Beinen; statt einer Völkerwanderung ist eine Menschheitwanderung in unsern Zeiten losgebrochen. Ich erinnere nicht an den Weltverkehr Englands, der sich längst zu einer speciellen Aufgabe des Inselllandes gestaltete, nicht an die Entdeckungsprojecte, die von dort ausgehen, obschon sie sich in letzter Zeit, als Capitain Roß die Nordpolexpedition machte, während der blinde Lieutenant Holmann in Afrika auf neuen Spuren herumtappte, bedeutender als sonst gestaltet haben. Auch Derer nicht zu gedenken, die nach Amerika wandern, um mit der alten Welt den alten Adam der europäischen Lebenswirren abzuthun: im Schooße unsers Continents selbst ist eine ameisenartige Rührigkeit unter das Menschen-

Digitized by Google

gewühl gekommen, zu der die steigende Bevölkerung, das Bedürfniß, neue Erwerbsquellen zu eröffnen, und der unwiderstehliche Reiz, vom Zwange des gewohnten Lebens Erholung zu suchen, Tausende nöthigt. Je enger in der Heimath die Bande gezogen werden, je drückender die Situation in Haus und Hof und in allen gesellschaftlichen Verhältnissen, desto verzehrender der Drang, aus der schwülen Enge des zusammengepferchten Gewohnheitslebens mit Hand und Fuß, Kopf und Herz hinauszugreifen in die breite Fläche der weiten Welt, und je mehr sich für die Kreise unsers ideellen Lebens die Perspective abkürzt, desto weiter drängt der rastlos pulsirende Lebenstrieb, dem sich auf der einen Seite ein Stillstand bietet, nach einer andern Seite hin und eröffnet sich auf dem Felde der industriellen Speculation einen Spielraum, der vor aller Beargwöhnung der Hypochondrie, vor aller Verketzerung bigotter Prüderie bis jetzt noch gesichert ist.

Seit einem Decennium gab sich in den Gemüthern der Zeitgenossen eine Stimmung kund, in der sich das deutliche Gefühl verrieth, man wandle auf ausgetretenen Bahnen, man sei von mürbe gewordenen Lebensformen umgränzt. Die Götter des Lebens waren schlafen gegangen oder saßen, wie die Senatoren Roms vor den Kriegern des Brennus, steif und steinern auf dem Markte des Tages. Die alte Sonne der Literatur kroch langsam zur Ruhe. Eine Handvoll Dichter nahm das abendliche Zwielicht noch für Morgenschein und täuschte sich eine Weile hin, während die kritischen Brennuskrieger die steifgewordenen Greise des Lebens am Barte zupften und verhöhnten. Man stürzte die alten Altäre, aber man konnte keine neuen errichten. Die junge Thatkraft des aufkommenden Geschlechts reichte nur eben hin, um die Werke alter That zu vernichten. Im Eifer, Trümmer fortzuräumen, die den Weg versperrten, lähmte man sich die eigene Hand. Es ist nothwendig, alte Schäden zu heilen, trostlos aber, wenn es nicht anders geschehen kann, als durch Hemmung des ganzen Organismus. Man stürzte Goethe's Autorität, aber man sah sich rathlos um und wußte nicht aus noch ein.

In dem Harren und Lauschen auf eine neue weltwichtige Erscheinung matteten sich die Kräfte ab. Der Zeitgeist saß wie

Digitized by Google

ein schläfriger Kammerdiener in der Antichambre eines neuen großen Herrn, der ihn wenig beschäftigt; die Langeweile schläfert ihn ein, aber bei jedem Geräusche, das sich verlautet, reißt er die Augen auf und spitzt das Ohr, im Wahne, die Stimme des Gebieters zu vernehmen. Spannung und Schläfrigkeit zugleich, Sucht zur Neuerung und Überdruß am Alten zeichneten die Stimmung einer ganzen Zeitepoche. Man hatte es satt, darauf zu merken, was Diesem oder Jenem der Genius auf seinem Sopha eingab, was Dieser und Jener innerhalb der vier Pfähle seiner altbackenen deutschen Gemüthlichkeit dachte und dichtete, fingirte oder systematisirte. Man fing an, die vier Pfähle einzureißen, um einen weitern Gesichtskreis zu gewinnen; man zog die Politik in den Kreis der Interessen, die nun einmal eines neuen Stoffes bedurften. Der Deutsche versuchte es, ein Stück seines alten Adams abzulegen, indem er sich nicht mehr an blos häuslichen Leiden und Freuden weidete. Der junge Zeitgeist verspürte einen verzehrenden Hunger nach einem Bissen Weltgeschichte. Aber er saß und legte die Hände in den Schooß und lauerte auf den Leckerbissen, auf den er wie auf ein neues Evangelium begierig war. Das Gefühl, es müsse eine neue Aera beginnen, war allgemein, sei's, daß man sie fürchtete oder hoffte. Vor aller Aufregung, die kein Ziel fand, wurde man wirre, aus der langsam andauernden Spannung wurde Abspannung und Lähmung. Da ließ sich in dem Centrum Frankreichs, dem vermeintlichen Heerde einer neuen Weltepoche, ein Geräusch vernehmen. Der Zeitgeist spitzte die Ohren, die Hände aber ließ er im Schooße; denn die gesunde Thatkraft war ihm versagt. Die Julirevolution ging spurlos vorüber, eine lächerliche Kleinigkeit, die eben so gut hätte unterbleiben können. Mit der Heiligkeit einer angeerbten Krone, indem man sie verschenkt, eine gewagte Spielerei zu treiben, vermag nur ein albernes Zeitalter, das zu Dingen ein kindisches Gelüst verspürt, zu denen ihm die Manneskraft fehlt. Revolutiönchen sind nur dann möglich, wenn eine Revolution unmöglich ist, und dem Zeitalter die Fähigkeit zu einer Umgestaltung der Dinge gebricht. Jeder Aufstand zur römischen Kaiserzeit, der im Gefühle einer nothwendigen Weltverjüngung geschah, galt für gemeines Verbrechen; ihm entging sogar die Glorie des Märtyrerthums.

Digitized by Google

Die Weisheit hatte nichts mit ihm zu thun, es war Sache des unreifen Eifers, der nach einer Seite hin das Heil suchte, wo es nicht mehr zu finden war. Die Weisheit saß damals und trauerte; an aller Thatkraft, an aller Hoffnung war sie arm geworden, mit einer tiefen Wehmuth war sie erfüllt, die an ihrem Lebensmark zehrte. So saß die Weisheit von damals gesenkten Hauptes und schrieb mit Tacitus eine Geschichte von der Nothwendigkeit der damaligen Gegenwart; der Hauch eines bittern Schmerzes um die unwiederbringlich verlorene Freiheit belebte und beseelte, was ohne ihn im Tacitischen Zeitgemälde zur dürren Trockenheit und zur verbissenen Wortkargheit geworden wäre. Die Weisheit unserer Zeit, die Weltverbesserungsversuche macht, bleibt gegen die Weisheit des Römers weit zurück. Und das Heil kommt immer ungeahnt über das Geschlecht, wie es damals nicht den politischen Friedensstörern, sondern dem Christenthume, das langsam heranreifte, vorbehalten war, jene neue Ordnung der Dinge zu begründen. Wir gehören keinesweges einer Epoche an, die in politischer Hinsicht mit der römischen Kaiserzeit eine Verwandtschaft bekundet, aber der alte Satz bleibt heute wie immer wahr, daß sich die Weltgeschichte nicht machen, nicht fabriciren läßt. Auf jene pariser Emeute folgten in Belgien und einzelnen Theilen Deutschlands Emeutchen, welche die Zeitgeschichte eher zur Farce machten, als ihrer Fortbewegung förderlich waren, und wenn in der polnischen Nation das Gefühl der alten Freiheit abermals zu einer Geißel gegen sich selber wurde, so war damit der bestätigende Beweis geliefert, daß das Zeitalter zu einer politischen Wiedergeburt auf dem Wege kriegerischer Empörung unfähig sei. Und als triebe der Weltgeist seinen Hohn mit dem rathlos herumirrenden Menschengeist, so mußte gerade in dieser Zeit, deren Wirklichkeit sich mit allem Wünschen und Hoffen der bessern Gemüther als disharmonisch erwies, sich eine Philosophie gestalten, die sich zur Aufgabe stellte, das Reelle und Ideelle als einträchtig hinzustellen, und das Wirkliche mit der absoluten Vernunft zu versöhnen. Die Lösung der Aufgabe durch alle Stadien der übersichtlichen Vergangenheit hindurch war der glänzendste Triumph dieser Philosophie, bis ihr in der Betrachtung der Gegenwart das Augenlicht ausging und sie auf eine Wirk-

Digitized by Google

lichkeit stieß, an der sie entweder nichts als absolut wahr fand, oder ihr an frühern Zuständen glorreich bewährter Satz zu Schanden wurde, so daß sie, überall den Faden der Bewegung im Laufe der Weltgeschichte festhaltend, ihn für die Gegenwart blöde fallen ließ, im Verhältniß zu deren Lebensfragen ihr nichts übrig blieb, als Quietismus und Optimismus. Das sind die Eisenstäbe des Hegel'schen Systems für Gegenwart und Zukunft.

Der vor Jugend und vor Alter kindische Zeitgeist wollte durchaus ein neues Zeitalter beginnen. Die hoffnungstrunkene Jugend sprach träumerisch von einem Völkerfrühling, das grämlich faltenreiche Alter von einer Nacht der Barbarei; Niebuhr's umflorte Ahnungen gingen auf eine allgemein hereinbrechende Entsittlichung des Geschlechts. O, daß mir Herr von Raumer zu Hülfe käme und mir den Maßstab seiner Weisheit liehe, damit ich ausfindig machte, wo hier die Wahrheit liegt. Dann nähme ich nur seine Schneiderelle und mäße nach rechts und links die Extreme ab und sagte: siehe, die Wahrheit liegt hier wieder in der Mitte, zwischen der Hoffnung der Jugend und der Trostlosigkeit des Alters, zwischen Grün und Schwarz, zwischen Leben und Tod mitten inne. Spricht der beneidenswerthe Mann von Diesem und Jenem und weiß immer Rath, seine Wahrheit liegt immer im Mittelmaße der Dinge dieser Welt. Es ist nur schade, daß dieser ehrenwerthe Geschichtschreiber mit der Weltgeschichte so eigentlich auf gespanntem Fuße steht. Die Weltgeschichte handelte nach ihm immer verquer, sie drängte immer nach einer Seite hin, nicht anders als in Extremen hat sie sich entwickelt, die schlaffe Mitte hat nie etwas erzeugt, hat auch nie Recht gehabt, denn Vernunft hat immer mit der Wahrheit Partei gemacht und die Wahrheit stand immer auf der Seite des neuen, frischen Lebens. Eine Zeit hat immer eine bestimmte Färbung; ist diese den Zeitgenossen nicht klar, so gehen dem nachkommenden Geschlechte darüber die Augen auf. Wir aber, wir Kinder der Gegenwart, sprechen nun einmal unsäglich gern über unsere Zeit, wir raisonniren und flicken sie uns nach Möglichkeit zusammen. Aber es passirt uns freilich allzu oft, daß, wenn wir auf der einen Stelle stopfen, das alte Wamms der Zeit auf der andern nachreißt. Es ist ein zusammengeflicktes Jahrhundert.

Digitized by Google

Aber sollte in unserer Zeit doch nicht eine vorherrschende Stimmung obwalten? — Eine religiöse? — Verräth sich nicht in Tausenden ein Drang des Geistes zur Einkehr in sich selber und in das Kämmerlein des Gewissens? Ist es die allgemeine Stimme, die wie ein Angstgeschrei aus gepreßter Brust gen Himmel schlägt? Ist es die Hand des ganzen Jahrhunderts, die zitternd nach dem Sterne der ewigen Seligkeit greift, um sich mit seiner Leuchte das Dunkel des bedrückten Lebens zu erhellen? Es wäre nicht allzu seltsam, wenn wir alle, wie wir da sind, schließlich beten gingen. Sind doch die Blüthen der Welt so eitel, so wurmstichig, oder so voreilig aufgebrochen! Sieht doch das Kleid des Jahrhunderts so fahl aus wie der abgetragene Sammtrock einer gestürzten Königin. Und es war eines der edelsten Gemüther, dem der Schmerzenslaut entfuhr: O, daß ein neuer Heiland in die Welt käme, um die irre Angst des rathlosen Jahrhunderts zu tilgen! Es war eines jener Gemüther, die wie die Sinnpflanze bei jedem Lufthauche der Zeit in sich vibriren. Aber das Geschlecht, auch wenn es religiös wird, greift sogleich fehl, es schreit nach einem neuen Heiland. Und daß kein neuer erzeugt werde, dafür sorgt doch wohl nun jetzt die wohllöbliche königsberger Polizei. Sie hat gut daran gethan, den Muckern einige Eisenstäbe vors Fenster zu stecken. Auch in England gibt es Secten, die an einen neuen Heiland oder an sein leibliches Wiedererscheinen glauben. Friedrich v. Raumer berichtet davon in seinen interessanten Briefen über England. Die dortige mystische Secte rechnet ganz bestimmt darauf, daß der Welterlöser 1843 an dem zweiten Osterfeiertage in Jerusalem erscheinen werde. Daß die faule Welt es nicht glaubt, darin, sagen sie, liegt eben der Beweis für die Richtigkeit, denn Christus habe gesagt, er werde unerwartet kommen, und wie ein Dieb in der Nacht. Seltsam, seltsam! Also glaubt jener Pietismus, daß Christus gar nicht mehr in der Welt sei! Und er hat doch verheißen, er wollte bei uns sein allezeit, bis ans Ende der Tage! — Er ist wohl bei uns, der Geist der Liebe, der Geist Gottes; — wenn wir nur den göttlichen Faden immer auffinden könnten in dem verzerrten Gewebe unserer Menschlichkeiten!

Digitized by Google

Der religiöse Geist dieser Zeit hat dafür gesorgt, daß auch die Caricatur seiner selbst ihm über die Schulter blickt, er hat sich vor seinem Begleiter in Acht zu nehmen wie der Evangelist Lucas. Denn bei Gott! wenn Christus aus der Weltgeschichte bis 1843 fortgeläugnet werden könnte, so würde mir der Verstand irre, manches aber im Laufe der Dinge würde mir trostlos klar. Und wenn er wirklich Anno 1843 erst noch einmal leibhaftig in Jerusalem erschiene, so thät es noth, wir beeilten uns mit unsern Eisenbahnen und führten sie möglichst schnell durch Österreich, Ungarn, die Türkei — oder arrangirten eine Dampfschifffahrt von Triest nach der Levante, um die Communication mit dem heiligen Lande zeitgemäß einzurichten. Wir würden dann ermessen können, wie viel wir gegen das Mittelalter voraus hätten. Das Mittelalter machte Kreuz- und Querzüge nach Jerusalem, wir würden amüsante Lustfahrten zum Heiland machen und sehr gerade und sans gêne mit ihm verfahren. — Es ist heut zu Tage dafür gesorgt, daß kein Baum mehr in den Himmel wächst, auch der Baum nicht, unter dem sich die frommen Mucker zusammenthun und nisten.

Aber der Zeitgeist hat in religiöser Beziehung in Deutschland auch seine gesunde Richtung. Das Zeitalter der Reformation hatte in unser gesammtes Leben einen Zwiespalt gebracht, der unüberwindlich schien bis auf die Gegenwart. Der Pietismus, der inmitten des Protestantismus um sich greift, erweist sich auch als ein tieferes Bedürfniß der protestantischen Welt, mit dem sie ergänzt und nachholt, was in ihren Formen unerfüllt und versagt blieb. So springt denn auf einzelnen Puncten heraus und extremirt sich, was in dem tiefern Zusammenschließen der ganzen Richtung seinen Halt und seine Würde findet. Der Protestantismus hat seine Opposition, womit er seinem Gegner einst kampflustig die Stirn bot, aufgegeben; er sucht aber sein Heil in einer, nicht oberflächlichen, sondern tief innerlichen Einigung mit dem in sich selbst gesättigten Katholicismus. Die Zeichen der Zeit liegen nicht unmerklich am Tage. Die Verschmelzung des lutherischen und reformirten Ritus in Preußen war nur der Anfang einer weitergreifenden Einigung. Und was sich in der allgemeinen Stimmung der Gemüther ankündigt, ist auch Sache der denkenden Vernunft. In Berlin und

Digitized by Google

Wien — zwei großen Endpolen des deutschen Lebens — liegen hierzu, hinter der ephemeren Erscheinungswelt versteckt, die ziemlich erkennbaren Anknüpfungspuncte. Während Marheineke's Dogmatik die Gegensätze des religiösen Gedankens und Gefühls im Gebiete der Speculation ausglich, so daß sich Offenbarung und begreifendes Erkennen zusammenschließen, strebt die Pabst-Günther'sche Schule in Wien nichts anders an, als von Grund und Boden des katholischen Lebens sich den Resultaten der protestantischen Forschung zu nähern. In diesen wissenschaftlichen Versuchen gibt sich für die deutschen Interessen eine Perspective kund, in deren Hintergrund sich vielleicht um so unerschütterlicher eine Einigung deutscher Nationen auferbaut, je leiser und tiefer die Grundsteine gelegt sind. Was sich dazwischen schiebt, um den Bau zu stören, wird der Tag schon aufzeigen, nur darf die Grundlegung nicht übersehen bleiben. Das Zusammenschließen der materiellen deutschen Interessen, das sich in unsern Tagen zu Stande bringt, wird von der andern Seite her die Nöthigung bieten zu einer weitern Einigung. Der deutsche Zollverband wird ein allgemeines deutsches Handelsgericht nöthig machen, mit welchem die Grundelemente zu einer Repräsentantenkammer deutscher Nation gegeben sind, während die Fürsten ihr zur Seite eine erste Kammer bilden, und ein deutscher Föderativstaat dann nicht blos auf dem Papiere steht, sondern in der Wirklichkeit wurzelt. Was sich einmal geistig als Einheit gefaßt hat, strebt dies nach außen hin immerfort an bis zum endlichen Gelingen.

Sonst suchte der Deutsche in seiner Literatur die Haltpuncte für seine nationale Gesammtheit. Hätte diese sich geistig länger fest halten lassen, so hätte es Schiller vermocht, der deutsche Pindar, der den Grundstein zu einer Bühne legte, um zur Gesammtheit zu reden und eine Nation heranzubilden. Darum die Liebe auch der jetzigen Jugend zu ihm, weil sie fühlt, ihre Nation sei auf diesem Wege nicht weiter geschritten. Die Deutschen haben keine Nationalbühne mehr. Der Grundstein zu dem Gebäude liegt vereinsamt, fast erschüttert da, wie ein Cyklopenstück aus alter Zeit.

Der jüngern Literatur fehlen alle Anknüpfungspuncte zu nationaler Einigung. Die alten Tugenden waren ausgeartet,

Digitized by Google

die deutsche Liebe war zur entnervten Verliebtheit, die alte Begeisterung zur süßlichen Schwäche geworden. Das Bewußtsein, man wandele auf ausgetretenen Bahnen, mit denen das ganze innere Leben verstumpfte, rief mit Heine und Börne eine neue Literatur hervor, die aus dem Gebiete der Illusionen heraustrat, alle optischen Täuschungen der in sich selbst verliebten Deutschheit vernichtete, und mit verwegener Hand in die morschen Gesellschaftszustände der Wirklichkeit griff. Es that noth, daß die Liebe in Haß, die Begeisterung in Verhöhnung umschlug. Die Welt staunte, als sie die Poesie des Hasses, die weltgeschichtliche Bedeutung des Zornes erfuhr. Aber diesen Verwandlungen der Tugenden des Geistes folgte freilich auch ihr Fluch auf dem Fuße! Im Beginne dieser Literatur lag auch schon ihr Bruch. Diejenigen, die das Schwert der Nemesis erhoben, um das Geschlecht für seine alten Gebrechen zu strafen, mußten gegen sich selbst die Waffen kehren, und ein Krieg Aller gegen Alle erschöpfte nutzlos die Kräfte. Wenn aber das Salz dumm wird: womit soll man salzen? Und wo so stark gepfeffert wurde, ist vom Salzen gar nicht mehr die Rede.

Es ist kein rechtes Heil mehr im literarischen Deutschland. Das religiöse kommt vielleicht nachträglich ganz geräuschlos zur Vereinbarung seiner Interessen. Das politische Deutschland bedarf erst eines Vorläufers.

Dieser Vorläufer ist da, ein Roß mit Flügeln, mit dampfenden Nüstern. Es führt in langen Zügen die Deutschen aus allen Gauen einander zu. Sie lernen sich als Brüder Eines Namens kennen; sie lernen auf Grund und Boden des bürgerlichen, des materiellen Verkehrs die Eintracht wiederfinden, die sie in Religion und Politik verloren hatten! — Auf diese bürgerliche Eintracht hin nehm' ich anderthalb Actien.

Digitized by Google

Europa's Aufgaben in Asien.

Leipzig, 1836.

Die europäische Cultur kann nicht stagniren. Das Princip des Fortschreitens ist ihr so wesentlich eigen, daß sie ohne dies gar nicht gedacht werden kann; der Fortschritt ist ihr Lebensnerv. Es kommt nur darauf an, ob die Cultur Europa's sich auf diesen ihren Boden beschränken, oder ob sie mit der siegerischen Kraft der Intelligenz welterobernd sich Ausdehnung verschaffen werde. Und hierzu hat es nicht blos allen Anschein, hierauf drängt Alles hin. Ich theile nicht den Lieblingsgedanken verzweifelt scheinender Menschen, daß die Cultur nach Amerika überwandern, Europa und Asien in Barbarei, in chaotisches Vegetiren versinken würden. Europa kann gewisse Ausströmungen seiner Kräfte, wozu Übervölkerung und die durch das Maschinenwesen fortwährend im Steigen begriffenen Production an Lebensgütern gleich sehr zwingen werden, nicht blos zulassen, sondern auf alle Weise begünstigen, es kann die Blüthen seiner Bildung über die Welt hinstreuen und doch bleiben, was es ist, nämlich Centralpunct für weltgeschichtliche Entwickelung. Seine Quellen sind unerschöpflich, sobald man nur nicht die Mündungen stopft. Man kann die Entgegnung machen, daß Colonien mächtiger wurden, als Mutterstaaten; allein man sollte nur aufhören, das Princip der Eroberung als etwas Leitendes für die Geschichte der Zukunft anzunehmen. Ich will hier nicht die Behauptung eines ewigen Friedens unterstützen, weil man an die Vorstellung eines solchen auch eine ewige Ruhe, mithin einen moralischen oder physischen Tod zu knüpfen gewohnt ist. Aber ich muß zu bedenken geben, daß, sobald die Zeit da ist — und sie scheint nahe genug — wo es sich weniger um das Interesse dieses oder jenes Fürsten, dieser oder jener Herrscherdynastie, als vielmehr um Völkerinteressen handelt, auch der Moment ins Leben tritt, mit welchem der Krieg aufhört. Welch ein unbedeutendes Ereigniß war nicht schon, bei Lichte besehen, die letzte Thronveränderung in Frankreich! Das alte Europa fühlte das, ohne es sich sagen zu wollen, aber das alte Europa fühlte es

Digitized by Google

dunkel, denn es sah ruhig zu und schwieg. Völkerinteressen können auch in Conflict gerathen, Reibungen werden nach wie vor entstehen, allein man wird sich ausgleichen, sich accommodiren, aber sich nicht mehr todtschlagen, um dies und das in Ordnung zu bringen. Die Existenz der Staaten ist viel zu sehr durch Gegenseitigkeit bedingt, um es noch möglich zu machen, daß einer von ihnen durch äußere Gewalt vernichtet würde. Man wird in Europa nichts mehr erobern. Die Civilisation ist so weit vorgerückt, daß ein Culturvolk gegen ein anderes Culturvolk nicht mehr mit Feuer und Schwert auftreten wird. Man wird Eisenbahnen von einer großen Stadt zur andern anlegen, man wird die Gesandten mit Dampf hin- und herjagen, vermittelst windschneller Locomotivmaschinen sich Nachmittagsbesuche von einer Hauptstadt zur andern machen, um Alles mündlich und friedlich auszugleichen; in der europäischen Welt, scheint mir's, wird bald nur noch mit Conferenzartikeln und Friedenstractaten Krieg geführt werden. Ich habe nichts weniger als sanguinische Hoffnungen von solchem Zustande der Dinge, ich hoffe nicht und fürchte nicht, ich kann blos sagen, wozu es sich nach meinem Erachten anläßt. Aber ich habe keinen Glauben an einen allgemeinen europäischen Krieg, weil die materiellen Interessen den Ausschlag geben, wenn heut zu Tage ein Hauptstaat das Für und das Wider erwägt, und diese materiellen Mächte verlangen Frieden. Für eine Idee, ein Princip das Schwert zu ziehen, wird bald nur noch für eine romaneske Chimäre der Altvordern gelten, die noch einer gutmüthigen Erhitzung fähig gewesen. Es ist ganz richtig, was jener Pair von Frankreich neulich sagte, daß wenn alle Dynastien Europa's Krieg wollten, und die Dynastie Rothschild wolle Frieden, so müsse man fortfahren, Parademanövers zu machen, um nur die Waffen nicht rosten zu lassen. Die Völker der Intelligenz, England, Deutschland und Frankreich, werden sicherlich keinen Krieg mit einander führen. Nur in den abgelegenen Winkeln, wo sich manche Unklarheiten nicht ganz lösen wollen, kann der Gott Mars etwas Barbarei und etwas Romantik zusammenrühren, um in seinem Hexenkessel ein namenloses Ding, wie etwa den spanischen Parteienkampf, in Gährung zu bringen. Schlimm genug, wenn sich auf den Hauptschauplätzen Europa's, sei's hier oder dort, ein vulkanischer

Digitized by Google

Ausbruch nicht gestalten kann, um gewisse schadhafte Stoffe im Sturm der Elemente des Lebens und im schäumenden Gährungsprocesse auszuscheiden. Wir werden nicht ganz in Ordnung kommen, die Entwickelung staucht sich hier und da, wir sind überfüllt, überschüttet, geistig und physisch, es muß sich irgendwie entladen, eine Ausströmung ist nothwendig. Aber auf Europa's Boden werden die Conflicte schwerlich zu großartiger Erscheinung gedeihen: was Europa nicht in sich selbst zur Entscheidung bringt, muß es in andern Welttheilen ausrichten.

Es liegt eine eigene Ironie darin, daß, während wir mikroskopisch auf unsere kleinen Händel in der Nähe blicken, während wir einzelne Personen in dem Aberglauben verfolgen, man könne mit einer Person einen Gedanken vernichten, und in der Erwartung leben, es müsse sich aus diesen Reibungen etwas Erkleckliches erzeugen für eine gesicherte Ordnung der Dinge, der Weltgeist schon in der That dafür sorgt, seinem Lieblingskinde und Nestküchelchen, der europäischen Intelligenz, neue weite Bahnen vorzuzeichnen, wo sich der Sieg des europäischen Bewußtseins glänzend an den Tag stellen wird. Man blickt zu sorgsam auf Amerika, als sei dies der einzig mögliche Schauplatz für eine neue Epoche der Weltgeschichte, weil man von dem falschen Vorurtheile befangen ist, die Cultur müsse kreisförmig weiter schreiten über den Boden der Erde. Sie kann aber eben so gut spiralförmige Richtungen nehmen, sie kann auch zurückkehren in den Schooß, dem sie entstiegen, sie kann ihre Kindheit wieder aufsuchen, und das, was auf der Stufe des ersten Alters stehen geblieben, in den Kreis ihrer Interessen ziehen. Die europäische Intelligenz kann, mit einem Worte, sich in Asien, der Wiege des Menschengeschlechtes, eine neue Thätigkeit schaffen, und das weiland Kindliche, das dort in der Abgeschiedenheit von aller Fortentwickelung in Zeit und Raum mittlerweile kindisch geworden ist, in ihren Bildungsproceß aufnehmen. Der Geist der europäischen Cultur kann in Asien seine weiteren Thaten erleben, in Europa selbst vielleicht nur noch Begebenheiten, Situationen. Die asiatischen Nationen harren einer Wiedergeburt, wozu ihnen unsere Intelligenz verhelfen wird. —

Wie ich dies gestern gegen Friedrich List, den hiesigen nordamerikanischen Consul, äußerte, verwies er mich auf seinen Auf-

Digitized by Google

satz über Asien im Rotteck-Welcker'schen Staatslexicon, den ich zur Bestätigung meines Glaubens eifrig lese. Er hat die Actenberichte des englischen Parlamentscomité's, das zur Untersuchung der verschiedenen Handelsstraßen über Kleinasien und Ägypten nach Ostindien niedergesetzt war (vom 16. Julius 1834), im Original zur Benutzung gehabt, und liefert somit zur Kenntniß der englisch-asiatischen Politik einen höchst schätzenswerthen Beitrag. Die Projecte betreffen bekanntlich die beiden Routen des Mittelalters, wovon die eine über den persischen Meerbusen, Bassora, den Euphrat oder Tigris entlang durch Syrien nach irgend einem syrischen Seehafen, die andere über das rothe Meer durch die Landenge von Suez oder durch Ägypten nach dem mittelländischen Meere führt, und das Comité ist überzeugt, daß diese Wiederherstellung der alten Handelswege eine bedeutende Revolution in dem Verkehre mit Asien bewirken werde. Der Euphrat und der Tigris setzen der Dampfschifffahrt bedeutende, aber doch geringere Schwierigkeiten entgegen, als diejenigen, die man in der westlichen Welt mit Leichtigkeit besiegte. Der Schach von Persien und der türkische Sultan sind offenbar zu sehr dabei interessirt, um nicht jede Unterstützung zu gewähren, damit der erste der beiden Wege, längs des persischen Meerbusens, als Handelsroute angenommen werde. Die Scheikhs der seßhaften und die Häupter der an den Ufern des Euphrat herumstreifenden Araberstämme müssen durch Bestechung und Tribut dafür gewonnen werden. Allein Mehmed Ali würde dadurch seinen Lieblingsplan, den Weg durch die Landenge von Suez zu leiten, geschmälert sehen und jenes Project zu vereiteln suchen. Dazu kommt, daß Rußland von ganz Armenien und folglich von den obern Flußgebieten jener beiden Ströme, sobald es ihm beliebt, Besitz zu nehmen im Stande ist. Die Kurden sind geneigt, sich der russischen Herrschaft zu unterwerfen, und die Entfernung Erivans, der Hauptstadt des russischen Armeniens, von dem am Tigris gelegenen Mosul beträgt, wie Herr List angibt, nur 300 englische Meilen. — Für die zweite Hauptroute, längs des arabischen Busens, ergeben sich durch die Südwest-Monsun-Winde Schwierigkeiten, welche das Packetboot von Hindostan ungefähr vier Monate aufhalten, und auch für Dampfschiffe entscheidend sein dürften. Acht Monate

Digitized by Google

des Jahrs sind freilich von jenen Winden ganz befreit. Und die Thatlust des Pascha von Ägypten ist hoch anzuschlagen. Dieser scheint mehr auf Eisenbahnen, als auf Canäle zu halten, um den Handel über seine Hauptstadt zu leiten. Der Weg von Suez nach Kairo, für welchen der Pascha eine Eisenbahn beabsichtigt, ist 92 englische Meilen lang. Man würde, falls diese Route zu Stande käme, in Malta mit dem englischen Dampfboote auslaufen, in Zante oder Cerigo ansprechen und in Zeit von 45 Tagen von Malta nach Bombai zu gelangen im Stande sein. Ein Passagier hätte nicht mehr als 175 Thlr. preuß. zu bezahlen, das Porto für einen Brief beträgt 20 gGr. Diese Angabe macht Herr List nach dem Berichte des englischen Comités.

Es leuchtet ein, daß der Pascha von Ägypten auf diese Weise der tauglichste Bundesgenosse für England würde, um das englisch-ostindische Reich zu schirmen. Zugleich würde eine schnelle Civilisation Ägyptens und der am rothen Meere gelegenen Länder kein unwichtiges Resultat dieser Unternehmung sein. Und was hat Rußland zu thun? — China zu gewinnen, sagt List. Hierzu gehören Menschenalter; aber der Coloß auf thönernen Füßen muß vor der europäischen Bildungskraft stürzen, und eine Regierung, die eine Million Soldaten auf die Beine stellt, kann füglich eine tausend Meilen lange Eisenbahn zu Stande bringen, um seine kriegerische Macht an China's Grenzen aufzustellen. Dann wird eine Geschichtsepoche beginnen mit der Überschrift: England und Rußland in Asien. Hier werden sich neue, wundergroße Conflicte erzeugen, die auf europäischem Boden nicht mehr Raum zu haben scheinen. Das Privatinteresse der Staaten und Handelsbedürfnisse werden die Nöthigung bieten, um dem Werke der Humanität vorzuarbeiten und den kommenden Geschlechtern Sphären zu eröffnen, wo die europäische Intelligenz auf die wunderwürdigste Weise mit den Stoffen des vorhandenen Lebens der asiatischen Völker sich amalgamiren wird. — Und welchen Antheil wird Deutschland nehmen an dem Werke der Civilisation der asiatischen Völker? Auch Deutschland bedarf des Ableitungsprocesses. Die Überfüllung, Übersättigung und Stagnation in geistiger wie in physischer Beziehung spricht dafür. Nicht für unsere Verbrecher

Digitized by Google

haben wir ferne Colonien nöthig, sondern gerade den Bessern thut oft eine Wanderung durch die Weite der Welt noth, um entweder mit erfrischter Starkmüthigkeit heim zu kehren, oder in fremder Umgebung so deutsch zu sein, wie es auf dem heimischen Boden kaum möglich, kaum zulässig scheint. Sehen wir jedoch weniger auf das Privatinteresse Einzelner, als auf Deutschlands Nationalvortheil! »Möchte Deutschland,« sagt Herr List, »das durch die Tüchtigkeit seiner Bewohner für die Anlegung von Colonien und für Gründung von Etablissements in fremden Ländern so sehr berufen ist, an dem Werke der Civilisation Asiens Theil zu nehmen, auch bei Vertheilung der Vortheile, die es verspricht, als Nation nicht leer ausgehen, was übrigens um so weniger zu befürchten steht, als Österreich bei der bevorstehenden, in Folge seiner Altersschwäche nothwendig eintretenden Auflösung des türkischen Reiches die gegründetsten Ansprüche auf die gesammten Uferstaaten der niedern Donau bis zu ihrer Ausmündung in das schwarze Meer nachweisen kann, durch welche Erbschaft Deutschland endlich in den Besitz der ihm von Natur angewiesenen und bis jetzt nur durch Mangel an Nationaleinheit von einer barbarischen Nation versperrten Handelsstraße nach Asien gelangen würde, der einzig directen, welche die Natur dem europäischen Continente verliehen hat, und die daher nicht nur Deutschland einen bedeutenden Eigenhandel, sondern auch einen großen Theil des Zwischenhandels anderer Continentalnationen mit dem Orient sichern würde.«

Es läßt sich nämlich in der That nicht läugnen, daß die Staaten des westlichen Asiens ihrer Auflösung so sehr entgegengehen, daß die europäische Diplomatie die Reorganisation derselben als eine naheliegende Aufgabe vor sich sehen muß. Unserm Verfasser konnte der vierte Band von Lamartine's Reise im Orient noch nicht zu Gebote stehen, um nach dieser neuesten Autopsie das Verschwinden der muselmännischen Race in den Staaten des Sultans als ein unzweideutiges Ergebniß hinzunehmen und es mit der längst am Tage liegenden Ohnmacht der Pforte zusammenzureihen. Ohne auf Lamartine's Schilderung der dortigen Verhältnisse zwischen Herrscher uud Beherrschten zu viel Gewicht legen zu wollen, läßt sich doch annehmen, daß das von den eroberungskräftigen Vorfahren ererbte Übergewicht

Digitized by Google

der Türken, wodurch sie allein noch herrschen, in den bedeutendsten Plätzen des Reiches nur noch als ein leicht abzuwerfendes Vorurtheil früherer Zeiten Geltung habe, und daß die Masse der Bevölkerung nur des Anlasses bedürfe, um eine neue Ordnung der Dinge zu beginnen. Die Lehre Mohameds ist erstorben. Die Bibel ist ein ewiges Buch, weil sie einer ewigen Auslegung fähig ist; der Koran läßt sich nicht deuten für kommende Geschlechter, der Islam ist zu sehr Erzeugniß bestimmter Örtlichkeit und bedingter Zeitbedürfnisse, eine jäh aufschießende Tulpe, welche die Atmosphäre duftleer läßt. Das Christenthum ist eine ewige Erscheinung, ein verstecktes Veilchen, das den Luftraum zu würzen vermag. Dem Mohamedanismus fehlt das Princip der Individualität, deshalb muß ihn eine jüngere Zeit überwachsen. Der Nerv des Christenthums ist die Freiheit der Persönlichkeit, hierin liegt seine Fähigkeit zu reichster und zu ewiger Fortentwickelung. Dem Orientalen erscheint das Ich nur als »der dunkle Despot,« nach christlichen Principien verklärt sich die Persönlichkeit des Einzelwesens, und tritt aus allen Stoffen des vorhandenen Lebens leuchtend und siegend hervor, als das Unvergängliche mitten im verzehrenden Wandel der Dinge dieser Welt. Deshalb ist Christenthum und Entfaltung des Menschlichen welthistorisch verwachsen zu inniger Gemeinschaft.

Der Mohamedanismus kann als erstorben angesehen werden. Mithin werden sich bald genug die Staaten auflösen müssen, die ihn zur Basis haben. Es scheint zwar, als könne in Ägypten schon durch europäische Kriegskunst, Disciplin und Mechanik eine Wiedergeburt erzeugt werden; allein die Erscheinung ist nicht neu in der Geschichte, daß die niedrigen Elemente des Lebens, physische Nothdurft, Privatinteresse und materielle Speculation, dienerisch vorarbeiten müssen, um den Segnungen der Humanität, und den Vortheilen höherer Intelligenz und innerer Erleuchtung die Wege zu bahnen. Die europäische Diplomatie wird bald keine Kunstmittel mehr wissen, um die Pforte und Persien zu halten, man wird die kindisch gewordenen Regierungen dieser Staaten bevormundschaften oder sie ganz auflösen und in kleine Reiche zertheilen müssen, deren Throne Abkömmlinge europäischer Fürstenhäuser besteigen und deren Länderbezirke zu neutralen Handelsgebieten für die europäischen

Digitized by Google

Nationen erklärt werden. Sodann wäre es allerdings Österreichs Aufgabe, das Flußgebiet der Donau zu beherrschen und die natürliche Straße aus dem Innern Europa's nach dem westlichen Asien die Donau entlang über das schwarze Meer nach der kaukasischen Küste offen zu halten. Auf dieser Straße ist Regensburg, — um Herrn List's Angaben zu folgen — vom Kaukasus nicht viel weiter entfernt, als Pittsburg von Neu-Orleans, welche Strecke man in 10 Tagen mit Dampfböten zurücklegt. Diese Reise betrüge demnach nur den vierten Theil der Reise von dem südlichen Deutschland nach Nordamerika, vorausgesetzt, daß die Dampfschifffahrt hier auf gleich guten Fuß gestellt würde. Die neuesten Versuche in Ungarn geben hierzu, wie der Verfasser glaubt, große Hoffnung. Ulm, wo die Donau schiffbar wird, ist von den nördlichen Küsten Kleinasiens nicht über 400 geographische Meilen, und von Bassora, bis wohin die Fluth des persischen Meerbusens reicht, nicht über 650 Meilen entfernt. Es würde zu den wichtigsten Ereignissen der Geschichte der Zukunft zu rechnen sein, wenn Österreich in den Besitz des Donauthales bis zur Flußmündung käme und durch den Wurf der politischen Constellationen sich gezwungen sähe, durch eine freie Donaufahrt zwischen dem Westen Europa's und dem Westen Asien's das Mittelglied einer bewundernswürdig schnellen Handelsverbindung zu werden. Es würde nicht blos für die österreichischen Staaten und deren Gestaltung, sondern für ganz Europa von unberechenbarem Einfluß sein. Das Festland würde sich auf diesem Wege eine Concurrenz mit England eröffnen, wie sie ihm bisher noch nicht geboten ist. Die Aussichten, die sich hieran knüpfen, sind auf Möglichkeiten gestützt, die der Verwirklichung nicht allzufern liegen. Vor der Hand thut es schon wohl, dem Geschlechte eine Perspective zu eröffnen, die unserm Blicke eine reiche, wunderbare Zukunft zeigt. Seit Napoleon's Sturze sind die politischen Ereignisse in Europa kleinlich geworden. Die Gemüther schienen erhitzt, erbittert, die Principien rieben sich ängstlich an einander, man meinte, sie würden sich entzünden, die Gährung war allgemein, aber der Geist der Toleranz hielt jeden Ausbruch zurück, man begnügte sich mit Verfolgung geringfügiger Umtriebe.

Die europäische Intelligenz muß sich Raum schaffen, um

Digitized by Google

sich die Luft der dumpfen Schwüle in der eignen Heimath zu lichten. Der europäische Geist muß in der Ferne seine Thaten und Begebenheiten suchen, mit frischem Spürblick in der Weite der Welt sich neue Gesichtskreise eröffnen, deren Linien bei den raschen Fortschritten der menschlichen Herrschaft über die elementarischen Kräfte nicht weit genug zu stecken sind.

Am 9ten Mai 1839.

(Im Schützenhause zu Leipzig.)

Am heutigen Tage, meine Herren, hat man in Stuttgart mit den Glocken geläutet. Einige kleine tyrannische Seelen hatten sich Anfangs dagegen gesträubt, waren aber glücklich durch die Gesammtheit überstimmt. Es war die Ansicht erhoben worden, daß Glockentöne nur der Kirche Gottes zukämen. Man entgegnete, daß auch Fürsten diese Ehre zuerkannt sei, und darauf äußerte sich denn die Weisheit eines hohen Magistrats: ein Fürst stehe der Gottheit näher als — — nun als wer? Welch' einem Wesen gilt die Todtenfeier in Stuttgart? — Einem Poeten d. i. Versemacher? — Unmöglich, um einen solchen trauert keine Nation Jahrzehende lang. Als ein Prophet, hätte man sagen sollen, um die Rede zu Ende zu führen; die Fürsten stehen der Gottheit näher als Propheten! So lautete dann die Ansicht, die spurlos zerfällt, wie jeder falsche Gedanke, wenn man ihn zu Ende denkt. — Ein Prophet. War denn aber Schiller ein Prophet? Für einen Priester hat er Allen längst gegolten, für denjenigen unter allen Geistern Deutschlands, der mit dem heiligsten Ernst, ja mit Gebet und Andacht seinem großen Dienst oblag. — Und dieser sein großer Dienst war die Erziehung der Deutschen zu einer Nation. In diesem Sinne war er also ein Lehrer des Volks. Wie aber war er ein Prophet? denn nur das Haupt eines Propheten vielleicht ragt über Fürstengröße? — Es gibt Propheten, die in kränklicher Aufregung der Nerven an kleinen Symptomen Dinge vorauswittern. Es gibt eine Talleyrand'sche diplomatische Speculation, es gibt einen laubfroschartigen Instinct, den manches Naturkind äußert.

Digitized by Google

Das sind die kleinen Prophetengattungen. Schiller aber war in seinen Sympathien für die Menschheit ein Prophet der Weltgeschichte. Mit seinen Räubern begannen die Herzschläge dieses großen Propheten. Was wollte er mit den Räubern? Welches Gemälde gab er hier den Zeitgenossen? Er zeigte, wie ein echter edler Naturmensch mitten im Schooße der menschlichen Gesellschaft nach seinem Rechte aufschreit, wie er sich plötzlich ihren Banden entwindet, wie er verwildert, und bei aller Verwilderung doch immer noch groß und edel bleibt. Er schrieb die Räuber im J. 1777, mit dem J. 1782 begannen sie von der Bühne herab die deutsche Jugend zu entzünden. So früh schon vor der Revolution in Frankreich! War es nicht ein Vorgefühl davon? Und gab die Revolution etwas Anderes, als das Schauspiel, wie sich der Naturmensch, der Mensch an sich, gegen den Fluch und die Tücke des Herkommens auflehnt, wie er aus den Banden der Gesellschaft springt, wie er in diesem Kampfe verwildert, — und noch groß, noch erhaben zu bleiben vermag? Mich dünkt, Schiller witterte die Revolution des Menschengeschlechts, mich dünkt, er war in Deutschland ihr Prophet. Und in seinem Fiesko führte er die Revolution aus der Sphäre der Gesellschaft in das Staatsleben über. Es gilt, einen Tyrannen zu stürzen. Aber auch den neuen Günstling des Volks gelüstet nach dem verführerischen goldenen Reife; und wie ein ehernes Schicksal steht dann Verina, die Republik, hinter ihm. Dies dichtete Schiller 1782. Und in demselben Jahre Kabale und Liebe, abermals das Schauspiel einer Revolution mitten im Schooße des Familienlebens, der trauervolle Untergang der Naturgefühle unter der Tücke und der Tyrannei des Herkommens. Und vier Jahre darauf schrieb Schiller seinen Carlos. Der Lieblingssohn seiner Idealwelt, Marquis Posa, erhebt sich kühn gegen den Tyrannen und ruft: Geben Sie Gedankenfreiheit! Mich dünkt, Schiller war ein Prophet. Dieser Seufzerhauch einer großen Seele: Geben Sie Gedankenfreiheit! hat noch keine Wirklichkeit, er will noch seine Zukunft, er war und blieb noch immer der Hülferuf, der Segensspruch eines Propheten. — In Frankreich machte sich Alles praktisch, die Fragen der Zeit gingen rasch über in Blut und Saft, was in Deutschland Gedanke blieb, wurde dort zur That.

Digitized by Google

Schiller warf sich in die Geschichte, er schrieb den Abfall der Niederlande, schilderte den Aufstand eines Volkes, das sich frei machte. 1789 wurde die Bastille erstürmt, eine Nation war beisammen. Schiller las seit jenem Jahre Geschichte in Jena. Er wollte den Quellen nachgehen, er wollte wissen, warum die Menschheit zur Revolution genöthigt sei. Die Republik von Frankreich übersendete ihm das Bürgerrecht, ein Ereigniß, das später der deutsche Kaiser durch Ertheilung des Adelsdiploms wieder gut zu machen suchte. In Frankreich aber ging Alles rasch und feurig vorwärts. Die Constitutionen wechseln, das absolute Menschenrecht badet sich wollüstig in Blut, ein wildes Gewühl wird laut, alle Rachestimmen der Jahrhunderte lang unterdrückten Menschheit erheben sich und schreien aus den Höhlen heraus, in die man sie gebannt hat, und blutrothe Feuersäulen steigen gen Himmel auf. Aus diesem Chaos erhebt sich allmählig und allmächtig eine einzelne Heldengestalt, immer höher steigt sie an, Alles stürzt, ebenet sich um ihren Fußtritt. Das Herkommen, die Größen der alten Zeit waren zertrümmert, man lechzte nach einer neuen Größe, und mit Napoleon wurde das Talent weltgeschichtlich, es drängte sich mit ihm in den Mittelpunct der Historie. Und Schiller? — Er schrieb gleichzeitig seinen Wallenstein. Auch hier eine Feier des Talentes, das sich heraufdrängt und in die Zügel der Ereignisse greift, nicht nach Herkommen, sondern nach Maßgabe seiner innern Kraft. 1799 Bonaparte erster Consul; 1799 erscheint Wallenstein auf den Bretern der deutschen Bühne. Es gibt hier keinen Zufall, meine Herren, es gibt hier nur Nothwendigkeit, und die Nothwendigkeit ist eben diese, daß ein großer Mensch nur in den Sympathien einer großen Zeit dichtet und denkt. Ich will hier nicht die Parallele zwischen Schiller's Dichtungen und den Ereignissen seiner Zeit verfolgen, ich will nicht behaupten, ob er bei seiner Jungfrau von Orleans an das Heldenthum wirklicher Naturen zur Zeit der Revolution gedacht hat. Aber der Zusammenhang ist da, der Zusammenhang zwischen Gedanken und That, zwischen einem Propheten und seiner Zeit. Und als Napoleon Kaiser ward, 1804, dichtete Schiller Wilhelm Tell. Hat er geahnt, daß die Völker aufstehn müßten, um selbst frei zu werden? — Weiter reicht sein Leben und seine

Digitized by Google

Prophetie nicht. Was auf dieſen Völkeraufſtand in Europa erfolgte, hat der Prophet nicht geſehen. Soll man ihn deshalb glücklich preiſen? Oder hat er als ſeliger Geiſt die Geſchichte der Menſchheit ſtill mit durchlebt bis auf unſere Tage? — Hier ſteht unſere Weisheit ſtill. Nur ſoviel wiſſen wir, daß ein Prophet ewiger iſt, daß ein Prophet der Gottheit näher ſteht als jede andere weltliche Größe. Wir haben keine Glocken zu Schiller's Todestage, wir haben zur Feier nicht einmal ein lautes Wort, nur unſere ſtillen Gedanken. Wer dieſe Feier mitbegeht, hebe ſeine Rechte in die Höhe und rufe mit mir dreimal den Namen unſeres Propheten, Schiller!

Digitized by Google

4.

Achim von Arnim.

Wir sollten uns beeilen, gewisse Gestalten unserer deutschen Vergangenheit als Standbilder fertig hinzustellen und — stehen zu lassen. Die Gegenwart und ihr Drang nach einer Zukunft erfüllt uns und verzehrt die lebendigen Kräfte. Freilich müssen wir wissen, wo wir hergekommen sind, um den Weg nicht noch einmal zurückzumessen. Auch haben wir ja noch keinen Tag jener beiden großen Dioskuren, Goethe und Schiller, entbehren können. Der Eine drängte sich mit der ganzen breiten Welt seines Daseins bis in unsere Tage herein und gab dem Tiefsinn der brütenden Deutschen vollauf zu thun, während die lebhaftesten Fragen der Gegenwart an seinem wunderbaren Januskopf Lösung suchten, aber nicht fanden. Um Schiller aber schaaren sich noch immer unsere Gedanken, wenn es nachzuweisen gilt, daß in der Literatur eines Volkes noch mehr und noch etwas ganz Anderes zu suchen sei, als nur der Glanz des Geistes, der Schwung der Sinne, die Blüthe des Gefühls und die üppigen Feuerwerke der Phantasie: etwas ganz Anderes und Höheres, nämlich die Erhabenheit eines idealen, d. h. mit magischen Banden an die Ewigkeit gefesselten Charakters. Arnim hat nichts von dieser Bedeutsamkeit für das deutsche Geistesleben; seine Werke sind Spiele der Phantasie, einer somnambülen, die trunken ist vom Rausche einer Weisheit, die ihr zu Kopfe stieg, wie Pythia's nebelvolle Dämpfe.

Um diese Gestalt, deren Geist in ihren Werken wieder vor uns auftaucht, in den richtigen Zusammenhang zu stellen, müssen wir die drei großen Strömungen von einander scheiden, in de-

Digitized by Google

nen das deutsche Geistesleben sein dreifaches Bette gefunden. In der einen Richtung, die Goethe hervorrief und an seine Person fesselte, erscheint das Reich der Schönheit in einer Harmonie zwischen Natur und Geist, zwischen Leib und Seele. Deshalb auch diese Hinneigung zur classischen Welt, in der sich diese Eintracht aus Instinct erzeugte. Den Faust, der allerdings diese Harmonie aufhebt, dichtete Goethe nur, um dieses Element zu bezwingen und dieser dämonischen Richtung im germanischen Leben den Tribut zu zollen; in allen Dichtungen, die gesetzmäßig seinem Naturell entströmten, feiert er die allmächtige Versöhnung zwischen Form und Inhalt, die Eintracht zwischen Natur und Geist, Äußerem und Innerem, als das menschlich Schöne. In Schiller's Gestalten hebt sich stets die Harmonie auf, der Geist überflügelt mit seinem Wollen die Natur, seine Menschen werden zu Wesen höherer Gattung, das Erhabene drängt sich hier auf in idealem Schwunge, und wo Goethe Homer und Sophokles in seiner Natur vereinigt darstellt, vollendet sich in Schiller eine riesige Gestalt, die Dante und Ossian zu gleicher Zeit ist. Mit beiden Richtungen ist aber das germanische Geistesleben nicht erledigt. Neben der Goethe'schen, in welcher sich die Harmonie von Natur und Geist gebiert, neben der Schiller'schen, in welcher der Geist die Natur rücksichtslos fortreißt, gibt es eine Sphäre in unserm Seelenleben, wo umgekehrt die Natur den bewußten Geist übermannt, betäubt und in Bande wirft, um den Dämon der Elementarwelt freizugeben.

Diese Richtung hat der Deutsche in seiner Musik nicht fertig, in ihr nicht allein ausgelebt, sie drängt sich auch in den bewußten Ausspruch seiner Poesie, obschon ihre Geister recht eigentlich auf den Namen Beethoven als ihren Herrn und Meister hören. Der alte Goethe fühlte es sehr wohl mit seinem klaren Wissen, daß es Lebensrichtungen und Geistesarten gab, die ganz außer ihm lagen, Gestalten, die ihm unverstandene Phänomene blieben. Zu solchen Elementen gehörte Musik, zu solchen dämonischen Naturen, wie er sie nannte, rechnete er Byron, Beethoven, auch Schiller, obwohl Schiller nicht zu den Dämonischen gehört, weil in ihm die Natur nicht den Geist verhüllt, vielmehr umgekehrt der Geist die Natur mit sich fortreißt zur höchsten Region. Die dämonische Seite im Naturell

Digitized by Google

der Deutschen ist wesentlich in ihrer Musik zu suchen, aber die Musik mit ihrem Traumleben griff alle Zeit auch in die helle Tagseite ihres bewußten Geistes hinüber, wurde Naturphilosophie im Gebiet des Denkens, wurde Romantik genannt im Bereich der Dichtung. Diese Romantik ist nicht abgegränzt mit jenen, die weiland eine Schule bildeten. Friedrich Schlegel hatte dies Element mehr kritisch durchdacht, nur versuchsweise und ohne Glück angepflanzt. Novalis' sternenhafte Seele athmete in wenigen Zügen aus, in den Nachthymnen und in seinen Liedern, dann suchte er für den Roman nach Formen und fand sie nicht. Tieck blieb mit der mährchenhaften Wunderwelt seiner tiefsinnigen Seelenkunde auch der Dauer nach der wichtigste, er brachte das Reichste und Vollste aus diesem Schacht des deutschen Seelenlebens herauf, grub emsig und treu, ordnete den Schatz im Großen und Kleinen und hat freilich auch oft genug in Eigensinn, Laune und krankhaften Gelüsten die Schattenseiten seiner Richtung herausgekehrt und mit der Hefe den Rest erledigt. Zacharias Werner vertrat sehr bald den dämonischen und fanatischen Doctrinarismus der Schule, er stürzte in die romantische Verworrenheit des verzückten Anachoreten, der unter Geißelhieben Wollust fühlt, und hat die Wunder der Gefühlswelt mit der Hieroglyphenschrift seiner Lebenswandelungen eben so carikirt, als Hoffmann das Lauschen auf die Offenbarungen der nächtlich verzückten Seele bis zur krankhaft widerlichen Unnatur verzerrte, dies sind einzelne Lineamente und Ausartungen, die sich aber vielfach nüancirten, vielfach nachtönten und Wiedergeburt feierten im deutschen Leben und Dichten.

In Achim von Arnim sind neben Verkümmerungen und Ausartungen der deutschen Romantik zugleich die großen Vorzüge dieser Geistesart zu finden, Vorzüge, gegen welche sich die Philosophie mit dem Terrorismus des verständigen Denkens lange Zeit sträubte, Vorzüge, welche diese antigoethe'sche Richtung als nothwendige Ergänzung unsers innern Seins bezeichnen. Die Musik unsers Traumlebens gewinnt in Arnim's Werken Sprache. Die Wirklichkeit ist für ihn nur eine erscheinende, eine transparente Welt, aus deren durchleuchteten Falten und Formen für den geheimeren Blick noch eine ganz andere Welt räthselhaft brennt und flimmert. Gilt der Philosophie

Digitized by Google

die Eintracht zwischen erscheinender und absoluter Welt als die Wahrheit, tritt diese Harmonie von Leib und Seele in der Goethe'schen Poesie als das ewig gültige Wesen der Schönheit auf, so wird hier ein ganz anderes Glaubensbekenntniß laut, wonach die Welt der Erscheinungen nur ein Symbol für die ewige Welt des geheimnißvollen Jenseits ist. Hier macht sich die Nachtseite des Menschenlebens geltend, hier walten Dämonen geheimnißreich, gute Götter und Kobolde hausen wunderbar, hinter dem Zufall lauert der Eigensinn des Schicksals, nackte Gottheiten und verhüllte Gespenster, lichte Genien und verlarvte Ungeheuer taumeln durch die Welt der Erscheinungen und Alles spiegelt uns die Tiefe der Seele mit ihren Leidenschaften, den Abgrund des geistervollen Chaos, den Bythos der Gnostiker, in tausend wunderbaren Gestaltungen ab. Statt der erleuchteten und verklärten Wirklichkeit, die unsere classische Poesie uns vorführt, bringt uns diese Romantik ein Reich der Möglichkeiten, aus denen die absolute Welt des ewigen Lebens ahnungsvoll hervorbricht, uns bald neckt mit gnomenhaften Schreckbildern, und bald uns mit allen Schauern religiöser Andacht überschattet. Statt der Plastik einer realen Menschenwelt beschreibt hier der Humor seine Arabeskenzüge, halb Blume, halb Vogel und Ungethüm, alles wird Symbol einer fernen, tief verschleierten Geisterwelt, alles Erscheinende zu einer Transfiguration der Substanzen, wie Brot und Wein vor dem Allerheiligsten nicht Brot und Wein mehr sind, sondern Leib und Blut eines überall gegenwärtigen, in allem Dasein verborgenen und doch andeutungsvoll gewordenen, ewigen Wesens. In dieser Sphäre werden Novalis, Tieck und Arnim stets die bedeutungsvollsten sein. In Novalis ist, zum Unterschied gegen die beiden Andern, eine ruhige Trunkenheit der Seele, ein Versenken in das Anschauen einer seligen Nacht, vorherrschend. Tieck's jugendlicher Satyr hat jetzt allmälig die Miene elegischer Weisheit angenommen. In Arnim ist am meisten die männliche Kraft und Gedrungenheit in dieser Richtung herausgebildet. Beethoven, aus Tönen in Worte übersetzt, ist Achim Arnim.

Seltsam bleibt es, daß jene drei Geister nicht blos, sondern sämmtliche Anhänger dieser deutschen Literaturrichtungen durch ihre Geburt dem protestantischen Niederdeutschland angehören,

Digitized by Google

als suchte der Genius im Widerspruch gegen das umschließende Leben und das bannende Herkommen seinen recht eigentlichen Stachel zur entschiedenen Energie. Tieck und Arnim haben sogar Berlin zu ihrer Geburtsstätte. Freilich tauchten sie sich bald auch äußerlich in südliches Leben und versanken, Tieck wenigstens, in die Wollust einer heißen Vegetation, deren narkotische Düfte den Athemzug eines glühenden Nervenlebens beflügelten. Arnim lebte lange Zeit in Heidelberg und in der Atmosphäre jenes katholischen Südens, der im Gedankenleben der Deutschen eben so viel Unsinn und Mißgeburt brütete, als er im Gefühlsleben an Träumen und an Musik so überreich bleibt. Und wie sich Schickung, Zufall, Verdienst und eigenmächtiges Streben fast immer die Hand reichen, so mußte ihm auch jenes phantasieentzückte Weib zu Theil werden, das, recht eigentlich eine Geburt des Südens, mit dem wunderbaren Rausche einer prophetisch somnambülen Liebe dem großen Dichter Deutschlands als andächtiges Kind zu Füßen sank. Achim Arnim und Bettina Brentano sind im Reiche des Geistes Geschwister. Seltsam genug, daß innerlich so Nahe sich zur ehelichen Gemeinschaft zusammenfanden! Lange war Bettina unbekannt vor der Welt, bis sie mit ihren Phantasien, Gebeten und Liebeshymnen nur hervorzutreten schien, um Goethe's Altar unsterblich zu bekränzen. Jetzt aber, wo sie im Bewußtsein der Welt lebt, wo man ihre Gestalt kennt und gedeutet hat, fühlt man sehr deutlich aus Arnim's Werken heraus, was sie ihm war, d. h. wieviel von ihrem Wesen in ihm, dem Redner, wieviel von ihrer Musik in seinen Novellen und Mährchen den Resonanzboden fand. Man lese die Geschichte von Karl's des Fünften erster Jugendliebe, jenem seltsamen Zigeunermädchen, das in Brüssel den Prinzen aufsucht und ihn Nachts umfängt in der rührenden Unschuld der nichts wissenden Seele; man lese die Glossen und Winke aus dem Geisterreiche, die in allen Werken Arnim's zerstreut sind, und frage sich, ob das nicht Bettinen's Griffel verräth oder Abdruck ihres eigensten Denkens und Fühlens ist. Diese geschwisterhafte Geistesverwandtschaft zweier Naturen ist mir jetzt, wo ich mir Arnim's Wesen erneuere, fast gespensterhaft erschienen.

Der erste Band seiner Werke, die der Freund des Verstorbenen, der göttinger Wilhelm Grimm in Cassel, herausgibt,

Digitized by Google

ist mit Arnim's Stahlstich geschmückt. Wir sehen hier die schönen Züge des kräftigen Geistes, der so keck der Nacht in's Angesicht geschaut, um in der Natur und Menschenwelt das Geheimnißvolle herauszufinden. Dieses drängende Auge, die Nase mit kräftiger Spürkraft, die breiten Lippen, das feste Kinn und der widerspenstige Haarwuchs sind allerdings die entsprechende äußere Figuration vom innern Wesen des Mannes. Von Arnim's Novellen sind zwei Gemälde aus dem Geisterreiche besonders bezeichnend für das Naturell des Autors, ich meine »Isabella von Ägypten« und »die Majoratsherren.« In jenem drängt sich das Mährchen ängstlich in die Historie, wie das Zigeunermädchen an die Lippen des schlafenden Prinzen von Österreich und Spanien. Die gespensterhaften Sagen jener Horden aus Asiens Steppen, die Mährchen vom Allräunchen sind mit der ganzen Schwärmerei der deutschen Romantik aufgefaßt, und heiß und üppig, wie es Arnim's Pinsel pflegt, hingestellt. Wie Mignon zwischen Eiern und Schwertern, tanzt das Naturkind Bella mit der heiligen Unschuld des Paradieses durch die grauenhaften, mißgeformten Gestalten hin, und sucht und findet ein reines Menschenherz und ihr Heimathland. — In den »Majoratsherren« ist das Schauen in die Nacht und ihre räthselhaften Zaubergeburten recht eigentlich Thema. Der kranke Majoratserbe, der mit ihren Schauern vertraut ist und sich vom Tage abkehrt, erlebt mit seinen wachen Augen nur Träume, und diese Träume, die ihm seine Ahnungen von einer geheimnißvollen Geburt vorspiegeln, sind und bleiben für ihn Wahrheit und Wirklichkeit des Tages. Zugleich ist die Novelle reich an meisterhaften Gestalten aus der barocken Rococowelt unserer Vorväter. Der Lieutenant und die Hofdame von ehedem sind in plastischer Hinsicht Meisterstücke. Auch liebt Arnim die altmodische Welt der deutschen Zustände, oder vielmehr er schwelgt in ihren Thorheiten, weil die alte Zeit vor der Revolution mit ihren Vorurtheilen, Ständeunterschieden, Reifröcken, Allongeperücken und Charakterzöpfen zugleich die Wiege des Aberglaubens, der Gespensterfurcht und der Geisterbeschwörung eines Cagliostro war. Menschen mit wachem Sinn schleichen dann wie Nachtwandler, wenn sie edel sind, wie Vampyre, wenn sie das Gemeine lockt, durch diese seltsam entartete Welt, die viel

Digitized by Google

tausend Götzen und keinen Gott mehr kennt. Das gehört zu dem Bereich, wo Arnim mächtig ist. Dies Grauen vor dem Schrecken einer endlichen Offenbarung, wo der Mensch plötzlich die Natur entdeckt und den angebeteten Plunder des alten Lebens zerstört, gehört zu der gespenstischen Bilderpracht seiner Sprache, zu der Hieroglyphenschrift seiner Phantasie.

Dies bezeichnet Arnim's Styl. Auf einen andern Charakterzug deutete Wilhelm Grimm. Es ist die seltsame Ungleichheit seiner Diction. Oft gibt dieser Autor sich als den Mann von Welt, der das Übereinkommen des Salons ausspricht. Plötzlich aber entläuft sein Styl dieser Sphäre des gebildeten Herkommens, und geberdet sich wie ein den Menschen längst entrückter Einsiedler der Wüste. Die kühnsten Übergänge sind ihm die liebsten, und er stellt ohne Bedenken das Seltsamste und Überraschendste mit dem allgemein Gültigen, das Einfachste mit dem geheimnißvoll Subjectivsten zusammen. Endlich muß erwähnt werden, daß Arnim's Styl und Darstellung häufig ein seltsames Ungeschick an den Tag legen, den Inhalt zu fassen, Form und Wesen zu bezwingen. Ganze Novellen sind dadurch mißgestaltet, unter anderm »Melück Maria Blainville,« die Hausprophetin aus Arabien, die der Verfasser als Anekdote hingibt, ohne damit ihr wüstes Durcheinander, ihren eigensinnigen Wirrwarr zu entschuldigen. Oft nämlich findet Arnim für die Unendlichkeit des Inhalts, der in das Gebiet der Mystik regellos und sternenweit versinkt, gar nicht die Sprache, kann die Gestalten nicht reden machen, wie sie ihrer Idee gemäß sich selbst vertreten hätten. Der ganze Guß ist oft mißglückt, so gut auch die Glockenspeise sein mochte, und Materie und Gedanke werden zwecklos in den Sand geschüttet.

Der Humor Arnim's macht sich besonders glänzend und glücklich in zwei Novellen geltend: »Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott,« und: »Der tolle Invalide auf dem Fort Ratreneau.« In jener ist der Fluch der Ständeverschiedenheit auf das lustigste verhöhnt. Ein Fürst, der sich einen ganzen Gott denkt, fühlt sich höchst unwohl in dem Glanze seiner hergebrachten Langenweile, bis ein Vagabund, der sich wenigstens einen Halbgott dünkt, ein routinirter hergelaufener Komödiant, der ihm ähnlich sieht, seine Rolle übernimmt und ihm mit wenigen leichten

Digitized by Google

Griffen das leck gewordene Lebensschiff wieder flott macht. — Seltsam bleibt immer, daß die ganze romantische Schule, die alte verschüttete Brunnen des deutschen Volkslebens aufgrub, so wenig volksthümlich wurde. Im Humor ist Arnim nur der feinsten Bildung, im Ernst nur der Schwärmerei verständlich. — In den »Kronenwächtern« sollte er sich auf mittelalterlichem Boden am wohlsten fühlen, am Glücklichen sich gleichsam sonnen am Licht des Tages; aber er kommt hier, wo er über geheime Sagen brütet, am wenigsten heraus aus dem Bergwerk seiner Gebilde.

Digitized by Google

5.

Bettine und die Günderode.

Frau von Arnim wollte vor kurzem in einem Wandschranke neue alte Papiere entdeckt, alte neue Briefschaften des Kindes aufgefunden haben, die sie der Welt nicht vorenthalten werde. Man sprach von neuen Monologen, von alten Gebeten, man erwartete Hymnen an Goethe, die das verzückte Kind vor Zeiten aus den böhmischen Bergen wie Raketen hätte aufsteigen lassen. Frau von Arnim hat jetzt Bettinens Briefe mit der Günderode zum Vorschein gebracht. Sie sind angeblich aus den Jahren 1804 bis 1806. Irgendwo eingestreut ist ein kleiner Zettel aus Fritzlar vom achtjährigen, damals also wirklichen Kinde. Er ist vom Jahre 1796, mithin wäre 1788 das Geburtsjahr Bettinens und die Briefschaften an die Günderode müßten als Offenbarungen eines Kindes hingenommen werden, das bereits sechzehn- bis siebzehnjährige Jungfrau war. Diese Berechnung ist altmodisch, ja das Wort Jungfrau nimmt sich verlegen und steifärmelig aus, wenn man es an die Gestalt der wilden Bachantin Bettina heranrückt, es paßt etwa wie ein gothisches Kirchenfenster in den indischen Tempel ihres Bajaderendienstes. Dem Kinde seine Jahre nachrechnen, kann aber zu Entdeckungen führen, die mancherlei erläutern. Die Briefe Bettinens nämlich haben überhaupt und im Allgemeinen noch gar nicht aufgehört geschrieben zu werden. Die Alten nannten den Dichter einen Macher. Nachdem Frau von Arnim so viel Briefe gefunden, wie sie sagt, könnten wir den Poeten einen Finder nennen. Sie findet das im Wandschrank ihres Innern, die vergilbten Blätter sind ihr Herz, die Schriftzüge der kindisch verzückten

Digitized by Google

Hand alte Gefühle voll ewig neuer Jugend. So nimmt die Matrone die Ergüsse des Kindes wieder auf, und wie der innere Mensch immerdar derselbe bleibt, wie der Greis seine Kindernatur immer wieder in sich entdeckt, so verwebt hier die Dichterin das beste Wissen ihres ganzen Lebens, die tausend Empfindungen eines altgewordenen Herzens mit diesen Gluthausbrüchen erster Jugend. Und den Gewinn langgehegter Phantasien als einen Gallimathias unmittelbarer Offenbarungen hinzugeben, mag von besonderem Reize sein. Was hinfällig daran erscheint, das verdampft zu eitel Nichts; was aber Wahrheit darin ist, das trägt ein Flügelkleid, das tönt wie eine Weisheit vor dem Sündenfall, ein Klang aus dem ersten Frieden der noch gottvollen Urnatur des Menschen. Vielleicht kann man sagen, daß Frau von Arnim sich in der Rolle des Kindes gefallen und sie um deswillen festgehalten habe; es ist dies aber ihre eigentlichste Natur, die im Leben selbst keine wahre Geschichte, keine rechte Stätte gefunden, und die sie mit dem Erzeugniß dieser Briefe vollständig entwickelte, mit den Schätzen vielfacher Ausbeute bereicherte. Was sich also in den Ergüssen an Goethe zur Offenbarung brachte, das stellt sich hier als dasselbe Thema in andern Variationen dar. Es ist dasselbe Käthchen unseres Jahrhunderts, das aber vor stechender Kampflust im Vertheidigen ihrer Unschuld fanatisch wird, derselbe wollüstige Taumel des Empfindens, dasselbe Gemisch von Mignon und Philine. Da ist ein würdiger Prälat, der fast andächtig auf ihre kindlich kindische Rede lauscht, bis sie ihm etwas in's Ohr zischelt, worüber ihm Hören und Sehen vergeht. Da ist ein Franciscaner, dessen Worte sie begeistern und dem sie eine köstliche Predigt nachdichtet; wie er aus der Kapelle tritt, breitet sie ihm sinnbetäubt die Arme hin und ist somnambul verzückt wie beim Anblick Goethe's. Wie vom Tarantelstich verletzt, taumelt sie durch Flur und Wald, kost mit den Blumen und lockt die Geister der schaurigen Öde herbei, um mit ihnen den bacchantischen Reigen zu tanzen. Bockfüßige Satyrn und liebevolle Elfen sind die Gedankenkinder, die ihr Gehirn in diesem Umgang gebiert. Nachts steigt sie auf den Thurm und liebäugelt mit den Sternen. Da hat sie dann Eingebungen, als hätte sie die Gottheit hinter dem Vorhang der Natur belauscht, als wär'

Digitized by Google

sie zum Brunnen der Unsterblichkeit hinabgestiegen oder zum Quell einer ewigen Jugend. Kann sie nun eigentlich nicht denken, wie sie sagt, obwohl sie immer wach und feurig ist im Geist, so ist ihre Naturempfindung entweder eine chaotische Musik, die vor lauter Wollustgefühl keine wirkliche Zeugungskraft äußert, oder sie zieht Fausthandschuh an, um sich zu rüsten, oder schlägt in das lügenhafte Gewebe der Gesellschaftswelt wie mit Eselskinnbacken unter die Philister, oder sie gibt sich ganz einem Taumel hin, der nach Poesie ringt, aber kein Gefäß findet für seinen Inhalt, kein Organ hat für seine Aufregung, und zwischen Himmel und Erde im Nebelhaften schwebt. Daß es diesmal eine sanfte, zaghafte Frauennatur ist, der sie die Gefühle ihres geheimen Sinnens und Träumens hinschüttet, wie es später Goethe's geweihte Ruhe war, die all' das Feuerwerk ihrer Schwärmerei hinnehmen mußte, das ändert ihr Verhalten nicht, denn Bettina ist eben weder Mann noch Weib, vielmehr Kind, bald mannhaftes, bald unendlich aufgelöstes, weiblich sich hingebend, aber immer in sich selbst dieselbe. Sie braucht eine zweite Natur, der sie einen Altar baut, der sie Weihrauch darbringt, der sich ihre ganze Seele hingibt. Wie sie mit eigenen Worten die Lust äußert, ihre Seele »so nackt und bloß« hingeben zu können, wie Gott sie zu sich nimmt, so kann sie nicht anders als zu Zweien sein, ja sie hält die dritte Person in der Gottheit für unsäglich verlassen und gelangweilt vor unnatürlicher Einsamkeit. Nur als Angehörige weiß sie sich in der Welt. Das ist die weibliche Vorbedingung für ihr geistiges Dasein. Ist diese Bedingung erfüllt, so geberdet sie sich völlig geschlechtlos, ein Schamane schweift sie herum in dichterischen Sprüngen, eine Fee, die zugleich Kobold ist und mit Einem Streiche die Welt liebkost und geißelt. Was sie will? — Um jeden Preis glücklich sein, alle Elemente, geistig und physisch, in sich aufnehmen, mit allen Geistern schwärmen, von aller Materie voll und selig sein. Diese dämonische Leidenschaft zum bloßen Dasein, diese glanzvolle, üppige Lust am Existiren wurde nie so mächtig und groß gefühlt, Bettina drückt diese ihre Naturphilosophie des Glückes in folgender Weise aus: »Fühlst Du das auch, das Glücklichsein, blos weil Du athmest, wenn Du im Freien gehst und siehst den unermeßlichen Aether

Digitized by Google

über Dir, — daß Du den trinkſt, daß Du mit ihm verwandt biſt, ſo nah, daß alles Leben in Dich ſtrömt von ihm? Ach was ſuchen wir doch noch nach einem Gegenſtand, den wir lieben wollen? Gewiegt, gereizt, genährt, begeiſtigt vom Leben, in ſeinem Schooß bald, bald auf ſeinen Flügeln; iſt das nicht Liebe? iſt das ganze Leben nicht Liebe? — Und Du ſuchſt, was Du lieben kannſt? So lieb' doch das Leben wieder, was Dich durchdringt, was ewig mächtig Dich an ſich zieht, aus dem allein alle Seligkeit Dir zuſtrömt; warum muß es doch gerade Dies oder Jenes ſein, an das Du Dich hingibſt? Nimm doch alles Geliebte hin als eine Zärtlichkeit, eine Schmeichelei vom Leben ſelbſt, deſſen Liebe Dich geiſtig macht. Denn daß Du lebſt, das iſt die heiße Liebe des Lebens in Dir. Es allein hegt in ſich den Zweck der Liebe, es vergeiſtigt das Lebende, das Geliebte. — Und alle Creatur lebt von der Liebe, vom Leben ſelbſt.« Und wie ſie Natur und Geiſt wie Leib und Seele zuſammenwebt, ſich aus allem Wandel der Materie die unſterbliche Seele zu ewiger Freiheit herausgewinnt, das zeigen viele Stellen des Buches, denn dieſe Deſtillirkunſt macht den Hauptgrundſatz aus in ihrer Religion der Genußliebe. Folgendes Bild erläutert ihren Glauben: »die Schönheit, die ſinnlich vergeht, hat einen Geiſt, der ſich weiter entwickeln will; der Roſe Geiſt ſteigt höher, wenn ihre Schönheit verblühte. Im Geiſt blühen tauſend Roſen, die Sinne ſind der Boden, aus dem das Schöne in den Geiſt aufblüht, die Sinne tragen die Roſen, ſie blühen im Geiſt auf. Der Geiſt iſt der Aether der Sinne. Die Roſe berührt den Athem, das Geſicht und das Gefühl. Warum bewegt die Roſe das Gefühl? — Athme ihren Duft und Du wirſt bewegt. Gewiß liegt in ihrem Daſein Seligkeit, die nur ihr eigen iſt! gewiß war dieſe Seligkeit einmal die Deine, — und jetzt, wo Du ihren Duft einathmeſt, fühlſt Du den Geiſt der Roſe, die längſt verblühte, in Dir fortblühen.«

Und dieſer Sybaritismus des Geiſtes iſt nicht immer wollüſtig und weich. Oft freilich läuft er dämmernd herum, mondwandelig vom Kitzel des bleichen Nachtſcheins geweckt, oder er redet am hellen Tag, im vollen Sonnenlicht irre wie ein Kind, das ſich in Blumenlabyrinthen verläuft und betäubt umſinkt, oder die dithyrambiſchen Ausſchweifungen werden wie bei Ge-

Digitized by Google

legenheit einer Beethoven'schen Symphonie, welche Bettina in Worte zu übersetzen versucht, förmlicher Gallimathias. Dieser Sybaritismus des Geistes, will ich sagen, ist nicht immer aufgelöst und an den Gegenstand verloren. Bettina ist scharf gewaffnet, wo es gilt, ein Kleinod voll Unschuld und heiligem Wandel gegen die Sitte der Menschenwelt zu schirmen. Der Aufruf, den sie predigt, aus der Gemeinheit des Herkömmlichen aufzutauchen, das Göttergefühl, sich selbst treu, vor dem geheimen Auge Gottes jederzeit wahr zu sein, das gibt ihr eine Kampflust, die alles Erhabene und Schöne für ein Eigenthum der Seele erklärt und kraft dieser Erkenntniß sich schutzverpflichtet fühlt. »Was andern Menschen die Erfahrung lehrte,« sagt die Günderode zu ihr, »wozu sich diese bequemen, das ist Dir der Unsinn der Lüge.« Und hier finden wir nun in diesem Sinn eine Reihe von Feldzügen, die das Herz, die Phantasie und den Übermuth einer freiheitsdurstigen Seele gegen die Formen des hergebrachten Lebens mit Glück unternimmt. Die Bacchantin Bettina, die die Knechtschaft durch das Regiment der Willkür verdrängen will, findet freilich für eine neue Freiheit kein Gesetz, und was sie mit dem Drange, für die moderne Menschenwelt eine neue Religion zu stiften, der Freundin aufzeichnet, ist eitel Anarchie, die sie despotisch geltend macht. Wo es gilt, zu organisiren, da hört ihre Macht auf. Gesetze nämlich gibt nur der schöpferische Genius, der aus dem Inhalt heraus die Formen einer neuen Zeit zu gestalten weiß. Bettina bleibt formlos mit ihrem Lebensgehalt, denn die Schöpferkraft ist ihr versagt. Wie sie für den freien Verkehr der Geister keine Norm findet, so ist ihr auch als Dichterin, denn das ist sie, die Formgestaltung versagt; sie findet für ihre Gefühlsaufwallungen weder Rhythmus, noch Reim, ihre schäumende Fülle überstürzt alles Gefäß und schüttet sich hin. So bleibt ihr Wesen denn dazu verdammt, Musik zu sein, wie sie eigentlich auch in Goethe nur die Musik versteht, nicht die plastische Bildnerkraft, die das Maß zu finden weiß für den Inhalt. Die ächte Poesie aber ist zu guten Theilen beides gleich sehr, Tonkunst und Plastik.

Die Briefe des Kindes an die Günderode sind angeblich vor den Ergüssen an Goethe geschrieben, oder soll man sagen erlebt; in der Ausstattung für die Welt haben sie von Frau von

Digitized by Google

Arnim viel Nachträgliches erhalten. Ich kann nicht so weit in der Behauptung gehen, wie der Darsteller in der »Allgemeinen Zeitung (1840. № 303. Beilage),« um den ganzen Briefwechsel mit der Günderode für eitel fingirt zu halten. Frau von Arnim hat sich nämlich durch Anachronismen blamirt und die Stadt Frankfurt wird ihr das nie verzeihen. Fräulein von Günderode war am 11. Februar 1780 geboren und starb am 26. Juli 1806. Bis zu ihrem Tode bestand das deutsche Reich, war die Stadt Frankfurt noch im alten reichsstädtischen Verbande, wußte von einem Fürsten Primas und seinem Hofe Nichts. Frau von Arnim hat nun den Briefen, die doch nur bis zum Tode der Günderode reichen, einige Polemik eingeschwärzt, die von einem Hofe zu Frankfurt, wohl gar von einer freien Stadt Frankfurt weiß. Frau von Arnim hat im Feuereifer den Staatskalender vergessen, sie hat, indem selbst Briefe der Günderode nach Verwirrung in der Zeitrechnung schmecken, auch die Glaubwürdigkeit dieser fremden Briefe getrübt. Mithin ist die Apotheose der Natur Bettinens im Munde der Freundin verdächtigt, und wird nur erklärt und entschuldigt, wenn wir wissen, daß Frau von Arnim in der Bettina nicht sich, sondern ein Product deutscher Weiblichkeit, ein freies Naturkind hingestellt und sich in dem Gedanken gefallen hat, eine edle sanfte Frau, wie ihre Stiftsdame war, vom Werthe dieses wunderbaren Sonderlings ganz erfüllt und entzückt zu sehen.

Man will auch wissen, daß die Günderode sich von der Schwärmerin Bettina viel früher abgewandt habe, als der gedruckte Briefwechsel glaublich macht. Dann wäre für Bettina die traurige Erfahrung, wo sie Liebe gesäet, das Gegentheil zu ernten, auch hier erneut. Aber anzunehmen, der ganze Freundschaftsbund Beider sei Erfindung, dazu fehlt es an Berechtigung. Die Briefe sind nicht in der Form gewechselt, wie sie gedruckt vor uns liegen, aber sie sind in ihrem Inhalt erlebt, wenn auch später erst in dem jetzigen Umfange ausgeführt. Vielleicht fanden sich als alte Briefschaften Zettel vor, deren Andeutungen, Winke, Blitze Frau von Arnim jetzt zu vollen Lebensgeständnissen ausgeführt. So scheint es mir ziemlich sicher; die Matrone hat dem Kinde Viel beigesteuert, um, was das Kind geahnet, durch Erfahrungssätze, Erlebnisse und spätere

Digitized by Google

Anwandlungen zu bestätigen. Zum frankfurter Idiom kommt somit noch viel Berlinisches, zur Natureinfalt strafender und stechender Witz. Selbst in sprachlicher Hinsicht mischt sich frankfurter und berliner Jargon, oft ergötzlich, oft widerstrebend, wo nämlich Manierirtheit sichtlich wird, hört die gute Wirkung auf. Was als Berlinisch hinzufloß, ist besonders die Debatte gegen schwerzüngige und hartleibige Philosophen. Nach den Philistern unter den Deutschen sind diese am meisten den Pfeilen ihres Spottes bloßgestellt. Diese Polemik kann nicht Bettina Brentano in Frankfurt oder Marburg, sondern hat Frau von Arnim in Berlin verführt; Debatten dieser Art sind in den Gang der Briefmittheilung verschmolzen, zeigen aber hier und da die absichtliche Löthung auf. Wer dächte nicht an eine gewisse Classe von Hegel's Schülern, welche die freie Kunst des Denkens zum mechanischen Handwerk herabdrückten, wenn man folgende glückliche Stelle liest. »Ja, ich schäm' mich, so mit Haken und Brecheisen in die Sprach' hineinzufahren, um etwas da herauszubohren, und daß ein Mensch, der gesund geboren ist, sich ordentliche Beulen an den Kopf denken muß, und allerlei physische Krankheiten dem Geist anbilden. Glaubst Du, ein Philosoph sei nicht fürchterlich hoffärtig? Oder wenn er auch einen Gedanken hat, davon wär' er klug? — O nein, so ein Gedanke fällt ihm wie ein Hobelspan von der Drechselbank, davon ist so ein weiser Meister nicht klug. Die Weisheit muß natürlich sein, was braucht sie doch solcher widerlicher Werkzeuge, um in Gang zu kommen; sie ist ja lebendig! Sie wird sich das nicht gefallen lassen! Der Mann des Geistes muß die Natur lieben über Alles, mit wahrer Liebe, dann blüht er, dann pflanzt die Natur Geist in ihn. Aber ein Philosoph scheint mir so einer nicht, der ihr nicht am Busen liegt und ihr vertraut und mit allen Kräften ihr geweiht ist. Mir däucht vielmehr, er geht auf Raub; was er ihr abluchsen kann, das vermanscht er in seine geheime Fabrik, und da hat er seine Noth, daß sie nicht stockt; hier ein Rad, dort ein Gewicht, eine Maschine greift in die andere, und da zeigt er den Schülern, wie sein Perpetuum Mobile geht, und schwitzt sehr dabei, und die Schüler staunen das an und werden sehr dumm davon.«

Digitized by Google

Und Karoline von Günderode, die Dichterin Tian, die stille sanfte Stiftsdame, von der man sich erzählte, der Schmerz um versagte Neigung sei in ihr als Entschluß zum freiwilligen Tode gereift! Man erinnert sich der wunderbar belebten Erzählung in Bettinens Briefen an Goethe; man bezeichnet in Creuzer, dem Philosophen der Mythologie, den Mann, der unverschuldet der Gegenstand dieser unerwiderten Liebe gewesen; man hat von jener Tian-Günderode eine Sammlung Gedichte, und diese werden durch rhythmische Beilagen in ihren Briefen an das Kind vermehrt. Sonst aber bleibt ihr Selbstmord im Rhein ohne weitere Erläuterung, oder man müßte sich aus den harmlosen Mittheilungen der Frau mühsam die Symptome zusammensuchen, welche den Zwiespalt, der ihr Leben endete, erklärlich machen. Bettina ist zu eifrig, zu leidenschaftlich mit sich selbst beschäftigt, um klar hinzuhorchen, wo ein zweites Leben verblutet, unter Rosen eine heimliche Natter zischt. Sie schwärmt für die Freundin, ihr Herz möchte wie immer zerspringen vor Liebe, denn sie liebt im zweiten Wesen doch immer mehr den Genius ihrer eigenen Natur, der ihr zur zweiten Gestalt geworden. Ist das häufig genug Art und Weise der Liebe, so wird uns das hier in den Bekenntnissen des Kindes deutlicher als irgendwo sonst. Bei alle dem entwickelt sich Karoline in ihren Briefen an Bettina. Nur weiß man freilich wieder nicht, was die spätere Hand der Redactrice, wenn Frau von Arnim dies eben ist, etwa nachgetragen, um die Mystik jener That nicht ganz unverständlich zu lassen. Ein Aufsatz von Hemsterhuis mit einer Stelle über den Selbstmord scheint sichtlich in späterer Zeit den Briefen einverleibt. Folgender Satz, den Karoline von Günderode an Clemens Brentano schrieb, bezeugt in ihr das sehnsüchtige Ringen nach einer transscendentalen Lebensäußerung. »Immer neu und lebendig ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt, die würdig sei, zu den Vortrefflichen hinzuzutreten, sie zu grüßen und Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Ja, nach solcher Gemeinschaft hat mich stets gelüstet, dies ist die Kirche, nach der mein Geist stets wallfahrtet auf Erden.« — Die Lust zur Auflösung in's All einer großen Seligkeit, die nur der Tod bereitet, spricht sich deutlich genug in einem apokalyptischen Frag-

Digitized by Google

ment aus, das Bettina von ihr mittheilt. »Einst ward ich gewahr,« schreibt Karoline, »daß alle Wesen, die dem Meer entstiegen waren, wieder zu ihm zurückkehrten und in wechselnden Formen sich wieder erzeugten. Mich befremdete diese Erscheinung, denn ich hatte von keinem Ende gewußt. Da dachte ich, meine Sehnsucht sei auch, zurückzukehren nach der Quelle des Lebens. — Und da ich dies dachte und lebendiger fühlte als mein Bewußtsein, war plötzlich mein Gemüth wie mit betäubenden Nebeln umfangen. Aber sie schwanden bald, ich schien mir nicht mehr ich, meine Grenzen konnte ich nicht mehr finden, mein Bewußtsein hatte ich überschritten, es war größer, anders, und doch fühlte ich mich in ihm. — Erlöset war ich von den engen Schranken meines Wesens, und kein einzelner Tropfen mehr, ich war Allem wiedergegeben und Alles gehörte mir mit an, ich dachte und fühlte, wogte im Meere, glänzte in der Sonne, kreiste mit den Sternen; ich fühlte mich in Allem und genoß Alles in mir.« — Recht als Gegensatz zum schäumenden Lebensmuth, den Bettina im Verkehr mit der ganzen Menschenwelt athmet, tritt uns die Zaghaftigkeit eines scheuen, feinen, edlen Gemüthes in der Günderode entgegen, und dieser Mangel an Muth gibt sich uns als letztes Motiv, wollen wir die That der Frau begreifen. »Ich weiß, daß ich zu furchtsam bin,« schreibt sie an Bettina, »und kann nicht, was ich innerlich für Recht halte, äußerlich gegen die aus der Lüge hergeholten Gründe vertheidigen, ich verstumme und bin beschämt, gerade wie Andere sich schämen müßten, und das geht so weit in mir, daß ich die Leute um Verzeihung bitte, die mir unrecht gethan haben, aus Furcht, sie möchten's merken. So kann ich durchaus nicht ertragen, daß Einer glaube, ich könne Zweifel in ihn setzen; ich lache lieber kindisch zu Allem, was man mir entgegnet, und ich mag nicht dulden, daß die, welche ich doch nicht eines Bessern belehren, überzeugen kann, noch den Wahn von mir hegen, ich sei gescheidter als sie. Wenn sich Zwei verstehen sollen, dazu gehört lebensvolles Wirken von einem dritten Göttlichen. So nehm' ich auch unser Sein an als ein Geschenk von den Göttern, in dem sie selbst die vorzüglichste Rolle spielen; aber meine innern Fühlungen, folgelosen Behauptungen auszustellen, dazu leiht mir weder die blauäugige Minerva, noch

Digitized by Google

Areus, der Streitbare, Beistand. Ich gebe Dir aber recht, es wäre besser, ich könnte mich mannhafter betragen, und dürfte diesen großmächtigen Weltsinn in dem Sittenleben mit Andern mir nicht untergehen lassen. Aber was willst Du mit einer so Zaghaften aufstellen, die sich immer noch fürchtet, im Stift das Tischgebet laut genug herzusagen?« In den letzten Briefen Bettinens ist viel Bangigkeit um die ferne Freundin, die in ihren Mittheilungen kärglicher wurde. Schon mit der fabelhaften Vorstellung eines »großmächtigen Weltsinnes im Sittenleben« beginnt eine unsagbare Redeweise, ein Unklarwerden der Begriffe, ein Hinübergreifen in ein weites Reich, in welchem die sehnsüchtige und aus Sehnsucht flüchtig werdende Seele sich schneller mit ihrem Gott zu verständigen meinte. War ihr doch hienieden Form und Inhalt unvereinbar geblieben. — Eine solche Natur hat uns Frau von Arnim in ihrer Günderode gezeichnet. Wie weit diese Gestalt der Wirklichkeit getreu, wie weit die Darstellung der Dichtung verfallen: ein Mehr oder Minder hiervon hebt den Werth der Gabe niemals auf. Schrieb Karoline von Günderode nicht so, wie sie uns vorliegen, diese Briefe, sie hätte diese Bekenntnisse gerade so ablegen müssen, hätte ihr Bewußtsein sich fertiger in sich selbst gestaltet. Wir wünschen uns mehr solche schöpferische Biographen, die ihre Gestalten gerade so reden lassen, wie diese hätten reden müssen. Das Bischen Verworrenheit, Irrthum oder absichtliche und bewußte Unwahrheit nehmen wir gern mit in den Kauf.

Digitized by Google

6.

Die Geisterseher in unseren Tagen.

Die Gespensterseher und Besessenen haben ihre nicht zu verachtende Literatur. Das Buch über »die Seherin von Prevorst« hat nicht blos die periodische Presse beschäftigt, es rief auch die vergilbten Schriften von Jung Stilling, Mesmer und Hofacker, die alten Schwarten von Jakob Böhm und Swedenborg wieder hervor. Justinus Kerner erneuerte in Journallieferungen sein »Magikon, sein Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde;« Eschenmayer gibt fortgesetzt seine »Mysterien des innern Lebens,« erzählt von neu ausgebrochenen Conflicten des Himmels mit der Hölle und der Erde, und systematisirt förmlich seine Dämonenlehre, während nicht blos die Seherin von Prevorst, die Seherin Hauffe, auch eine jüdische Selma auftauchte und aller Orten magnetische Curen handgreiflich von den magischen Kräften des Lebens Zeugniß geben. Man stellt ganze Galerien von Geistern und Gespenstern zusammen, wo die Erfahrungen aller Zeiten und Völker, die den vertraulichen Umgang der Menschheit mit der Geisterwelt beweisen sollen, aufgeschichtet werden. Unter anderen erscheint ein »Reich der Geister,« bearbeitet und herausgegeben vom Grafen * * *. In der Vorrede wird aufgefordert, über noch unbekannte Fälle von Erscheinungen Berichte einzusenden. Bereits hat man drei Bändchen gegeben; auf jeden Bogen Druckpapier kommen schlecht gerechnet fünf Geister. Diese Galerie wird hoffentlich unendlich, denn das Geisterreich ist ja unermeßlich, und so wachsen uns die Gespenster zu Häupten, und es fehlt der Geist, der diese Geister bändigt, citirt aber auch bannt. Was

Digitized by Google

soll man endlich vor lauter Geistern anfangen? Was ist der Geist in diesen Geistern? fragt man endlich, was der Sinn in diesem Unsinn? Sind es blos optische Täuschungen gern berückter Seelen, Nonsens leichtgläubiger Gemüther? Thut es der Glaube allein und die Befähigung der Seele zum Gläubigsein? Kann er Wunder thun? Ja, gewiß.. Aber nur am Gläubigen selbst vielleicht? Kann der Glaube die objective Natur bemeistern, kann er Berge versetzen?

Da stehen wir denn freilich schon auf dem Puncte, wo das religiöse Dogma zwischenläuft und uns die Karten mischt. Einmal den Zusammenhang zwischen Gott und Welt, Geist und Natur, und die Brücke ist geschlagen zum Verkehr zwischen beiden, die Bethätigung des Ineinandergreifens beider läßt sich nicht mehr auf einzelne Fälle beschränken. Einmal die Persönlichkeit des großen Urwesens anerkannt, läßt sich auch sein Gegenpart, das Element des Bösen, nicht mehr sein persönliches Dasein nehmen. Haben wir erst Einen Teufel, so läßt sich ein ganzes Reich von Wesen, in denen sich die mannigfach getheilten Kräfte des obersten aller bösen Geister bethätigen, nicht mehr als widersinnig beseitigen. Einmal die persönliche Fortdauer der menschlichen Seele festgehalten, sinkt die Schranke zwischen Hier und Dort, denn nach dem gröbern Leibe diesseits formt sich der feinere Aetherkörper jenseits, und ein Hereinreichen der freien Geister, die noch in Liebe oder Haß sich irgendwie zurückgezogen fühlen zu dem alten Dunstkreis ihres Erdenlebens, steht als innere Möglichkeit, als äußerlich bethätigte Glaubwürdigkeit fest genug. Ein einziges Wunder in der heiligen Geschichte, eingeräumt und erhärtet, macht alle ändern thatsächlich. Dazu kommen dann die göttlichen und teuflischen Gesichte der frommen Büßer in der Wüste, das ganze Nachgefolge heiliger Männer und Frauen, die, der Körperwelt entrückt, die Geisterwelt körperlich fühlten, freundlich oder feindlich, im Kuß der Lippen, im Druck der Hand, in der Verletzung der Haut mit Speer und Schwert. Hat die Kirche die Wandelung des Weins in Blut, des Brotes in den Leib des Herrn für mehr als ein Symbol, hat das Dogma sie für eine Thatsache anerkannt, so bleiben ja Natur und Geist immerdar in jener Wechselwirkung und greifen jederzeit vor unseren blöden Augen mit

Digitized by Google

geheimen Armen in einander. Wo die Grenze zu ziehen sei, ist lediglich Annahme der Willkür, denn der wachen Kraft der Reflexion entgeht im Großen wie im Kleinen die webende Gemeinsamkeit der sinnlichen und der übersinnlichen Welt. Und von diesem instinctartigen Fühlen der hereinragenden Geister von Jenseits in unser geheimstes Leben blieb das Zeitalter der aufgeklärten Reformation nicht etwa frei. Luther glaubte an die reale Persönlichkeit des Teufels, ja er sah ihn leibhaftig und warf ihm das Tintenfaß an den Kopf. Wo die Grenze zu ziehen sei in der Lehre vom Erscheinen der Geister und der wahrhaftigen Bethätigung ihrer Gemeinsamkeit mit der Erdenwelt, das beruht in der Befähigung des Individuums; keine Kraft der Einzelnheit kann die Möglichkeit der Durchdringung von Natur und Geist erschöpfen, kein Dogma sie binden oder lösen.

Es dürfte vielleicht heutzutage noch für profan, wo nicht für frivol gelten, das dämonologische Element im Seelenleben mit dem Inhalt der Heiligengeschichten so nahe zusammenzuhalten, um für die Räthsel und Geheimnisse in beiden die psychologische Lösung zu suchen. Nahe genug liegt es, und selbst Justinus Kerner in seiner weinsberger Atmosphäre kann es erweislich machen, wie leicht und gern die subjectivsten Begegnisse und Überzeugungen, wofür ursprünglich nur die eine dafür empfängliche Seele berufen schien, zu objectiver Geltung gelangen und eine Thatsache werden, die man gerichtlich bezeugt, wissenschaftlich systematisirt. Es ist nichts von dem erlogen, was Kerner behauptet, jene dämonologischen Zustände sind in Wirklichkeit von ihm durchlebt, sind subjective Wahrheit für ihn; ein Schwärmer ist Justinus, aber kein Betrüger, ein Phantast, kein Sophist. Der alte Mährchenglaube aus der Spinnstube hat von ihm seine psychologische Doctrin erhalten, die Religion mit ihren Verheißungen von Auferstehung der Glieder kommt seiner Seelenlehre zu Hülfe. Was ihm von der kranken Seherin von Prevorst eingelebt wurde, trug er seinerseits wieder auf andere, langsam empfänglich gemachte, von Natur befähigte Gemüther über. Auch ein Dritter, ein Vierter hörte die wunderbaren Töne, sah die schattenlosen Gestalten des Geisterreichs; die Secte ist fertig, das Wunder macht zum Anhänger, und eine geistig

Digitized by Google

darauf harrende Welt müßte voll davon sein, und aller Orten würde man mit Engelzungen davon predigen, daß Natur und Geist eine neue Ehe geschlossen, und eine neue Religion, die Religion des Hereinreichens, die Religion der schrankenlosen Vertrautheit zwischen Hüben und Drüben, wäre auf Erden erschienen.

Allein diese Besessenen von heute sagen uns gar zu wenig, nehmen an unserem besten Wissen gar so wenig Theil. Dies zunächst macht uns die Besessenen verdächtig. Wo Hans seinen Löffel versteckt, Fieke ihr Strumpfband hingethan: weshalb hierzu Geister citiren! Eschenmayer freilich entriegelt uns Himmel und Hölle, ruft Erzengel herab, um den Teufel auszutreiben, der sich listig genug, und nicht ohne Zeugniß abzulegen vom guten Geschmack der bösen Geister, im Herzen eines schönen Mädchens einlogirt. Die Erzengel kommen und ringen mit ihm. Es wird ihnen sauer, sie schwitzen; Eschenmayer deutet: die Hölle ist in unserem Jahrzehend mächtig. Die Erzengel sind impotent und blamiren sich; Eschenmayer sagt: die Hölle triumphirt! Dies Alles hat kein Zweiter gesehen, nur Eschenmayer und sein Patient, und in Eschenmayer's Hirn dampfen und qualmen die Geister alter räucherlicher Chronikensagen, also daß ihm leibhaftig erscheint, was ein gutes freies Herz längst zu den Vätern gebracht und begraben.

Man rufe uns Geister auf, die uns von der Menschenwelt Kunde geben, für die Menschenwelt Offenbarung bringen, das Geschick der Völker deuten, die heiligen Aufgaben des Geschlechts lösen; und wir wollen kommen und uns beugen und vor der Wiege knieen, die solchen Geist, einen Engel des Jahrhunderts, schaukelt. An Huldigungslust fehlt es dem Jahrhundert nicht, nur an dem Geiste fehlt es, der jene Geister benutzt und zu großen Zwecken regiert. Ein solcher ist gewiß göttlicher Abkunft, und ein solcher fehlt uns eben in all' dem Reichthum an Geistern von heute.

Es bleibt vielleicht nichts übrig, als daß wir unsere Kenntniß der menschlichen Seele um einige neue Abnormitäten vermehren, unser Wissen von den Krankheiten des Gemüthslebens um einige fast systematisch ausgebildete Fälle bereichern. Was die Theosophie nicht zu benutzen weiß, was die Philosophie

Digitized by Google

ignorirt oder nicht genug anschlägt, muß uns die Medicin und die Krankheitspflege schließlich erläutern. Professor Duttenhofer stellt in seinem Werke »über die Krankheiten der menschlichen Seele« die Annahme von einer doppelten Function der menschlichen Seele auf. Wir halten dies fest, um daran unsere Ansichten klar zu machen. Die Seele hat ihre passiven und activen Zustände. Aus dem Schlummer des Fötallebens, wo sie nur Eindrücke empfängt, erwächst sie allmälig zu der Kraft der selbsteigenen Äußerung, die Eindrücke gibt. Auf der ganzen Stufenleiter der Wesen in der Schöpfung gilt derselbe Unterschied. Ganz willenlos geleitet, planetarisch versunken sind die Wesen der untersten Stufe. Und der bewußte, wache Mensch, der die Spitze in der Reihe der Creatürlichkeiten bildet, gibt das Bild der personificirten Willenskraft, die sich selbst als Ziel und Zweck erfaßt. In der menschlichen Seele ergibt sich aber vor dem Erwachen des freien Selbstwillens diese zwiefache Regung oft neben und durch einander. Die Seele hat passive Zustände, wo sie aufnimmt, sich geleitet fühlt, wo ihre Facultäten sich weiblich verhalten, wo das Gemüth mit dem plastischen Bildnertrieb der Phantasie willenlos arbeitet und sich nur empfangend verhält. Die Seele ist aber auch activ in ihrem Verhalten, gestaltet sich als Wille, als ein Trieb, sich auf Anderes, auf die Außenwelt zu äußern, ist Talent, Verstand, und bildet alle jene Gaben aus, die in die Tagseite des Lebens greifen, während die Seele in jenem anderen Verhalten gleichsam in der Dunkelheit und im Schooße der Nacht arbeitet. Jene Individuen, die uns als Somnambule und mit der Gabe des Geisterschauens behaftet vorgeführt werden, sind entweder Frauen, oder frauenhaft begabte Naturen, poetisch empfangende Gemüthsmenschen. Näher auf das Leben derselben eingegangen, und wir erfahren, daß es von früh an Naturen waren, die kein entschiedener Trieb, kein entschlossener Wille zur Thätigkeit trieb, Subjecte, von denen der Schulmeister sagte: sie lernen nichts, sind faul, das heißt, die Kraft des Verstandes, der die Außenwelt erfaßt, ist sammt allen jenen Anlässen des Ehrgeizes und der Eitelkeit, die das Talent stacheln, hinter dem in sich gefangen gehaltenen, nur aufnahmsfähigen Gemüthsleben bei ihnen zurückgeblieben.

Digitized by Google

Es gibt ganze Landstriche, wo dergleichen Gestaltung des innern Menschen für die vorherrschende gelten kann, und Württemberg steht unter solchen Landstrichen oben an. Der Schwabe, sagt das alte Sprichwort, wird sehr spät klug. Das heißt, er führt ein längeres Pflanzenleben als wir; jenen brütenden Zustand des halbwachen Seelenlebens durchbricht erst spät bei ihm der erwachende Verstand. Das Land ist protestantisch! hör' ich einwenden. Um so mehr, mein' ich, hat es im Pietismus oder in krankhafter Ausgeburt des Gemüthslebens sich eine Genüge zu thun, um nachzuholen, wo das Dogma und der Ritus seines Kirchenthums diesem Gelüste der menschlichen Seele nicht nachhilft, hinter ihm zurückblieb oder ihm vorauseilte. Es versteht sich, daß auch die äußere Physis dieser Landschaft, die äußere Physis dieser Individuen ganz und gar diesem Habitus ihres Geistes entspricht. Es sind jene robusten, hartgefügten, schwerleibigen, untersetzten Körper, in denen sich das Gemüthsleben so schwelgerisch festsetzt, daß es alle lichte Seiten des leichtsinnig offenen Kopfes, alle Talente des sanguinischen Temperaments überwuchert. Solche Zustände nun sind durch Krankheit und Ekstase zum Äußersten zu bringen. Und in solchem Äußersten tritt die menschliche Natur ganz und gar zurück in die planetarische Versunkenheit, wo nicht sie selbst, sondern die Elementarkräfte der Natur in ihr rege werden; mit Aufhebung aller Existenz des Selbstwillens tritt eine Reaction ein, die das menschliche Dasein zum Fötalleben zurückdrängt. Hier werden dann alle tellurischen Beziehungen in gesteigerter Kraft fühlbar, der Zusammenhang mit den Elementen überwächst von neuem den vom Selbstbewußtsein ihnen schon entzogenen Geist, alle seine Sinne, alle seine Fühlfäden weichen rückwärts in den geheimen Schooß, der ihn gebar, seine Empfindungen reißen sich los vom Zusammengehören mit seinem Ich, und haben ihr Dasein in den tellurischen Veränderungen, in den atmosphärischen und planetarischen Eindrücken der bewußtlos gährenden Natur. Und in dem so zurückgestauchten Seelenleben beginnen dann jene Phänomene, die dem wachen Verstande Hohn zu sprechen scheinen, die Erscheinungen des Magnetismus, das Vorempfinden von Zuständen, die der wachen Person des Fühlenden fern, aber seinem aufgelösten Empfinden näher stehen; jenes Hellsehen, das

Digitized by Google

vielmehr nur ein Dunkelfühlen ist, ein halbbewußtes Zurücktreten in die Stoffe und Bedingungen, die den Fötus nähren und gestalten. Was der Anachoret in der Wüste durch die Beschaulichkeit seines harrenden Geistes, durch die Abstinenz, durch die Enthaltung alles leiblichen Processes, durch die Inbrunst seiner auf Einen Punct fixirten Seelenkräfte erreichte, die sinnliche Erscheinung der heiß ersehnten, qualvoll erflehten Gestalt, das ist in unseren Tagen, da die Ekstase, die Heiligung und Purificirung der sinnlichen Wünsche fehlt, nur Erzeugniß der Krankheit, Symptom der gestörten Harmonie im leiblichen und geistigen Dasein. Geläugnet werde dies so wenig wie jenes, erst dann wird der Nachweis möglich, wie weit diese nächtliche Function der menschlichen Seele reicht, wie weit für das zur Einzelnheit berufene menschliche Wesen der Zusammenhang mit dem Naturleben wieder aufzufinden und nachzuempfinden ist.

Schon mit dem Schlafe ist dem persönlichen Dasein die Nöthigung eines Zurücktretens in den stillen bewußtlosen Schooß des unfreiwilligen Lebens geboten. Plato's alter Satz, im Schlaf ständen wir der Wahrheit näher, meint unter Wahrheit eben den dunklen Instinct, das bewußtlose Fühlen jener Gesetze, in denen das All sich trägt und hält. Durch Krankheit treten wir noch weit mehr in den geheimen Zusammenhang mit den Elementen der Natur. Die Rapporte, in die wir uns dann versetzt fühlen, greifen tiefer und leiser in die tellurischen und kosmischen Bedingungen des Existirens, als die helle, sich selbst erfassende Verstandeskraft es will und kann. Wir sind in Krankheiten, die uns der Grenze zwischen Sein und Nichtsein zuführen, in die Urstoffe des allgemeinen Daseins zurückgeworfen, fühlen die Gewalten der Elemente in uns mächtig, existiren nicht als Ich, sondern als allgemeine Möglichkeit, in alle elementare Bedingungen zurückgetaucht, die der Menschheit, dem Geschlecht, zum Grunde liegen. Das allgemeine kosmische Leben äußert sich in Beziehungen von Gegensätzen, im schwebenden Verhältniß anziehender und abstoßender Kräfte, in Spannung polarer Gewalten. Dieses Weben im All der Natur, dies Sichfliehen und Sichsuchen der Stoffe und Kräfte nennen wir Magnetismus, Elektricität. Durch Krankheit oder Ekstase verfällt die Seele an diese Mächte, und weil dieser Zustand

Digitized by Google

ein Zurückversetzen ist aus dem wachen Selbstbewußtsein des Geistes in die Nacht der Bewußtlosigkeit der Natur, so reflectirt die halb willenlos hingegebene Seele die Eindrücke, die sie jetzt empfängt, drängt sie mit den Figurationen zusammen, die sie aus dem wachen Erdenleben mit herübernahm, und ruft aus der Dämmerung, die weit über das Dasein des Einzelwesens hinübergreift, jenes prophetische Wissen in sich auf, das uns wie vom Lande Jenseits klingt, jene Gestalten, die, mit alten Begriffen versetzt, uns Hoffnung machen, vom Reich der seligen Geister etwas zu vernehmen, und die Pforten der Ewigkeit durch sie erschlossen zu sehen. Hier nun sind wir, mit diesem Sprunge, schon mitten in der Täuschung. Was wir Prophetie nennen, ist nichts als sympathetisches Wissen von den Grundbedingungen des Seins; was wir Geister nennen, sind nichts als Naturdünste, personificirte Parasiten, die an unserer Seele nagen, wie dem nervösen Fieberkranken bekanntlich die Krankheit selbst zur Person, zum Gespenst wird, mit dem er im Gefühl eines doppelten Daseins ringt. Nicht aus dem Geiste also stammen jene Gestalten, sondern aus der Natur und ihren Kräften, nicht über das Jenseits, nicht über die Geheimnisse des Menschengeistes, nicht über die großen Fragen, die sein Geschlecht sich stellt, nicht über moralische Zukunft, nicht über die Processe, denen sein Geschick noch unterworfen ist, vielmehr über den physischen Zusammenhang der Einzelcreatur mit dem Weltzustande, über die Bedingungen seines Fötallebens, über das Wachsen und Gedeihen, Verkümmern und Verzerren seines Naturells in der Abhängigkeit von den Elementarkräften der Schöpfung, hierüber hole man Weisheit von Somnambulen und magnetisch Träumenden. Magnetisiren ist eben nichts, als ein Zurückdrängen des fertig gegliederten und seiner selbst bewußten Geistes in die Fötalzustände seines vorpersönlichen Daseins, aus welchem er dann mit der plastificirenden Gemüthskraft der Phantasie jene Gestalten und Traumgeburten erzeugt, die für ihn und für jedes, durch Krankheit oder Ekstase gleich sehr verzückte Gemüth, reelle Erscheinungen sind. Wir würden sie gern als Propheten, als weisheitsvolle Auguren der menschlichen Dinge begrüßen, wäre ihre Offenbarungsfähigkeit besser als bisher geschehen ist gepflegt. Verschlossene Afterklugheit ist eben

Digitized by Google

so unfähig, als die Schwärmerei der dumpfen Benommenheit, solche Patienten zu beobachten. Man soll nicht Mißbrauch mit ihnen treiben, man soll sie für Unglückliche halten, aber zum Besten des allgemeinen Wissens sollte man sich ihrer mehr bemächtigen, damit die Kunde, die uns hier vorbehalten bleibt, erschöpft werde. Daß sie uns nichts von Gott und seinen Wahrheiten zu offenbaren haben, das sagt' ich schon, das wissen wir schon; aber vom Zusammenhange unseres Seelenlebens mit den Stoffen der Natur, von der Macht, die beide über einander üben, von der Kraft des freien, energischen Willens über die Materie, von der Rückwirkung der Materie auf die Seele, hierüber wären mehr Offenbarungen zu gewärtigen, falls die Rationalisten unter den Ärzten nicht so verstockt wären gegen die Äußerungen der unbewußten Welt, und die Kunst sich zu eigen machten, ohne Stolz und Anmaßung, mit Demuth und Huldigung ihr Ohr an die allerdings unklar verbauten, aber doch immer erschlossenen Canäle zu legen, aus denen uns, wie mitten aus dem Chaos der vorweltlichen Schöpfung, seltsame Kunde tönt. Die rationalistischen Ärzte sind superklug, die pietistisch-homöopathischen befangen und betäubt, daß man in der That nicht weiß, wo man sich die rechten Priester erlesen soll, welche die erdgeborenen Dämpfe, die einer Pythia zu Kopfe steigen, zu deuten oder auch nur zu destilliren wüßten. Oder soll es uns mit dieser Weisheit aus der Herzgrube vielleicht eben so ergehen, wie mit den Geheimnissen der Freimaurerei, von welchen die Nichteingeweihten nichts sagen können, die Eingeweihten aber nichts zu sagen wissen? Keineswegs, es gibt Geheimnisse, die uns die Erdgeister zu verrathen haben, es gibt Naturkräfte, die so magisch auf die Seele wirken, so sehr Bedingung unseres Daseins sind, daß wir sie uns, wie Faust, personificirt wünschen müssen, um unsern Fragen standzuhalten. Genien und Engel sind es nicht, über uns selbst hinaus führen sie uns nicht, vielmehr nur hinter uns zurück in den Schooß des natürlichen Werdens. Da liegen wir dann noch einmal als Fötus unter dem Herzen der Mutter, fühlen im Traume uns gelöst von der Schranke örtlicher Vereinzelung, fühlen uns als Fieberkranke dem Momente der Auflösung unseres Einzelwesens nahe gerückt, uns zum Fluidum eines ätherisch

Digitized by Google

freien Raumlebens befähigt, und wittern in all' diesen Zuständen mit unendlich feinen Nervenfäden das Ineinanderweben der planetarischen und der tellurischen Lebensmächte.

Von Eschenmayer ist nichts mehr zu hoffen. Wer den Veitstanz hat, kann den Veitstanz nicht kuriren, er fühlt die Nöthigung zur tollen Beweglichkeit der Glieder, weiß aber vom Centrum nichts, kennt nur die Peripherien. Eschenmayer sucht nach den Ausdünstungen krankhaft besessener Gehirne Himmel und Hölle, Engel und Teufel zu systematisiren, statt die Erddämpfe, die elektrischen Gase und mephitischen Luftessenzen, die den armen kranken Menschengeist berücken, in Classen und in lichte Ordnung zu bringen.

Justinus Kerner ist ebenfalls zu sehr Mitpatient, um die Geister, die er heraufruft, auch bannen, das heißt begreifen zu können. Der Geist hat hier eben nicht die Natur bezwungen, vielmehr die Natur den Geist. Was von Besonnenheit und verständigem Bewußtsein in Kerner übrig, hält sich ganz apart, unberührt vom Processe seiner Studien des Nachtgebietes der Seele, und ist im Stande, über den Spuk zu lächeln, der sich als Thatsache nicht läugnen läßt. Diesem verdächtigen Lächeln über die eigene Phantastik kann man auch sonst wo begegnen, an gewissen Orten, bei Personen, wo das Doppelfühlen der eigenen Natur stereotyp geworden ist, und die Verwilderungen des Gemüths mit lichten Augenblicken des Verstandes wechseln. Kerner zeigte von Kindheit an eine Befähigung zum dumpfen unentschlossenen Traumleben, in welchem das Gemüth alle activen Eigenschaften der Seele überwächst, eine Befähigung wie ich sie eben als Bedingung zur Geisterschau stellte, jene weibliche Empfangenslust, ohne Trieb, hinauszutreten, um ein fremdes Object zu erfassen, jene Versunkenheit, welche Eindrücke duldet und sie gleichsam nachkäuend in sich langsam verarbeitet. Wir wissen, was Strauß, was Varnhagen über ihn äußerten. In einer kleinen Schrift »über den Dämonenglauben« vom Dr. H. Klencke, die sich auf Duttenhofer zu stützen scheint, finden wir die einzeln bekannt gewordenen Züge über Kerner zusammengetragen, die sein Naturell bestimmen. Zu dem innerlich träumerischen Charakter, der sanften Gutmüthigkeit, dem moralisch ungetrübten Frieden seiner Natur, gesellte sich früh schon eine

Digitized by Google

gewisse Gleichgültigkeit gegen Fremdartiges. Wie die ganze Atmosphäre dort mit Stoffen angefüllt ist, die den Wunderglauben fördern, so kann die Geschichte seines Werdens schon mit seiner Mutter beginnen. Diese, eine fromme württembergische Natur, die sich durch Naivetät und stilles Gefühl äußerte, neigte ebenfalls zum Seltsamen. Sie hatte einmal am Ufer eines Flusses einen Schreck, als sie in ihrem Innern die Lebensregung ihres künftigen Sohnes empfand, und in der Zeit ihres Muttergefühls beängstigte sie der Gedanke, ihr Kind werde Fischgestalt an sich haben. Auch später hat sie nicht selten den erwachsenen Sohn befühlt, in ängstlicher Anwandlung, die Fischschuppen würden nachträglich zum Vorschein kommen. Bemerkenswerth ist Kerner's Äußerung an Varnhagen, der mit ihm studirte. Es sei so wenig Freude in der Welt, war sein Wort, daß man nur eben Etwas, gleichviel was, thun müsse, damit die Zeit und somit das ganze Leben verstreiche. So von eigentlichem Schmerz oder von Freude nicht hinausgetrieben in die Welt, warf sich die Regung activer Empfindungen schon früh bei ihm auf den stillen, trägen Hintergrund der Seele zurück. Die magnetischen Pendelschwingungen des Ritters Campetti führten ihn zuerst darauf, seine magnetische Kraft mit einem Ringe, der an einem seidenen Faden schwebt, auf die bekannte Art zu prüfen. Ein vorherrschender Zug in seinem körperlichen Verhalten war sein stundenlanges Liegen oder Anlehnen, träumerisch seinen Gedanken nachhängend, bis er plötzlich mit Zeichen von Epilepsie aufsprang, vor der Gestalt, zu der sein dumpfes Brüten sich nebelhaft zusammenthat, erschreckend. Auf das täuschendste ahmte er Wahnsinnige nach, anfangs scherzhaft, allmälig aber von der eigenen Phantasie beherrscht und erschreckend über den spaßhaft begonnenen Ernst seiner Darstellung. Merkwürdig war bei ihm auch die Fähigkeit, den Pulsschlag seines Herzens nach Willkür zu beflügeln oder zu lähmen. Mit all' diesen Zeichen wäre im Mittelalter, bei vorherrschend religiöser Ekstase und Fixirung des Gedankens auf eine liebgewonnene Idee oder Gestalt, bereits der Heilige fertig gewesen.

In unsern Tagen ist der Patient fertig, mit derselben Befähigung, die Kerner als Arzt an seiner »Seherin von Prevorst«

Digitized by Google

entwickelte. Es braucht kaum noch hinzugefügt zu werden, was Varnhagen erzählt, die Lectüre Jung Stilling's in späten Abendstunden, die Gespensterfurcht, die er sich aus Cazotte's frommen Vorgefühlen sog, ferner das erste Ausbrechen jenes Processes, wo die dumpfe Schwere des Gehirns und die schwüle Krankheit des Nervenlebens zum ersten Male bei ihm Gestalt gewann. Es war um die Weihnachtszeit, als Kerner mit einem Freunde bei Licht in der Stube saß und gedankenlos auf der Guitarre spielte. Plötzlich fühlte er sich in einen noch nie empfundenen, beklommenen Zustand versetzt, als drücke ihn eine Last nieder, und er sah, daß der Freund bleich über ihn hin an die Wand starrte und dann mit lautem Schrei aus dem Zimmer stürzte. Kerner hatte eine Weile ohne Bewußtsein gelegen, als er auf die nächste Straße lief und erst nach einer Stunde zurückkehrte, um zu schlafen. Am andern Tage behauptete der Freund, es sei ihm gewesen, als habe er über Kerner eine undeutliche Gestalt gesehen, und Kerner äußerte ihm mit Entsetzen, daß ihm plötzlich unsäglich wehe und kalt geworden, und daß er durch den höchsten Grad dieses Gefühles bewußtlos niedergeworfen sei, obgleich er keine Ursache aufzufinden wußte. Diese Ursache gab sich aber sehr bald kund. Es war eine beginnende Krankheit, die auf Kerner's vorausfühlende, ihren Beziehungen zum tellurischen Leben nahestehende Seele den heftigsten Eindruck gemacht hatte, und durch deren plötzliche Gewalt der phantastische, erschrockene Freund zu subjectiven Sinneswahrnehmungen bestimmt wurde. Kerner erkrankte am folgenden Tage am nervösen Fieber mit Zufällen vom Veitstanz.

In der ganzen Gespenstererscheinungslehre ist wohl diese Erfahrung die wichtigste, daß es für die krankhaft ergriffene Seele Momente gibt, wo sie die Krankheit selbst als eine zweite Person erblickt, welche am eigenen Selbst parasitisch nagt, oder ihr bei gesteigertem Falle als entschiedene Gestalt in menschlicher oder thierischer Form feindlich entgegentritt und mit ihr ringt, siegreich oder vergeblich. Weiß man diesen Zustand eines nervösen Doppellebens festzuhalten, so daß das Bewußtsein in dieser Sonderung nach einem Hüben und Drüben gespalten bleibt, und mit zwiefacher Zunge als fragend und als antwortend Rede steht, so haben wir schon in bester Form ein Hellsehen,

Digitized by Google

wie sie's nennen, oder vielmehr ein zweifaches Dunkelfühlen, wie man weit besser diese Auflösung des bewußten Einzellebens nennen sollte. Daß dann bei dieser Halbirung des Ichs die eine Hälfte in einer zweiten Natur, welche magnetische Anziehung entwickelt, sich fühlt und findet, ist ein ganz leiser Schritt weiter, der ohne Sprung thunlich ist. Denn ich setze als allgemeine Annahme voraus, daß in gesteigerten Nervenkrankheitsfällen, in Momenten, wo eine Lösung von Leib und Geist hereinzubrechen droht, die Seele gar wohl die Kraft gewinnt, sich körperlos nach Puncten zu versetzen und sich an ihnen zu äußern, die zeitlich wie räumlich so fern stehen, daß der Verstand die Kluft dazwischen nicht zu vermitteln weiß, und jede Vermittelung unbegreiflich findet. Hieran zweifeln, hieße stumpf sein. Jene tausend Geschichten von Sterbenden, die sich im Augenblick schmerzhafter Trennung vom Erdenleben und vom Körperdasein in die Atmosphäre der fernen Freunde drängen, um sich ihnen irgendwie in Liebe zu bethätigen, sind, der Möglichkeit nach, meines Bedünkens, alle wahr. Daß man die Art und Weise, wie sich der arme, irre Geist bekundet, trivial und lächerlich findet, hebt die Thatsache nicht auf. Die schmerzlich ringende Seele hat beim Ablösen vom Leben nicht die volle Gewalt, sich irgend wie im körperlichen Dasein noch zur wirklichen Erscheinung zu bringen; obschon der Wille mächtig, so ist die Kraft doch schwach, das Mittel unbeholfen, die äußere Bethätigung bleibt unvollkommen. Die Manier, sich äußerlich zu offenbaren, wird aber nur die im Körperleben gewohnte sein, also ein Thüröffnen, ein Aufsprengen der Klinke, ein Rauschen wie mit dem Gewand am Boden hin; es ist der Schatten nur vom Schatten wirklicher Bethätigung, ein Hauch der gepreßten Seele, ein plötzliches Vorüberhuschen des Blicks und der Gesichtsbildung; zu Weiterem bringt es nicht mehr die Ohnmacht des armen Geistes, der Abschied nimmt von einer liebgewonnenen Gestalt, und sich nach an sie drängt mit dem letzten Athemzug des sehnsüchtigen Wunsches. Von Jenseits kommt der Geist nicht, der sich so im letzten Losreißen vom Schauplatz der Erde auf irgend einer Lieblingsstelle seines Daseins noch bethätigt. Von Diesseits sind alle diese Geister. Die Kraft der Seele in solchen Momenten aber wird Niemand läugnen, sie überwindet in sol-

Digitized by Google

chem Aufschwung Zeit, Ort, Materie jedweder Art. Man weiß, daß die Verzweiflung Riesenstärke verleiht, daß Wahnsinnige, selbst zarte Frauennaturen in solcher Behaftung, eine zehnfache Muskelkraft entwickeln, und so entfaltet die Seele auch im Moment des Todes eine flügelschnelle Zaubermacht.

Von Jenseits aber stammen weder die Gesichte, die ein solcher dämonisch gesteigerter Moment des unfreien oder krankhaften Seelenlebens hervorruft, noch auch die Töne und die Gerüche, die man als Einwirkung nervöser Verzückung hört und schmeckt. Sowohl die seltsam klingenden Töne, als die elektrischen Gerüche in solchen Anwandlungen, sonst mit nichts in der Wirklichkeit vergleichbar, sollen doch durchaus mit Empfindungen, welche uns in Nervenkrankheiten befallen, die allergenaueste Verwandtschaft haben. Auf gestörtes Seelenleben also geht alle Wahrnehmung, aller Geisterspuk, alle Gewalt übermenschlich entwickelter Kräfte. Was Eschenmayer von Himmel und Hölle docirt, ist auch nicht von Jenseits, sondern stammt aus dem Gehirn orthodoxer alter Weiber, die den Kaffeesatz alter Dogmen mit hinüber nehmen in die somnambule Verzückung. Und wenn die Seherin Hauffe, oder die von Prevorst, in gewissen Versarten redete, die man für den modischen Rhythmus in der Umgangssprache unter den Seligen nahm, so irrte sich der gute Magnetiseur; dies war das Versmaß seiner eigenen Muse, das die Verzückte in dem fortwährenden Verkehr mit seiner Natur von ihm selber überkommen. Wie weit die gegenseitige magische Einwirkung zweier durch Liebe oder Haß mit einander in Rapport stehender Personen auch schon im gewöhnlichen Leben reicht, darauf hat man nie genug geachtet, um eine Theorie über die Macht zweier durch dauernde Leidenschaft stetig zusammengehöriger Gemüther geben zu können. Auch wird die Wahrnehmung wie die Einwirkung selbst immerfort durch das stete Durcheinander im Leben der Gewöhnlichkeit getrübt und gekreuzt. Daß aber die Macht des entschlossenen Willens, so wie die Macht des Instinctes — und beide Kräfte werden in Leidenschaft gleich stark entfesselt und gesteigert — bis über jene Grenzen hinübervreichen können, mit denen wir das Bereich der Natürlichkeit und das Gebiet unverstandener Zauberei von einander zu scheiden meinen, das leidet auf keine Weise Zweifel, kann

Digitized by Google

auch nur von der Dumpfheit geläugnet werden, der freilich jede Seelenregung, jede freie That des nervösen Menschen ein Räthsel bleibt. Auch auf den Umgang mit Thieren, fast mit leblosen Dingen erstrecken sich die Einwirkungen unsers Naturells. Was Jahre lang in unseren Dunstkreis getaucht ist, nimmt von unserer Persönlichkeit an, je nachdem es selbst die Fähigkeit besitzt, mehr zu sein als todte Masse, lebendig zu wachsen, sich zu entwickeln und auch seinerseits in unser Dasein einzugreifen. Die tausend Fälle, die man von der scharfen Witterungsgabe der Hunde, der Pferde weiß, mag ich weder nacherzählen, noch verbürgen; aber die Möglichkeit solcher Sympathien kann nur läugnen, wer allen Zusammenhang zwischen Natur und Seele läugnet und dem Geist die Begabung abspricht, durch die andauernde Kraft des entschiedenen Willens auf die Materie zu wirken.

Zu läugnen ist hier, nach meinem Bedünken, nichts als die falsche Consequenz vom Hereinreichen einer Geisterwelt in unser Erdenleben, da vielmehr Alles, auch das Verschiedenartigste, in diesen Begegnissen sich nur als eine Kraftäußerung unseres eigenen Lebenskreises, oder als eine Rückwirkung aus vergangenen Zuständen ergibt. Schon die Annahme eines solchen hergebrachten Geisterreiches mit dem Zweikammersysteme von Himmel und Hölle ist sinnlich eng und widerlich. Für die Dämonologen in Württemberg gibt es aber noch ein Zwischenreich für die weder absolut Guten, noch absolut Bösen, wobei die weisen Geisterbeschwörer uns nicht sagen, wer absolut gut und absolut böse genannt werden könne, ja ob im Himmel und auf Erden eine solche Scheidewand je aufzuführen sei, da jede Seele einem Zwischenreiche hienieden verfällt, und die wunderbaren Mischungen des Menschenlebens kein Äußerstes von Reinheit und kein Äußerstes von Verworfenheit gestatten. Justinus Kerner aber spricht vom Zwischenreich als einem dritten Aufenthalt für noch unentschiedene Seelenfähigkeiten im Lande Jenseits, und Eschenmayer erläutert danach den Zustand des Fegefeuers. Aus der Hölle kehrt nach Kerner's Lehre niemals eine arme Seele zurück, aus dem Himmel nur je zuweilen und ausnahmsweise, wenn der geschiedene Geist dem Menschengeschlechte noch irgend wie eine Wohlthat erweisen wolle. Das Zwischenreich der Un-

Digitized by Google

entschiedenheit aber ist für ihn der wahre Schooß seiner Gespenster. »Man denke sich einmal,« sagt Kerner, »den vom Leibe losen Geist eines Menschen, dessen Seele im Leben selbst sich nur halbthierisch kund gab. Die Neigungen und Laster eines solchen Menschen, fällt der Leib ab, bleiben nicht im Leibe, sie bleiben in der Seele zurück, welcher der Leib gehorchen mußte, und wie wird sich dann ein solcher Geist geberden, in dem immer noch jene Neigungen und Leidenschaften leben, für welchen aber kein Leib und keine Sündenwelt existirt, die sie ausführen. Wird ein solcher Geist mit seiner Schwere nicht immer noch zur Sinnenwelt zurückstreben, wo sein Herz ist? Wo Euer Schatz ist, da ist auch Euer Herz. Hat der Mensch im Leben immer nur die Welt geliebt, und in ihr seinen Schatz gesucht, dann bleibt auch nach dem Tode sein Herz an dieselbe gebunden und kann sich nicht losmachen. Aber eben dieses nicht Losmachenkönnen ist eine Pein, weil zum Genusse des Irdischen der Körper fehlt; der Genuß der höheren Glückseligkeit aber verboten ist.« — An einer andern Stelle sagt er: »Zwischen dem Reiche des Lichts und der Finsterniß ist das Reich der Dämmerung, und so ist zwischen Himmel und Hölle das Zwischenreich. Wer in der Hölle ist, der steigt nicht mehr hinauf in die Welt; wer im Himmel ist, der steigt nicht mehr herab, es sei denn aus Liebe und Schutz für die Menschen. Es bleiben daher nur die Weltsüchtigen noch übrig, welche das Reich der Dämmerung füllen. Diese sind es, welche mit ihren Grundneigungen an die Erde gebannt sind und zahlreich wie ein luftiges Heerlager sie umgeben.«

Auf diese Weise gibt Kerner die Anweisung, jeden Nebeldunst, der über die feuchte Wiese zieht, für eine Heerde irrender Seelen zu erklären. Von solchen Sumpfgeistern die Offenbarung der großen Geheimnisse, der Weltordnung erlauschen zu wollen, ist geschmacklos und widersinnig genug. Das Heidenthum jener Griechen, welche die Kräfte der Natur für Götter hielten, steht weit höher, als der Qualm und die ölichte Lampenschwüle unserer Geisterbeschwörer, für welche recht eigentlich die Worte gelten, welche Faust aus dem Geisterreiche vernimmt:

»Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir!«

Digitized by Google

7.

David Strauß.

1839.

»Nein! ich kann nicht, wenn ich auch wollte. Und könnt' ich's, so würd' ich hoffentlich nicht wollen. Mir etwas vorspiegeln, nur um für mich Ruhe, mit Andern Frieden zu behalten!«

Mit diesen Worten beginnt Strauß seine Selbstgespräche. Es ist staunenswerth, wie unersättlich diese Lust der Forschung ist, um aus dem Convolut des christlichen Glaubens, wo sich Wahn auf Wahn, Phantasie auf Phantasie gehäuft, Alles herauszuschütteln, was vergänglich daran ist und mit der ewig wandelbaren Zeit zerfällt. Hier Kern und Schale zu sondern, ist das schmerzliche Werk der tiefsten Gewissenhaftigkeit. Religion ist nicht blos Sache des Verstandes, sie ist auch eine Frucht der Phantasie. Den Apfel, den sich der Verstand mit verwegener Faust vom Baume der Erkenntniß pflückt, den reicht die Phantasie nicht blos in ihren goldenen Schalen dar, die Frucht selbst ist meistens nur ihr Werk und ein Kind ihrer Liebe. Der Gott bleibt geheimnißvoll verschlossen, wenn Du ihm mit dreister Stirn in's Auge schaust; der offene helle Tag vertraut Dir kein Geheimniß an. Aber laß den Abend Deine müde Stirn umziehen, hülle Dein Haupt in die Wolken des Traumes, und mit den Genien der Phantasie, die Dich umschweben, steigt ein lichter Gottgedanke in Deine Seele und flüstert mit ihren Zungen, spricht in ihrer Sprache. Die Wahrheit hat sich fast nie anders den Menschengeistern anbequemt, die Phantasie ist mit ihren Gebilden tief eingewebt in alle Religion. Hier zu scheiden, was Inhalt und was Form, scheint oft mißlich, oft geradezu widersinnig, denn ohne diese Form ist dieser Inhalt nicht, was er ist. Anders als in dieser zeitlichen Gestalt hat sich das Wesen nicht zur Erscheinung bringen können: zerbricht die Form,

Digitized by Google

so stürzt auch der Inhalt nach; — wenn der Mantel fällt, sagt Schiller's Berrina, so muß auch der Herzog nach! Ganze Völker bleiben Zeit ihres Daseins eingewickelt in den Mantel ihrer Vorstellungen, und Niemand lüftet ihn, um die nackte Gestalt zu schauen; ganze Jahrhunderte blieben verhüllt in Traum und Nebel, und waren glücklich, bis das Frühroth kam und die Morgenfrische empfindlich wurde. Das ganze Mittelalter mit seinem Katholicismus schlief solch' langen Schlaf, und die jetzigen Geschlechter dehnen und recken beim Erwachen noch immer unwillig ihre Glieder. Der Traum von der reinen, unberührten Jungfrau, von dem heiligen Manne mit den Schlüsseln zur Himmelspforte, von den alltäglich neuen Wundern der Heiligung, von dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche, dieser ganze Traum hatte seine zaubervollen Entzückungen, man fühlte sich wohl und warm, die Phantasie schwelgte unter duftigen Blüthen. Nun der Traum aus ist, fühlen wir uns frostig angeregt, das Erwachen ist schmerzlich. Die Philosophie hat Geister heraufbeschworen, die vor der Morgenhelle nicht weichen, die am lichten Tage erst recht ihr Wesen treiben. Der orthodoxe Protestantismus sucht zu halten, was haltbar scheint im Strome der Zeit. Selbst Schleiermacher ließ vom Forschen ab und kam der bedürftigen Menschennatur, die den Anblick der hülleloſen Gestalt nicht ertragen kann, mit Bild und Symbol zu Hülfe. Auch die Hegel'sche Speculation rettete vom alten Glauben, was mit ihrem Begriffe verträglich war. Vor Strauß fallen alle diese Bemühungen zurück, er hat die ungeheuere Consequenz des Geistes, alle Nebendienste abzuweisen, das Kleid von dem Wesen zu trennen, das Vergängliche vom Unvergänglichen, das Bild vom geistigen Gehalt. Er hat den Muth, dem Menschengeschlecht keinen Schmerz der Enttäuschung ersparen zu wollen, er ist es, der die Reformation des Christenthums, die Luther begann, vollendet. Ist das Christenthum die absolute Religion, die über allen Wandel des Zeitcostüms wie ein Proteus hineinragt in eine Ewigkeit des menschlichen Daseins, so muß es diese Feuerprobe der forschenden Vernunft, diese Nagelprobe der kritischen Analyse bestehen, es muß, wie die Völker ihren Nationalhaß ablegen und sich zur Menschheit erziehen, sich zur Weltreligion fortbilden. In Deutschland stirbt der Faust

Digitized by Google

nicht aus, er erneut sich in allen Gebieten des Wissens, und das Schicksal, seinem Drange fortwährend preisgegeben zu sein, hat das Christenthum weniger zu fürchten, als ein anderes Schicksal. Nur das Schicksal des Überflüssigwerdens, wenn die Geschlechter der Menschen ihre Wege selbstständig fortwandeln, sich immer neue Bahnen auf dem Rund der Erde und mit allen Elementen eröffnen, und die Überlieferungen des innern Lebens sich selbst überlassen, nur dies Schicksal des Überflüssigwerdens wäre Tod und Vernichtung. So lange der Geist der Forschung lebendig bleibt, um am Christenthum Geist und Leib zu sondern, so lange wird es die Menschheit beherrschen, und aus allen Prüfungen immerdar geläutert hervorsteigen.

Die Selbstgespräche von Strauß führen die Überschrift: »Vergängliches und Bleibendes im Christenthume.« Strauß widerlegt eine Äußerung in den Korintherbriefen, wo der Apostel sich die Miene gibt, als sei nur die Hoffnung auf dereinstigen Lohn in der andern Welt die belebende Macht gewesen, die ihn standhaft gegen das Böse erhalten habe. Strauß weist nach, daß das Gute, das Du thust, seinen Lohn in sich selbst hat, und ein Bewußtsein gibt, das Dich mitten in der Mühsal des Kampfes, mitten im Ungemach tief beglückt und beseligt. Diese Lohnsucht nimmt er den Schwachen als eine eitle untaugliche Stütze. Das diesseitige Leben muß seine Erfüllung und Geltung in sich selber haben; in der Gestaltung des Schicksals nach dem Tode, sei's in Furcht oder in Hoffnung, einen Antrieb zum Guten zu suchen, ist eine jener frommen Schwächen, die entnerven und die Lebenskraft unsicher machen; nur die freie Entfaltung des moralischen Willens ist förderlich für ein ewiges Seelenheil. Den Aposteln war das andere Leben Vergeltungszustand; uns ist es Fortentwickelung. Und weil wir den Gott vollauf in's Menschenleben eingegangen wissen, weil wir ihn haben und finden in dem Geschick des leidenden, ringenden, immerdar erlösungsbedürftigen Geschechtes, das alle Martern des Heilandes an sich selber erfährt, so können wir auch nicht mit dem Apostel sagen, daß ohne die Auferstehung Christi vom Tode unser Glaube an ihn leer und vergeblich wäre. Die christliche Lehre hat ihren Inhalt, ihren Segen und die Erfüllungen ihrer Verheißungen auch ohne jenes zweifelvolle Wunder, mit

Digitized by Google

welchem die gläubige Menge wie mit einem Triumph des äußern Erfolges prunkt; wir glauben an die Ewigkeit des Lebens auch ohne Auferstehung der Leiber, wir glauben an die Göttlichkeit Christi, auch wenn er sie nicht durch Wunder bethätigt, wir glauben an die Wahrheit seiner Lehre, auch wenn er nicht durch körperliche Himmelfahrt bewiesen, sie stamme von oben. Das Göttliche hat seine Gewißheit in sich selber, es bedarf nicht der Bestätigung in sinnlichen Erfolgen. Und ein Christenthum, das sich dieser äußern Stützen entledigt, das alles Schauspiel von sich streift, wird um so mehr erst recht eine Kraft des sich selbst gewissen Geistes, der alles Leibliche beherrscht.

Strauß hat das große Verdienst, das Christenthum seiner Historie und seiner Mythen entkleidet zu haben, damit von seiner Hülle frei sein Wesen als der Kern mit ewiger Machtvollkommenheit herausspringt. Ein Kirchenlehrer unserer Zeit, der sich gegen das Verbot der Schrift von Strauß geäußert, hat gleichwohl die Besorgniß ausgesprochen, es sei zu Ende mit dem christlichen Glauben, wenn Strauß nicht widerlegt werde. Er ist nicht widerlegt. Aber diese Besorgniß ist auch unrichtig. Jener Kirchenlehrer nimmt das Christenthum nur als eine Historie. Uns aber ist es eine Thatsache von immerdar erneuter, allezeit gegenwärtiger Gültigkeit. Für uns tritt es in jedes neue Menschenleben als Historie und macht jede einzelne Seele zum Schauplatz seiner stillen Herrlichkeit. Daß die Menschheit selbst der wahrhafte Gottessohn, scheint freilich eine Weisheit, die nicht abgeschlossen protestantisch ist. Sie ist eben so gut katholisch; sie greift in alle vereinzelte Bekenntnisse über, und mit ihr stimmt auch der Ausspruch jenes katholischen Dichters *) überein:

»Ist Christus tausend Mal in Bethlehem geboren, —
Und nicht in Dir, so bleibst Du dennoch ewiglich verloren!«

1841.

Von Strauß's »Dogmatik« erschien der erste Band. Vom »Leben Jesu« arbeitet er die vierte Auflage aus. Laut Conver-

*) Johann Scheffler, Silesius.

Digitized by Google

sationslexikon der Gegenwart ist er am 27sten Januar 1808 zu Ludwigsburg geboren. Der Berichterstatter sieht die populäre Theilnahme an den Strauß'schen Forschungen nicht im Standpuncte der Zeit nothwendig bedingt, vielmehr schreibt er sie einigen Zufälligkeiten zu. Unter den Schicksalen, die das »Leben Jesu« hatte, finden sich allerdings auch Curiositäten. Unbekannt war uns die Begegnung, die dem Buche in Holland widerfuhr. Der Buchhändler Bolt in Gröningen kündigte eine holländische Übersetzung an, die aber unterblieb, weil der Professor Hofstede de Groot und der Buchhändlerverein sich öffentlich dagegen erklärten. Die Haager Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums setzte im Jahre 1836 einen Preis aus für die beste Widerlegung der Strauß'schen Schrift, wovon aber bis jetzt noch kein Resultat bekannt geworden ist. — Was die Widerlegung betrifft, die in gedachtem Artikel des Lexikons den Strauß'schen Resultaten widerfährt, so ist sie besonders gegen die Annahme gerichtet, was nicht buchstäblich historisch wahr sei, müsse Mythe oder Dichtung sein. Es gebe, heißt es dort, noch ein Drittes, nämlich mündlich fortgepflanzte Überlieferung, welcher Historisches zum Grunde liege, das aber, durch lebendige Überlieferung weiter ausgeschmückt, bisweilen auch in's Wunderbare gezogen sei. Der Sage liege immer Historisches zum Grunde, der Mythe aber nicht. Auf die Sage aber habe Strauß gar keine Rücksicht genommen, dies sei einer der größten Fehler seiner Beweisführung.

Merkwürdig ist die neue Kirche, die sich in Reutlingen auferbaut. Gustav Werner, der Stifter derselben, war früher Pfarrgehülfe und hielt eine Kleinkinderschule, doch trat er vom Amte zurück, um als Privatmann seine Conventikel zu halten. Er war eine Zeit lang in Straßburg, wo der Swedenborgianismus noch einen kleinen Heerd hat. Übrigens verwirft er nicht, wie die Swedenborgianer, das alte Testament und die Paulinischen Schriften, obschon er sich dieser Lehre nähert, und das Christenthum nicht als Überlieferung, sondern als inneres Erlebniß nimmt. Er zieht besonders Frauen an, weil er enthusiasmirt und sich der weiblichen Seelenkräfte, Gefühl und Phantasie, bemächtigt. Er bildet also zu Strauß eine Art Gegenstück.

Digitized by Google

1842.

Mit Bruno Bauer's Kritik der Evangelien hat der große Streit über das Ideelle und das Geschichtliche, das eigentlich Wahre und das eigentlich Richtige, das Nothwendige und Zufällige im Leben Christi seinen neuesten Wendepunct erreicht. Bruno Bauer setzte in den deutschen Jahrbüchern seine Differenzen gegen Strauß, die er in seinem objectiv gehaltenen Werke nicht speciell verfolgen mochte, auf das entschiedenste aus einander. Hiernach erscheint Strauß bereits — so rapid ist der Drang des forschenden Geistes in unserm Jahrzehend — als der Zurückgebliebene. Seit seinem ersten Auftreten sind durch die Forschungen Weiße's und Wilke's Ergebnisse gewonnen, die Strauß ignorirt, weil sie seinen Bau unterhöhlen. Weiße hat über die Tradition, Wilke über das Evangelium des Marcus Wichtiges annehmbar gemacht, und Bauer geht mit dem neuen Gewinn in der Forschung weiter. Marcus gilt für ihn als der Urevangelist, der erste Berichterstatter, der schlicht, einfach erzählt und die Historie nicht mit Illusionen versetzt, so daß die ideale Bedeutung der mythischen Beziehungen bei ihm klar ist. Die andern Evangelien sind nach ihm abgefaßte, schriftstellerische Arbeiten späterer Zeit, absichtliche Unterstützungen historischer Annahmen, Beweisführungen stofflicher Facta im Leben Jesu. Matthäus und Lucas sind die Ersten, welche die idealen Momente in den platten Pragmatismus ihrer Historiographie hineingezogen und ihm gemäß umgestalteten. Hierauf gehen die Ergebnisse der Bauer'schen Forschung. Strauß erscheint von Bauer's Standpunct aus in »einem Wust veralteter und unkritischer Voraussetzungen« befangen.

Digitized by Google

8.

Karl Rosenkranz.

1842.

Seit dem ostpreußischen Huldigungstage, den »Vier Fragen« und der Entwickelung zweier journalistischen Organe, einer politischen Zeitung und eines Literaturblattes, ist Königsberg in den Kreis unserer lebhaftesten Wünsche getreten, und Deutschland reicht jetzt wieder fühlbar bis über den Pregel hinaus. Rosenkranz, der Mann vom Centrum der Hegel'schen Philosophie und ihr gewandter Journalist, hat »königsberger Skizzen« geschrieben. Rosenkranz legt hier vorwortlich sein Glaubensbekenntniß in staatlichen Dingen nieder. Zugleich entbindet er sich hier des strengen Dienstes im objectiven Denken und führt seine Person vor. Er hat sich daran gewöhnt, laut zu empfinden, auch wo er den Roquelor des gedanklichen Vortrages abthut; somit bequemt er sich zu menschlicher Hingebung an Lust und Leid. Einige ängstliche Vorkehrungen, um sich die Stellung zu sichern, scheinen mehr den Boden zu charakterisiren, auf den sich ein Beamter gestellt sieht. Rosenkranz führt Immermann, Göschel und Eichendorff an als Beispiele von Beamten, die sich mit ihrer Schriftstellerei nicht genirt und gelegentlich die Ausartung des Beamtenwesens in abstractes Mandarinenthum verspottet. Übrigens ist ihm als Mann der ordnenden Verstandeskraft ein Beamtenstaat mit all' seiner Überwachung doch weit lieber, als die Caprice des Patriarchenthums, wie es sich in der polartig entgegengesetzten Entwickelung eines deutschen Ländercomplexes ergibt. Was nun sein politisches Bekenntniß betrifft, so müssen wir zuerst sagen, daß es seinem wissenschaftlich-religiösen entsprechend ist. In Problemen der Wissenschaft, die auf

Digitized by Google

das Dasein Gottes, auf die Bestimmtheit Gottes als eines persönlichen Wesens, auf die Gottmenschheit Christi gehen, ist Rosenkranz, als Feind aller Wagnisse, der Mann der gerechten und gesicherten Mitte. Man wird aufhören müssen, an die Eigenthümlichkeit des Justemilieu, wenn es sich geistig waffnet und im Harnisch hält, irgend den Makel eines bannalen Widerwillens zu heften. Seitdem Scribe in seinen »Fesseln« ein Justemilieu aufstellte, wolle man die Möglichkeit einer ehrenhaften »rechten Mitte« nicht länger bezweifeln. Rosenkranz hält eine solche auch, wo es die allgemeinern Fragen der Gegenwart gilt. Er hält unsere Zeit mit Recht für die Zeit der Auflösung aller mittelalterlichen Grundwahrheiten, ist aber der Meinung, der Staat thue am besten, sich in der Gesetzgebung möglichst passiv zu halten, und die Weltgestaltung der eigenen Entwickelung im Volke zu überlassen. Der Staat solle keine neuen Corporationen bilden, aber dulden, wenn sich welche von selbst bilden wollen; er schütze solche neue und die noch vorhandenen organischen Institutionen, sofern sie den Schutz begehren; er gewähre und erhalte die individuelle Freiheit nicht blos gegen die organischen Institutionen der Vorzeit, woraus die modernen Gesetzgebungen sie angeblich erlöst haben, sondern gegenwärtig auch gegen diese Gesetzgebungen, welche ihnen bisher verboten, sich zu organischen Institutionen abzuschließen. Dies das Justemilieu eines keineswegs schlaffen, sondern kräftigen, selbstbewußten Sichselbstgestaltenlassens. Der Philosoph construirt hiernach seinen Begriff nicht, indem er von der Geschichte sich abwendet; aber er drängt der Geschichte auch nicht die Idee der Vernunft und Freiheit auf. Freilich kann er den Exaltirten zweideutig scheinen, aber er wird es nie sein, wenn er der milden Sonne der Humanität statt dem Blitze des Terrorismus huldigen zu müssen vermeint. Der Philosoph läuft sogar in diesem seinem Ringen nach Vorurtheilsfreiheit Gefahr, wenigstens für den Augenblick gegen den Ungestüm der Gegenwart in Indifferenz zu gerathen, wie denn auch das christliche, nicht blos das philosophische Bewußtsein immer gern bereit ist, sich darauf zu vertrösten, daß jeder in sich freien Person, wenn sie äußerlich gebunden, ein »Hinaus« über die Bedingtheit des Gegebenen, über die Widersprüche der geschichtlichen Wirklichkeit möglich bleibe. Dem Phi-

Digitized by Google

losophen, weil er kein Mann der That, wird immer die Schärfe der Einseitigkeit fehlen, denn philosophisches Erkennen geht auf das Ganze, geht auf Abrundung der Allseitigkeit. — So stellt sich Rosenkranz hin und — wir lassen ihn stehen. Deutsche Wissenschaft ist bis zu jenen Lebensfragen vorgedrungen, gegen welche sich gleichgültig zu verhalten nicht mehr ehrenvoll ist, noch weniger möglich. Freilich gab es schon Zeiten, wo die Philosophie an die Spitze der Bewegung trat. Man wird Fichte in seinen »Reden an die deutsche Nation« nicht genug bewundern können, daß er als deutscher Philosoph zugleich recht eigentlich der Mann der That war, während in unseren Tagen einem Herbart möglich blieb, in stolzer Zurückgezogenheit vor dem Lärm des Lebens zu verharren. Rosenkranz tritt nicht an die Spitze der Bewegung, er schaut der Bewegung blos zu. Man lasse ihm sein Zusehen. Der bloße Zuschauer wird auf die Länge des Schauens müde.

Digitized by Google

9.

Göschel und seine Unsterblichkeit.

1839.

Göschel hat dem Hegel'schen Systeme den Beweis für persönliche Unsterblichkeit vindicirt! So mögen jetzt die Anhänger dieser Schule präconisiren oder vielmehr ohne besondere Berücksichtigung der speciell Göschel'schen Bemühung, ganz ihrer gewohnten Natur gemäß, die Objectivität der Beweisführung als etwas sich aus dem Systeme selbst Ergebendes behaupten. Mögen sich aber die Unbefangenen in Acht nehmen, was denn nunmehr noch Hegelianismus sei und was nicht. Man macht Miene, einen Hegelianismus vom Jahre 1832 und einen Hegelianismus früherer Jahre anzunehmen, und jener ist vom älteren so sehr verschieden, daß selbst Hermann Fichte, der ausgemachteste Gegner des Systems, sich zu jenem zu bekennen, wenig Anstand nehmen dürfte, wenn es nicht überhaupt abgeschmackt wäre, um einen Hegelianismus neuer Art wie um ein namenloses Ding auf öder Haide herumzutanzen, über das der alte Meister, wenn er auferstände, vielleicht selbst nicht mehr den Zauberstab schwingen möchte. Dies zugegeben oder nicht: so viel ließe sich wohl behaupten, daß Göschel durch seinen Bibliogoethohegelianismus zur Auflösung der alten Lehre viel beigetragen hat. Lieber Himmel! in's Paradies und in den Stand der Unschuld kommen wir doch nicht mehr auf diesem Wege zurück. Die frische Freudigkeit eines göttlich unbewußten Lebens, die heilig reine Feier jungfräulicher Unmittelbarkeit, mit der ist's doch aus! So sollten wir denn nur klug sein und uns über die in der Auflösung begriffene Schule einfach verständigen.

Digitized by Google

Sehen wir uns danach um, wie es in der alten Hegel'schen Doctrin um die Unsterblichkeitslehre stand, bevor ein stolzer Pietismus die Hand im Spiele hatte und sich der Kategorien des Systems bemächtigte, um scheinbar für sie, im Grunde aber nur für sich selbst das Wort zu führen, so müssen wir doch gestehen, daß von der Deduction einer persönlichen Fortdauer nach dem zeitlichen Tode weder schon bei Schelling (beim alten, denn der neue ist noch eine imaginäre Größe), noch bei Hegel so eigentlich die Rede sein konnte. Im Hegel'schen Systeme hätte füglich in der Kategorie vom Leben die Unsterblichkeit abgehandelt werden müssen, wenn es überhaupt geschehen konnte. Allein hier ergibt sich nach Hegel's Ausspruche, daß sich das individuelle Leben nur um deswillen verzehrt und aufhebt, damit das Allgemeine erhalten werde. Eine Fortdauer der Persönlichkeit mochte Hegel zu den »schlechten Progressen in's Unendliche« rechnen, ein Ausdruck, womit er eine Rumpelkammer für allerlei unhaltbare Dinge bezeichnete. Es war ihm um das Ewige des Geistes zu thun. Dies suchte er zu erfassen, aber nicht als seiner Dauer nach endlos, sondern als das zu der Zeit überhaupt Verhältnißlose. Es mußte ihm daher ein Mißkennen des echten Geistes der Philosophie scheinen, die Unsterblichkeit über die Ewigkeit der Seele und über ihr Sein in der Idee zu setzen. Hieraus construirte sich das ganze System der Vernunftnothwendigkeit, das Absolute war objective Potenz. Das ist der Nerv der Hegel'schen Lehre, das hat sie für alle Zeiten gezeichnet. Nach ihr sind nur die Ideen (Hegel nannte sie Begriffe) ewig, die Persönlichkeiten sind mehr oder weniger selbstlose Figurationen vor dem Alles verschlingenden Hintergrunde. Nicht anders als durch diesen Terrorismus schien die frühere Gewaltherrschaft des Subjectivismus in der Philosophie gestürzt werden zu können. Und dies war nach Schelling's Zurücktritt Hegel's Werk. Von dem riesenhaften, hartnäckigen Spartanismus des Mannes laff' ich mir kein Tüttelchen nehmen, denn in ihm liegt alle seine Größe und Bedeutsamkeit. Wer nun das Absolute statt in die Idee, in die Persönlichkeit setzt, der löst mit Einem Streiche die Bande des ganzen Systems auf; die der Nothwendigkeit involvirte Freiheit taucht wieder auf und sucht sich ein anderes Verhältniß zu jener; das ganze mühsam

Digitized by Google

zusammengepferchte Gebäu des Systems geht aus den Fugen und die schwerfälligen Querbalken tanzen aufrecht und händeringend durch einander, und geben ein herzbrechendes Schauspiel für Götter und Menschen.

So herzbrechend ist nun freilich nicht, was Göschel aus innigem Bedürfniß christlicher Aufregung der Hegel'schen Lehre zumuthet. Allein es ist in seinen Folgen unberechenbar, wenn das Absolute jetzt in die Persönlichkeit gestellt wird, statt daß es sonst in der Idee lag und nur die objectiven Potenzen unsterbliche Geltung hatten. Wie kann das aber aus dem Systeme selbst herausentwickelt werden? Wie kann jetzt das Object dem Subject dienerisch werden, statt daß sonst sich das Individuelle in das Allgemeine auflösen und nur so, in diesem Aufgeben seiner selber, Ewigkeit und Unsterblichkeit, mithin unpersönliche Unsterblichkeit haben durfte? Welches ist der Zwischen-Terminus, die Zwischen-Potenz, um dies verträglich zu machen? Das ist die Aufgabe, die sich Göschel stellte und in seiner Schrift: »von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele,« vermeintlich gelöst hat. Sie ist gelöst, aber mit ihr ist auch Alles gelöst und in der Auflösung begriffen. Göschel faßt nämlich das Object selbst, die geistig objective Potenz, den Begriff, den Gedanken — *als Persönlichkeit*. Nur das Natürliche, das Ansichsein, das Äußere, sagt er, ist unpersönlich. Erfaßt sich das Sein aber selbst in sich, »*erinnert*« es sich, so wird es Gedanke, d. h. Bewußtsein, d. h. Persönliches. Dabei wird jedoch ein feiner, höchst zerbrechlicher Unterschied zwischen Individualität und Persönlichkeit gesetzt. Jene muß sich ihres »schlechten, abstracten Ich's« entäußern, die Individualität muß das Individuelle abstreifen, sie muß Gedanke und Allgemeines werden, indem sie Gott denkt, und kann nur in diesem Gottwissen unsterbliche Persönlichkeit werden. Verdammt zur ewigen Vernichtung sind also alle nicht denkende Menschen, verdammt ist die naive Unschuld des Ansichseins, verdammt die friedfertige Harmlosigkeit des echt Menschlichen, verdammt sind alle die Millionen, die sich nicht dialektisch aufstacheln zu dieser begrifflichen Form des Bewußtseins und die vielen Generationen und Völker vor uns, die der Stofflichkeit des Erdenlebens hingegeben, in schöner Unschuld des Naturlebens ein vor Gott und

Digitized by Google

Menschen herrliches Dasein führten, sie sind von der Tafel der Ewigkeit fortgelöscht; denn nicht der Mensch als Mensch, nur der Gott denkende Gedanke in ihm ist unsterblich. Nur der denkende, und zwar nur der in dieser pietistisch-speculativen Form denkende Mensch hat auf eine Seligkeit zu rechnen. Das ist Göschel's Quietismus; zu etwas Anderem bringt es seine Speculation nicht. O! es war doch eine göttliche Regsamkeit im Hegel'schen Begriffe. Der Begriff durchirrte den ganzen Kreis der äußern Erscheinungen, er durchfluthete alle Figuration der Leiblichkeit, durchzog ewig unruhig alle Gestalten der Welt und setzte sich in Allem seine ewigen, nothwendigen Momente. Nun ist's damit aus. Nun können wir Alle beten gehen, wenn wir unsterblich sein wollen, denn nicht der handelnde, der eine Welt der Wirklichkeit bauende Mensch ist seiner Ewigkeit gewiß, sondern nur der sich in die Form des speculativen Gebetes auflösende. Im Hegel'schen Begriff lebte doch noch die Unabhängigkeit eines absoluten Gedankens, der sich selbst zum Schrecken und zur Freude selbstständig seine Geburten sich schuf und zerschlug. Jetzt aber müssen wir mit Göschel in die Wüste gehen und als fromme Anachoreten botanisiren. Vom Leben als solchem war ohnehin nicht eben die Rede, allein mit der Unabhängigkeit des Gedankens ist nun auch die Existenz einer Philosophie aufgehoben. Das haben wir nun von diesem abschwächenden Vermitteln. Erst wurde Goethe, der freie Dichter, bearbeitet und mußte all' sein Poetenblut lassen, um das Christliche aus ihm zu filtriren; nun ist Hegel auf die Erbaulichkeit, die er selbst so haßte, reducirt. So müssen die entschiedensten Pole sich hier an die Axe eines calculirten Pietismus schmiegen, alle Köpfe müssen unter Einen Hut kriechen, und dieser Hut ist eine enge Capuze. Warm und weich ausgefüttert ist die Capuze, das mag sein, denn auf quietistische Erbauung läuft Alles hinaus. Man lasse sich durch die methodische Abkasteiung im ersten Theile der Schrift nicht abschrecken, hier wird der Hegel'sche objective Begriffs-Verlauf in früheren Beweisführungen über die Unsterblichkeit der Seele processualiter verfolgt. Der Schluß ist eine fromme Belohnung für diese philosophisch-speculative Buße, und in der Vorrede ergeht sich der Verfasser in einer so süßlichen Spielerei symbolisirender Fröm-

Digitized by Google

migkeit, wie sie selbst auf der Kanzel heutzutage ihresgleichen sucht.

Könnte Göschel für den jetzigen Vertreter der Hegel'schen Lehre angesehen werden, so hätte sich diese Philosophie mit ihren Gegnern in so weit vereinigt, daß das Absolute in die Persönlichkeit zu setzen sei. Es ist dies von Seiten Göschel's wenigstens eine Accommodation gegen das Christenthum. Sonst aber ergibt sich denn doch zwischen seiner und Hermann Fichte's Deduction der persönlichen Unsterblichkeit *) ein wesentliches Dilemma. Nach Göschel ist speculative Gotteserkenntniß identisch mit Unsterblichkeit. Immer ist bei ihm nur davon die Rede, daß Gott das absolute Wissen, das Ur-selbst im Genuß seiner selber ist; die absolute Persönlichkeit Gottes ist ihm die Wirklichkeit des absoluten Denkens. Fichte nimmt von Anfang an in seiner Schrift einen frischen, kräftig freien Anlauf. Er faßt die Frage der Unsterblichkeit zuvörderst als Sache der Physiologie auf und gibt hier ein Meisterstück anthropologischer Forschung. Der ungetrübten Freudigkeit seiner Auffassung und der durchsichtigen Klarheit seiner geschmackvollen Darstellung ist hier keine Faser des Stoffes entgangen. Aus seiner Betrachtung der somatischen Seite der Seele ergibt sich der Leib, in dem das Seelische erst die Verwirklichung seiner selbst vollzieht, als organische, der Geist als selbstbewußte Identität, so daß sich nach Fichte so gut als nach Göschel das christliche Dogma von der dereinstigen Auferstehung und Verklärung des Leibes erhärtet. Was Fichte über den Zustand der Seele nach dem leiblichen Tode sagt, trägt den Charakter jener leisen, behutsamen Zuversicht, welche die beste Gewährschaft für die Wahrheit bietet.

Auf Fichte's Deduction nach Naturanalogien folgt seine theologische Entfaltung des Begriffs Unsterblichkeit. Der Mensch ist unsterblich, weil persönlich. Das ergibt sich scheinbar aus beiden Schriften in gleicher Weise. Aber doch nur scheinbar. Nach Göschel erlangt der Mensch Persönlichkeit, indem er den Begriff Gottes findet; nach Fichte, indem er den Gott in sich erlebt. Nach dem speculativen Theologen ist Gott das absolute

*) »Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer.«

Digitized by Google

Wissen, der absolute Gedanke als Urpersönlichkeit gefaßt. Nach Fichte ist Gott absolute Thatkraft im weiten All der Welt, mithin lebendig schaffende und im Schaffen, nicht blos im Wissen sich bethätigende Persönlichkeit. So wird, was nach Göschel's Lehre eine gedankenmäßige Construction des Begriffs Gottes ist, nach Fichte eine innere Erfahrung mitten im Strom des bewegten Lebens. Was sich nach jenem als ein bloßer Act des einsiedlerischen Gedankens im menschenscheuen Kämmerlein ergibt, ist nach Fichte ein concretes Erlebniß mitten im Sturm und auf der Woge der Welt. Göschel setzt das Sicheindenken in's Ewige und Absolute als den schon hienieden zu eröffnenden Moment unsterblicher Persönlichkeit. Nach Fichte ergibt sich dieser Moment aus dem Sicheinleben in's Ewige und Absolute, so daß nach ihm der Mensch als solcher, nach jenem nur der Mensch als speculativer Denker selig und unsterblich ist. Nach Göschel's Lehre gehen Millionen, ganze Völker, ganze Zeitalter in das Reich des ewigen Nichts, weil sie blos lebten, nicht dachten und den Begriff Gottes nicht fanden. Wo ist da die christliche Demuth bei solchem Stolz des speculativen Pietismus? wo ist die Liebe, die Milde des Christen bei solchem Terrorismus des frommen Gedankens? — Ich staune, ich schweige. Nur Eins muß ich noch sagen, woran die Schuld liegt, daß man zu solchem Gipfel des Schreckens gekommen ist. Die Schuld liegt daran, daß die Hegel'sche Lehre den Begriff Leben so niedrig stellte. Was nicht Denken und Gedachtes ist, wurde immer schon als das Schlechte und Verwerfliche, mindestens als das Gemeinere bezeichnet. Und nun kommt schließlich noch der fromme Bannfluch und gibt seine Salbung. Mit diesem frommen Saltomortale hat sich die Hegel'sche Philosophie, wie man zu sagen pflegt, einen Gnadenstoß gegeben.

Digitized by Google

10.

Biernatzki.

1835.

Die Theologie fängt an unterhaltend zu werden. — Die Novelle muß doch mehr als ein bloßer Modefrack sein, in den sich die Redner der Zeit kleiden, oder die Mode muß für mehr als ein Product der eitlen Laune erachtet werden, sonst könnten sich Se. Ehrwürden nicht des Talars begeben, um in dem Costüm der Zeit den Sieg des Christenthums zu verkünden. Biernatzki ist evangelischer Prediger zu Friedrichstadt an der Eider. Ich wollte, alle Pastoren kämen von der Kanzel herunter und sprächen nicht mehr von oben herab, wie schlecht die Welt ist: dann hörte die Zeit der Prediger in der Wüste auf. Ich wünschte, sie stiegen fein sanft und bescheiden zu den Menschenkindern herab, steckten die Köpfe unter die Gemeinde und lernten fühlen, wie süß das Leben ist und wie schön die Welt. Dann würden sie manche abgenutzte Maximen fahren lassen, als da sind, fromme Augenverdrehung und hohler Prunk mit abstracten Geboten. Dann hörten die abgeschmackten Blicke nach oben auf und man finge an, den Blick nach innen zu kehren, wo dem Menschen der Gott sitzt in tiefster Seele. Dann hörten die Priester auf zu sagen, das Christenthum sei etwas Außerweltliches, dann zeigten sie uns, daß das echt Christliche nicht in der Weltvernichtung, sondern in der Weltverklärung besteht. Und selbst wenn das Weltliche als das Feindliche hingestellt bliebe, so muß doch, wer einen Feind bekämpfen will, diesen seinen Feind erst kennen, er muß selbst gelebt und geliebt, gerungen, geweint und gejubelt haben, eh' er sagen kann, wie weh das Alles thut, wie dem zu entgehen und wie inmitten des

Digitized by Google

bewegten Lebens der Friede der Seele zu bewahren sei. Wer händefaltend der Welt entsagt und den anachoretischen Narren spielt, glaube doch nicht, daß er ein Christ sei und ein Kreuz auf sich nehme. — Der Verfasser der Novelle: »der Weg zum Glauben,« schildert eine echt christliche Jungfrau, die auf die Freuden der Welt verzichtet; allein ihre Religiosität ist nicht die angelernte dumme Tugend, ihr Sinn und ganzes Sein ist ein Ergebniß von Erfahrungen. Wer uns zeigt, wie einer mitten im Strome des reichbewegten Lebens, in Sturm und Drang zum Christen geworden, wirkt mehr, als wer uns eine Hand voll Kanzeleloquenz von oben herunterwirft, um uns zu überreden, wir sollten mitten in der frischen Lust des Daseins den Aschensack über die blühende Wange stülpen. Neben »Elise« steht »Sorendi«, ein Arzt, seiner Gesinnung nach ein Pantheist, seinem Wandel nach ein Weltmensch. Außerdem gefällt sich der Verfasser in der Zeichnung einer dritten Figur, eines Geistlichen, der in abstracter Weise das Wort verkündet. Sorendi wird von Elisen besiegt, nicht von dem Verkünder der Schrift. Ohne daß sie es will, übt sie durch ihr ganzes Wesen diese Herrschaft aus. Sie selbst aber hat als Kind einen Knaben geliebt, dessen Bild nicht aus ihrer Seele weicht. Auch Sorendi muß erst einer Erinnerung an eine Gestalt seiner frühesten Vergangenheit untreu werden, ehe er Elisen die Seinige nennen darf, bis denn diese Spannung der Gemüther dadurch gehoben wird, daß es durch den Gang der Dinge sich endlich ergibt, beide seien die Kinder gewesen, die sich geliebt hatten. In der ersten Hälfte des Romans ist viel altfränkische, todte Reflexion. Die Neigung der Geschlechter wird auch nur als Kindlichkeit aufgefaßt; aber es ist schon etwas gewonnen, wenn dieser Hang der freien kindlichen Natur als das Bestimmende im Leben hingestellt wird, dessen Macht die Strenge der Satzung mildert und besiegt. Der Roman hat als Roman viel Schwächen und Langweiligkeiten; aber es ist dies ein Buch, das bessere hervorrufen kann. Legt nur den schwarzen Rock ab und steckt Euch in's Kleid des Lebens. Geberdet Euch menschlich unter Menschen und schauet ihnen tief in die Seele, dann braucht Ihr das Christenthum nicht mehr zu machen, sondern Ihr werdet es dann finden. Das Christliche ist nicht blos das Geborene, Geforderte und Befoh-

Digitized by Google

lene; die Zeit des Sollens hat aufgehört, die Zeit des freien Wollens ist längst da. Das echte Christenthum führt nicht zur Knechtschaft, es führt zur Freiheit. Es bringt die Versöhnung mit der Welt, nicht deren Abtödtung, die Verklärung des Leibes, nicht dessen Verwesung.

1840.

Die protestantische Theologie wird offenherzig und gibt ihre Wünsche in Romanen gleichsam durch die Blume zu verstehen. Biernatzki schrieb »Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle,« wie er selbst sein Erzeugniß nennt. Besonders fand die zweite dieser theologischen Discussionen, wie man seine Novellen nennen muß, ein zahlreiches Publikum; er schilderte darin das Leben auf einer jener Halligen, jener merkwürdigen Inselgruppen an der Westseite der dänischen Küste. Der Verfasser war dort Jahre lang Prediger, seine Darstellung hatte den Werth der Autopsie. Sein neues Buch: »der braune Knabe oder die Gemeinde in der Zerstreuung,« greift nach seinem weltlichen und stofflichen Bestande noch weiter über's Meer hinüber, und schildert die Sclavenverhältnisse in Louisiana, die Zustände der empörten Maronneger, gibt die blühende Schilderung eines Orkans in Nordamerika landeinwärts vom Mississippi, liefert tropische Landschaftsgemälde und erweitert die deutsche Novellenpoesie durch die Eroberung ferner überseeischer Provinzen. Somit erklärt sich die Verbreitung der Biernatzki'schen Darstellungen, die in's Englische, Holländische und Dänische übersetzt werden. Welche innern Besitzungen im Gebiete des germanischen Lebens, im Gebiete des religiösen Fühlens und Denkens, — um in der Ausdrucksweise des Verfassers zu sprechen, — mit diesen Darstellungen gewonnen sind, ist nun die zweite Frage, welche die deutsche Kritik beschäftigen muß. Was sich als Roman im Romane ergibt, läßt sich hier schnell übersehen, seine Fäden sind einfach. Walter und Urban, zwei Jugendfreunde treffen nach langer Trennung als Männer im sächsischen Erzgebirge zusammen. Urban ist Prediger und zwar Hirt einer zerstreuten Gemeinde, deren Glaubensbekenntniß mit dem vom Staate despotisch vorgeschriebenen Ritus nicht harmonirt. Die

Digitized by Google

Mitglieder leben verborgen, zerstreut; deshalb nach der dunklen und geschmacklosen Ausdrucksweise des Verfassers der zweite Titel des Buches. Urban hält das reine Christenthum im entschiedenen Gegensatz zu den Vorschriften des Staates, und steht auf dem Puncte, mit seiner Secte nach Amerika auszuwandern. Der Verfasser benutzt somit diese Figur, seinen Wunsch nach einer vom Staate unabhängigen Kirche auszusprechen. Walter kommt gerade aus Amerika zurück und kann die Erwartungen, die der betrübte Freund an seine Auswanderungslust knüpft, modificiren. Dieser erzählt nun auch seinerseits innere Erlebnisse, und legt die Ergebnisse seines Denkens nieder. Auf diese Weise erhalten wir wieder »eine Wanderung auf dem Gebiete der Theologie im Modegewande der Novelle.« Das Modegewand sitzt dem Verfasser ziemlich unbeholfen und trödelig, aber von wesentlicherem Interesse muß es sein, eines praktischen Glaubenslehrers Meinungen über den Stand der kirchlichen Angelegenheiten zu wissen. In Walter stellt der Verfasser einen Weltmenschen hin, der sich auf den Punct gedrängt fühlt, ein religiöses Bewußtsein zu erringen. Walter scheint früher politischen Verbindungen angehört zu haben, dahin deuten seine Freiheitsträume, die der Pastor mit den Worten zu beseitigen sucht, alles Irdische habe stets den Charakter der Zwietracht an sich, nur das Göttliche, d. h. die Kirche, könne Frieden geben. Dies klingt fast, als sei Urban, und mit ihm der Verfasser, dem Katholicismus zugeneigt, denn er will mehr als Pietismus, er will eine Form dafür, eine Form, die gegen die Eingriffe des weltlichen Armes Garantien geltend zu machen weiß. Inzwischen erläutert sich dieser Punct, nachdem Walter sein Glaubensbekenntniß enthüllt hat. Dieser hat in Amerika die Existenz des Kirchenthums vermißt; das Leben in den Vereinsstaaten hat ihn überzeugt, es genüge nicht, daß die Nebeneinanderlebenden Einen Gott glauben, die vielen Kreuzwege, die zu dem Einen Gott führten, störten jede menschliche Existenz. Endlich gesteht er geradezu, er sei Katholik geworden, denn das Bedürfniß, sich in einer großen und allgemein gültigen Gemeinsamkeit, sich im Schooße einer Mutterkirche zu fühlen, sei ihm gerade in Nordamerika zur Nothwendigkeit geworden.

Digitized by Google

Ein Jesuit, der im Verlauf dieser Discussion auftritt, hilft ihm dies Thema ergänzen, indem er von dem sinnlichen Zauber seines Ritus und von der Freiheit der Vernunft spricht, sobald nur das Herz sich zurechtfinde im großen Heil der alleinseligmachenden Kirche. Was sich hieran knüpft, ist weder neu, noch in der Form des Ausspruches eigenthümlich. Daß der Jesuit als Betrüger geschildert wird, versteht sich von selbst. Nun aber beginnt Urban, mithin der Verfasser in eigener Person, seine Ansichten über die katholische Kirche zu entwickeln. Er bestreitet das Heil des Katholicismus, weist die Unseligkeiten des Papstthums und der hierarchischen Knechtschaft nach, kann aber doch, da er nach einer Form für protestantisches Kirchenthum sucht, nicht ablassen, eine protestantische Hierarchie zu wünschen. Dies ist der Standpunct des Verfassers, und Tausende von seinen Collegen, die gegen den Katholicismus eifern, sind eben so wenig über ihn hinaus. So verworren ist der Protestantismus, wenn er hierarchische Gelüste hat. »Wir wollen in unserm Tempel,« sagt Urban, »keine geistige Schwelgerei an einer Tafel, wo Sinnengenüsse den Taumelkelch credenzen.« Sehr irrthümlich! Als ob die katholische Kirche in Sinnengenüssen schwelgen ließe! Sie ruft die Künste zu Hülfe, um die arme, sinnlich zugängliche Menschenwelt zu erfassen, wo die Abstraction der logischen Doctrin nicht ausreicht; Mittel ist dies, um zum höhern Zweck hinüberzuführen, nicht Ziel und Zweck selbst. An einer andern Stelle rühmt der Verfasser die großen katholischen Institute, die der Erziehung junger Mädchen und der Krankenpflege gewidmet sind. »Diese einfache Größe und Entsagung der Weltfreuden, diese stille Thätigkeit ohne Anspruch auf Ruhm und Lohn, diese liebevolle Aufopferung zur Heilung der Schmerzen, diese hingebende Geduld in Heranbildung der Jugend: wie rührend« — sagt er — »treten sie uns entgegen im Nonnenschleier. Und dazu sind es größtentheils Frauen oder Jungfrauen aus den höhern Kreisen des Lebens, die sich den niedrigsten Diensten unterziehen, die, gehorsam ihrem Gelübde, es vergessen, daß draußen eine Welt ist, in der sie glänzen und herrschen könnten, die aus jener Welt herausſuchen das Verachtete, Verwaiſte und Vergessene, um es in ihre heilige Obhut zu nehmen, daß es genese von seinen Wunden, und in Frieden zurück-

Digitized by Google

kehre in die Welt, die es verstoßen. Möchten, wenn ein zweiter Reformationssturm um den alten Bau des Katholicismus braust, diese schönen Asyle einer Liebe, welche alle Blüthen des weiblichen Herzens entfaltet, ohne die zehrende Flamme der Leidenschaft zu wecken, nicht mit den Trümmern fortgerissen werden, sondern vom Lenzhauche des lautern Evangeliums durchgeistigt, als stille Tempel des reinsten Glaubens sich zugleich auch gestalten, wie sie es nun schon der frömmsten Liebe sind.« — Also der Verfasser, der sich evangelischer Prediger nennt, eifert und ketzert gegen den Katholicismus, und ist doch genöthigt, die großen Institute desselben anzuerkennen, und vermißt den Verband einer großen kirchlichen Gemeinsamkeit; ja er ist so sehr dem Wesen nach katholisch, daß er hierarchische Gelüste hat. Ein neuer Beweis, wie Wenige fähig sind, rein evangelische Christen zu sein. Echte protestantische Christen sind, däucht mir, nur diejenigen, die gegen alle Satzung protestiren, die der Buchstabe bringt, der da tödtet; echte evangelische Christen nur diejenigen, welche keine andere Kirche als die allgemeine, die unsichtbare anerkennen.

Digitized by Google

11.

Leopold Schefer.

1835.

Es gibt keinen modernen Dichter, in dessen Naturell sich Mensch und Talent, in dessen Darstellungen sich Stimmung und Arbeit so feindlich entgegengesetzt sind, wie Schefer. Innerlich ein so tiefer Poet, wenn die Stimmung der Seele, der Schwung der Gedanken, die Inbrunst eines seligen Gefühls zum Poeten macht; und äußerlich so wüst, zerpflückt, unerquicklich und cretinartig mißgeformt. Innerlich im Strom des Werdens so schöne Glockenspeise, und wenn sie heraustritt zur Form jeder Guß verfehlt! — In der Seligkeit des innern Schauens, die ihn oft zu einem poetischen Schuster Jakob Böhm macht, sind die Gedichte des »Laienbreviers« hingehaucht, für jeden Tag ein Carmen voll der stillsten Andacht des einsiedlerischen Dichterdenkers. Wie ein Mensch, der in der Frühe des keuschen Morgens auf weitem Felde sich unter Blumen lagert und die Augen zudrückt, um den wehenden Athem der Natur im Ganzen und Großen zu fühlen, und die Hymnen der frühen Lerche, das Schweben der Luft, das Leuchten der Sonne und das Flüstern und Säuseln im All der Welt, wie ein einziges Gebet der Schöpfung zu vernehmen, so hat sich Schefer hier einmal recht satt geschwelgt und sein Glaubensbekenntniß vollauf niederlegen wollen. Er drückt die Augen zu und schildert die Herrlichkeit der Welt, und jede seiner Schilderungen ist ein Gebet, kein Gedicht in der Form, aber dem Gedanken nach ein Loblied auf die heilige Gotteswelt in der Menschenbrust. Die Ecken, die Spitzen und Felsen des Lebens mag er nicht sehen, die Dämo-

Digitized by Google

nen des Gemüthes ruft er nicht auf, er könnte sie auch nicht beschwören; mit geschlossenen Augen träumt er einen ewigen Friedenstraum, Alles ist für ihn ausgeglichen, die Versöhnung fühlt er aus Allem heraus, denn in Allem spürt er den Gott. Er predigt im »Laienbrevier« eine Lichtreligion ohne Ahriman, er sitzt verloren in einer Traumwelt, aber sicher wie im Schooße Abraham's. Sein Gemüth ist in einem christlich-idyllischen Arkadien, in einem modern-indischen Paradiese geboren. Desto mehr Nordländerhaftes hat sein Talent; Styl, Form und Gestaltung ist gebrochen, verzettelt, wüst verstreut. Sein Gemüth ist ewig maisonnig, seine formelle Hand bringt aber unbehäbige Novemberschauer in seine Lebensbilder. Selten gab ein Dichter so viel und so wenig zu gleicher Zeit. — Die graue Eintönigkeit seiner ungereimten fünffüßigen Jamben ist so unbehaglich wie seine Prosa.

Schefer hat die Geschichte der dänischen Gräfin Ulfeld geschrieben. — Wer ihn in seinen bisherigen Darstellungen kennt, ist vielleicht nicht allzu willfährig, ihn für den historischen Roman berufen zu halten. Schefer hat auf mannigfaltige Weise die Welt gesehen, an Höfen, im Geräusche großer Städte, unter Italiens Himmel, in der Levante, auf dem griechischen Archipel gelebt, — und doch hat dies Alles seinen innern Menschen aus der stillen Traulichkeit eines Familienlebens, aus der schusterhaften Enge eines Kleinstädters nicht herausgetrieben. Zwischen den vier Wänden der deutschen Häuslichkeit sitzt sein Gemüth und zehrt aus kleinen Ereignissen große, himmelweite Gedanken. Für die Brosamen einer dürftigen Krähwinkelalltäglichkeit blickt sein dichterisches Auge dankbar gen Himmel, im Allerkleinsten preist und besingt er das große Ganze. So kindlich begnügsam ist sein Herz und von allen Functionen des innern Menschen kennt er auch nur das Herz. Was das Herz geschaffen im Raum der Welt, das scheint ihm einzig und allein der Schauplatz der Offenbarung; woran aber sonst der Geist gearbeitet hat, davon versteht seine Muse nichts. Somit kennt er von der Welt der Wirklichkeiten eben nur die engbegrenzte Scholle um Haus und Heerd, höchstens noch ein Küchengärtchen hinter dem

Digitized by Google

Hofraum. Und will er einmal hinausblicken aus dieser verzweifelt kleinen, zusammengepferchten deutschen Kleinstädterwelt, so wirft er sich gleich in das Universum der allweiten Natur und schwärmt mit den Mücken im Abendstrahl oder steigt trunken mit der Lerche auf zum Morgengesang, bis er, ermüdet von all' den Weitläufigkeiten im Raum der Welt, wieder zurücksinkt in die enge Hütte seiner Dürftigkeit. Somit fehlt ihm für das Leben in menschlicher Gemeinschaft, in Gesellschaft und im Staate aller Sinn der Auffassung, geschweige das Talent der Darstellung. Im Staate ist die volle Enthüllung und Entwickelung des ganzen Menschengeistes in seiner Weite, seiner Tiefe und Höhe zu suchen. Hier greift die Enge des individuellen Lebens und die Weite des objectiven Daseins zu einem organischen Ganzen in einander, hier allein ist der volle Gehalt der Existenz des Menschen offenbarlich, wenn nämlich ein Staat da ist, ein Staat, der die freieste Entfaltung der Persönlichkeit zu allgemeinster Gesammtheit möglich macht. Den deutschen Romandichtern aber fehlt der Sinn für ein Völkerleben, wir sind auch in den Stoffen der Geschichte sehr häusliche, gemüthliche Menschen, wir suchen uns auch aus dem Strome des reichsten Völkerverkehres die stilleren Inseln des Familienglückes heraus, und schildern am liebsten und am besten die philisterhaft gutmüthige Idylle. Wenn den Deutschen noch an der Zukunft ihrer Poesie etwas gelegen ist, so müssen sie einen Shakspeare des Romans erhoffen und ersehnen. Der historische Roman hat noch keine Norm in Deutschland gewonnen, wie es mit dem englischen Drama zur Zeit Shakspeare's der Fall war. Tieck's »Aufruhr in den Cevennen« war ein mächtiger Anlauf, mit diesem Werke ist die Goethe'sche Romanpoesie überflügelt, weiter ist mit dem Fragment noch nichts geschehen.

Die Schuld liegt weniger an dem einzelnen Dichter, wenn er ein historisches Thema unhistorisch macht, sie liegt an der deutschen Nationalität. Schefer's Talent hat sich aber gar zu getreu an Jean Paul's Muse entwickelt, deshalb ist er doppelt unfähig, ein geschichtliches Object rein, schlank und sicher hinzustellen. Trotz dem gelingt es ihm, aus seinem Stoffe etwas Bedeutsames zu machen, er gibt ein tragisches Familienbild, zu dem nur der historische Rahmen, den er herumlegt, unverhält-

Digitized by Google

nißmäßigen Raum einnimmt. Der Dichter versetzt uns in seiner »Gräfin Ulfeld« in einen sehr verworrenen Wendepunct der dänischen Geschichte. Der Staat ist von zwei Seiten her bedroht. Der zehnte Karl von Schweden drängt die dänischen Heere stürmisch zurück, während eine tobende Gährung der Gemüther auch innerlich die Säulen des Reiches erschüttert. Es ist das letzte Aufbrausen der Aristokratenmacht, die der Krone die Erblichkeit nicht zugestehen will. Der röeskilder und kopenhagener Friede sind das Ergebniß jener Kriege mit Schweden, der große und letzte Reichstag, auf welchem die monarchische Gewalt als erblich und unumschränkt festgestellt wird, ist der Schlußpunct der innern Tumulte, welche des dritten Friedrich Regierung als die Wetterscheide bezeichnen, an der sich die mittelalterlich-feudalistische Zeit zerbricht und der Absolutismus des siebzehnten Jahrhunderts sich eine feste Grundlage schuf, gegen die sich der Geist der Zeit auch noch heutzutage die Stirn zerstößt. Auch Friedrich's des Dritten Vorgänger, der vierte Christian, ist schon ein Herrscher, der bei aller Unbeholfenheit seiner geistigen Persönlichkeit doch die Keckheit verräth, mit der sich jener diabolische Hochmuth des »l'état c'est moi« bei der Erschlaffung der Völker seit den Wirren des dreißigjährigen Krieges geltend macht. Zahllose Opfer des Todes sind eben so sehr Erzeugnisse seiner Willkür, als die vierundzwanzig Königskinder, die der Pfaffe, wenn er am Altar für den König und das gesammte königliche Haus betet, mit einbegreifen muß, obschon es zwei Dutzend Sündenkinder sind. Der alte Sündenkönig stirbt, und nun ist das Gewirre in allen Sphären des Lebens groß. Der Dichter vermag aber nicht, seine Satyre mit einer logischen Folge festzuhalten und uns so ein Gesammtbild von einem absoluten Herrscherhause aus dem siebzehnten Jahrhundert zu entwerfen. Sein Witz ist zu lächelnd, er geht oft leise auf Strümpfen einher, und wird oft ein bloßer Anekdotenjäger. Seinem dichterischen Spotte fehlt nicht die Tacitische Wehmuth; allein seine von Jean Paul ererbte Erzählungsweise läßt es nie zu einer festen Durchführung des Themas kommen. Er erzählt eigentlich weniger, als er die Ereignisse herraisonnirt. Sie drücken ihm das Herz ab, und so schüttelt er sie lieber von sich. Sein Herzblut pocht immer dazwischen und stört und zertobt die ein-

Digitized by Google

fache, aber erschütternde Wirkung, welche ein schlichter, mehr stechender als brennender Erzählungston haben würde. Zu einer ruhigen Beschauung kommt Schefer nicht, sein überschwengliches Herz hüpft und springt wie ein getreuer Hund neben den Ereignissen her, selbst die Gefahr, unter die Räder des Wagens zu kommen, schreckt seinen spielerischen Humor nicht ab.

Das Geschick der vielen Bastardkinder des alten Königs hat der Dichter mit großer Vorliebe im ersten Theile ausgesponnen. Witwennöthe, Witwenthränen, Mutterangst und Kindesliebe, Bagatellprocesse über Mein und Dein, Eifersucht, Scheelsucht, Ränkespiel der Weiber, Mißgunst und gelber Neid der Gevattern — alle diese Krähwinkelzüge sind mit einer schwelgenden Herzlichkeit erörtert und erschöpft, die recht deutlich zeigt, der Autor fühlt sich hier so wohlig, wie der Fisch im weichen, schlammigen Gartenteich. Dann und wann taucht aus dem Gewirre der unsäglichen Lebensmühen eine engelreine, idealschöne Mädchengestalt, ein Meteor in heller Luft, und Himmel und Erde, die der echte Dichter sonst harmonisch vereint, liegen als Drüben und Hüben vor uns.

Sehr zart und schön ist die Scene, wo die still mächtige Jungfrauengestalt, Jolessa, dem weibersüchtigen Ulfeld gegenübertritt und mit ihrer naturklaren Einfalt seinen Stolz demüthigt. Die Hauptfigur des ganzen Romans ist aber die Gattin des Grafen Ulfeld, in der sich der Dichter eine Verherrlichung der weiblichen Natur vorzugsweise zum Thema gemacht hat. Sie ist eines jener Königskinder, und ihr Gemahl macht dieserhalb Ansprüche auf den Thron. Er verbindet sich sogar mit dem Schwedenkönig und wird zum Verräther am Vaterlande. Eleonore erträgt alle Schmach mit ihm, die der vereitelte Versuch des verbrecherischen Grafen nach sich zieht. Nur als der Vater den Sohn zum Mörder macht an seinem Verfolger, hebt sie ihre Verpflichtung als Eheweib auf, und die Mutter tritt siegend aus der Tiefe ihrer Seele hervor. Hier erhebt sich der Dichter zur tragischen Höhe. Die Schlacken seines verworrenen Humors fallen ab, und wie ein Phönix fliegt seine Muse mit freierem Flügelschlag durch die letzten Scenen des Gemäldes. Eleonore sitzt im tiefen Kerker, über ihr ein alter, treuer Freund, der Doctor Sperling, der Lehrer ihrer Kindheit. Er

Digitized by Google

gräbt sich mit den Nägeln ein Loch durch den Fußboden seines Gefängnißzimmers. So kann er zu ihr reden und vom Frühlinge, den sie im Kellergewölbe nicht sieht, ihr erzählen. Er hört sie aber nur, wenn sie laut singt, und so singt sie ihm seine lustigen Lieblingslieder, denn der alte Sperling ist ein lebenslustiger Spatz, der nichts als den Tod, den er an Andern curiren mußte, für sich fürchtet. Als er todt ist, hört Eleonorens Gefangenschaft auf. In blühender Jugend betrat sie den Kerker, als Greisin, mit dem Schnee des Alters auf dem Haupte, tritt sie wieder in die ihr fremd gewordene Welt. Sie kennt Niemand mehr, selbst ihre Töchter nicht. Das Erste, was sie erfleht, ist ein Spiegel. Sie muß wissen, ob sie noch sie selber ist. Sie blickt hinein und muß nun gläubig lächeln über die Vergänglichkeit des Irdischen. In einem Kloster findet sie Ruhe für die letzten Lebenstage und schreibt dort ihre Geschichte. — Diese Situationen sind tief gedacht, angelegt und durchgeführt. Sie gehören als einzelne Scenen zu dem Schönsten in der deutschen Romanpoesie.

1843.

Mit seiner »göttlichen Komödie in Rom« hat Schefer einen Brennpunkt gegeben, der alle seine Eigenthümlichkeiten eben so in sich faßt, wie von sich strahlt. An diesem Product hat sich seine Natur vollauf erschlossen. Schefer würde, lebte er in einem früheren Jahrhundert, eine neue Religion stiften. Danach sieht sein Schriftenthum aus, das nur ein Surrogat ist für die versagte Predigt in der Wüste, zu der die Völker wallfahrten müßten, um an dem lausitzer Poeten einen Apostel zu haben, der die düstere Lehre vom todten Gott durch das Evangelium vom alle Zeit lebendig fröhlichen verdrängen möchte. Es wäre eine Lehre von der Allgegenwart Gottes in allen Wesen, in allen Poren der Welt; es wäre die Lehre von der Liebe des Geistes, der ganz hingegeben ist an seine Schöpfung, in ihr athmend und sich bethätigend; es wäre die Lehre von der Freude der begeisterten Demuth, die bei der äußeren Armseligkeit innerlich trunken ist vom Gefühl einer lachenden Unsterblichkeitslust, einer Demuth, die am Strohhalme ihr Genüge findet, um

Digitized by Google

des großen Geistes geheimnißvolle Herrlichkeiten zu begreifen. — Hengstenberg hat sich in seiner frommen Gespensterſucht und Geisterfurcht auch auf den harmlosen Gottesfrieden der Schefer'schen Muse geworfen und sie als schnödes Heidenthum verschrien. Er nennt Schefer einen Pantheisten, — oder vielmehr er schilt ihn so. Freilich ist Schefer ein Pantheist, wie Kinder es sind, die gläubig in's helle Licht starren, wie die Unschuld es ist, die das ganze Leben für eine heitere Offenbarung des guten Geistes nimmt. Es ist bezeichnenswerth, daß die angeblich evangelische Kirchenzeitung gerade diese »göttliche Komödie in Rom« verketzerte und gegen den milden Glanz der Verklärung, der über die Gestalt des Märtyrers gebreitet ist, blind blieb und blind wüthete. — Zu dem Priester, der Ophelien verdammt, spricht Hamlet: »Ich sage Dir, Du schnöder Priester, sie wird sein ein Engel im Paradiese, derweil Du heulend liegst!« —

Das »Laienbrevier« gab in subjectiver Form des Ausspruchs Schefer's religiöse Doctrin; in seinem Romane hat sich diese begeisterte Glückseligkeitslehre über die Zustände der Wirklichkeit ergossen. — Wir müssen uns freilich erinnern, daß alle seine Glaubenssätze schon in Jean Paul anklingen. Nach Stimmung der Seele und nach Begabung des Geistes ist Schefer durchaus Jean Paul's Nachfolger und Jünger. Leider ist er auch im Styl und Manier sein blinder Schüler. Und weil er in der Form kein Sohn unserer Zeit werden konnte, so erscheint uns seine ganze Welt wie eine stille, abgelegene Provinz, Oase und Wüste zu gleicher Zeit und dicht neben einander. In der trunkenen Darstellungsart, in der schwindelnden Erzählungsweise, in seiner verzückten Sonderlingssprache, die nicht selten an den Gallimathias eines Jakob Böhm oder sonst eines wirren Schusters und Propheten grenzt, in alle dem, wie in den beliebten reifrockigen Kanzleiperioden, wie sie das alte Deutschland liebte, ist Leopold Schefer durchaus die Fortsetzung Jean Paul's. In Allem, was Form ist, athmet in beiden der deutsche Kleinstädter, der den Poeten und Denker in ihnen so altmodisch zur Erscheinung bringt. Dem Inhalt nach, kann man sagen, ist Jean Paul's Element mit Schefer überschritten oder weitergebildet. Die krankhafte Sentimentalität ist ausgeschieden. Es ist bei Sche-

Digitized by Google

fer dieselbe Einkehr des Menschen in sich, die alte Jean Paul'sche Vereinsamung des Gemüthes; aber sie ist von der kränklichen Ichsucht der alten Genieperiode Deutschlands befreit, sie ist gesunde Naivetät geworden, eine gottvolle Kindlichkeit des in aller Demuth überseligen Menschen. Bei Schefer werden keine Hetzjagden auf Humor angestellt. Bei Jean Paul sehen wir immer den in Wehen liegenden Poeten selber; bei Schefer ist der Humor aus dem Subject des Dichtenden mehr in die Weltzustände übergetreten. Es ist in den schwimmenden Massen der Schefer'schen Schöpfung ein Drang nach dem Individuellen rege geworden, bleibt gleich von dem alten gährenden Pantheismus noch genug übrig, um eine Goethe'sche Plastification der Gestalten zu behindern. Leopold Schefer ist, mit einem Worte, historificirter Jean Paul. Damit ist bezeichnet, was ihm vom Alten anklebt, zugleich auch, was in ihm als Fortbildung und Neugeburt anzuerkennen ist.

Die »göttliche Komödie in Rom« hat den Philosophen Giordano Bruno zum Helden, der sein Heldenthum des freien Gedankens mit dem Feuertode besteht. Dieser Huß Italiens, dem freilich kein Luther folgte, wurde zum großen Kirchenjubelfest der römischen Christenheit im Jahre 1600 vor den Augen des Pabstes und mit aller Weihe einer Handlung um Gottes willen, öffentlich und feierlich in Rom verbrannt. — »Meine Werke« *) — sagt Giordano zu einem Freunde beim Abschiede — »sollst Du erhalten; — ich habe sie noch nicht. Seine besten Werke schreibt erst der reife Mann. Drei Worte oder Zeilen eines Alten enthalten mehr Wahrheit, als drei Tage oder Bände eines jungen Schwärmers. — Wo ich lebte? — Immer bei Gott und mit Gott. Mit dem Leibe war ich in Genf, in der Schweiz, dem eigenen freien Heerde, an dem ein jeder Fremde frei kocht, auch die Jesuiten, von denen Papst Sixtus V. als Cautel gesagt: es sollte ja Niemand meinen, daß sie ihren Namen von Jesus trügen! Dann war ich in Toulouse, in Paris bei dem König Heinrich. Dort gab ich meine »Artikel von der Natur und von der Welt« heraus. Denn die Natur ist die äl-

*) Bruno's Schriften sind bekanntlich von Adolph Wagner herausgegeben. Auerbach, der den Spinoza verdeutscht hat, sollte sie übertragen.

Digitized by Google

teste Tradition Gottes. Dann floh ich nach England. Endlich sah ich das langersehnte Sachsen und Wittenberg, die ewig berühmte Stadt, die ich betreten mußte. Die guten Menschen dort nahmen mich auf wie einen Bruder, und ich ward öffentlich ihr Bruder, d. h. ein Apostat von Rom, also wahrer Ravveduto, ein wahrer Kluggewordener, ein nur zu Gott Bekehrter. Dann war mein Leib zu Prag, dem nie hoch genug zu ehrenden Born der deutschen Geistesfreiheit. Da hatte ich Umgang mit Tycho Brahe, dem armen Mann mit der goldenen Nase, die er sich im Schmelztiegel gemacht, als er seine im Duell verloren. Das ist ein katholischer Astronom, der gegen alle Vernunft den Himmel so kindisch-fest halten wollte, wie Rom die Erde und den Kinderglauben, Rom, das gegen Copernicus alle Bischöfe und Diakonen predigen läßt und in ihm die göttliche Weisheit verflucht. — Von da ließ mich der Herzog Heinrich Julius einladen. Dem drückte ich die Augen zu und ging als Corrector zum Buchdrucker Wechel nach dem schönen Frankfurt, voll geistreicher, freisinniger Männer. Da hatten mich wieder die Feinde ausgespürt, und ich ging mitten durch sie hindurch nach England, bis mich die Gebrüder Jesu auch da bedrohten. Da rieth mir mein Freund Sidney, mich wie die Fliege dem Ochsen auf den Nacken zu setzen und nach Italien zu gehen. Und ich bin nicht etwa betäubt von dem langen, starren, giftigsüße Träume erregenden, Geist verwirrenden Anblick, der großen Klapperschlange in den Rachen gelaufen. Ich ging nach Padua. Galilei kam. Ich brachte ihm das erste Fernrohr mit aus Middelburg von Jansen und manche Kunde von Fabricius in Wittenberg und von Scheiner in Augsburg. *) Unsere Flammen wurden Eine. Er wies mir heimlich Schüler zu in einem Winkel bei der Mühle unter den schattigen Kastanienbäumen. O, seliger Ort! Da lehrte ich nur sechs treue, stille Jahre. Denn Lehren und Belehren ist die einzige wahre Waffe gegen allen Unsinn und alle Tyrannei, die nur Unverstand sind. Was Alle oder die Meisten nicht mehr glauben oder sich nicht gefallen lassen, weil sie selber das Bessere wissen und thun — das ist verloren. Geister gewinnen ist Alles gewinnen.

*) Der Jesuit Scheiner entdeckte bekanntlich die Sonnenflecken.

Digitized by Google

Denn das Herz traut nur dem Kopfe. Mauern gewinnen, alle Menschen zu Sclaven machen, das bringt nicht weiter. Das zerstört und stört nur. Bauen ist das Wort! Ich streite nicht. Was den Streit zuläßt, ist nicht ausgemacht, ja vermuthlich gar nicht wahr. Aus dem Guten davon muß ein Drittes entstehen, als ein ganz Neues, Größeres, das Freund und Feind in sich aufnimmt. Und darum Schonung, Duldung vor Allem! Darum sei Keinem Unrecht angethan und Unglück. Gegen Unglück und Unrecht kämpfe ich auf Leben und Tod!«

Um das ganze Zeitalter zu umfassen, thäte noch ein weiterer Umblick auf die Genossen des Jahres 1600 noth. Spinoza war noch nicht geboren; Carteſius noch ein unmündig Kind. Aber Keppler und Baco blühten, Shakspeare dichtete, Cervantes schrieb seinen »Don Quixote«, Jakob Böhm dachte seine »Aurora«, Graf Spee, der Bekämpfer der Hexenverbrennungen, war schon voll Eifer, König Heinrich von Frankreich war in der Irre zwischen Licht und Finsterniß; aber im Jüngling Gustav Adolf reifte schon der zukünftige Glaubensheld des neuen Zeitalters heran. Diesen Gestalten konnte Schefer seinen Helden nicht Stirn vor Stirn zuführen; allein er konnte dessen Erlebnisse in England, Frankreich und Deutschland uns vergegenwärtigen, er konnte Bruno's Lebensgeschichte in einem Roman darstellen, der ein Bild des Zeitalters gab. Statt dessen zeigt uns die Novelle nur den gealterten, in seiner Weisheit und als Mensch fertigen Bruno, und gibt nur die Schlußscene seines Lebens, seine Gefangenschaft in Venedig, seine Überführung von Ancona nach Rom, seine Befreiung durch Sidney's und der Freunde Bemühen, Bruno's Begegnen mit seiner Mutter, die Scenen im Kerker der Inquisition, seine grauenvolle Marter und seine Verbrennung vor der festlich versammelten Christenheit.

In alle dem zeigt uns Schefer in Bruno den gottvoll heitern, überirdisch seligen, weil seiner Wahrheit zuversichtlich gewissen, ruhig großen Menschen. Über die Manierirtheit der Darstellung hebt uns die Gewalt des Inhalts hinweg; wir sind erschüttert und vernichtet, und doch erhoben und erleuchtet von der Macht, die ein edler Dulder in seiner Verklärung übt. Die Schefer'sche Darstellung behält immer ihre Schlacken; hier und da jedoch schüttelt der innere Metallkern alles Störende von sich

Digitized by Google

und bricht strahlend durch. Dichterisch großartig ist besonders Bruno's Scene mit seiner Mutter. Sie verflucht ihn, weil sie in der Satzung gefangen ist und der freie Geist ihr als die Willkür des Teufels erscheint; auf offenem Markte bei der Feuertaufe des Sohnes wird ihr Mutterherz irre, und ein plötzlich hereinbrechender Wahnsinn umhüllt ihr Bewußtsein wie ein Mantel der Liebe, der sie vor sich selber schirmt. — Auch die Scenen im Kerker sind wunderbar ergreifend; meisterhaft besonders der Besuch Vanina's, einer jungen Schülerin, bei ihrem Meister und Propheten, der seiner Lehre auch im Martertode getreu bleibt.

Überall ist Bruno zu dem Vertreter der Scheser'schen religiösen Doctrin geworden; der deutsche Poet hat sich gleichsam in Giordano geschichtlich gemacht, und bringt seinen Glauben von heute in die Feuertaufe eines düstern Jahrhunderts, wo Morgenlicht und Nachtschauer qualvoll ringen. — Verdiente nicht auch die wilde Dummheit von heute, die sich für christlich evangelisch hält, in jene Zeit versetzt und bei der Inquisition angestellt zu werden?

Von einzelnen Gestalten in der Novelle muß der humoristische Improvisator hervorgehoben werden, der mit seinen Einfällen eine glückliche Figur abgibt. Dieser Quirino mit seinen unverwüstlichen Späßen ist gleichsam die Kehrseite zur Münze, ein komisches Seitenstück zu Bruno's tiefinniger Glückseligkeitslehre.

Digitized by Google

12.

Anna Jameſon.

1835.

Miſtreß Jameſon, die Verfaſſerin der von Adolph Wagner überſetzten »Charakteriſtik der Shakſpeare'ſchen Frauen« war einige Tage in Leipzig. Sie war zuletzt in München, nachdem ſie längere Zeit in Wien gelebt hatte. Überall leitete ſie bei ihrer Theilnahme an deutſcher Literatur und Geſelligkeit ein ganz beſonderes Intereſſe für die deutſchen Frauen, in deren geiſtiger Bedeutſamkeit ſie einen ſo weſentlichen Vorzug gegen das engliſche Geſellſchaftsleben zu finden glaubt. Mit freudigem Erſtaunen ſieht ſie in Deutſchland eine freiere und tiefere Entfaltung der weiblichen Natur; Erſcheinungen wie Rahel und Bettina feſſeln ihre ganze Aufmerkſamkeit, aber auch in den gewöhnlichen Kreiſen der deutſchen Geſellſchaft hat ſie ihr Wohlgefallen an dem geiſtig regen Verkehr der Frauen mit Männern und an dem lebhaften Briefwechſel, in welchem der Deutſche oft ſein Tiefſtes und Beſtes zum Ausſpruch bringt. In England glaubt man kaum an die Möglichkeit einer ſo lebendigen, geiſtigen Regſamkeit unter Frauen; das engliſche Weib iſt mehr als jedes andere die Sclavin des Herkommens und ein Opfer drükkender Familiengeſetze. Miſtreß Jameſon wird ihren Landsleuten eine Charakteriſtik deutſcher Frauen liefern. Sie gedenkt in Weimar, wo ſie den Winter zubringt, ihre Arbeit auszuführen. Sie ſcheint eine Dame im Anfange der Dreißiger. Ihre feingeſchnitzten Geſichtszüge verrathen eben ſo ſehr die Tochter Englands, die ſie in ihrer Bildung iſt, wie die lebhaften Farben ihrer Erſcheinung das Kind Irlands bekunden. Die Leb-

Digitized by Google

haftigkeit ihrer Rede ist irländisch; das gehaltene Maß ihrer Bewegungen englisch. Ihr leuchtendes Auge spricht von inniger Theilnahme an den Erlebnissen kranker Herzen. — Sie spricht nicht, aber versteht und liest viel Deutsch. Sie scheint bei ihrer zarten Gesundheit sich doch an den Wechsel des Reiselebens gewöhnt zu haben. Mit nächstem Frühjahr verläßt sie Europa, um ihrem Gatten nach Canada zu folgen, der dort bei der englischen Präsidentschaft seine Stelle hat.

1837.

Wie ich von Hamburg zurückkam, waren in Leipzig Neuigkeiten aus Amerika angekommen. Anna Jameson ist nach einer langen Ausflucht zu den westlichen Niederlassungen nach Toronto in Canada, wo ihr Gatte wohnt, zurückgekehrt. Sie besuchte die Bewohner des Westens, die neuen settlements am Erie- und Huronsee. Ein Herr Talbot, ein Bruder des durch seine Faust-Übersetzung literarisch bekannt gewordenen Sir Robert Talbot, wohnt bereits seit 30 Jahren am Eriesee; Port Talbot an der Nordwestküste hat nach ihm den Namen. Mrs. Jameson besuchte ihn, und in Begleitung eines Missionärs, der unter den Indianern am Huronsee wohnt, machte sie von dort aus ihre weiteren Streifereien. Den Zustand der Frauen unter den Indianern wird sie besonders ausführlich schildern. Der Missionär, der sie führte, hat ebenfalls eine Indianerin zur Frau.

1839.

Mistreß Anna Jameson hat endlich in drei Bänden ihr Werk dem Publicum übergeben, das recht eigentlich nach seinem Inhalt und seiner Abfassung ein Product zweier Continente, ein Kind alter und neuer Welt ist. Diese »Winter-Studies and Summer-Rambles in Canada« geben ihre Winterstudien und Sommerstreifereien, ihre Erinnerungen an Deutschland und ihre Anschauungen ganz neuer Völker und Zustände, deren Schilderung auch für Altengland neu ist. Ihr Gatte war bekanntlich bei der Präsidentschaft von Canada in Thätigkeit und so erhalten wir hier über das in politischer Beziehung ebenfalls in Ent-

Digitized by Google

wickelung begriffene Land Berichte eines Augenzeugen. Daß dieser Augenzeuge weiblichen Geschlechts ist, thut der liebevollen Treue, der Sorgsamkeit in Auffassung der kleineren, leiseren Charakterzüge der indischen Völkerstämme auf keine Weise Abbruch, und welcher Scharfsinn sich mit der nervenzarten Gefühlsempfänglichkeit zu verbinden vermag, bekunden schon die frühern Schriften der Verfasserin zur Genüge. Ihre Winterstudien in Canada betreffen meist deutsche Bücher. Man weiß, daß der mehrmalige Aufenthalt in Deutschland eine Vorliebe für unser Land und Volk erweckt hat, daß Mrs. Jameson eine begeisterte Kennerin des deutschen Genius ist, daß sie die freiere Geselligkeit, die fesselloſe Gemüthshingebung deutscher Umgangssitte liebgewann, daß sie in Deutschland den Mahnen Goethe's opferte, in den Ateliers von München ihr Skizzenbuch bereicherte, in Wien beim Fürsten Metternich zur Tafel gezogen wurde. Vor Allem hat sie in Canada Goethe gelesen und wiedergelesen; sie schreibt in ihr Tagebuch über Iphigenia, Tasso, Clavigo, Egmont; nicht minder Schiller; und in ihren Blättern finden sich unter anderem vortreffliche Bemerkungen über den Charakter der Königin in Don Carlos. Diese edle weibliche Gestalt unsers Dichters, die mit dem Heiligenschein des Märtyrerthums vor uns hintritt, mußte bei ihr mannichfache Gedanken über die Stellung der Weiblichkeit zur Welt hervorrufen. Sonst werden von deutschen Menschen und Büchern in den Winterstudien noch Grillparzer's Sappho und Medea, Nikolaus Lenau einzeln besprochen, Eckermann, Sternberg, Mendelssohn-Bartholdy beiläufiger, Graf Auersberg nur im Vorübergehen, als sei er in England bekannter als er wohl ist. Von Interesse für deutsche Leser muß auch die Erwähnung von Theodor Körner's Braut, Mad. Arnet, sein. Schafft sich in diesen Tagebuchblättern das bequeme Geplauder einer geistreichen Frau nach Zufall und Belieben Raum, und kann es für Deutsche im Allgemeinen nur von dem Werthe sein, als man daran den Spuren der Verbreitung unseres eigensten Lebensgeistes nachgeht, so stellt sich der dritte Band, der die **Summer-Rambles** enthält und ausschließlich von den Canadiern handelt, als historisch wichtig dar. Unter diesen **Rambles** sind die Streifereien der Verfasserin unter den Ansiedlern zu verstehen, ihr fast zweimonatlicher Aufent-

Digitized by Google

halt unter den sogenannten wilden Indianern. Mitunter zeigt ein Motto von Rahel und Bettina, daß deutsche Erinnerungen sie auch hier nicht verlassen. Wie aber die Verfasserin auch schon in jedem ihrer frühern Werke Veranlassung zu nehmen gewohnt war, bald mit Scharfsinn, bald mit tiefer Gemüthsregung die falsche Stellung der Geschlechter zu einander in dem socialen Verhalten zu beleuchten, so verfolgte sie auch hier, mitten unter den feindlichen Horden, die aller Coquetterie der Civilisation enthoben sind, dies für unsere Zeit verhängnißvolle Thema.

Die Studien Wilhelm von Humboldt's erleben manche Bereicherung durch das, was Anna Jameson über die Grammatik der Chippewa-Sprache mittheilt. Dies ist die Sprache, welche die ganze Bevölkerung der Seen, eine Bevölkerung von ungefähr 70,000 Menschen, spricht. Sie ist in diesen Gegenden das, was die französische in Europa war, die Sprache des Handels, des Umgangs und der Diplomatie, und wird auch von den Stämmen verstanden, bei denen sie nicht einheimisch ist. Sie ist mit ihren sanften Beugungen und verlängerten Selbstlautern für das Ohr sehr wohlklingend, in ihren Bedeutungen sehr zusammengesetzt und fast künstlichen grammatischen Regeln unterworfen. Dies erscheint sehr merkwürdig bei einer ungeschriebenen Sprache, der das Alphabet fehlt. So wird z. B. das Zeitwort nicht nur abgeändert, damit es mit dem Hauptwort in der Person und Zahl übereinstimmt; es wird auch so verändert, daß es dem Gegenstande, von dem gesprochen wird, entspricht und ihn als belebt oder unbelebt andeutet. Ein Indianer kann nicht einfach sagen: ich liebe, ich esse; das Wort muß durch seine Beugung einschließen, was er liebt, was er ißt und ob dieser Gegenstand seiner Liebe zu den belebten oder unbelebten Wesen gehört. Merkwürdig ist ferner, daß das Hauptwort gleich dem Zeitworte conjugirt wird. Das Wort Mann z. B. kann man beugen, um auszudrücken: ich bin ein Mann, du bist ein Mann, er ist ein Mann, ich war ein Mann, ich werde ein Mann sein u. s. w., und das Wort Ehemann kann so gebeugt (!) werden, sagt Mrs. Jameson, daß man durch eine Veränderung in den Sylben bezeichnet: ich habe einen Mann, und ich habe keinen Mann. — Diese Nordwest-Indianer haben, wie die Griechen, einen dreifachen Numerus, jedoch von verschiedener Bedeutung.

Digitized by Google

Sie haben den Singular und zwei Plurale; einen unbestimmten, allgemeinen, gleich dem unsrigen, und einen, der die gegenwärtigen Dinge oder Personen in sich begreift, die abwesenden ausschließt. Und unterscheidende Beugungen sind für diese beiden Plurale erforderlich. Auch gibt es ganz verschiedene Wörter, um gewisse Unterschiede des Geschlechts auszudrücken, z. B. die Wörter für Herr und Herrin sind in jener Sprache so verschieden wie bei Mann und Weib. Häufig aber wird das Geschlecht durch eine männliche oder weibliche Sylbe oder Endung bezeichnet; z. B. das Wort equay, »eine Frau,« wird als eine weibliche Endung angehängt. Ogima ist »ein Häuptling« und Ogimaquay »ein weiblicher Häuptling.«

Dann gibt es gewisse Wörter und Ausdrücke, welche nach einem gewissen vorgeschriebenen Rechte, auf gewisse Weise männlich und weiblich sind, und nicht wohl von beiden Geschlechtern gebraucht werden können. So sagt ein Mann zu einem andern: niehi oder neejee, »mein Freund«. Eine Frau sagt zu einer andern: Nin-dong-quay, (so viel Mrs. Jameson nämlich den Klang nachahmen kann) »meine Freundin« oder vielmehr »Verwandtin«. Es würde Unzartheit von dem einen und Anmaßung von dem andern Geschlechte sein, diese Ausdrücke zwischen einem Manne und einer Frau zu verwechseln. Wenn eine Frau durch irgend etwas, was sie sieht und hört, überrascht wird, so ruft sie aus: N'ya! Wird aber ein Mann überrascht, so spricht er: T'ya! und es würde nach indischen Begriffen gegen die Regeln der Schicklichkeit verstoßen, wenn ein Mann sich herabließe: N'ya! oder wenn eine Frau sich anmaßte: T'ya! zu rufen. Wir erfahren noch andere komische Beispiele ähnlicher Art. Sie haben verschiedene Wörter für ältester Bruder, älteste Schwester, und für Bruder und Schwester im Allgemeinen. — Bruder ist ein gewöhnlicher Ausdruck des Wohlwollens, Vater der Ehrfurcht, und Großvater Bezeichnung der größten Ehrfurcht. — Sie haben keine Laute für Verwünschungen und Flüche, sondern Pantomime. Die Hand schließen, sie dann vorwärts werfen und dann plötzlich mit einem Ruck öffnen, ist die höchste Geberde der Verachtung, und der Ausdruck: »schlechter Hund« der stärkste Ausdruck der Beschimpfung und des Tadels. Diese beiden Wörter werden nie verziehen und selten gebraucht. — Der Aus-

Digitized by Google

druck einer Mutter, die ihr Kind liebkosen will, ist »mein Vogel«, und zuweilen scherzhaft: »mein alter Mann.« Auf die Frage, welche Wörter als Vorwurf oder Drohung gebraucht werden, sagte man unserer Verfasserin, die indianischen Kinder würden nie gescholten! — Der gewöhnliche Gruß zwischen Indianern und Weißen ist das »Bo-jou«, von den frühern französischen Ansiedlern erborgt, welche die ersten Europäer waren, mit denen die Nordwest-Indianer in Berührung kamen. Zwischen ihnen selbst gibt es keine angenommene Begrüßungsform. Wenn zwei Freunde nach langer Trennung sich begegnen, fassen sie sich bei den Händen und rufen aus: »wir sehen uns!« —

Digitized by Google

13.

Varnhagen von Enſe.

Varnhagen von Enſe's »Denkwürdigkeiten« begannen ſich vor dem Publicum zu einem Ganzen langſam zuſammenzuordnen. Ich ſage langſam, denn abſolut frei, ſchnellkräftig und wie mit Einem Schlage ſich und ſein Glaubensbekenntniß zu entfalten, dazu gehört mehr Muth und weniger Diplomatie.

Sein Glaubensbekenntniß liegt dem Publicum eben ſo wenig fertig vor, als die Reihe von Bildern, die er bis jetzt in ſeinen »Denkwürdigkeiten« aufſtellte, ſchon ein volles Lebensgemälde abgeben. Nicht an Zwiſchentinten fehlt es Jenem und Dieſem, vielmehr iſt Manches, was er gab, faſt nur zu ſehr Zwiſchentinte, die Liebhaberei, die er mit den Nebenfiguren, mit den geſellſchaftlichen Lückenbüßern treibt, iſt faſt überwiegend; es fehlt dem Lebensbilde an Hauptdruckern und an Schlagſchatten. Wohl möglich, daß dieſe nicht nachträglich gegeben werden können; die ioniſche Eleganz und die ſaubere Nettigkeit dieſes Memoirenſtyls duldet ſie vielleicht überhaupt nicht. Die grenzenloſe Heiterkeit in dieſen Darſtellungen unſeres Zeitalters iſt auf Koſten der rückſichtsloſen Wahrheit ſo glatt und faltenlos feſtgehalten; ſie hat nicht ſelten einen Anſtrich von jener liebenswürdigen geſellſchaftlichen Lüge, mit deren lächelnder Maske der gute Ton ſich über Schmerzen hinweghilft. Bei freier Preſſe wäre der Charakter Varnhagen ſicherer und feſter, und mit ihm der Geſchichtſchreiber ſeines Zeitalters fertig geworden, und wir würden mit dem weltgewandten Style ſeiner Darſtellungen der franzöſiſchen Memoirenliteratur ein Gegengewicht bieten können. Varnhagen hat in der Form jene claſſiſche Sim-

Digitized by Google

plicität, die nur den alten Geschichtschreibern eigen ist, unter denen ihm Xenophon mit seiner naiven Grazie am nächsten steht. Er hat jene leidenschaftlose Ruhe und das Behagen am Einzelnen, das sich bei den Alten freilich nur aus der völligen Sicherheit des Gefühls für das große Ganze erzeugte. Er hat mit jenen den Vorzug, daß seine Anschauungen Selbstanschauungen und Erlebnisse sind, so daß er inmitten der Ereignisse denkt und schreibt; denn eine seltene Gunst der Wirklichkeit kam diesem Manne zustatten. Der Strom des bewegten Lebens warf ihn plötzlich an's Ufer und ließ ihn dort die Ruhe der Betrachtung gewinnen, aber er hatte zuvor nach den verschiedensten Seiten hin die Strömungen einer thatenvollen Zeit mit raschem Arm durchmessen. Auch jene Ungunst wie diese Gunst des Geschicks theilte er mit einigen Alten. Äußere Stellung und innere Berufung, Glück und Verdienst hatten sich eine ganze Zeit lang vereinigt, um diesen hellen Kopf gleichsam auf die Wanderschaft zu den entferntesten Puncten der deutschen Begebenheiten zu senden. In Düsseldorf geboren, an jenem Stromufer, wo sich Deutschland und Frankreich die Hand reichen, hatte seine Kindheit den Vorzug, sich an den Sympathien beider Völker zu nähren. In den Revolutionsjahren sah Straßburg den aufhorchenden Knaben. Hamburg mit seinem Hinweis auf großen weltweiten Friedensverkehr war der nächste Punct der Lebensgeschichte. Nach Halle, wo damals Wolf, Schleiermacher und Steffens lehrten, zogen ihn wissenschaftliche Interessen. In Berlin erwuchsen Sympathien mit einem jüngern Dichterkreise, zu dem Chamisso gehörte. Varnhagen schien sich müssig in poetische Liebhabereien zu verlieren, aber die Erscheinung Rahel's hieß ihn sich stärker erfassen, und eine ereignißschwangere Zeit mahnte. Sein literarischer Dilettantismus hatte ihm Formen gegeben, die Formen der Goethe'schen Grazie. Rahel gab ihm Inhalt, Schwung und Muth, in's Leben zu greifen. Preußen war erlegen, die allgemeine deutsche Noth trieb Österreich heraus. Varnhagen trat in österreichische Dienste, und focht in der Schlacht bei Wagram. — Über das Angesicht Europa's breitete sich eine heuchlerische Friedensmiene. In Paris war glänzendes Schaugepränge, Varnhagen war am Hofe Napoleon's im Gefolge des Fürsten Schwarzenberg. Weiter hinauf fehlt uns die Kenntniß

Digitized by Google

der Übergänge in dem vielverzweigten Leben des Mannes. Wir wissen ihn in russischen Kriegsdiensten; er machte den Feldzug des General Tettenborn, den er später beschrieb, als dessen Adjutant mit. Endlich führte ihn das Geschick in Hardenberg's Nähe, und der im Kriegsleben Bewanderte betrat das glatte Parquet des diplomatischen Salons, wozu ihn Natur und Fügung ganz besonders zu berufen schienen; er war auf dem wiener Congreß und als Ministerresident in Karlsruhe, als sich dort zuerst das constitutionelle Leben entwickelte. Sein Interesse für diese Entwickelungen hatte seine Zurückberufung zur Folge. Ziemlich gleichzeitig mit Wilhelm von Humboldt ward er entlassen; erst später noch einmal mit einer nicht eben politischen Mission nach Cassel beauftragt. Mit der Ablehnung eines Gesandtschaftspostens in Amerika schloß Varnhagen's diplomatische Laufbahn.

So viel Lebensereignisse gingen vorauf, um Varnhagen's Styl zu gestalten, so viel Reichthum der Anschauungen liegt hinter dieser scheinbar so einfachen Schreibart. Dieser Styl ist wesentlich diplomatisch. Varnhagen berichtet und ergänzt, aber er widerspricht nie; wo gänzlicher Widerwille und Anfeindung eintreten sollten, genügt Ignoriren. Dieser Styl und diese Stimmung gehen nie ohne weisen Calcül in Gefahr, sind sie darin, machen sie sich auf die graziöseste Art geltend. Selbst dem Schaffot könnte dieser Styl entgegentanzen, ich will sagen, selbst Verzweiflung an der Sache der Gerechtigkeit, selbst Todesangst, wenn er sie zum Ausspruch brächte, würden anmuthig klingen. Man weiß, daß mancher altfranzösische Edelmann mit gewinnender Heiterkeit, ja mit der saubersten Toilette zum Tode ging. Aber dergleichen Stimmungen, wie Todesgefühle, spartanischer Trotz, liegen hier ganz außer dem Bereiche. Varnhagen ist ein Historiker, der zu einem Tacitus den geradesten Gegensatz bietet. In seinen Darstellungen ist ein Sonnenschein, der nicht einmal ein Sonnenstäubchen, geschweige Wolken duldet, von einer Trübung der Zeitideen, einer Verkümmerung der heiligsten Angelegenheiten der Menschheit, einer Verkehrung des Geschichtslaufes ist hier gar keine Spur; kommende Geschlechter werden nach Varnhagen's Darstellungen meinen, die Geschichte unserer Jahrzehende wäre eine Kette von Festivitäten gewesen; so viel grenzenlose Heiterkeit liegt in seinem Style. Bei freier Presse hätte

Digitized by Google

sein Styl vielleicht mehr die Natur der Sache, weniger die Kunst des Redens und Verschweigens geübt, weniger ängstlich die Convenienz der Darstellung vor Augen. Diese Lust zum Ausgleichen, die Liebe zur Harmonie würde sich in großen Dimensionen ergehen, während sie sich oft an blos sprachlichem Euphemismus begnügt und an holländischer Sauberkeit im Einzelnen weidet. Man kann nicht sagen, daß Varnhagen's Styl mit sprachlichen Kostbarkeiten prangt, er hat sie in der Gewalt, aber trägt sie nicht zur Schau, seine Kunst besteht darin, keine Kunst zu zeigen, so wie es der Ton der feinsten Gesellschaft ist, die Formen der Convenienz bis zur freiesten Harmlosigkeit, bis zur einfachsten Natur durchzubilden. Es ist wahr, daß dieser Styl, der auf dem glatten Parquet des Salons einherschreitet, sich oft auf die Fußspitzen sieht, aber er nimmt nur mit dem freiesten Behagen seine Position, und ein geübter Tritt fühlt sich bekanntlich auf gebohntem Tafelwerk am ungehindertsten, während der ungeübte sich dort nur mühsam erhält. Darum ist dieser Styl, wenn er kritisch oder reflectirend etwas darlegt, nicht selten sehr zaghaft und kostbarthuend. Wenn er die Stellung der Figuren der großen Welt beleuchtet, ist er um den Inhalt nie verlegen. Hier, wo er ganz gebunden und rücksichtsvoll erscheinen sollte, ist er gerade am freiesten, so frei wie der anerkannt rücksichtsloseste, der Styl Rahel's. Das war der gegenseitige Reiz dieser beiden polartig verschiedenen Naturen für einander, daß sie sich auf den Punct geführt sahen, wo sich das Rücksichtsvolle und das Rücksichtslose berühren, um auf der Schaubühne des Salons die volle Freiheit der Gesinnung festzuhalten.

Varnhagen begann seit einigen Jahren seine »Denkwürdigkeiten« bruchstückweise dem Publicum mitzutheilen. Sein Begegnen mit Rahel war als Einleitung den Briefen derselben vorgestellt; die Schlacht von Deutsch-Wagram und das Fest des Fürsten von Schwarzenberg in Paris waren einzeln veröffentlicht. An diese glänzenden Gemälde einer Kriegs- und einer Friedensscene des großen Weltlebens reiht sich nun der Abschnitt: »Am Hofe Napoleon's.« Außerdem bieten die jetzigen Mittheilungen die Darstellung seiner Familienherkunft und seiner ersten Jugend, eine Schilderung der berliner Jugendfreunde, 1803 und 1804, und der Universitätsjahre in Halle, 1806 und

Digitized by Google

1807. Als offengelassene Lücke bleibt die Epoche zwischen der ersten Jugend und dem ersten Aufenthalte in Berlin, die zum Theil in Straßburg verlebte Knabenzeit während des Anstürmens der Revolutionsereignisse, — man denke sich hier Varnhagen als rheinischen Knaben im Tumulte des Fanatismus, der um den Freiheitsbaum tanzt — und die Lebensschicksale nach 1810 in russischen und preußischen Situationen. Den persönlichen Freunden des Mannes werden die Fäden des ersten Privatlebens in dem Abschnitte über Herkommen und erste Jugend sehr willkommen sein. Wir begnügen uns, hervorzuheben, daß Varnhagen für seinen russischen Verdienstadel, den ihm sein Officiersrang gab, auch deutsche Motive auffand. Das alte westphälische Geschlecht von Ense theilte sich in zwei Linien, deren eine nach der bei Arensberg gelegenen, in der soester Fehde zerstörten Burg Varnhagen sich nannte. Mit dem Urgroßvater Varnhagen's trat die bisher protestantische Familie unter Einwirkung der Jesuiten zur katholischen Kirche über; doch war die Mutter des Autors Protestantin. Katholik ist Varnhagen wohl so wenig als Rahel Jüdin war. Die Weltbildung des Salons machte damals frei vom Bekenntniß des Herkommens. Erst jetzt beginnt die bevorzugte Classe wieder, sich mit absolut christlichen Formen zu befreunden, wenn nicht gar mit ihnen zu prunken. Der Gewinn der Goethe'schen Cultur gab dem Salon mit der feinen Form der Humanität die Freiheit in religiösen Dingen.

Die feinen Formen der Gesellschaft machen frei vom Inhalt, aber man kauft für diese Freiheit in der Sache eine Sclaverei in der Form ein. Was nicht salonfähig, d. h. nicht unter den Bedingungen gewisser Äußerlichkeiten auftritt, ist auch seinem Inhalte nach verpönt. Dagegen gewinnt der anrüchigste Inhalt unter der Bedingung der anerkannten Erscheinung ungehindert Zutritt. Auch in Rahel war ein vorherrschender Drang nach den Formen und Gestalten der sogenannten bevorzugten Welt; aber sie suchte nach Merkwürdigkeiten, nach menschlichen Originalien unter der Glätte dieser Bildung. Varnhagen geht nicht minder auf menschliche Curiositäten und Monstra, während er sich gern in der ebenmäßigen Politur der Bildung bewegt. Als psychologische Liebhaberei ist jenes so gut gerechtfertigt als dieses die Geltung der Gewohnheit gewinnt. Aber für den Ge-

Digitized by Google

schichtschreiber reichen Maximen und Eigenheiten dieser Art nicht aus; aus dem Salon können sie nicht in unsere Geschichtsbücher übergehen. Die Genialität der Form weiß Varnhagen selbst beim anrüchigen Inhalte zu feiern, wie bei Gentz. Den genialsten Inhalt an Ideen und materiellem Gewicht kann er, fehlt diesem die Form der Erscheinung im Salon, nicht fassen und begreifen, wie Napoleon. Seine Bekenntnisse über die Persönlichkeit Napoleon's zeigen die Grenze seiner Berichterstattung auf, seine Auffassung widerstreitet einer Historiographie im großen Styl. Die düstere Gestalt des genialen Sohnes der Revolution wird hier nach ihrer Salonfähigkeit gerichtet. »Seine Haltung,« so heißt es in Varnhagen's Schilderung, »war schwerfällig; sie drückte den Widerstreit eines Willens aus, der etwas erreichen möchte, und eine Verachtung derjenigen, bei welchen es erreicht werden soll. Ein günstiges Erscheinen wäre ihm wohl lieb gewesen, und doch schien es ihm nicht recht der Mühe werth, der Mühe, die er sich darum geben sollte, denn von Natur hatte er es wahrlich nicht. Daher Nachlässigkeit und Absicht abwechselnd in ihm hervortraten, und nur in Unruhe und Mißbehagen zusammenflossen. — Seine Augen waren dunkel umwölbt, auf die Erde vor sich niedergeheftet, und streiften nur ruckweise schnell und scharf über die Anwesenden hin. Wenn er lächelte, so lächelte nur der Mund mit einem Theile der Backen, unbeweglich finster blieben Stirn und Augen. Zwang er, wie ich späterhin wohl gesehen habe, auch diese, so bekam sein Gesicht einen noch verzerrteren Ausdruck. Diese Verbindung von Lächeln und Ernst hatte etwas furchtbar Abschreckendes. Ich weiß nicht, was ich von den Leuten denken soll, die in diesem Gesichte Anmuth und seine Freundlichkeit einnehmend gefunden haben. Waren doch seine Züge, bei unläugbarer plastischer Schönheit, wie Marmor hart und streng, jedem Vertrauen fremd, jeder Herzlichkeit unfähig! Was er sprach, war immer, so oft ich ihn reden hörte, gering, sowohl dem Inhalte als dem Wortausdrucke nach, ohne Geist, ohne Witz, ohne Kraft, ja bisweilen ganz gemein und lächerlich. Sein Fragen glich nicht selten der Lection eines Schulknaben, der, seiner Sache nicht ganz gewiß, beständig leise für sich hersagt, was er für den Augenblick des Gebrauchs sonst vergessen zu haben fürchtet. Der

Digitized by Google

kleinliche Eifer, mit dem Napoleon auch in dem Kreise der geselligen Mittheilung, der ihm ganz fremd ist, bewundert zu sein strebte, war sehr oft geradezu lächerlich, es mißlang ihm hier Alles in dem Grade, als ihm in andern Dingen, zu unserm Unglück, Alles gelang.« — So Napoleon nach Varnhagen's Darstellung. Ist es nicht befremdend, Napoleon's dämonische Natur unter die Lupe gesellschaftlicher Anforderungen zu stellen? Ein großer Mensch hat das Vorrecht unliebenswürdig zu sein, und er ist nur amüsant auf Kosten seiner Größe. Amüsant zu sein ist das Privilegium der kleinern Heroen, deren Werth in der Gesellschaftswelt aufgebraucht wird. Der Held der Revolution konnte nicht anmuthige Causerien treiben, und wenn er es doch versuchte, so lag der Übelstand darin, daß aus dem Helden der Umwälzung ein Fürst von absoluter Macht geworden war, der sich dem alten Herkommen fügte, einen Hof machte und der revolutionsmüden Welt einige alte Formen wiedergab. In seinen Commandoworten war ein guter Styl, seine Befehle waren kurz, streng, jeder Laut eine That. Dämonische Naturen sind schweigsam. Napoleon brauchte nicht schön zu reden; bezaubert war doch die Welt, so wie er erschien, seine Rede waren Thaten, die Überzeugungen, die er verbreitete, lagen in der Macht der Ideen des neuen Jahrhunderts, das dem Talent den Zügel in die Hände gab. Ich weiß in der That nicht, warum man einen Cicero in ihm suchte. »Sprach er anhaltend,« sagt Varnhagen, »so erging er sich grenzenlos in Redensarten, häufte Thatsachen und Gründe mit größter Geläufigkeit auf einander, aber man vermißte nur allzu sehr Ordnung und Folge, Klarheit und Festigkeit der Begriffe; nur seine Zwecke und Absichten verlor er dabei nicht aus dem Auge, wiewohl er dieselben am wenigsten durch seine Reden, sondern sicherer durch andere Mittel, durch seine Überlegenheit als Feldherr und durch das eiserne Machtgebot seines Wollens erreichte.« Die Gabe schöner Rede und anmuthigen Ausdrucks, deren Alexander, Cäsar und Friedrich theilhaft waren, hatte sich zu Napoleon's Eigenschaften nicht gesellen können, sein Geist widersprach ihr, und noch mehr sein Gemüth. — Napoleon's Persönlichkeit wirkte zauberhaft und mächtig, wo er wirklich er selbst war, an der Spitze der Truppen, im Felde, wenn er kriegerische Anordnungen traf, seine Machtgebote erge-

Digitized by Google

hen ließ. Wollte er aber ihm Uneignes vorstellen, beabsichtigte er Eindrücke, suchte er in Gebieten zu gelten, die nicht die seinigen waren, so gab er nur allzu leicht die schlimmsten Blößen, und bethörte etwa nur Neulinge und Schwachsinnige. Die Erinnerungen an ihn und sein im Geiste der Nachlebenden neuerschaffenes Bild haben mehr Begeisterung. — Es klingt unglaublich, sagt Varnhagen, sei aber bestimmt wahr, daß in Paris, bei aller Bewunderung und Furcht, welche der Kaiser einflößte, doch weder im Volke, noch in den höhern Classen, und am wenigsten in seiner gewohnten Umgebung, eine eigentliche Verehrung für ihn, ein Glaube an ihn als an ein höheres Wesen bestand; die Franzosen, sofern sie ihn als groß anerkannten, hätten ihn doch nur für groß in dem gehalten, was sie alle zu leisten sich getrauten; sie hätten in ihm nicht andere, sondern die gemeinen Eigenschaften, nur in ungemeinen Maßen gesehen.

Dies Letztere ist aber recht eigentlich das Kennzeichen eines aus den Zuständen erwachsenen Volkscharakters. In einem Menschen aus der Masse, einem Genie, das von unten auf die Welt an der Wurzel faßt und schüttelt, ist nichts Sublimes, Superfeines, keine graziöse Gewandtheit der Form, kein Parfüm des bevorzugten, in Sammet und Seide wattirten Herkommens. Napoleon war das Ergebniß der Revolution, Sohn und Kämpfer der Republik, und als solcher unsterblich und für immer groß und glänzend. Die Republik hatte sich mit ihm an die Spitze Europa's geschwungen. Alle Größe hat auch ihre Schönheitslinien und im Jüngling, im General Napoleon war nicht nur Dämon der dunklen Gewalten, war auch der Schwung der Idee, die Schönheitslinie des neuen Jahrhunderts erkennbar. Man muß ein Bild Bonaparte's aus der Zeit der Schlacht von Arcole, etwa wie es Appiani malte, in der Villa Melzi am Comersee kennen, um zu wissen, daß Napoleon's Züge auch ihre Epoche der idealen Schönheit hatten. Mit der Republik hörte sein eigentliches Wesen auf, denn dazu war wohl dieser Mann des Feldlagers nicht berufen, sich der Reihe der altberechtigten Fürsten einzuverleiben. Die Weltgeschichte hatte sich sehr getäuscht in ihren Plänen, sie hatte für die europäische Menschheit eine Republik gewollt, aber sie erlahmte an diesem Gedanken, denn ihr begonnenes Werk war kein Friedenswerk, ihre Republik war nur

Digitized by Google

eine Geburt des Krieges und der Vernichtung. Die Weltgeschichte erröthete vor diesem vorschnellen Gedanken, inmitten der versunkenen Zustände Europa's eine Republik zu schaffen, und um dies Erröthen über sein eigenes Kind zu verstecken, verwandelte sie schnell mit Zorn und Spott Alles in sein Gegentheil. Der Sohn des Aufruhrs der Menschenrechte — ein legitimirter Fürst, der den Papst schützte, mit einem alten Hause sich verband, einen Hof mit Erbadel und coquettem Glanz um sich breitete! Darin lag der Hohn, den der Weltgeist mit seiner eigenen Schöpfung trieb. Es liegt außerordentlich nahe, nachzuweisen, wie seltsam Napoleon als Fürst, am Hofe und im Salon überhaupt und in der Discussion der Gesellschaftswelt sich ausnehmen mußte, allein es sollte das, wie mich dünkt, nicht ohne jenen Hinweis geschehen, daß Napoleon dem Boden des politischen Herkommens gar nicht verfallen mußte, falls sich die Weltgeschichte in ihrem Gedanken treu blieb. Varnhagen entwirft auch ein Bild vom Kaiser Alexander, und hier weidet er sich denn recht an den anmuthig geselligen Eigenschaften, an der coquetten Humanität und alle den freundseligen Tugenden eines gebornen Monarchen. Glänzende Beredtsamkeit, herablassendes Wohlwollen, liberales Wortgeschmeide, das Alles, was einen Fürsten im Salon so liebenswürdig macht, ging freilich Napoleon ab.

Für große Zeiten und große Naturen ist Varnhagen's Darstellung nicht gemacht. Er schildert Zwischenepochen und Nebenfiguren am glücklichsten. Solche Epoche ist die von 1809 bis 1814. Glänzender geschliffen kann nicht leicht ein Zeitspiegel sein, als er sich in Varnhagen's Auffassung darbietet. Die gewandteste, geschmeidigste Persönlichkeit ist hier so sehr der Schlangenbewegung jener Zeitgeschichte anheimgegeben, daß sie nicht nur von dieser bedingt, sondern ganz und gar deren Erzeugniß zu sein scheint. Wie viel hierin erworbene Kunst, wie weit das eigene Naturell des Schreibenden diese Selbstverläugnung, dieses Selbstverschwinden vor den Objecten als Nöthigung fühlte, läßt sich kaum noch trennen und aus einanderhalten. Daß der Geist der modernen Jahrhunderte, und mit ihm die Speculation des modernen Geschichtschreibers noch eine ganz andere, mich dünkt, höhere Stellung erobern könne, mag hier außer Betracht

Digitized by Google

bleiben; daß eine Zeit der Wiederherstellung alter nationaler Ordnung nach der ungeheuersten und schmerzlichsten Wiedergeburt, welche die Menschheit durch die Revolution errang, nicht das Gepräge einer so glänzenden und so scheinbar harmlosen Heiterkeit an sich trägt, als uns Varnhagen's Darstellungsweise schmeichelhaft einreden möchte, soll hier ebenfalls zu keiner Abhandlung, zu keinem Glaubensbekenntnisse verleiten. Die mühsame Erhebung des Vaterlandes aus Schmach und Erniedrigung mit beredter Feder zu schildern, ist schön und liebenswürdig, aber groß und für die Ewigkeit denkwürdig wär' es, eine tragische Satyre über die Art und Weise zu liefern, wie sich die Menschheit Jahrzehende lang mit ängstlicher Rührigkeit bemühte, den Riß, den die Revolution in das Gebäude warf, auszuflicken und die offenen Wunden zu verdecken, die zu heilen unmöglich schien. Es gibt eine Historiographie, welcher diese Aufgabe zufällt. Von welcher Seite her sie für die laufende Epoche des neunzehnten Jahrhunderts in's Leben treten wird, ist nicht ersichtlich, vorläufig fehlt es unter den Jetztlebenden an der Hand und auch am Herzen, am Muth dazu. Bleiben wir mit Dankbarkeit bei dem, was uns geboten wird. Wir sehen in Varnhagen einen glänzenden Vertreter deutscher Memoirenliteratur. Alles an ihm, an dem Autor und seiner Darstellung, ist Glanz und Heiterkeit, und, um diesen Wiederschein herrlicher Lebenskräfte zu schirmen, Klugheit des Auges, Umsicht des Blickes, Liebe zum Menschlichen bis in die kleinste Einzelnheit der Lebensäußerungen. In dieser Humanität ist viel Kunst. So wie sie hier erscheint, mit fast ängstlicher Genauigkeit in Ausübung ihrer Tugenden, ist sie nicht ohne Aufopferung entgegenstehender Naturanlagen denkbar, diese Leidenschaftlosigkeit ist eben erworbene Tugend, Calcül des sich selbst verstehenden Geistes. Diese scheinbar sittliche historische Ruhe, die ein deutscher Tacitus vielleicht mißachten wird, ist das Erzeugniß tausendfacher Nöthigungen, tausendgestaltiger Rücksichtsnahme; sie scheint mehr kalt, als sie es ist, denn bei ihrer Nervenzartheit zittert sie bei jedem leisen Winde, der Menschenglück bedroht. Menschliches Glück zu begreifen und das Dasein in seinen Genugthuungen, das Pflanzenleben der Menschheit in seiner glänzenden Farbenschönheit zu verstehen und hinzustellen, das ist das Ziel dieser biographi-

Digitized by Google

schen Feinheit. Für die Tragödie des Unglücks hat dieser Pinsel nur matte Tinten, und eine dämonische Größe zerfällt fast in kleine Bischen vor dieser historischen Portraitmalerei, die à la Denner jedes Fäserchen in engste Nähe bringt und oft bei ganz unscheinbaren Privatgesichtern mit dem Detail eine Kostbarthuerei treibt. In der Romandichtung gibt Walter Scott, in der Malerei jener Balthasar Denner die entsprechende Parallele; nur daß sich bei Varnhagen diese Werthhaltung der menschlichen Einzelnheit aus einer seltenen Nervenzartheit des Geistes erklärt.

Haben wir hiermit diese biographische und zeitgeschichtliche Darstellungskunst Varnhagen's aus des Mannes eigenem Naturell, wie mich dünkt, gedeutet und erklärbar gefunden, so wird uns ihr Werth erst recht ersichtlich, wenn wir sie als einen in Deutschland neuen und noch einzigen Gewinn erwägen. Die Eigenheit der Deutschen, sich monologisch zu entwickeln, sich als Subject hinzustellen und die Zustände neben sich liegen zu lassen, ist nicht selten bis zur krankhaften Grille gediehen. Nur großen Naturen sei diese Einsamkeitslust zugutgehalten, obschon sie sich auch an ihnen nach irgend einer Seite hin als Versagung rächt. Hier aber, mit diesen Memoiren, ist in der Literatur der Impuls gegeben, die Zeitgeschichte nicht als das von dem persönlichen Lebensinhalt Fremde, oder diesen von jener geschieden zu gestalten, hier ist beides auf das innigste verzweigt, das Leben in der Gesellschaft und das Leben im eigenen Herzen so gemeinsam verwachsen, wie es in gleicher Art bisher nur an jener Romanfigur Goethe's, an Wilhelm Meister, ersichtlich, der eben nur an den Stoffen der ihn tragenden Welt sich heranbildet, nur so viel gilt, erwirbt und ist, als sie ihm gestattet und gebietet. Mit dieser Figur hob Goethe den Werther auf und widerlegte damit die Schwelgerei des in Einsamkeit nistenden Gehirns, das sich der Welt, weil es sie nicht umgestalten kann, entzieht. Möchte in Deutschland die Zeit da sein, wo sich die Charaktere nicht anders als mit und an den Zuständen heraufgestalten, oder vielmehr, möchten die Zustände sich heranbilden an der Geschichte der bedeutsamen Persönlichkeiten, damit die Blüthen der Bildung nicht abgelegen und vom Vaterlande getrennt sich entfalten!

Digitized by Google

Fassen wir Varnhagen's Geschichtschreibung als historische Portraitmalerei, so läßt sich eine ganze Reihe von Gestalten aufführen, denen seine Kunst ein literarisches Dasein gab, das er mit den zärtlichsten Farben seines sorgsamen Pinsels ausführte. Recht eigentlich ist er der Geschichtschreiber jener zweifelhaften, in Sorgen schwankenden, in Rücksichten untergrabenen, im Wollen und in Thatkraft leise aufathmenden deutschen Epoche von 1807 bis 1813. Wir finden Varnhagen bald im Norden, bald im Süden, Osten und Westen des Vaterlandes, überall einen durch Klippen und Sandbänke durchsteuernden modernen Odysseus. Im Jahre 1807 ist er in Berlin, auch in Hamburg. Hier schildert er die gebeugte Haltung des Zeitgeistes; zugleich entwirft er von Schleiermacher, Friedrich August Wolf, Johannes von Müller, Fichte, Fouqué, Harscher und andern Nebenpersonen die sprechendsten Bildnisse. Das nächste Jahr sieht ihn im Süden; er entwirft von Jean Paul, Justinus Kerner, von Jung Stilling Portraits. Der Zeitfolge nach einzureihen wären dann aus dem zweiten Bande die Darstellungen der Schlacht von Wagram und des Festes, das der Fürst Schwarzenberg in Paris gab. Gegen das historische Unglück und den Glanz der großen Welt macht dann der Abschnitt: »Steinfurt 1810, 1811« einen eigenthümlich idyllischen Eindruck. Hier lebt sich Varnhagen bei der gezwungenen Trägheit der allgemeinen öffentlichen Zustände Deutschlands in die Stille eines altadelichen westphälischen Geschlechtes ein, und gibt hier im Familienrahmen das Bild der damaligen Lebensverhältnisse. Nach 1811 und dann 1812 ist er in Prag, und Stein in seiner merkwürdigen Eigenheit als Charakter und Staatsmann wird die Aufgabe seiner Betrachtung und seiner Zeichnung. Es hat nicht leicht ein Biograph für Figuren, die er unbelauscht von der Seite und ungeahnet beobachten konnte, so viel Feinheit und Treue in Auffassung ihrer geheimen Geisteslinien und Herzensfalten. Als Geschichtschreiber der Jahre 1813 und 1814 hat Varnhagen das von ihm selbst eingestandene Ungemach, keinen einzigen vorherrschend und gebieterisch großen Charakter zu finden, der das Geschick der Welt, wie Napoleon auf der entgegengesetzten Seite, an sein Ich gefesselt hätte. Der sogenannte Befreiungskrieg ist,

Digitized by Google

wie Varnhagen sich ausdrückt, als namenloses Eigenthum eine Gemeinschaft Aller, und die Antipathie der Welt gegen Frankreich schien ihm kaum bindend genug, um die Sache als gemeinsame festzuhalten. Varnhagen begreift auch im Volke nur Einzelne, den Geist der Masse kennt er nicht.

Digitized by Google

14.

Kleine Heimlichkeiten großer Leute.

»Der Vorwurf der Indiscretion ist mir bis jetzt nicht gemacht worden«, äußert Hofrath Dorow im Vorwort zu der neuen Folge seiner »Denkschriften und Briefe.« Gleichzeitig mit dem Erscheinen dieser neuen Sammlung werthvoller Heimlichkeiten aus der modernen Menschenwelt machten sich in politischen Blättern von anonymen Briefstellern allerdings Vorwürfe solcher Art laut, jedoch nur im Allgemeinen, ohne bestimmte Anklage, nur mit der Andeutung, ob die Gesetzgebung nicht Willens sei, hier eine feinere Grenzlinie zu ziehen, da mit um sich greifender Veröffentlichung brieflicher Geheimnisse uns die Nachtheile der Preßfreiheit überkämen, ohne daß wir den Genuß von deren Vortheilen hätten. — Daß es unter den Zuständen deutscher Nation so wenig öffentliche, so wenig freie, ehrliche, und so viel verkrochene und verkniffene Charaktere gab und gibt, ist eine Krankheit allgemeiner Verhältnisse, von der sich das Leben des Einzelnen selten ganz rein und frei erhält. Durch Hervorziehen der heimlichen Beichte in brieflichen Mittheilungen wird die Lüge, die Schiefheit, der Widerstreit zwischen unserm Wollen und Können, zwischen unserm Innern und Äußern, unserm Herzen und unserm Angesichte schreiend offenbar. Hier wird allerdings Schonung und Rücksicht eine Pflicht, damit die Person, die hier zum Theil nur Product ist, während der allgemeine Zustand sich als Factor erweist, nicht die alleinige Buße zu tragen habe. Eine solche Rücksicht finden wir in vorliegendem Hefte allerdings geübt; in Bezug auf das kürzlich erschienene »Leben des Freiherrn von Stein,« in welchem Fürst Harden-

Digitized by Google

berg gemißhandelt wird, spricht Hofrath Dorow sogar den Wunsch aus, daß zur Ehre des Schreibers mehrere Briefschaften besser zu unterdrücken wären, und fügt hinzu, sein eigen Erlebtes mit dem Minister Stein, sammt den dazu vorhandenen Documenten, müsse einer spätern Zeit zur Veröffentlichung vorbehalten bleiben, indem noch Lebende schmerzhaft dadurch berührt werden möchten. Eine allzu starke Empfindsamkeit bei Lebenden darf man jedoch nicht voraussetzen, noch ihr Vorschub leisten. Mancher erlauchte Mann, er stehe durch Geburt hoch, sei z. B. ein König, oder habe sich durch ein Talent historisch gemacht, das der Federführung entbehrte, wie der Soldat im Felde, wirft seine Privatbriefe schleunig hin, und es ergeben sich, treten diese unverhofft an's Licht der Sonne, sprachliche Merkwürdigkeiten. So ruft sogar ein sonst in Versen wohlgewappneter Staatsmann: »Wie helf' ich mich da heraus?« Generallieutenant von Lossau, dem Preußen die erste Idee zur Organisirung einer Landwehr verdankt, schreibt an Dorow: »Ich schmeichle mich.« König Ludwig von Baiern, der deutsche Barde auf dem Throne, schreibt an den General von Witzleben in Berlin: »Nur in ein festes Halten an Preußen sehe ich Teutschland's Heil.« Man hat dem Herausgeber bitterliche Vorwürfe gemacht, daß er kleine Nachlässigkeiten dieser Art unsterblich macht und im Druck der Nachwelt überliefert. Mich dünkt jedoch, er habe erstlich gar nicht das Recht, dergleichen zu tilgen; in den Handschriften Friedrich's des Großen bewahrt man königlich absolute Grammatik und Orthographie sogar mit patriotischer Pietät, und dann sind in den meisten Fällen solche Naivetäten viel zu gutartig, um sie grausam zu tilgen. Börne fand an den Bekenntnissen des Kindes Bettina die Orthographie am liebenswürdigsten, und wenn früher eine Dame, die mit dem Englischen so vertraut wie mit dem Deutschen ist, »guter Authors« an mich schrieb, das th der Engländer im Worte beibehaltend, so mocht' ich das um alle Welt nicht missen, denn es war mir bedeutungsvoll, das der »Thor« im Autor durchblickte.

Vom Minister Altenstein lesen wir vom Jahre 1826 Eröffnungen über Professor Hengstenberg, über seine Thätigkeit, die damals noch weniger finster, weniger fanatisch zu sein schien, und über seine Weigerung, sich nach Königsberg versetzen zu lassen. Ein

Digitized by Google

anderer Brief des Ministers an Johannes Schulze äußert sich über Hegel's Tod, der in den November 1831 fiel. Auch einer von den Briefen Varnhagen von Ense's hat den Tod des großen Philosophen zum Thema; zugleich macht der Schreibende eine Äußerung über seine Differenz mit Hegel in Bezug auf Fichte. Der Grund der Mißliebe Hegel's gegen Fichte ist ein begreiflicher. Er ist nicht so persönlich, wie Hegel's Scheu und Unwille war, wenn er in der Geschichte der Philosophie von Schelling sprechen mußte, den sein System überholt hatte und vor dessen primitivem Genie er sich nicht mehr beugen wollte. Hegel erschien gegen Schelling als eine arbeitende Kraft des executiven Talents, und konnte gegen diesen nie jenes Gefühl des Mißbehagens los werden, das der secundäre Geist vor dem höheren empfindet, selbst wenn er dessen geniale Willkür durch die Consequenzen einer riesenhaften Arbeitsamkeit bezwungen und überwunden hat. Hier war zugleich Persönliches im Spiele. Gegen Fichte war die Nebenbuhlerschaft von anderer Art. Hegel war sein directer Nachfolger auf dem Katheder und zugleich sein directer Gegensatz in der Wissenschaft des Denkens. Zur Nothwendigkeit der Gegnerschaft gesellt sich aber leicht der Reiz des Widerspruchs, und es ist menschlich, daß dieser sich in Hegel auf demselben Schauplatze steigern mußte, wo er die Gemüther anfänglich noch erfüllt fand von den Wirkungen des ihm objectiv feindlichen Mannes. Fichte's Größe und Wichtigkeit ist in den Darstellungen Hegel's auf keine Weise historisch sachlich erledigt. Fichte's Einseitigkeit in der Wissenschaft des Denkens hält allerdings nicht Stich vor dem speculativen Denkproceß, der die Consequenz der Sache selber gibt; aber als Ereigniß der Geschichte, in seiner Wirksamkeit auf Volk und Zeit, als Mann der geistigen That steht Fichte großartig und glänzend da gegen Hegel's scholastische Arbeitsamkeit. An sonstigen Briefen von Philosophen müssen wir die beiden Billets Kant's an Hippel erwähnen. Sie berühren königsberger Örtlichkeiten. Kant's Garten stieß an den Gefängnißthurm, dessen unfreiwillige Bewohner zum lauten Singen und Beten angehalten, durch ihre erzwungene Frömmigkeit den alten Weisen täglich im Denken störten. Er wendet sich deshalb an den Bürgermeister, den vertrauten Verfasser der »Lebensläufe,« dringlich bittend, die »Heuch-

Digitized by Google

ler im Gefängniß« möchten genöthigt werden, »ihre stentorische Andacht« zu mäßigen; ihr Seelenheil würde dabei nicht Gefahr laufen, wenn sie schluchzten, statt zu schreien, als stäken sie am Bratspieß. · Diese Situation des königsberger Weltweisen ist humoristisch und originell genug, um sie weiter zu einer Scene aus seinem Leben auszuarbeiten. Daß er nicht ruhig denken kann, wenn die Verbrecher im Kerker nach dem jenseitigen Himmel schreien, ist ergreifend. (Der Brief ist aus dem Jahre 1784; Kant lebte von 1724—1804.)

Von August von Stägemann (geb. in Vierraden 1763, gest. in Berlin 1840) erhalten wir vier Gedichte, die er nicht, oder nur mit starken Abschwächungen, unter seine Sammlung aufnahm, und eine Erklärung über seine »polnischen Anti-Messenienen.« »Die Unternehmung eines unterdrückten Volkes, seine Fesseln gewaltsam zu lösen,« schreibt der preußische Staatsmann, »wird überall und zu allen Zeiten die Gemüther bewegen und die Dichter zu Gesängen entflammen. Ich habe in früheren Tagen die Araukaner besungen. Aber von dieser Art ist die deutsche Theilnahme an der Sache der Polen nicht; man müßte die Augen absichtlich verschließen, um nicht gewahr zu werden, daß unsere sogenannten Notabilitäten, zu deutsch Oberflächlichkeiten, nur die Triumphe verkündigten, die sie über die vaterländischen Regierungen zu feiern erwarteten. Diesen Triumphen, nicht den Niederlagen der Polen habe ich mein Pereat gebracht.« — Vom preußischen Minister Stein (geb. in Nassau 1757, gest. ebend. 1831) erhalten wir unter anderem vom Jahre 1826 eine Äußerung über Kaiser Alexander von Rußland. »Der Tod des Kaisers Alexander!« schreibt er, »ich verlor an ihm einen großmüthigen, edlen, nachsichtsvollen Beschützer — ohne ihn, wie wäre ich verfolgt, vernachlässigt, geneckt worden!« Dieser gepreßte Ausruf eines deutschen Staatsmannes mitten im Schooß seiner Nation ist erschütternd genug. Wann wird die deutsche Creatur in sich gehen, und von der Mißliebe gegen ihre Talente, von der Schmähsucht gegen ihr eigen Fleisch und Blut ablassen?

Die vier Goethe'schen Briefe an den preußischen Minister Schuckmann, nebst kleinem Aufsatz über die Technik der Steinmetzen und die Organisation ihrer Bauhütte, sind aus den Jah-

Digitized by Google

ren 1815 und 1816. Sie betreffen die preußische Erwerbung von Kunstsachen am Rhein und die projectirte Gründung eines rheinischen Museums in Cöln. Daß Goethe hierbei zu Rathe gezogen, steht zu vermuthen. Er weist auf die Wallraf'sche Sammlung in Frankfurt hin, deutet an, wie sich die Schätze der Gebrüder Boisserée gewinnen ließen. Im Anhange bringt Hofrath Dorow, den Hardenberg zum Director des Museums bestimmte, die weiteren Actenstücke und Denkschriften über dieses Lieblingsproject des Staatskanzlers, das jedoch später, als die Ausführung des Plans in Altenstein's Hände kam, sich in anderer Weise verwirklichte. Altenstein gab den Gedanken eines rheinischen Centralmuseums auf und verwies die Sammlung dieser Art an die Universität Bonn. — Von Goethe'schen Briefen erhalten wir noch einen an Stägemann, nach Empfang von dessen »lyrischen Erinnerungen« vom Jahre 1829, und drei an Altenstein aus den Jahren 1826, 1830 und 1832. Goethe empfiehlt den hirschberger Privatlehrer Schubarth zu einer Anstellung als Gymnasiallehrer und erhält die Entgegnung, daß die Anstellungen in Preußen nach dem Grade der Prüfungszeugnisse erfolgten. Was denn der Alte bestens acceptirt und lobt.

Von Eulogius Schneider, dem blutdürstigen Volksführer, der am 1sten April 1794 in Paris unter der Guillotine fiel, finden wir einen merkwürdigen Brief aus seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre, noch vor seinem Auftreten in Paris, aus Bonn vom Jahre 1789. Er erzählt dem Mann der allgemeinen Bibliothek, Nicolai in Berlin, seine deutschen Schicksale, wie er neun Jahre dumpf und schwül im Kloster gelebt, dann sich aus dem Kerker des Leibes und der Seele befreit habe, in Stuttgart drei Jahre Hofprediger gewesen sei und als Professor der schönen Wissenschaften existire. Er habe Lust, seine Gedichte herauszugeben, um seines alten Vaters Schulden zu decken, und bittet um Beförderung der Subscribentenliste bei den Berlinern.

Die vier Briefe von E. T. A. Hoffmann (geb. in Königsberg 1776, gest. in Berlin 1822) gestatten eindringende Blicke in dieses Künstlers wunderbares Erdenwallen. Sie sind aus den Jahren 1803 bis 1807, wo Erde und Himmel, Himmel und Hölle in seiner Seele streitend durch einander liefen und jedes Element ihm den Boden unter den Füßen streitig machte. Er

Digitized by Google

schreibt beängstigt und beängstigend, immer leidenschaftlich wie ein Spieler, der sein Letztes auf die letzte Karte setzt. Der Widerstreit zwischen amtlichen Nöthigungen und dem Gelüst des künstlerischen Dranges treibt ihn in's Ungemach, und dies Ungemach steigert sich bis zur Qual des Hungerns. Es sind Gegenstände, die er seinem vertrauten Freunde macht. Sie greifen natürlich, wie auch seine Drangsale, in sein künstlerisches Arbeiten ein.

Von Karl Immermann (geb. in Magdeburg 1796, gest. in Düsseldorf 1840) erhalten wir eine Reihe Mittheilungen, ebenfalls an Varnhagen gerichtet. Der Verkehr beider Männer bestand in gegenseitiger Zusendung ihrer Schriften und gemeinsamer Theilnahme an den berliner Jahrbüchern. Dann und wann greift der Eine oder der Andere tiefer. »Gewiß haben Sie recht,« schreibt Immermann schon 1826, »wenn Sie andeuten, daß ich in Gefahr stehe, zu vereinsamen. Daran habe ich jedoch nicht allein Schuld, sondern das Theater trägt ebenfalls einen Theil der letztern. In rascher, liebevoller Wechselwirkung zwischen Bühne und Dichter erzeugt sich allein das wahrhaft große und nationale Drama. Unser Theater gleicht aber einer alternden Coquette, welche zwar mit ihren geschminkten Wangen nach allerlei Gecken umschaut, sie an sich zu fesseln, dagegen eine wahre, tiefe Neigung nicht versteht und noch viel weniger zu erwiedern weiß. Die Ruhe der Eitelkeit ist so süß, es ist so unbehaglich, sich aus derselben zu edler Thätigkeit erheben zu müssen. Ich kann den nur glücklich preisen, der nie in Versuchung gerieth, sein Streben an das große Nichts unserer Breter zu verschwenden.«

Ludwig Börne (geb. 1786, gest. den 12ten Febr. 1837) äußert sich an Ludwig Robert über dessen Lustspiel: »der Paradiesvogel,« ihm abrathend, es der Bühne zu übergeben. Die Deutschen, meint er beleidigend, möchten es mißverstehen; dies »plumpe Volk« könne nicht so viel attisches Salz vertragen, höchstens einige Körner auf ein breites Butterbrot gestreut. Es aufführen, hieße dem Volke schmeicheln, als hätte es Geist, hieße, es gewinnen wollen, wie die Polizei sagen würde. »Es könnte Sie in den Verdacht demagogischer Umtriebe und nach Mainz bringen. Mir wäre das schon recht,« schließt er, »ich

Digitized by Google

hätte Sie dann um einige Meilen näher.« Dieſe lächelnden Bitterkeiten ſind vom Jahre 1821. — Wichtiger als ein Billet an Rahel iſt ſein längeres Schreiben an Troxler vom Jahre 1835. »Die Franzoſen,« ſchreibt Börne, »wenden ſich jetzt auf eine dem Menſchenfreunde erfreuliche, dem Geſchichtsphiloſophen merkwürdige Weiſe in ihrem geiſtigen Leben dem Beſſeren und Edleren zu. Es iſt, als wäre der Teufel aus ihnen gefahren. Sie fangen an zu fühlen, daß der Baum ihrer Erkenntniß keine tiefe Wurzel hat, und ſie drehen ihn um und ſtecken ihn mit ſeiner ganzen breiten Krone, mit ſeinen Blättern, Blüthen und Früchten in die Erde, um nur feſt zu ſtehen, und opfern den Genuß der Hoffnung auf. Ihr Eifer für deutſche Wiſſenſchaft und Philoſophie ſteigt täglich und wirkt ſich immer mehr aus. Es iſt wahr, die armen Franzoſen tappen in dieſem neuen Leben bald bejammernswürdig, bald lächerlich umher; das ungewohnte Licht blendet ſie, und ſie ſehen oft weniger, als ſie in ihrer gewohnten Dunkelheit geſehen. Aber ihr Blick wird ſich nach und nach ſtärken, und wir wollen ſie bis dahin brüderlich führen und unterſtützen. Wir wollen etwas zur Seligkeit der verdammten Franzoſen thun, da wir Deutſche ihnen ſo manchen irdiſchen Vortheil und Genuß verdanken. Den Theil der Schuld, der auf mich fällt, will ich abtragen. Ich will in meinem franzöſiſch geſchriebenen Journale den Franzoſen über deutſche Literatur und deutſches Leben ſprechen, ſo gut ich es verſtehe. Aber mein Verſtändniß und meine Kraft reichen nicht ſo weit, als mein guter Wille.« — Das war die Balance; und er macht Troxler nähere Vorſchläge zur thätigen Beihülfe.

Digitized by Google

15.

Semilasso.

Der »Verstorbene« hat sich in ein neues Reise-Incognito geworfen. Er nennt diesen seinen neuen Milchbruder, dessen Fahrten durch die Welt er beschreibt, Semilasso, und schildert ihn als einen Mann von hoher Statur, bei der Hälfte seiner Lebensjahre angelangt, von schlanker, wohlgeformter Gestalt, die jedoch physisch mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit und Gewandtheit als Festigkeit verräth. Bei näherer Betrachtung zeigt sich an diesem Manne das Cerebralsystem besser ausgebildet, als das Gangliensystem, und einem Phrenologen wird es klar, daß diesem Sterblichen vom Schöpfer etwas mehr Kopf als Herz, mehr Rationalismus als Schwärmerei zugetheilt, und er folglich nicht zum Glück des Lebens vom Schicksale bestimmt worden sein möchte. In seinen Augen liegt sein ganzer Charakter; man kann sie in Zeit weniger Secunden matt, abgestorben, farblos werden und dann plötzlich wieder auffunkeln sehen, wenn eine humoristische Moquanterie wie eine zirpende Grille in seinem Gehirne sich verlauten läßt. Der permanenteste Ausdruck seiner Züge ist jedoch eher leidend zu nennen, obwohl die Schwermuth seines Gemüthes und eine sarkastische Bitterkeit, zu der sein Verstand sich aufgelegt fühlt, vor der weichlichen und saloppen Vornehmigkeit seines Wesens nicht recht aufkommen können. Sein größtes Glück ist das Wohlbehagen an den kleinen Zufälligkeiten und zufälligen Kleinheiten des Lebens. Der Weg, nicht das Ziel, ist sein Genuß. Darum dies planlose Herumschlendern in der Welt, darum diese salonmäßige Moquanterie, die nicht recht zum Humor werden will,

Digitized by Google

weil sie sich die tieferen Interessen des Lebens vom Leibe hält, oder höchstens cavalièrement mit ihnen umspringt, als seien sie Biscuit beim Nachtisch, das man auf dem Teller zerbröckelt, weil der gesättigte Magen es verschmäht. Die prätentiöse Toilette des »Weltgängers« ist ganz der äußere Abdruck seines innern Menschen, etwas raffinirt nachlässig und doch bei aller Verläugnung der Vornehmigkeit nicht ohne den Anstrich von coquettem Selbstgefühl.

Wir haben in diesem Weltgänger Semilasso ganz den alten »Verstorbenen,« der im Grunde selbst sein Reisecostüm nicht geändert hat, und dem sein Bewußtsein über sein eigenes Wesen eben zu nichts hilft, da er sich in seinem Mißfallen über sich selbst allzu sehr gefällt. Diese Schilderung, die der Autor von seinem Milchbruder macht, ist sehr offen und ehrlich; deshalb wird er eben so wenig als der Fürst Pückler es uns verargen, wenn wir in dies Portrait des Weltgängers unsern eigenen kritischen Pinselstrich hier gleich mit eingetuscht haben. Mit dem Namen Semilasso treibt der Verfasser in dem Vorworte seine gewohnten Späßchen, womit er den Leser und sich selbst mystificirt. Er weiß selbst nicht recht, was er mit dem Worte Semilasso machen soll. Es scheint ihm ein aus dem Lateinischen germanisirter Name zu sein, wie vor hundert Jahren die Gelehrten ihre Namen latinisirten; »oder,« sagt er, »vielleicht ist es auch eine Anspielung auf das Wort **Lasso**, welches in Südamerika die Schlinge bedeutet, mit der man Pferde und Rindvieh, auch Menschen und wilde Thiere zu fangen pflegt.« Das Wort Weltgang sei nach Analogie der Worte: Kirchgang und Spaziergang zu verstehen. Traum und Wachen erkläre sich von selbst, oder vielmehr gar nicht, was auf Eins herauskomme.

Mit dieser charakteristischen Nonchalance schließt das kurze, vom 1sten Januar 1835 in Algier datirte Vorwort. Der Weltgänger Semilasso läuft allerdings halb träumend, halb wachend über den Erdboden hin. Spräche nicht die vornehme Selbstgenügsamkeit aus jeder dritten Zeile, die er schreibt, so könnte man manche seiner Äußerungen für somnambül halten. Es ist aber in der That nur das vornehme Ennui, das hier auf Reisen geht, sich schläfrig herumdrückt, um der Langenweile zu

Digitized by Google

entfliehen, aber diese, wie ein erstgeborener Sohn Englands, der den Continent durchschlendert, überall mit sich schleift. Es ist bei aller Wissenslust doch viel Indifferentismus in dem verkappten Reisenden, und nur dann und wann springt ein Funke des Witzes über die verdrossene Lippe des zwischen Wachen und Träumen hinschwankenden Weltgängers. Diese einzelnen Witzfunken, welche die oft aschfarbene Langeweile der Reiseberichte durchbrechen, geben dann die beliebten Alfresco-Geschichten, von denen sich auch in diesem vorletzten Weltgange eine hübsche Reihe vorfindet, obwohl nicht zu läugnen ist, daß die früheren Papiere des Verstorbenen piquantere Züge boten. Der Weltgänger Semilasso hat diesmal den unglücklichen Einfall, meistens mit Hauderern durch Deutschland zu fahren, und mich dünkt, sein Witz habe dadurch an Munterkeit verloren. Die Transportirung auf Schnellposten und Eilwagen ist allerdings weder für einen träumerischen, noch einen genußsüchtigen, weder für den melancholischen, noch den witzlustigen Reisenden das angemessene Mittel zur geistigen und leiblichen Fortbewegung. Diese mercantile Eilfertigkeit hebt alle Gemüthlichkeit, alle Romantik auf. Mit den Eisenbahnen wird aller humoristischer Schlendrian aufhören, man wird auf Reisen nichts mehr erleben, nichts mehr erlügen können, oder man müßte denn eigens Societäten stiften, zur Ermunterung und Unterstützung müßiggängerischer Reisenden. Solche Müßiggangsvereine könnten die Romantik des Reiselebens, mit der es schlimm steht, noch in Zukunft sichern. Allein mit Hauderern fährt man auch nicht just romantisch; man müßte denn aus Langerweile und Verzweiflung allerlei Grillen aushecken, die wie romantische Hirngespinnste aussähen. Allein es ist nicht rathsam, daß der Humorist sich einen Hauderer dingt; der Humor muß zu Fuße laufen, der Witz muß Sohlen abreißen, er muß hier tanzen, dort springen, reißaus nehmen und con amore still liegen können, ganz nach eigenem Bedürfniß. Alle Gleichförmigkeit, es sei in Eile oder Langsamkeit, ist der Tod des Witzes. Darum hat der Weltgänger nicht wohl daran gethan, daß er einen Hauderer nahm und nicht die Beine in die Hand.

Der Weltgang beginnt von Carlsbad nach Eger, Baireuth, Bamberg, Würzburg und dann rascher nach Paris. Semilasso

Digitized by Google

betrachtet Deutschland, ohne daß er es sich selbst gesteht, wie ein pays de cocague. Seine Berichte über deutsche Städte haben den Charakter eines schläfrigen Müßigganges, der, um nichts Solides berichten zu müssen, die Hauptpuncte bei Seite liegen läßt. Und doch wäre der Verstorbene gerade der Mann dazu, uns z. B. von München, das er absichtlich nicht besucht, hübsche Skizzen zu liefern. Allein zu wirklichen Reisebildern bringt es der Autor nicht. Einzelne hübsche Züge gibt sein Besuch im Narrenhause zu Baireuth, seine Schilderung der bamberger regatta auf der Regnitz, und manche parodirende Kritik von schlechten Kirchenbildern in Baiern. Der Weltgänger zieht wie ein schleichender Iltis umher, um die kleinen mittelalterlichen Narrheiten Deutschlands abzutödten. An großen Blicken fehlt es diesmal ganz. Am meisten gefällt sich der Weltgänger, wenn er sich von Stubenmädchen Moral predigen läßt. Um sich metaphysisch zu stimmen, hat er den Anblick einer Tuchnadel auf schönem Busen nöthig, wie das bei der Frau von James-Rothschild der Fall ist. »Heute,« so schreibt er aus Paris, »warf mich der Anblick ihrer Tuchnadel in die Philosophie. Es war eine Schlange, die einen Schmetterling festhält. Welch tiefsinniges Emblem! Gar vielfach, ernst und scherzend, läßt es sich auslegen. Mir bedeutet es: die Ewigkeit, welche mit der Unbeständigkeit Eins ist, denn was ist die Ewigkeit anders, als Einheit im ewigen Wechsel?«

Der Aufenthalt in Paris während des Spätsommers 1834 bot nicht viel des Interessanten dar. Die zahme Schilderung von Louis Philipp's Hofe und Häuslichkeit ist gutmüthiger, als man sie von einem Verstorbenen, der sich nur durch elektrischen Witz wieder zu beleben pflegt, erwarten sollte. Die italienische Oper war geschlossen. Von Heine erfahren wir höchst wenig, von Börne nichts. Mad. Junot, Mad. Recamier, Frau von Constant werden flüchtig berührt, ebenso Chateaubriand. Etwas mehr erfahren wir von Sophie Gay. Interessant sind einige Anekdoten von der Staël, und Cüstine's Worte über Rahel.

Von Paris wendet sich der Weltgänger nach St. Quentin und Lüttich. Eine Episode macht das Duell mit dem Obersten C., das uns ausführlich erzählt wird. Dann wendet sich Semilasso über Orleans und Tours nach dem südlichen Frankreich. Ein von

Digitized by Google

Reisenden wenig berührter Punct ist das Schloß Chenonceaux, welches Franz I. für Diane von Poitiers erbauen ließ. Die Schilderung der dortigen Gemälde ist sehr interessant, besonders die daran geknüpfte Charakteristik des Herzogs von Vendôme. In Bordeaux besucht der Verfasser das Caveau im St. Michelthurme, an dessen innern Wänden die vielen Mumien sitzen, welche die Trockenheit und Wärme des Gewölbes am Verwesen hinderte. Hier schwelgt der Weltgänger einige Minuten in seiner Hamlet's-Schwermuth, der sich ganz hinzugeben der buntgeschäftige Müssiggang seines Reiselebens selten zuläßt. Bald darauf nimmt ihn der Tag mit seinen winzigen Erlebnissen wieder in Anspruch, in seinem Gemüthe macht sich wieder jene lordmäßige Zähigkeit geltend, bei der es nicht recht zum Scherz und nicht recht zur Trauer kommt. In Tarbes macht der Weltgänger Winterquartier und amüsirt sich, soweit es seine Schläfrigkeit und sein Zustand zwischen Traum und Wachen zulassen, mit den schlauen und naiven Bearnerinnen, die recht gern jeden Handschuh, den man ihnen hinwirft, aufnehmen. Er schildert sie uns mit schönen feurigen Augen, schwarzem Haar, buschigen Augenbrauen, angenehm klingendem Patois, aber schmuzigen Strümpfen und schadhaften Pantoffeln. Der kleine Anflug von Schnurrbart, den sie haben, ist so recht des Weltgängers Passion. Allein etwas Erkleckliches will sich nicht ergeben, und man kennt die mittägigen Französinnen schon genauer durch Jenen, der seine Reiseabenteuer mit ihnen beschrieb, ohne je eins davon erlebt oder das südliche Frankreich überhaupt betreten zu haben. Ich meine Thümmel. Sehr begierig dürfen wir auf die Schilderung sein, die uns Semilasso künftig von den braunen Afrikanerinnen in Marokko machen wird. Der nächsterscheinende Band des Werkes wird jedoch noch vom südlichen Frankreich handeln. Das ganze Werk wird sich nämlich noch weit hin spinnen und die »privilegirte geheime Titulaturgesellschaft zur Verbreitung unschuldiger Bücher in M—u,« welche sich als Herausgeber-Comité ankündigt, vermeldet uns, daß der zweite Theil von Afrika, der dritte von Asien und der vierte von Rußland, das man füglich als einen Welttheil für sich betrachten könne, handeln werde. Alles Heil dem Weltgänger auf seiner großen Tour! Möchte die Sahara homöopathisch auf

Digitized by Google

sein Gemüth gewirkt haben, damit sich in ihm eine Sehnsucht regt nach den frischen Oasen des Lebens, und sein innerer Mensch an Elasticität gewinnt, um für Freude und Schmerz befähigter zu werden. Vielleicht gaben ihm die braunen Muselfrauen eine mehr rosenfarbene Laune, oder sind Ursache, daß es dem Weltgänger einmal grün und gelb vor den Augen wird. Wenn nur seine aschfarbige Stimmung wechselt! Sie liegt ihm wie ein Fluch im Herzen. Es ist der Fluch des civilisirten Ennui der modernen vornehmen Welt, die sich gern mit dem demokratischen Leben verbrüdern möchte, aber doch die Mesalliance im Grunde scheut.

Semilasso hat sich zu guter Letzt als »Vergnügling« dem Publicum vorgeführt. In seinen »griechischen Leiden« versichert er, um sich als ganz frei von den Vorurtheilen seines Standes hinzustellen, er wolle lieber der Sohn eines reichen, jüdischen oder gleichviel christlichen Banquiers sein, als ein alter Edelmann. Inzwischen darf dies blasirte Bekenntniß nicht verhindern, in den sonstigen Glaubensbekenntnissen des Verstorbenen den alten Edelmann zu erkennen. Dieser alte Edelmann offenbart sich in seiner Überzeugung vom Heil der Despotie und der Sclaverei. Da unsere dermalige Civilisation einmal auf barbarischen Elementen beruhe, sagt er, so seien »geregelte Despotie und selbst Sclaverei die besten Mittel, um eine Nation, sowie jedes Regiment groß, wirksam und formidable zu machen.« Die größten Epochen in der Geschichte seien immer solche, wo Despotie und Sclaverei am schroffsten hervortreten. Ganz gefehlt hätten uns beide bis jetzt, Gott Lob! noch nie. In Deutschland schienen sie jetzt am wenigsten vorhanden zu sein, weshalb dies auch die unbedeutendste politische Rolle spiele, in den Vereinigten Staaten Amerika's am meisten, weil es dort noch wirkliche Sclaverei gebe. (S. südöstl. Bildersaal Th. 3. S. 435 fl.) — In diese Sackgasse verlaufen sich nun die Gedanken des Verstorbenen, mit diesem Bekenntniß scheint die Mission dieses Schriftstellers zu enden. Es sind dies Ansichten des alten Edelmanns, den die französische Revolution aus dem Lande jagte; es klingt wie die paradoxe Verzweiflung der Refugiés, wie die düstere Gemeinheit der altfranzösischen Vergnüglinge, welche

Digitized by Google

Frankreich auswarf, als es Athem schöpfte. In Deutschland werden diese Glaubensbekenntnisse, wie immer, erst nachträglich Literatur. Es ist gut, daß sie Literatur geworden sind; die deutsche Nation erfährt dadurch, woran sie sich zu halten hat, und kann solche trüben Stoffe ausstoßen.

Digitized by Google

16.

Ein deutscher Cavalier.

Unter dem Titel: »Cavalier-Perspective« ist ein »Handbuch für angehende Verschwender« vom Chevalier de Lelly erschienen. Der Verfasser hat das Buch »seinem lieben Vetter und Freunde,« Eugen Baron Vaerst, dem Redacteur der breslauer Zeitung, gewidmet; allein man sagt, das Verhältniß zwischen Vetterschaft und Autorschaft sei umgekehrt, Baron Vaerst sei der Verfasser und Chevalier de Lelly der liebe Vetter und Freund. Eine andere Vermuthung ist, Chevalier Lelly sei gar kein ens, kein Ding, das da ist, sondern besagter Baron habe sich selbst bevettert und mit der Freundschaft seiner selber coquettirt. Dem sei wie ihm wolle, das chevalereske Buch ist da und läßt sich als ein angenehmer Beitrag zur modernen Cavalierliteratur bezeichnen, deren fashionable Wetterfahne Fürst Pückler ein für alle Mal aufgesteckt hat. Ohne die Schriften des Verstorbenen wäre das Cavalierbuch nicht geschrieben, obschon Chevalier de Lelly in gar vielen Dingen sich von dem Weltgänger unterscheidet. Der Weltgänger hat mehr urplötzliche Gedankenproduction, mehr Schlagkraft des Witzes, mehr beißende Satyre, in der sich, trotz alles angeborenen Aristokrätelns, eine nicht geringe Dosis demokratischer Ausgelassenheit des Geistes durchschmecken läßt. Der Chevalier ist ein vorherrschend Goethisch durchgebildeter, glattgekämmter Gentleman, ein blondes seidenes Männchen gegen den flatternden schwarzbraunen Lockenkopf jenes Semilasso, der zu viel Beigeschmack von Voltaire'schem Witz hat, um in seinem Anzuge nicht vielfach salopp aufzutreten. Die »Cavalier-Perspective« ist in der That auch nur ein Apparat zum fashionablen Leben, eine Theorie, aus Casanova und Pückler geschöpft, sie ist weit feiner, sorgfältiger und

Digitized by Google

nobler geschrieben, als des Weltgängers Berichte, aber sie entbehrt der Unabsichtlichkeit und der drängenden Productionskraft, die sich in jenen beiden bekundet. Das Buch ist weit weniger Mosaik, als es der Verfasser haben will, es ist ein zu absichtlich ausgeprägtes und a priori demonstrirtes Glaubensbekenntniß. Denkehren des lachenden Aristipp, der freien Moral des liebenswürdigen Horaz und den weisen Freuden des Epikur wird in der Lebensweise des Chevaliers genug geopfert, allein Alles nur demonstrationsweise und mit dem Raisonnement des Bewußtseins darüber; das ganze Buch ist eine moderne und deutsch durchgeführte Phantasie über das Thema: »dolce far niente,« aber sie wird uns mit zu viel bereit gestellter Gelehrsamkeit aufgenöthigt, man liest hundert Seiten Predigt über den Genuß, und verliert am Ende die Lust am Genießen. Der Chevalier hätte seine Lebensphilosophie mehr in Erlebnisse und Thatsachen des wirklichen Daseins hineinverspinnen, und Ereignisse und Intriguen wie Casanova ersinnen müssen, falls er keine erlebt. Diese Kunst Casanova's, Erdichtetes wie ein Erlebniß zu gestalten, und die Producte des gährenden Gehirnes in Blut und Fleisch aufzunehmen, ist noch viel zu wenig als Sache künstlerischer Darstellungskraft beachtet und gewürdigt. An diesem eigentlich productiv poetischen Agens fehlt es der Theorie des Cavaliers. Aber einen liebenswürdigen Raisonneur kann man jederzeit in ihm finden, Montaigne's Spruch: »mon métier et mon art c'est vivre,« weiß er in hundert Variationen und mit der Grazie des weltmännischen Humanisten mundrecht zu machen, und die Aufgabe, mit seiner Natur und den Ereignissen von außen sich in beste Harmonie zu setzen, löst er wenigstens theoretisch. Nach Jouy's Ausspruch ist jede Dame, die nicht liebenswürdig ist, ein bösartiges Weib, allein weit weniger taugt ein Cavalier, der nicht Geist genug hat, um seinem Geiste zum Trotz allezeit liebenswürdig zu sein; dies ist sein Fluch und seine Cardinaltugend zu gleicher Zeit. Sehr eigenthümlich aber ist es von unserm durchaus modernen Cavalier, daß er sich in die Zeit und ihre Ansprüche und Aufgaben zu finden weiß. Da es der Hauptsatz seiner Lebensphilosophie ist, durch Genuß weit mehr als durch Philosophie die Humanität gefördert zu sehen, so verläßt er natürlich Deutschland und macht Paris zu seiner

Digitized by Google

Welt. In Frankreich, wo ein Minister Zucker raffinirt und ein Gesetzgeber Lichter zieht, muß auch der Cavalier calculiren und speculiren. Durch eine Mystification, die er mit sich treiben läßt, erlangt er den Ruf eines reichen Mannes und macht Wagnisse in Papiergeschäften. Das fashionable Leben und Treiben umschwirrt ihn, er spielt seine Rolle mit aller Grazie des vornehmen Leichtsinns, und gewinnt die Liebe einer begüterten Dame, bis Canning's Tod sein speculatives Karten- oder vielmehr Papierhäuschen umstößt, und er nach wie vor als der harmlose Flattergeist und Chevalier sans avoir erscheint, der sein Glück im Weiten sucht. Alles dies aber ist zu wenig in Fleisch und Blut aufgegangen, es fehlt an Abenteuern, an specielleren Erlebnissen, und über dem wiederholten Raisonnement, daß man, um zu leben, nicht klügeln müsse, kommt man vor lauter Vorbereitung zum Cavalierleben nicht zum Leben selbst. Dies Buch liefert blos die Grammatik dazu.

Digitized by Google

17.
Gustav Schlesier.

Gustav Schlesier, früher ein Mann der jugendlichen Bewegung, war plötzlich über Nacht sehr alt geworden. In seinen »deutschen Studien« politisirt ein sehr zahmer, greiser Doctrinär. Er ist eine gründliche Natur, wie es scheint; um so schlimmer, wenn er das Werden Deutschlands nach abgeschlossenen Acten kritisirt. Schlesier nimmt das heutige, das moderne Deutschland wie ein fertiges Buch und kritisirt es. Ein politischer Doctrinär hält sich an das, was vorliegt. Nach den Acten kritisirt Schlesier das constitutionelle Leben Württembergs; allein nach den Acten läßt sich nur eine abgeschlossene Thatsache der Vergangenheit auffassen, so wie Hegel's Weisheit, alles Wahre sei auch wesentlich ein Wirkliches, nur für das übersichtliche Leben, das hinter uns liegt, seine Geltung hat. Freilich hat in der Weltgeschichte die zeitgemäße Wahrheit überall die Macht gehabt, sich auf dem Boden des realen Daseins Raum zu brechen; aber eine Meinung, die von momentaner Majorität überstimmt wird, auch im unentschiedenen Laufe des gegenwärtigen Zeitstromes zu verdammen, eine Opposition, weil sie vergeblich ankämpft, unbrauchbar zu bezeichnen, das heißt durch kaltherziges Dreinreden das Wesen der Dinge stören, die Wiege der Entwickelung besudeln, die Unmittelbarkeit der frisch waltenden Lebenskräfte durch einen Calcül der theilnahmlosen Nüchternheit verhunzen. Daß Hegel's Lehre nicht dazu da ist, um verzagten Gemüthern in der Ohnmacht ihrer blutleeren Gefühle einen geistigen Gehalt zu geben, daß sie nicht dazu in die Welt gekommen ist, um dieser Welt einen kleinmüthigen Quietismus aufzunöthigen, daß sie viel zu dialektisch ist, um die Gegensätze der politischen Bewegung und Staatenentwickelung auf eine farblose

Digitized by Google

Mitte abzuschwächen: das nachzuweisen, mag man mir erlassen; aber unerhört ist die Thorheit, die süddeutsche Opposition mit Hegel'scher Lehre bekämpfen, gegen das Leben der Gegenwart mit dem Satze: was nicht wirklich sei, sei auch nicht wahr! gegen das frische Leben der Zeit, gegen die pulsirende Blutwärme der Gegenwart zu Felde ziehen zu wollen. Eine ähnliche Donquixoterie ist noch nicht da gewesen, und insofern sie in Schlesier's Buche da ist, hat sie noch keine Wahrheit. Das Leben im Werden, der gährende Proceß der Gegenwart treibt Blasen in die Höhe, eine solche wirkliche, aber um deswillen noch nicht wahrheitsvolle Blase ist Schlesier's Raisonnement. Die Hegel'sche Philosophie hat kein Bewußtsein über die Gegenwart, der sie nur angehören wollte, inwiefern sie sich auf der Spitze aller Vergangenheiten fühlte. Über das, was wird, hat keine Philosophie Kunde. Das Leben lebt sich selbst; hinterher kommt erst der Philosoph und sucht das todte Leben als Anatom zu begreifen. Wie auch inmitten des bewegten Lebens eine Opposition gegen die Mächte des Stillstandes sich verlaufen oder abirren mag aus der Bahn des Heils, niemals kann sie so gehässig und widerwärtig erscheinen, als eine Einschläferungstheorie, die den freien Muth, ohne ihn zu brechen, abdämpft, die frische Zuversicht lähmt, das harmlose Hingeben an die Stoffe des vorhandenen und noch unerledigten Daseins stört.

Ich habe alle Achtung vor dem Justemilieu eines Doctrinärs, der aus dem Drange der Erfahrungen als Charakter heraustritt, sich im Feuer der Bewegung, im Sturm der Zeiten bewährt hat. Mitten im Umsturze der Dinge und vom Toben der Leidenschaften umschwirrt, stand Royer-Collard, jener gediegene Justemilieu, und bot den Lebensverwüstern der linken und den Lebensverläugnern der rechten Seite die felsenfeste Stirn. Auch Guizot's Abstractionen und enge Begriffe von Freiheit sind ihm nicht aus der hohlen Hand gewachsen. In Deutschland gab und gibt es Staatsmänner von erprobter Weisheit und Tugend, die sich zu jener Nöthigung des Maß- und Takthaltens bekennen, und Ancillon erhob diese Vermittelung der Extreme zu einer europäischen Doctrin. Aber wenn eine Jugend, die politisiren will, die Opposition zur Mäßigung aufruft, wenn sie aus den traurigen Nöthigungen des Augenblicks eine philosophische

Digitized by Google

Lehre abzieht, wenn sie mit eingedrückter Brust einherschleicht und in dieser Engbrüstigkeit eine Theorie hervorhüstelt, so gibt dies ein erbärmlich Schauspiel.

Dies Schauspiel gibt Gustav Schlesier in seiner Darstellung des constitutionellen Lebens der süddeutschen Staaten. Leider gibt er nicht blos »Studien« zu seinem Thema, er will vielmehr sein Thema vollständig erfaßt haben, er hat eine fertige Theorie, eine politische Mäßigkeitstheorie aufgestellt, nach welcher den Leuten der Wein untersagt wird, er glaubt dem constitutionellen Deutschland die allein richtige Bahn und den »gemessenen Gang« — Schlesier liebt diesen bekannten Ausdruck — auf das bestimmteste vorzeichnen zu können. Leider ist auch das Buch keineswegs so »ungeglättet«, als es sein Verfasser ausgibt, es ist vielmehr ein fleißiges Buch, ein sorgfältiges Buch, ein studirtes Buch, ein gutgeschriebenes, ein blankgekämmtes Buch, sein Buch ist katzenglatt, und hat nur den Fehler, daß es schielt.

Die große Weisheit Gustav Schlesier's läuft summarisch darauf hinaus, man müsse temporisiren. Diese Weisheit ist nun allbekannt; wer sie predigt, erscheint als überflüssig. In einer langen Einleitung ficht er gegen einen Liberalismus, der, um den Stoff unbekümmert, aus abstracten Ideen von Freiheit und Menschenrechten seine Opposition herleitet. Das ist nun in deutschen Landen bereits bis zur Übergnüge anerkannt; es ist hinlänglich auf England gewiesen und der Satz belegt, daß die englische Gerechtsame nur um deswillen sich so glücklich festgründete, weil man aus Instinct praktisch genug war, um aus dem vorkommenden Falle die Idee zu gewinnen, nicht umgekehrt in Allgemeinheiten seine Position zu nehmen, um nach der abstracten Idee den Specialfall zu schlichten. Es war unangemessen, daß Paul Pfitzer das Recht der Steuerverwilligung so allgemein in's Vage hin zur Sprache brachte, während die württembergsche Kammer bei dem Ausschlusse List's die Gelegenheit fahren ließ, in dem gefährdeten Rechte des Einzelnen die allgemeine Gerechtsame der Kammer zu wahren. Wer wollte nicht mit Schlesier sagen, die Opposition müsse empirisch verfahren, aber wer will so frech sein, auf verfehlte Operationen, denen man die Einsicht hinterher abgewonnen hat, zu schmähen? Es ist

Digitized by Google

undankbar, das praktische Leben zu verlästern, aus dessen Übereilungen man hinterher eine Weisheit entnahm. Gegen die verfehlten Ereignisse in der Geschichte sich in Schmähungen ergießen, weil die Klugheit der nachträglichen Berechnung sich ein besseres Auskommen verschaffte, heißt die freie Unmittelbarkeit der Entwickelungen stören, die Lust am Thun gegen die Trägheit des Calcüls herabsetzen, die frischen Quellen des Lebens trüben, wo nicht vergiften. Diese Sünde an der Freiheit des Lebens hat sich Schlesier zu Schulden kommen lassen. Allerdings kann ich mir einen satyrischen Autor denken, der die Geschichte der deutschen Oppositionen schriebe und an ihren Verkümmerungen die ewige Idee der absoluten Opposition nachwiese; allein dieser satyrische Autor ist Gustav Schlesier nicht, ein studirter Mensch ist an Witz unfruchtbar, ein Doctrinär kann sich nur in die Hände pusten, die Achsel zucken nach links und rechts, und zusehen, wie er durchkommt.

Der Verfasser schildert Österreich und die Interessen des Kaiserstaates als in sich festgefugt und von eigentlich deutschen Angelegenheiten getrennt. Der preußische Zollverband scheint dies allerdings an den Tag zu stellen; allein laufende Betrachtungen solcher Art lassen sich nicht allzufest abschließen. Welche Perspective sich eröffnet, wenn es sich ergeben sollte, daß Böhmen, ohne dem deutschen Zollverbande anzugehören, materiell zu Grunde geht, — läßt sich nicht vor der Hand wahrnehmen. Auf diesen Punct in Bezug auf Böhmen ist der Verfasser gar nicht bedacht, wenn er den Complex der österreichischen Staaten geradezu von den deutschen Interessen ausschließen will. Um über die Aufgaben Österreichs weiter zu discutiren, wäre es zweckdienlich, Eichthal's Werk: »Les deux mondes« heranzuziehen. Genauer unterrichtet als über die Mittel, Wege und Zwecke des österreichischen Staatenverbandes zeigt sich der Verfasser in dem Abschnitte über Baiern, den er »die baiersche Combination« überschreibt. Die Schilderung der altbaierschen, der fränkischen und sonst neubaierschen Elemente, die sich zu diesem Staate locker zusammenordnen mußten, ist sehr wohlgetroffen; der Doctrinär steht hier ganz auf der Seite der Opposition, hat aber in der Einleitung hinlänglich dafür gesorgt, sich von dem historisch vorhandenen Liberalismus zu sondern. In Bezug auf

Digitized by Google

Württemberg verräth der Verfasser viel Studium in Sachen der Altrechtler und der Constitutionsstreitigkeiten, obwohl seine Darstellung nichts weniger als ein klares Bild der interessanten württembergschen Verfassungsgeschichte gibt. Schlesier lavirt zu sehr hin und her, um ein getreuer Pilot zu sein, er mischt wie auch in seinen Recensionen Lob und Tadel auf so barocke Art, daß schließlich nur das Gefühl der Confusion übrig bleibt. Württemberg hat selbst über diese seine Zustände zu entscheiden, und man glaube nur nicht, daß es die Aufgabe der Literatur sei, dem Leben in der Gegenwart überall wie ein Spion aufzulauern, oder es zu regeln nach Principien. Wie diese Anmaßung der literarischen Function ausgefallen ist, sieht man wiederholt an Schlesier's »Studien.« In Bezug auf die württembergsche Kammer muß ich nur so viel sagen, daß ein hohes Gefühl der Achtung gegen sie mich erfüllt. Wenn Menzel, der in der Literatur das Judenthum und seine Leistungen verfolgt, in der Kammer genöthigt war, die bürgerliche Emancipation derselben zu betreiben, wenn derselbe Mann, der sich nicht entblödete, in seinen ihn persönlich bedrohenden literarischen Zwisten die Autoritäten der theologischen und civilen Polizei aufzurufen, in der Kammer um Preßfreiheit einkam, und sich dort nicht anders als mit solchen Motionen den Ruf eines rechtschaffenen Vertreters der Staats- und Volksinteressen zu erhalten wußte, so ist dies für den Sinn, der dort waltet, ein schlagendes Beispiel.

Etwas flüchtiger, aber auch weniger langweilig, ist die Darstellung der badenschen Verhältnisse. Rotteck und Welcker werden von dem Doctrinär ignorirt. Entweder kann er sie nicht bewältigen, oder er fürchtet ihre Partei. Das Eine ist wie das Andere gleich sehr bezeichnend.

Digitized by Google

18.

Saphir.

Saphir, dieser bocksfüßige Satyr in Wien, hat auch in Berlin, in München lange Zeit den Narren im Stücke gespielt. In München hatte er Unglück. Obwohl er Intendanzrath wurde, setzte man ihn doch erst fest und machte ihn dann vogelfrei. Er hinterließ den Münchnern seine »dummen Briefe« nebst Anhang.

Bei besserer eigener Erziehung und besserer Erziehung des deutschen Volks wäre Saphir vielleicht ein Lustspieldichter geworden, hätte Possen für die Bühne geschrieben voll Aristophanischer Würze. Da der Deutsche aber am wenigsten für das Lustspiel eine deutsche Bühne hat, da der Deutsche nicht die gedruckten Schauspiele, wohl aber deren Kritiken liest, weil der Deutsche am liebsten raisonnirend und reflectirend »des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen« pflegt, so ist der Saphir-Satyr dieser raisonnirende Tagesklatschbudenheld, dieser witzige Gassenläufer und durch ganz Deutschland vagabundirende Scharfschütz geworden, der den großen Schaaren des Pöbels nachzieht, und wie ein Packan über die kleinen Thorheiten und Dummheiten des Lebens herfällt. Und wenn die Welt um ihn her arm an Armseligkeiten wurde, so machte er sich zur Geißel seiner selber, zur Vogelscheuche für seinen eigenen Humor, er machte sich und seine Sache zum Skandal, und die Gassenbuben in Berlin liefen mit triumphirendem Hohne hinter ihm her. Saphir ist recht eigentlich das Genie des Skandals. In jeder der drei Hauptstädte Deutschlands hat er eine Glanzperiode erlebt, im Kampfe gegen ganze Schriftstellerzünfte ging er siegreich hervor,

Digitized by Google

im Wortgefechte des schnellzüngigen Witzes konnte ihm Niemand das Wasser, oder nur Wasser reichen, um das kleine Gewehrfeuer seiner Explosionen zu löschen. Aber man löschte nichts, er warf Blitze wie Schlangen um sich und auf das Gezisch in der mühsam herbeigeschleppten Löschmaterie erfolgte ein schallendes Gelächter. Aber wie ein Meteor kam und ging der Mann, und »schnell war seine Spur verloren,« ohne daß er wie Schiller's »Mädchen aus der Fremde« Abschied nahm. Waren die Skandalitäten der Residenz durchgehetzt, so war seine Zeit um, er ließ der Stadt gewissermaßen Zeit zum Verschnaufen, und zog wie König Godegisel über anderer Leute Hütten und Schlafstelle. Sobald es an Zündstoff für seinen Brennwitz fehlte, sah er sich ideell in die Nothwendigkeit versetzt zur Auswanderung, selbst wenn die reelle Nothwendigkeit nicht dazu kam. Er war ein Komet und hinterließ nicht einmal einen Schimmer.

Das ist die Meteorgeschichte von Saphir. Kommende Geschlechter werden staunend seine Schriften lesen, sie behufs einer Charakterisirung unserer Zeit studiren, sie zu enträthseln suchen und sagen: Er war ein Mann, nehmt Nichts zu Nichts: wir werden nimmer Seinesgleichen sehen! Nichts zu Nichts? Der Witz hat dies mit unserm Schöpfer gemeinschaftlich, daß er Nichts zu Nichts nimmt und doch eine Welt hervorruft. Sonst ist der Witz der Antichrist, die Ironie, der Rachedämon der Zerstörung. Ich meine aber noch in einem andern Sinne, daß Saphir Nichts zu Nichts nahm, um dennoch etwas zu schaffen. Das erste Nichts war die Leerheit seiner Gesinnung, die Hohlheit seiner Gedanken, er hatte sich, weil er die Tugenden des Aristophanes nicht kannte, dem innern Nichts in die Arme geworfen und schleuderte aus dem Dunkel seiner ansichtslosen Ansichten, seiner meinungslosen Meinungen, seines glaubenslosen Glaubens die schnell zerflatternden Irrlichter seines meist nur in Wortspielen bestehenden Witzes. Er that sein Nichts zu Nichts, und das zweite Nichts waren die Nihilitäten und die ephemeren Trivialitäten des Broschüren-, Coulissen-, Garderoben- und müssigen Vagabundenlebens. Hier war er groß, im Kleinen groß, im Trivialen vortrefflich; so wie er sich an Großes wagte, erschien er jämmerlich klein. Saphir war lange Zeit klug genug, sein Gebiet zu kennen, nur wenn sein elegisches

Digitized by Google

Neueſtündlein ſchlug, wenn ihn die Leerheit ſeines Treibens ſelbſt erſchreckte, wenn er ſchwermüthige Liebeslieder gurrte, fing er an, ſich nicht mehr zu begreifen. In dem Anhang zu den ſehr klugen »dummen Briefen« überhebt er ſich ſeiner Sphäre, indem er in den »Literaturbriefen« über Börne, Heine, über die literariſchen Wendepuncte der Zeit eine ſchiedsrichterliche Rolle übernimmt, ohne eine Ahnung vom Zuſammenhange der Ereigniſſe und Erſcheinungen im Leben des Geiſtes zu haben. Was er über Börne und Heine ſagt, iſt ein abſcheuliches Gemengſel von knechtiſcher Anbetung und verſteckter Perfidie, ein geſchmackloſes Verhimmeln und Verteufeln dieſer Richtungen. Staune Publicum, lache nicht, ſondern werde wehmüthig ernſt, wenn ich Dir ſage: Saphir moraliſirt über Börne und Heine, ermahnt ſie zu chriſtlicher Demuth und zum Feſthalten am Glauben in der Liebe! Man ſollte einem reuigen Sünder ſein Bußeſtündchen nicht verkümmern; allein er darf dieſe ſeine Anwandlung von Zerknirſchung nicht zur Schau tragen, er ſoll, wenn er dazu ein Gelüſt verſpürt, ſeinen neuen Adam im Stillen anziehen. Hier kommt Saphir's Unfähigkeit an den Tag, den Witz aus dem Sumpfe des Tagesklatſches in höhere Gebiete zu verfolgen, wo er Ironie und Humor wird. Zugleich iſt es aber auch intereſſant, an Saphir's Empörung über Börne die Erfahrung zu machen, wie der Witz, der im Kleinen ſein Weſen treibt, vor einer mit kecker Conſequenz zu Ende geführten Weltironiſirung erſchrickt und es bei ihr nicht mehr geheuer findet.

Witz — Ironie — Humor, über dieſe drei geiſtigen Potenzen müſſen ſich die Deutſchen von heute verſtändigen, wollen ſie ſich nicht blind gefangen geben an die Mächte des Lebens, die außer ihrer allezeit großen Bedeutſamkeit weſentlich leitende Principien in der Literatur der Gegenwart ſind. Witz — Ironie — Humor haben ein Triumvirat geſchloſſen, um die Gedankenwelt zu beherrſchen. Sie theilen ſich nicht, wie die römiſchen Triumvirn, in die Weltherrſchaft, vielmehr greifen ihre Functionen eng in einander. Gleichwohl hat jede Perſon in dieſer Dreieinigkeit ihre beſondere, nicht zu verkennende Individualität. Im Don Juan treten drei ſchwarz verhüllte Masken mitten in den Leichtſinn des luſtberauſchten Lebens, ſie bringen den tragiſchen Ernſt in die bacchantiſche Welt, ſie ſind die Geſandten der

Digitized by Google

Nemesis in eine bleich gehärmte, matt raisonnirte, schattenhaft verklügelte Welt, die an ihrem Ernst, an ihrem Brüten über die Hieroglyphen des absoluten Daseins erlahmt, einem welken Tode entgegenzuwanken scheint. Sie tragen alle Drei Masken, komische, buntverbrämte Larven; der Witz des Narren Schelle, die Ironie die Geißel der Satyre, der Humor aber ein wunderbar gestreiftes, schimmerndes Kleid in den Farben des Regenbogens, mit dem er auch die Versöhnung zwischen Himmel und Erde gemein hat. — Es gibt Endperioden in der Geschichte des geistigen Lebens, wo die Vernunft, von ihrem Welteroberungszug ermüdet, ausruhen möchte. Alle Irrthümer und alle Wahrheiten der Vergangenheit sind mit einander ausgeglichen, die Vernunft will auf dem Divan der Gemächlichkeit ruhen. So mit allen geistigen Schätzen des Universums beladen, läuft das Leben Gefahr, vor Übermaß und Überfülle zu ersticken. Dann bedarf es der Geißeln, die jene Drei schwingen und handhaben. Die drei Kinder des Komus haben eine gemeinschaftliche Mutter, sie heißt Oppositionslust. Ohne Opposition ist kein Leben denkbar, sie ist das Princip der Bewegung, des Lebens. Trotz dieser Gemeinschaftlichkeit und verwandten Abkunft sind aber die Drillinge Witz, Ironie und Humor einander sehr ungleich. Der Witz, der die Thorheiten der Menschen an den Pranger stellt, ist ein neckischer Kobold, der sich nicht in die höhern Luftregionen des Lebens wagt und nur im Bereiche des *Scheins* der Erscheinungen der Welt sich tummelt. Die Ironie sucht aber jene Höhepuncte des menschlichen Bewußtseins, sie geißelt die Welt, das Ganze, nicht das Einzelne, das Wesentliche, nicht das Ephemere; sie ist ein Dämon in Riesengröße, dessen Auge über die Spitzen der menschlichen Erkenntniß hinüberreicht, sie ist ein Tieck'scher Polykomikus, der mit dem aus Ruthen zusammengebundenen Streichbesen der Kritik die Welt fegt und säubert, sie wirft dabei Geordnetes und Ungeordnetes über den Haufen und freut sich der Verwirrung, in welche das ganze Dasein rettungslos zusammenstürzt. Die Ironie ist der mephistophelische Geist der Zerstörung in der Weltgeschichte, sie schlägt dem Herzen Wunden und der Erde Gräber, läßt Wunden und Gräber offen stehen, weil sie weder Salben hat, jene zu heilen, noch Blumen und einen Stein stillen Andenkens, um

Digitized by Google

dieſe zu ſchmücken. Nur der Humor, der Dritte im Bruderbunde, kennt und hat Blumenkränze für die Gruft, die er baute, Balſamtropfen für die Wunden, die er bluten machte. Der Humor hat alle Waffen des Witzes und der Ironie in ſeiner Gewalt, aber er beſitzt noch unendlich mehr. Der Witz kann nur lachen und hohnlachen, die Ironie nur ſtechen und mit Blitzen eine jähe Helle verbreiten, in der ſich ihr eignes Antlitz wie eine eiſerne Larve kalter Verachtung zeigt. Der Humor kennt das Alles, hat das Alles, aber er hat weit mehr, er hat auch Thränen, denn er kennt, und er iſt die Liebe. Er trägt das verlorene, das erkrankte Schaf mitleidig zur Hürde, dem Getödteten baut er eine kühle Friedensſtätte und pflanzt eine Immortelle auf den Raſen, den ſein Auge bethaut. Die Wunde, die er dem Herzen ſchlug, läßt er ſtill ausbluten und umhüllt die Narbe mit dem Mantel der Liebe. Witz und Ironie ſind heidniſche Geſtalten, heidniſche Mächte des Lebens; der Humor, weil er die Liebe iſt, bringt Verſöhnung. Es iſt gut, daß der Humor männlichen Geſchlechtes iſt, denn er iſt weſentlich zeugend. Der Humor hat poſitive Zeugungskraft und deshalb iſt er weſentlich Poeſie. Unendlich reich ſind hier die Quellen ſeiner unerſchöpflichen Kraft; ein lyriſcher, elegiſcher Grundton kann in ſeinen Schöpfungen vorherrſchen, er kann reflectirend die ganze Tonleiter menſchlicher Lebensſtimmungen durchſpielen, er kann plaſtiſch ſchaffend fertige, objective, dramatiſch-lebendige Menſchenbilder hervorrufen. Die Ironie iſt nur reflectirend, deshalb verzehrt ſie ſich als radicale Skepſis in ſich ſelber, ihre Weltironiſirung wird, wenn ſie conſequent tiefer greift, zur Gottesläugnung, und deshalb iſt ihr Schooß, weil ihr die Liebe verſagt iſt, mit einer Unfruchtbarkeit geſchlagen, über die ſie wahnwitzig werden muß. Wer die Erde verhöhnt, wird auch Gott verhöhnen, denn die Erde iſt der Stuhl des Herrn, der Schemel ſeiner Füße, das Kleid, das ſeine Glieder umhüllt. Der Humor iſt nie tempelräuberiſch, nie gottesläſterlich, er wird nie unſchön, denn er iſt Poeſie, er treibt niemals ein frivoles Spiel mit den heiligſten Intereſſen einer Menſchenbruſt, denn er iſt die Liebe, und, weil die Liebe, die Wahrheit. Der Humor wird nie zu weit ſich verirren, denn die Liebe hält ihn gebunden an die ewige Vernunft. Die Ironie aber kann ſich

Digitized by Google

weit ab in Wüsten des innern Lebens verirren, wo die Seele verschmachtet, die Ironie kann eine Furie werden, die die Welt in gierige Flammen setzt. — Es gibt Epochen, wo der Humor, der gute Junge, sich vergeblich abgemüdet hat, die Welt von gewissen Thorheiten zu reinigen. Dann tritt er sein Amt an die Ironie ab, die Verzweiflung beginnt ihr Werk, weil der Humor selbst verzweifelte. Wir stehen wahrscheinlich mit Deutschland bald an dieser Grenze.

Saphir hat nichts verloren, keinen Glauben, denn er hatte nie einen, keine Hoffnung auf sein Zeitalter, denn er kannte keine. Er ging blos mit seinem Witze flaniren. Seine Versuche, über Richtungen der Zeit zu einem Bewußtsein zu gelangen, waren stets verfehlt, die »Literaturbriefe« in vorliegender Sammlung kleiner Schriften sind ein Sumpf voll verworrener Ansichten; hier erst wird es unangenehm fühlbar, daß der Autor als solcher völlig grundsatzlos ist. In den »Humoralbriefen,« in denen er zwischen Wien, Berlin und München eine Parallele aufstellt, macht man nicht die Ansprüche, daß er das Thema umfasse, der Witz hascht Einzelnes und reiht es schlagfertig neben einander. Der Witz sucht und hascht freilich sehr ängstlich, er trabt keuchend die Gassen seiner Sphäre auf und ab, der Autor muß ihn Spießruthen laufen lassen und entblößt ihm und sich selbst den Rücken. In den »dummen Briefen« erzählt Saphir seine Abenteuer mit dem verstorbenen berliner Censor Granow, seine Fehden wegen der Sonntag und mit den berliner Bühnendichtern. Seine Glanzperiode in Berlin kann er schwer vergessen. Er war dort nicht blos der Mann, der Witz hatte, sondern der Mann, der, wie Fallstaff von sich sagt, auch Ursache wurde, daß Andere witzig waren. Friedrich Förster, der Hofrath in Berlin, wurde nicht blos witzig, sondern boshaft; er sagte damals, Saphir sei ein Edelstein, den nur die Polizei fassen könne. — Saphir's Bilder und Chargen sind humoristische Portraits voll treffender Züge. Man muß den Saphir der Dame seines Herzens gegenüber sehen und reden hören, der Contrast ist ergötzlicher, als er selber denkt, man muß nichts von ihm lesen, die Stellen ausgenommen, wo er zärtlich und elegisch wird und doch witzig bleiben muß, weil ihm in der Liebeserklärung nichts als sein spielender Witz zu Hülfe kommt.

Digitized by Google

Wir sind dem Autor das Geständniß schuldig, daß er hier, und das will viel sagen, sogar liebenswürdig sein kann. Desto schwächer sind seine »Cypressen«, schon weil sie an Heine's Liebeslieder und Liebesepigramme erinnern. Die Cypresse ist ein Baum von pyramidalischem Wuchs, sie hat kugelrunde Zapfen, ihr Holz hat einen süßen Duft; die Cypresse ist der Baum der stillen Trauer einer sanftbewegten Seele, das Immergrün ihrer Blätter deutet auf die Ewigkeit. O! die Zapfen sieht man an Saphir's »Cypressen« wohl hangen, aber es sind Zapfen, um inwendige Spundlöcher und Lücken zu stopfen.

Digitized by Google

19.

Zwei deutsche Literarhistoriker.

Laube und Gervinus.

Noch bevor Laube nach Frankreich ging, um uns jene munteren Schilderungen vom jenseitigen Land und Volk zu liefern, durchstöberte er deutsche Systeme und Compendien, um die Geschichte der deutschen Literatur in Zusammenhang zu bringen. Es mußten trübselige Zeiten für ihn sein, denn seine Jagdnatur will freie, fröhliche Bewegung. Sein Literaturwerk hat das Unglück, mit Gervinus zusammenzustoßen. — Das sind zwei sehr verschiedene Naturen, die sich an das große Werk gemacht, von unserer Nationalliteratur ein Gesammtbild zu entwerfen. Der Eine war ziemlich rasch bei der Hand; der Andere hat Zeit seines Lebens aus den entlegensten Quellen zusammengetragen. Jener absolvirte einen literar-historischen Cursus, und seine executive Natur war frisch fertig. Dieser, ein hartnäckiger Kopf und ein zähes Gewissen, schlägt sich erst lange mit den Massen seines Materials herum, selbst seine Sprache scheint eine demosthenische Übung mit Kieselsteinen. Laube spricht nicht aus, was er mit seiner »Geschichte« bezweckte; vielleicht hat er nur eine Übersicht erzielt, wie sie ein scharf heraustretender Augpunct bietet; er wollte, scheint es, die Hauptsumme dessen lebhaft zusammenraffen, was Einer von heute, wenn er Blut und Nerven hat, von unsern Altvordern wissen muß, um ein eigenes Leben anzufangen. Gervinus läßt seinen Zweck nicht unausgesprochen, seine Arbeit ist Aufgabe eines ganzen Lebens, und während er dreist darauf pochen kann, er sei der Mann, der für jeden Ausspruch mit Belegen hafte, geht er noch weiter, und

Digitized by Google

will mit seiner Leistung nichts Geringeres geliefert haben, als ein Kunstwerk deutscher Geschichtschreibung. Es fragt sich, wie weit in beiden Instinct oder Absicht ausreichte, Talent und guter Wille die große Aufgabe erledigten. Denn eine große ist es, die jahrhundertlange Arbeit des deutschen Geistes in ein Bild zu fassen. Sind wir Deutschen das Herz der Welt, so weit nämlich das moderne Abendland für die concrete Welt gelten darf, so kann sich der Literaturhistoriker unseres Volkes füglich für einen Pathologen halten, welcher der Menschheit das große warme Herz behandelt.

Beide Kräfte, die hier Geschichtswerke lieferten, waren uns schon von früher bekannte Naturen; wir können muthmaßlich in Erwartung stellen, was von ihren Eigenthümlichkeiten für den Inhalt zu erhoffen; übertrifft das Geleistete die Erwartung, so hätten wir dann das um so wünschenswerthere Schauspiel, eine ausübende Kraft vom großen Stoff, dessen Träger sie sein will, selbst erfaßt und beflügelt zu sehen. Es wächst der Mensch mit seinen Zwecken, aber auch an seinen Stoffen. — Heinrich Laube ist füglich an seinem Styl erkennbar, nicht an dem Inhalt, der ihm eigen wäre, noch an dem Gedanken, den er zu Tage bringt; vielmehr faßt er jeden Stoff nur um des Formens willen, und seine arbeitsame Natur will fast nur als formgebende thätig erscheinen. Alles mithin, was er hat, legt sich in seinen Styl. Sind wir nun wohl blöde, wenn wir diesen Styl definiren? Laube's Styl ist eine hervorspringende Kraft, die sich rasch eines gewissen Höhepunctes bemeistert, sich keck und frisch umsieht, aber leicht müde wird und uns plötzlich ein Gefühl der Entfremdung aufnöthigt, als sei man von allem Lebensinhalt entblößt. Wenn Laube irgendwo von kritischen Feldherren spricht, so setzt ihn das in einer Zeit, wo Alle in Reih' und Glied fechten sollen, in ein falsches Verhältniß. Sein Standpunct ist wesentlich ein Vorsprung, auf den er sich schwingt. Und dieser Vorsprung gewährt einen freien weiten Überblick, benimmt uns aber nicht ein gewisses morgendliches Gefühl der Nüchternheit. So stand Laube bisher zu jedem seiner Stoffe, dieser mochte novellistischer Art, oder ein historischer Zusammenhang sein. Das Gemisch von Naivetät und Coquetterie, zu dem seine Sprache sich gedrängt sieht, ist eben auch nur ein Ergebniß seiner Stellung.

Digitized by Google

Immer aber ist eine heitere Kraft in ihm unermüdlich rege, um neue Lebensstoffe zu finden und zu bewältigen. Es wird nicht leicht einen Stoff geben, dem Laube's Beobachtungsgabe keine hübsche Seite abgewänne, aber nicht so leicht wird in seiner Art und Weise, Geist und Welt zu fassen, eine Darstellung möglich, wo der Inhalt der Sache sich selbst bewegte, und ihre äußere Gestalt nur als nothwendige Entäußerung der von innen treibenden Seele zur Erscheinung käme.

Gervinus ist in anderer Weise von früher her bekannt. Ein griesgrämiges Mißbehagen an der Gegenwart hat uns seine preiswürdige Forschung im Bereiche der Vergangenheit insoweit getrübt, als die Besorgniß rege werden konnte, seine Darstellung der Literatur unseres Volkes werde sich gemach in eine Sackgasse verrennen, aus der eine Umkehr schmählich, ein Weiterleben, geschweige ein Fortschritt, unmöglich. Die Ziele, die er seiner Geschichte gesteckt, Goethe und Schiller, mit denen er das Gebiet der Nationalliteratur abschließen möchte, sind aber, so Gott will, noch immer bewegliche Puncte geblieben, nicht todte Schätze geworden, wie etwa Shakspeare für England, Calderon für Spanien. Ob es nach Feststellung jener beiden Gestalten, zu denen alle literarische Vorgeschichte sich pyramidalisch hebt, wieder abwärts geht, einer großen Demokratie entgegen, wo Ein ganzer, voller Strom die Nation erfaßt und Alles von derselben Gedankenmacht getragen scheint: das hebt die Bedeutsamkeit einer Literatur nicht auf, selbst wenn sie nicht mehr als freie Kunst auserlesener Geister gültig ist. Sind die Schranken zwischen Publicum und Producirenden gefallen, wie das bereits wirklich der Fall ist, so kann die Literatur ästhetisch verloren haben, ist aber historisch, in ihren Wirkungen, um so mächtiger geworden. Und wenn Gervinus, nach seinem eigenen Ausspruch, als ästhetischer Kunstrichter keine Geltung in Anspruch nimmt, so wird er als Historiker um so mehr genöthigt sein, die Literatur unseres Volkes als eine Macht des Zeitgeistes zu begreifen, die nur mit dem letzten Athemzuge des Volkes ihr Dasein zu bethätigen aufhört. Es bleibt immer eine Grille, die Entwickelung einer Literatur auf irgend einem Puncte im Stiche zu lassen. Der ganze Mann jedoch ist nicht nach einer Grille zu fassen; irgend eine willkürliche Scheidewand ist ihm vielleicht nothwendig,

Digitized by Google

damit Sympathien mit der Gegenwart ihn nicht behindern, all' sein Sinnen und Trachten der Vergangenheit zuzuwenden. Gervinus hat dann etwa die Position wie Ranke, der in der Politik sein eigenes Zeitalter aufgab, und ihm durch Darstellungen der Vergangenheit nur indirect beizukommen weiß. Dazu kommt jedoch bei Gervinus, daß er mit seinen strengen Begriffen, seinen rechthaberischen Beweisen, seiner dürftigen Anerkennungslust uns immer wie ein trockener karger Filz erschien. Weil jedoch seine Begeisterung nicht elegisch, nicht dithyrambisch, so geht er mit ihr haushälterisch um. Er hat nur wenige Glaubenssätze; um so strenger hält er diese wenigen fest. Und was ihm Wahrheit gilt, erscheint bei ihm nicht als Religion, nicht als Glaubensbekenntniß, sondern als juristischer Streitpunct. In dieser Rohheit hielt sich früher die gegen Goethe verführte Polemik, namentlich in der ziemlich ungeschliffenen Vorarbeit über den Goethe'schen Briefwechsel, die ein geschmackloser Schachtelstyl ziemlich ungenießbar machte. Gervinus' Periode ist ein Packwagen voller Frachtgüter; sein materieller Reichthum möchte sich gleich, um Transporterspärung willen, mit Einer Fuhre an den Mann bringen. Sein Styl ist indeß seit 1834 ein anderer geworden. Von dem genannten Jahre datirt seine Vorrede zum ersten Bande seiner »Geschichte der deutschen Dichtung;« dieser erste Theil erschien 1835, langsam folgten die beiden nächsten, und als uns vom ersten Bande die zweite Auflage, vielfach in Form und Wendung neu geschaffen, übergeben wurde, erschien zugleich der vierte Band des großartigen Werkes. Dieser vierte Band zwingt uns das Eingeständniß ab, hier sei in äußerer wie innerer Beziehung, in Form und Inhalt, eine pragmatische Vollendung erreicht und der Meisterschaft eines fertigen Kunstwerkes nahe gebracht. Dieser vierte Band entwickelt die deutsche Literatur von Gottsched's Zeiten bis auf Goethe's Jugend. Er zeigt uns die Gestaltung deutscher Poesie unter den Einflüssen der religiösen Moral, die mit Bodmer und den Schweizern anhob, und mit Klopstock den Höhepunct erreichte, während die Einflüsse weltlicher Moral mit der Begründung einer preußischen Nationalität sich geltend machten, und sich zugleich in Wieland ein voller Gegensatz zu Klopstock entfaltete, bis mit Lessing's Kritik diese ganze Literaturwelt zusammenstürzte, mit Goethe's

Digitized by Google

Jugend das Element des Rheines sich mitten in's Herz des deutschen Lebens Bahn brach und die alte conventionelle Dichtung in der Verjüngung der Naturpoesie ihren Umsturz erlebte. Diese großartige Gliederung unseres Literaturfonds wird in Gervinus' sachlicher Darstellung sichtlich. Es ist die Sache selbst, die hier ihre Geschichte selbstthätig vor uns aufführt. Wir leben uns ein in die Bedingungen, die der Vergangenheit unseres Volkes gestellt waren, wir sehen die Literaturthaten der Altvordern vor uns werden, erleben den Ausbruch der Zustände als Nothwendigkeiten des Zeitalters, und machen die literarischen Revolutionen, die culturhistorischen Reformen selbsteigen mit. Das ist pragmatische Geschichtschreibung, diese Darstellung des Sachverlaufs, der zugleich in sich selber sein Urtheil findet. Ästhetiker und Geschichtschreiber haben verschiedene Aufgaben. Der Ästhetiker hebt ein Erzeugniß der alten Zeit aus seinem Verbande und rückt es vor das Licht seines eigenen Jahrzehends. Dieses Licht wechselt aber je nach dem Bedürfniß der Weiterlebenden, und mit Kunstschwätzereien nach subjectiver Beliebigkeit sind wir seit den Gebrüdern Schlegel fast überfüttert. Jede nachrückende Epoche hat ihr neues Bedürfniß, ihr gutes Recht auf eine neu gestaltete Ästhetik. Nur der Historiker überdauert mit seinem Thun den Wechsel der subjectiven Maßnahme, indem er das fragliche Erzeugniß in seinem Zusammenhange mit Raum und Zeit erfaßt, Zufall und Schicksal an ihm zeitlich und örtlich begreift, und es aus den zusammenwebenden Nothwendigkeiten, die den Leib und die Seele des Zeitalters bedingten, selbst als eine Geburt der Nothwendigkeit vor uns erstehen läßt. Wenn wir dem Werden des Dinges zuschauen, so begreifen wir, was schicksalvoll an ihm ist, und was die spielerischen Mächte des Zufalls fördernd oder hemmend an ihm verübten. Die Ästhetik ergibt sich dem Historiker ganz einfach von selbst, und zwar die richtige, aller Willkür fremde, wenn er die Gabe besitzt, die Sache sich selbst entwickeln zu lassen, damit ihre inwohnende Seele zur freien Erscheinung komme. Gehört dies Talent sachlicher Darstellung des Inhalts zu den Geheimnissen, deren Kenntniß ein Kunstwerk jedweder Art bedingt, so wird diese Kraft der Selbstverläugnung auch dem Geschichtschreiber eigen sein müssen, falls er mehr als Raisonnement oder Schat-

Digitized by Google

tenriß liefern will. Merkwürdig, daß Deutschland erst so alt, an Jahren und an händeringenden Philosophien so alt und grau werden mußte, um zu diesem einfachen Satz zu kommen, daß es sich in aller Welt nur um die Sache, nur um das Factum handele, welches sein Verständniß in sich selber birgt. Wer nur die Gabe hat, die Thatsache aufzurufen, so daß sie vor uns ihr eigenes Leben vollführt, der ist das Talent, dessen wir in Kunst und Wissenschaft bedürfen. Gervinus aber leistet dies, und sein Werk ist auf dem Felde deutscher Literatur ein einzig dastehendes, in gleicher Weise noch nicht versuchtes. Wir können ihm hier nicht folgen in alte Epochen hinauf, aber die Bildung des Publicums von heute ist im entschwundenen achtzehnten Jahrhundert, wenigstens in dessen Ausgängen, heimisch, und findet hier das pragmatisch classische Werk, um sich in der Culturwelt unserer Altvordern zurechtzufinden. Hätte Gervinus weiter nichts geliefert, als das ungeheure Material gesammelt und, nach Kenntnißnahme seines Inhalts, den ganzen Literaturschatz unseres Volkes geordnet, er hätte nicht unwürdig eine schon bedeutende Lebensaufgabe gelöst. Allein er leistete mehr. Diese Ordnung, die er in die wogenden Massen bringt, ist eine Gliederung, wie sie sich der lebendige Leib unserer Culturgeschichte selbst gegeben. Sollen wir einzelne Partien als besonders gelungen herausheben, so sind es gerade die Hauptwendepuncte in Deutschlands altem Leben. Die große Doppelgestaltung deutscher Bildungsinteressen, deren Elemente sich in Klopstock und Wieland persönlich vollendeten und gipfelten, nimmt in der Darstellung einen besonders weiten Spielraum ein. Zwischen diesen beiden Polen, die sich entschieden abstießen, schwebte Deutschlands geistige Welt, bis Lessing's Arbeit das Dilemma zwischen religiöser und weltlicher Moral aufhob, indem er beide Elemente zertrümmerte und forträumte. Ist nun irgend eine Gestalt, irgend ein Proceß im großen Ganzen von Gervinus bevorzugt, so kann die Darstellung Lessing's als Meisterstück pragmatischer Geschichtschreibung bezeichnet werden. Lessing's Persönlichkeit, als Mensch und als Literaturmacht, sein Verhalten als Einzelwesen, seine Arbeiten im verworrenen Schlachtgewühl der Zeitideen, der Tumult seiner Bestrebungen und die Einsamkeit seines Bewußtseins, sein Kämpfen und sein Siegen,

Digitized by Google

sein Erliegen als Person und sein Triumph als Erbtheil des deutschen Geistes, — dieser ganze Lebensproceß seiner riesigen Kraft tritt wie ein frisches Erlebniß vor uns hin, und macht uns in den Situationen des Mannes, in der Werkstatt seiner literarischen Thaten und Schicksale heimisch. Nicht minder gelungen ist der Abschnitt über Goethe's Jugend. Meisterhaft sind die Gestalten der deutschen Drang- und Sturmperiode um den jungen Goethe gruppirt, meisterhaft der Kampf der gährenden Elemente gezeichnet, als deren Revelationsausbruch Götz und Werther begreiflich werden. Die ganze Charakteristik der sogenannten Originalgenies, jener Sturm- und Drangmänner, welche den Umsturz der conventionellen Dichtung herbeigeführt, gehört zu den gediegensten Leistungen deutscher Geschichtschreibung. Mit dem Abschnitt über Goethe's Jugend schließt der vierte Band. Auf Schiller und Goethe haben die Vorperioden unseres Culturlebens hingearbeitet, in ihren Schöpfungen glaubt Gervinus den positiven Schatz der deutschen Nation und die Summe unseres Wissens und Gestaltens nach Form und Inhalt gleich sehr geschlossen. Was eine nachgeborne Zeit hervorgerufen, womit sie noch gegenwärtig ihr Dasein erfüllt, um mit neuen Gestaltungen einer Zukunft des Völkerlebens entgegenzureifen, das gilt nach Gervinus' Darstellung als einer Epoche der Ausartung verfallen. Schon Tieck sammt der romantischen Schule bezeichnen diese ablaufenden Linien der deutschen Culturgeschichte. Im Verhalten zu dieser Neuzeit, die bereits eine noch neuere Phase der literarischen Entwickelung des Nationalbewußtseins hinter sich sieht, ist Gervinus schon in schiefe Stellung gerathen. Mit dem Abschluß jener Hauptperiode deutscher Literatur hört seine Mission als Geschichtschreiber bereits auf. Was sich nicht als fertige Vergangenheit, als abgelöstes Ganzes bietet, findet vor diesem Forscher keine Berechtigung. Zum Schritthalten mit einer spätern Epoche, ja zum Weiterleben überhaupt gehört ein Zwiefaches, von dem Gervinus weder das Eine noch das Andere besitzt. Ihm fehlt das schöpferische Talent, das ein Recht zum Dasein in seiner eigenen Brust entdeckt, seine Stoffe und seine neuen Gesetze in sich selber findet. Ihm fehlt der philosophische Instinct, der mit dem zuversichtlichen Glauben an dialektische Wiedergeburt die noch

Digitized by Google

ungelösten Aufgaben des neuen Zeitalters wittert und die Literatur eines modernen Volkes nicht anders als mit dem letzten Lebenshauch dieses Volkes selbst für erledigt hält. Und was das Ziel betrifft, das sich Gervinus gestellt hat, was die Meinung belangt, in Schiller und Goethe sei für die deutsche Nation der stehende Complex des innern Lebensgetriebes gefunden, in beiden sei zu Blüthe und Frucht der ganze Gehalt des germanischen Reichthums erledigt, so müssen wir für die geistige Welt jede Möglichkeit eines todten Capitals, zu dem sich die Schätze der Nation verfestigt, förmlich läugnen. Die deutsche Literatur hat in keiner Epoche eine Normalform zur Erscheinung gebracht. Unter dem Druck des Mönchthums, unter der Zügellosigkeit des ritterlichen Zeitalters, in den Fesseln des heimischen Gewerbstandes war sie ein Kind der Nothdurft. Und was die große classische Periode an's Licht gerufen, das ist bei allem Glanz und aller Fülle des tief innern Lebens doch ein in Kampf und Noth errungenes und geflüchtetes Erbtheil. Schiller hat mühsam errungen, Goethe mühsam geflüchtet. In Griechenland, in England, in Spanien ging die Nationalentwickelung der goldenen Literaturepoche glorreich voran. Diese Gunst des Zusammengreifens aller Volkskräfte ist uns versagt geblieben, oder steht noch fern am Horizont der zukunfttrunkenen Wünsche. Wie die Geister wach wurden, da kroch die Menge noch in abgepferchten Winkeln herum, die freie Seele fand keinen freien Leib; Nationaltriumphe, wie in Athen, London, Madrid, hat die deutsche Literatur nicht feiern können; unsere politische Entwickelung scheint eine nachträgliche sein zu sollen; wird man es uns verargen, wenn wir an eine Literatur der Zukunft glauben, die mit der Entwickelung der Nation Schritt hält? Und irrthümlich ist es, zu wähnen, das Absolute sei wandellos in irgend einer Form erschienen, die sich bannen ließe; thöricht aber, im Reich der Wahrheit und der Schönheit eine Grenze aufzupflanzen, während die lebendige Gewalt der Geister nach neuem Inhalt und nach neuen Formen ringt. —

Laube's Arbeit erschien in vier Bänden. Hier begegnet man nicht der freiwilligen Selbstbornirtheit, die in dem Eigensinn liegt, die Literatur der Deutschen auf irgend einem Hoch- oder Wendepunct sich selbst zu überlassen, und ihr Verhalten zur

Digitized by Google

weitern Entwickelung der Nation nicht mehr beachtenswerth zu finden. Laube führt sein Raisonnement bis in die allerneueste Gegenwart, ja der ganze vierte Band ist Lebenden gewidmet, deren treibende oder getriebene Wirksamkeit gar noch nicht Geschichte zuläßt. Aber auch die alten Epochen, wo Mittel und Zweck, Streben und Ziel, Zufall und Nothwendigkeit ganz und gar zu Tage liegen, finden in Laube den Geschichtschreiber nicht. Nach dem, was ich schon gesagt, wird es erklärlich sein, wenn ich in einer Reihe von Aufsätzen, die der Faden des Buchbinders, aber kein innerer Lebensfaden zusammenhält, noch keine Geschichtsdarstellung sehe. Es erscheint vielleicht unnöthig, dies so bestimmt zu accentuiren; aber wenn ein so heller Kopf wie Laube eine Zusammenstellung von Studien und Kritiken als »Geschichte deutscher Literatur« vorführt, so steht zu fürchten, man werde unter uns Neueren gar nicht mehr wissen, was Geschichtschreibung sei. Laube ist Kritiker, d. h. er hat eine gewisse Summe von Ansichten dem Strom der bewegten Zeit entnommen, die sich als Glaubensbekenntniß zusammenfügten. Er ist Biograph, d. h. er ordnet klug und geschmackvoll die Einzelnheiten einer Persönlichkeit nach Charakter und Lebensstellung, obschon er sich hier oft mit der Oberfläche begnügt. Und in beiden Fällen ist er allezeit kalt, wach, stets gerüstet, immer sich gleich, nie überrascht, eben so wenig überraschend. Nicht leicht wird es einen Stoff geben, dem er nicht Einiges abgewinnt, nicht leicht wird er vor einer Persönlichkeit, und wär's die ihm fremdeste, verlegen bleiben. Allein wie die Gestalten im Boden eines Jahrhunderts wurzeln, sie ganz als dessen Producte, nicht blos als dessen Factoren aufzuweisen, kurz, die sachliche Genesis einer Zeit hinzustellen und in der treibenden Gewalt ihrer Kräfte die Macht ihrer Ideen zur lebendigen Erscheinung zu bringen, diese Aufgabe der Geschichtschreibung liegt nicht innerhalb der Laube'schen Darstellungsweise. Selbst in der Periode revolutionairer Gedankenentwickelung, wo Gervinus in der That ein meisterhaftes Gemälde des Zeitalters liefert, handelt Laube die literarischen Gestalten einzeln ab, gibt Kritik als Ertrag seiner Lectüre mit biographischer Erklärung, zählt Figur neben Figur, Maxime, System, Richtung, alles einzeln auf, als wären die Literaturereignisse die Ergebnisse der Privatbildung

Digitized by Google

Einzelner, als wären sie nicht die lebendigen Thaten der Nationalcultur. Namentlich war in jener Sturm- und Drangepoche des vorigen Jahrhunderts die Gährung der Elemente das Gesammtgut Aller; die einzelne Erscheinung, der Inhalt und die Form eines Buches von damals wird gar nicht erklärlich, wenn die Darstellung des Historikers nicht die Fähigkeit hat, uns in der Lebensluft des Jahrhunderts heimisch zu machen. Wenn wir nicht Bücher, wie Götz, wie Werther, erleben, so begreifen wir sie nicht. Eben so wenig das alte System eines Philosophen. Was soll uns ein Urtheil darüber, wenn wir ihm ja doch enthoben und entwachsen sind! Der Geschichtschreiber lasse uns die Nöthigungen erleben, die dazu führten, Nöthigungen, wie sie in der Seele des Individuums noch jeder Zeit möglich, in der Seele des Zeitalters aber zu Wirklichkeiten wurden. Freilich sucht Laube nach Verbindungslinien, wenn er seine Aufsätze über literarische Subjectivitäten als »Geschichte« der Nationalliteratur hingibt. Er sieht sich um in den Philosophien einer Epoche. Freilich hat das ein Historiker stark nöthig. Das Philosophem eines Zeitalters ist ja nichts anderes, als dessen Glaubensbekenntniß, wenn gleich in abstracter Fassung. Laube wittert das, Laube macht sich darüber her. Der Zusammenhang zwischen deutscher Dichtung und deutscher Philosophie ist ein Unglück, allein das Unglück ist einmal da, und er ist good boy genug, sich zu bequemen und seinen Fuß in den unheimlichen Bergwerksschacht des deutschen Gedankens zu setzen. Hier ist nun die emsige Bildsamkeit seines fügsamen Talents allerdings zu bewundern. Er orientirt sich im unterirdischen Gehäuse eines metaphysischen Systems, und bringt wirklich mehrere Merkwürdigkeiten mit nach Hause. Wie er aber von dem frisch Gewonnenen auch frisch Literatur macht, so wird aus einer »Geschichte der deutschen Literatur« nur ein Bündel von Studien. Diese Studien legt er dem Publicum getreu und eifrig dar. Er entwickelt uns die Systeme der deutschen Denker, er erklärt die Formeln der Philosophen; aber sie werden wie ein Rechenexempel behandelt, die Begriffe wandern wie inhaltsleere Schemen an uns vorüber, und man begreift nicht die seltsame Mühe, die sich jene Unglücklichen gaben, um lauter Schatten in eine schöne lichte Erscheinungswelt heraufzurufen.

Digitized by Google

Da begegnet ihm denn fast die Naivetät, daß er diese ganze Welt der Philosophen für eitel Erfindung hält. »Schelling,« sagt er, »hat die Idee des Absoluten in der Identität der Natur und des Geistes erfunden.« Die Entdeckung eines Naturgesetzes für eine Erfindung zu halten, das ist freilich äußerst heiter! — Laube's Talent, däucht mir, hat sich einen ganz andern glücklichern Spielraum zu suchen. Es ist nicht seine Liebhaberei, jedem Dinge auf den Ursprung nachzugehen und seine Geburtsstätte zu belauschen; an den Bewegungen, an den Wirkungen in der Erscheinungswelt erkennt er Sache und Person. Inzwischen hat er sich und der Welt auch Hegel's Philosophie erläutern wollen. Wo für ihn hier das Interesse liege, wird leicht erklärlich. Mit Schelling war der Philosophie ein absoluter Inhalt gegeben, mit Hegel begann die Arbeit, dafür die absolute Form zu finden. Dies reizte Laube, wie er denn nicht eigentlich an einem Lebensinhalt sein Interesse findet, sondern mehr an der Art und Weise, wie sich die Fassung desselben möglich macht. Und so gibt es denn in seinem Werke Partien, wo er wesentlich zu Hause ist. Ein Stoff, mit dem er nicht umzuspringen weiß, wie Kant'sche, Hegel'sche Philosophie, bleibt unter seinen Händen todte Masse. Vortrefflich aber verbreitet er sich über die Schlegel, über deren Irren und Verlegenheiten. Hier übersieht er den Inhalt, hier liegen Situationen, Folgerungen und eingreifende Wirkungen zu Tage, kurz, hier ist Erscheinung. Nur sollten ihm die Gebrüder Schlegel lehrreich gewesen sein. Diese Schöpfer von Theorien faßten gegebenen Inhalt in eine Form ab und verloren ihn, eben weil sie die Form für die Wesenheit hielten. — Mit den Principien der romantischen Schule beschäftigt sich Laube viel und ausführlich, weil hier Raisonnement mit Raisonnement zu vertreiben ist. Zu einer Parallele mit der Entwickelung einer fälschlich als Coterie zusammengefaßten Schriftstellerwelt unserer Tage fühlt er sich nicht aufgelegt. Und doch liegt eine solche nahe. Fälschlich zusammengefaßt, sag' ich; die Feinde nämlich machen den Namen; die neueste, unter den Einflüssen des Zeitalters begriffene Gemeinsamkeit war so wenig eine Coterie, als die Theilnehmer der romantischen Literaturrichtung sich selbst als Schule setzten. Beide Entwickelungen einer literarischen Gesammtheit haben

Digitized by Google

aber in ihren Schicksalen zwiefache Ähnlichkeit. Beide traf der Vorwurf einer ungenirten Profanation der Stellung der Geschlechter zu einander, beide offenbarten in ihren Maximen und in der Gestaltung ihrer Erzeugnisse denselben Übelstand, daß sie mit Dogmen und Raisonnement zu breit und ungefügig heraustraten, wo sie die Welt als von diesen Ideen erfüllt aufzeigen mußten. Die Schlegel trieben ihre Theorien in so künstliche Formen hinauf, daß sie darüber den Inhalt der Welt verloren.

Doch kehren wir zu Laube zurück, den zu begleiten stets ein munteres Interesse gewährt. Seine heitere Natur bricht uns überall Bahn, und wär's mit dem Ellbogen. Hinter der Schelling'schen Philosophie handelt er, wie gesagt, die romantische Schule ab. In kritischer Debatte ist er zu Hause, deshalb kühlt er hier sein Müthchen. Aber er ist auch Biograph, und Stoffe, die er umspannt, faßt er rund und nett in Rahmen, selbst wo man nicht glaubt, daß hier der Inhalt gerade ein ihm gemäßer sei. Ein solches kleines Bild liefert er von Novalis, das in jeder Beziehung vollendet zu nennen ist. Gleich sehr energisch pikant ist seine Darstellung Clemens Brentano's. Und Laube scheint hier als literarischer Portraitmaler im Zuge. Hölderlin ist sehr glücklich skizzirt, Waiblinger sehr richtig besprochen. Beide stehen freilich an ganz falscher Stelle; sie bilden keine Consequenz der speculativen romantischen Schule, die wesentlich nur in Niederdeutschland sich gestalten konnte; sie gehören zu der schwäbischen Naturrichtung. Ob diese Richtung zu den Schauern dämonischer Mächte, oder zu den Spielereien der geheimnißreichen Erscheinungswelt führt, immer bleibt es dieselbe Naturmystik, und beide Seiten finden sich in Justinus Kerner zusammengefaßt. Die Stellung der literarischen Figuren nach Richtung und Zeit ist freilich in Laube's Darstellung einer Willkür und einer Rathlosigkeit preisgegeben, die an's Fabelhafte gränzt. Es lohnt nicht, Einzelnes zu berichtigen, da sämmtliche Partien des Buches bandenlos herumschwimmen. Wunder jedoch nimmt es, daß Laube bei so viel Sinn für landschaftliche Lebensbedingungen, wie er ihn in seinen »Reisenovellen« vielfach bethätigt, in der Literarhistorie die Naturmächte und provinziellen Volkseigenheiten nicht als epochemachend an-

Digitized by Google

genommen. Wo nämlich kein großer ganzer Geistesstrom, keine Richtung von allgemeiner Macht, kein Kreuzzug gleichsam die Gemüther erfaßt und das Jahrzehend nach Einer Seite drängt, wo weder die Gliederung einer philosophischen Schule, noch die universell gewordene literarische Person ein Zeitalter vorherrschend in sich zur Erscheinung bringt, da machen sich provinzielle Lebensgeister geltend und färben strichweise die Epoche. So haben wir seit der historischen Feststellung eines Preußenthums die Culturlinien, die sich mit Kant, Herder, Hamann, Winkelmann, mit der halberstädter und berliner Secte einzeln bezeichnen, sehr bestimmt zu verfolgen. Mit Goethe's Jugend aber drang das Element des rheinischen Lebens mitten in den Schooß der deutschen Nation.

Wir kehren auf Laube zurück. Jener Artikel über die schwäbische Schule wird den Schwaben ungenießbar sein, weil gerade hier des Darstellers Sprachwendung geziert und gemodelt scheint. Sachlich genommen hat dieser Abschnitt noch den Übelstand, daß Mörike kaum beachtet ist. Kerner aber, der Mythensäer, und sein Widerpart Strauß, der Mythenvertilger, sind nur äußerlich genommen. In Bezug auf die romantische Schule hob ich hervor, was mir gelungen schien. Sehr verfehlt ist jedoch das Raisonnement über Tieck. Nicht als sei nicht richtig, was hier über Tieck's Manier und Consequenz geäußert wird, sondern weil sich hier der Mangel an Befähigung verräth, den Kern dieses Dichters zu erfassen. Irgendwo eifert Laube gegen terroristischen Journalismus, der das Talent um des politischen Glaubensbekenntnisses willen an's Kreuz schlage. Ich sehe keine Gefahr für die Kritik, die das Bekenntniß und den religiösen wie politischen Glauben als wesentlich von Einwirkung hält auf Gestaltung und Pflege des ausübenden Talentes. Was der Mann denkt, wird man immer begreifen müssen, um zu verstehen, wohin die Entwickelung seiner Kräfte führt. Ich sehe nicht ein, wie man dazu neigen könne, der deutschen Kritik politischen Indifferentismus zu empfehlen; ich sehe nur, daß Laube gegen seine eigene Doctrin, z. B. in Beurtheilung von Steffens sündigt. Eine Kritik, die sich um den Inhalt kümmert, stellt dar und erläutert, selbst wo sie auf krankhafte Gestaltungen stößt.

Digitized by Google

Da Stoffe und Personen so ziemlich gleichgültig in Laube's Arbeit neben einander stehen, so können wir nach Willkür noch Einiges herausgreifen, das die Hauptgestalten der Literatur betrifft, und Laube's kritische Maximen am genauesten erledigt. Der dritte Band gibt Abhandlungen über Schiller, Jean Paul, Goethe. Jeder hat nach Laube seine isolirte Privatgeschichte und kriegt seinen Aufsatz für sich. Und hier müssen wir denn die etwas breit gehaltene biographische Arbeit über Schiller als die gelungenste Partie des ganzen Bandes herausheben. Freilich kommt Laube hier nicht über die Debatte hinaus, während er kleinere Gestalten, wie Novalis, fertig plastisch zur Erscheinung bringt. — Über Jean Paul gibt es dreizehn Bände Lebensgeschichtliches, und hier ist Laube ganz an der Stelle, mit Scharfsinn zu beobachten und mit zusammenziehender Kraft des Geistes gegebenes Material zu ordnen. Freilich stoßen wir hier am härtesten auf eine Eigenheit in seinem Naturell, die jede Geschichtschreibung unmöglich macht. Es ist eine fixe Idee, zu wähnen, irgend eine Autorschaft, die der geschlossenen Vergangenheit angehört, hätte sich in anderer Form entwickeln können. Laube belauscht bei Jean Paul die Manieren des Schreibhandwerks so eifrig, als käm' es darauf an, eine nachgeborne Zeit vor gleicher Ausartung zu behüten. Dessen bedarf es nicht; es kommt vielmehr darauf an, Zufall und Nothwendigkeit in der Autorschaft zu deuten. Gerade Jean Paul ist in keiner andern Gestalt denkbar. Nehmt ihm den mühsam zusammengeschachtelten Plunder der Gelehrsamkeit, nehmt seinen Werken den Anblick gestrandeter Flotten, räumt bei ihm auf: und Ihr habt keinen Jean Paul mehr. Gebt ihm mehr plastische Formgestaltung, so macht Ihr seinen ganzen überseligen Menschen unmöglich. Eine Form, die sich die innere Natur nicht selber gibt, ist nicht die echte. Form ist eben mehr als Dressur, mehr als Schule, mehr als Kleid und Schnitt. Die Form des Autors ist nichts anderes, als die ganz nothwendige Entäußerung seines Innern. Mit der Möglichkeit einer andern Gestaltung wäre Jean Paul auch innerlich eine ganz andere Wirklichkeit geworden. — Und hier ist denn die unfruchtbarste Stelle in der Gedankenwelt unseres Freundes. Es ist das Mißverhältniß zwischen Form und Wesen, in das sich seine Natur zu verlieren

Digitized by Google

droht. Auf der je zehnten Seite aller zwanzig Bände seiner Schriften wiederholt er mit neuem Accent, nur auf die Form käme es an in Welt und allem Leben des Geistes. Da ist keine Ahnung vom geheimnißvollen Weben der Natur, die keinen Inhalt schafft, ohne zugleich in ihn all' die Bedingung seiner äußern Gestaltung zu legen. Die Bildung der Form ist keine Drechslerarbeit. Der Inhalt gebiert sich selbst von innen heraus seine Form, Form ist der Stoff selber, wie er in's Dasein tritt und sich regt. Einem Inhalt andere Form gestatten, heißt das Wesen des Inhaltes selbst erst wiedergebären. Wer hier nicht Schöpfer von innen heraus ist, lasse die Hand vom Dinge. Einer Philosophie eine andere Gestalt wünschen, heißt nichts von ihrem Gehalt verstehen; um sie zu einer andern Form zu nöthigen, muß man ihren innersten Lebensproceß zu ganz neuer Entwickelung bringen können. Einen Autor bedauerlich behandeln, um der mißrathenen Formung seines Inhalts willen, heißt nichts von jener Wahrheit wissen, daß der Geist es ist, der sich den Körper baut. Diese Wahrheit aber ist in der Werkstatt alles Werdens mächtig. Wer sie verkennt, läuft Gefahr, in seinen Bemühungen um Form sich aus allem Inhalt zu verirren. »Die Literatur,« sagt Laube, »ist zunächst und am Ende die Formenmacht, in welcher sich das Bewußtsein einer Nation dauernd begründet.« Die Macht, sich Form zu geben, hat aber lediglich die Sache selber. Mithin handelt es sich in der Literatur eines Volkes nicht um Wendung, Styl, Toilette und formelle Äußerlichkeit, sondern um den geistigen Fond der Nation selber, um den Inhalt ihres Seelenlebens; die Literatur ist das volle Bewußtsein des Volkes selber.

Das leidige Dilemma zwischen Form und Inhalt ist schon sehr alt, ja mehr als alt, altmodisch. Laube versäumt nicht, die Äußerung Goethe's anzuführen: »Die Philosophen können uns ihrerseits nichts als Lebensformen darbieten.« Für den alten Herrn war diese Maxime dermalen eine gute Praktik. Er hatte sich in den Inhalt seines Zeitalters so hineingelebt, daß seine Lebensaufgabe dahin gestellt schien, sich zum vollendeten Abschluß als persönliches Ganzes herauszuretten und jene Harmonie in sich auszubilden, die wir in seiner Natur bewundern. Allgemein gefaßt, ist der Satz ohne allen Werth. Es gibt keine Philoso-

Digitized by Google

phie, die nur Formen darböte; jede hat aus ihrem Zeitalter einen Inhalt erfaßt. Und wer die Geschichte der neuern Jahrzehende darstellen wollte, dürfte sich doch nicht hinter die Maximen unserer Altvordern flüchten.

Während es sich nach Laube weniger um die Seele der Sache, als um die Abfassung ihres Inhalts handelt, geschieht es ihm denn, daß er die Form über alles Wesen setzt. Man lese, was er über Börne schrieb. Mit Börne ist die Politik zu einem Inhalt der Literatur geworden. »Der untergeordnete Punct der Politik,« sagt Laube, »war bei ihm nur eine neue Zuthat.« Bloße Zuthat läßt sich freilich leicht entbehren. — »Aller Börne'sche Einfluß,« sagt er, »betraf äußere Form, politische Form, moralische Empfindung.« Also wäre die Moral eines Zeitalters auch nur Façon? — »Die politische Welt,« sagt Laube, »begnügt sich mit dem Wechsel einiger äußeren Formen.« — Und so laufen wir denn auf diesem Wege Gefahr, in Politik und Literatur, in Religion und weltlicher Historie so ziemlich allen Inhalt loszuwerden. —

Digitized by Google

20.

Briefe über den deutschen Styl.

1.

Sie sind um den rechten Styl verlegen, Donna, Sie suchen für Ihre Gedanken eine passende Form. Sie kommen sich wie eine Seele vor, die einem Schatten gleich durch die Lüfte zittert und die Hülle nicht finden kann, die ihr zum richtigen Dasein verhilft. In der That, Sie sind überhaupt ein Wesen, das nicht recht, nicht ganz wie es ist, zur Erscheinung kommen konnte. — Gibt es dergleichen? Die Philosophie läugnet es, nach ihr muß jedes Wesen vollauf wie es ist zur Erscheinung werden, und nur so weit, nur so wie es erscheint, hat es Wahrheit und Wirklichkeit. — Wesen, die nicht recht zur Erscheinung kommen? Die Poesie und das Leben wird sie anerkennen. Geister sind's, die nach der Geburt ringen, ohne die Schmerzen der bittern Stunde zu beenden, Ossian'sche Nebelschatten, die über die Haide schimmern, Nixen, die auftauchen aus dem Schaume des Meeres, den weißen Hals, gen Himmel strecken und stumm zusammensinken in wüstes Nichts. In Zeitepochen, wo die Freiheit stirbt, und wo sie auferstehen will, pflegen sich die Gedanken der Menschen in solcherlei Gestalt zu zeigen, als körperlose Seelen, die keine Hülle finden für ihren Gehalt. Von der Art sind Sie, Donna; darum suchen Sie nach einem Styl und finden nicht den rechten. Sie sind ein Kind Ihres Jahrhunderts. Sie haben Riesengedanken und können die Stunde der Geburt nicht abwarten; so werfen Sie einen Embryo an's Licht der Welt, und der Embryo hat noch dazu ein greisenhaftes, behaartes Gesicht, als wär' er vor Harren und Warten alt und grau geworden im Mutterleibe. Sie haben beide Herzkammern voll von Romanen, Sie möchten den einen gern los

Digitized by Google

sein und wissen nicht, in welchem Styl Sie das Ding halten sollen. Sie fühlen sich einen Gott, und ihre Schöpferkraft ist nicht im Stande aus dem Chaos eine Welt herauszubilden. — Sie lächeln; das Gleichniß scheint Ihnen überschwänglich. Ich sage Ihnen, ein Autor ohne Styl ist wie ein Gott ohne Welt. Sind nicht die lichten Sternenwelten die Schriftzüge Gottes? Die Schöpfung ist sein Styl, so und nicht anders schreibt er seine Geschichte. Nun freilich kann man einräumen, daß die Welt nie ganz so schön, so fertig sei, wie Gott will, er ändert, bessert bis in alle Ewigkeit. Somit, dächt' ich, dürfte auch dem Autor eingeräumt, ja nach dem großen Beispiele empfohlen werden, an seinen Schöpfungen allezeit viel nachzuhelfen und auszuflicken, wie Gott es thut. Sie sehen, ich weiß der Autoreneitelkeit unter die Arme zu greifen, indem ich an das Größte dies Kleinste knüpfe.

Ihr Brief ist ordentlich rednerisch, meine Freundin, indem Sie mir die Schwierigkeiten aufzählen, die sich Ihnen bieten, um gut und wirksam zu schreiben. Sie seien unsicher, von welcher Seite die Hülfe zu erwarten, nach welchem Muster Sie Ihre Schreibart zu gestalten hätten. Die deutschen Classiker finden Sie Ihrem Fühlen und Denken zu fern, in deren ruhig klare, fertig abgeschlossene Welt möchten Sie nicht den Geist des Unglücks, nicht die verzehrende Pein eines ringenden Jahrhunderts tragen. Wie durch einen rauschenden Strom, den Strom der Zeit, geschieden läge das Jenseits der frühern Deutschen und das Diesseits der jetzigen, ein Land der Seligen und Unseligen, wie Sie sagen, und da hinüber führt keine Brücke. Börne steht wie ein Engel der Rache mit dem flammenden Schwerte zwischen alter und neuer Zeit.

So ungefähr schrieben Sie. Sie sind rathlos, Sie wissen nicht, wohin sich wenden; aber während Sie mir schildern, wie Sie vergeblich nach einem Style suchen, der Ihr Denken und Fühlen so in sein Bett aufnähme, wie die schmiegsame Uferwand den Strom des Gebirges; während Sie sich Dämme bauen und wieder einreißen, während Sie unsicher hierhin und dorthin greifen, um zu finden, was fehlt, haben Sie schon das scheinbar Ferne ganz in der Nähe, das Ersehnte erreicht, schreiben bereits in demjenigen Style, der Ihnen lediglich eignet.

Digitized by Google

Es ist ein händeringender Styl, in dem Sie schreiben. Eine Ossian'sche Geisterschlacht, ein Byron'scher Todessturm, — in solcher Brandung treibt Ihr Kiel; er will zwischen Felsen landen und drüben weit ab liegt die alte gute Zeit wie ein grüner Wiesenstreif mit sanften Hügeln am Horizonte. — Sie sehnen sich nach einem Glück für Ihr Herz, — mit einem Feuer, daß mir um Ihr Ziel bangt, mit einem Sturm der Unruhe wollen Sie Ruhe erreichen, daß Sie bei so viel Aufruhr von Mitteln sich vielleicht um den Zweck bringen.

Ich sende Ihnen hier: »Drei Bücher der deutschen Prosa,« eine Reihe Stylproben, die Dr. Küntzel zusammengestellt hat. Falls Ihnen Ihr eigener Styl nicht behagt, so haben Sie hier eine Auswahl von dem, was die deutsche Prosa im Zeitraume von funfzehn Jahrhunderten geliefert, eine Musterkarte von Stylarten von ältester bis neuester Zeit. Das erste Buch umfaßt die gothische, althochdeutsche und mittelhochdeutsche Prosa von Ulphilas bis Luther (360 bis 1523), das zweite Buch reicht von Luther bis Lessing (1523 bis 1740), das dritte Buch hat zwei Abtheilungen, von Bodmer bis Seume, und von Jean Paul bis auf die Gegenwart. In diesem Bouquet von Sprachproben haben Sie Rosen und Nelken, Dornen und Disteln. Wählen Sie nun nach Belieben.

2.

Sie schelten mich, daß ich Ihre Schreibweise mit einer Brandung verglich, auf der Ihr Kiel hin- und hertreibt. Thut er das, sagen Sie, so eile man mir zu Hülfe. Ich will sehen, Donna, wie ich Sie lootsen kann. Schwer ist es, in Sachen des Styls Jemand beizuspringen, denn Jeder hat hier sein eigenes Bedürfniß, Jeder hat seinen absonderlichen Styl, kann nur den seinigen gebrauchen, weiß einen fremden nicht zu handhaben. Man kann an fremden Stylarten lernen, wie man *nicht*, nicht aber *wie* man schreiben soll. Läugnen Sie Ihre Persönlichkeit fort, dann erst geben Sie die eigenthümliche Physiognomie Ihres Styles preis. Wollten Sie französisch oder englisch schreiben, so brauchen Sie blos, um gut, geschmackvoll und für die Gesellschaft die Feder zu führen, in den allgemeinen Grundton einzustimmen, der anerkanntermaßen für classisch gilt.

Digitized by Google

Dort gibt es einen Typus für alle Welt; wie man im Salon spricht, so schreibt man in Frankreich; höchstens führt eine augenblickliche Mode des Romanticismus zu einigen gewagten Neuerungen, und auch diese haben mehr im Leben der Gesellschaft, als im Kopfe der literarischen Production ihre Wiege: der Gamin de Paris ist weit erfinderischer in Wort und Wendung, als die literarische Autorität. In Deutschland gehört zur Stylbildung die ganze fertige Herausbildung der Persönlichkeit. Das mittlere Maß, daß sich unter uns ergibt, ist nur gut für nahrhafte Hausmütter, gute Söhne auf der Wanderschaft, für ausbündige Philister, getreue Nachbarn und desgleichen. Die eigentliche Bildung des Geistes überschreitet doch irgendwie den common-sense, und ihr Ausspruch ist an die Entwickelung der Persönlichkeit grenzenlos preisgegeben. Daher die vielen Style in Deutschland, so viel Style als Personen, und weil die ganze Eigenthümlichkeit des innern Menschen überströmt in seine Ausdrucksart, so genießen wir von dieser Alles mit, was ganz heimlich in jenem sich regt. Keine Sprache hat wie die deutsche diese Zaubermacht, alle Heimlichkeiten des Seelenlebens an das Licht zu beschwören, in keiner andern breitet sich für den innern Genius eine so weite Stufenleiter aus, um bis zum Himmel aufzusteigen und abwärts niederzufahren in's Schattenreich der Gedankenwelt. Am Styl können wir den ganzen deutschen Autor erfassen, sein ganzes Werden bis zum Höhepunct, sein ganzes Sinken bis zur Ausartung verfolgen. Die jüngste Literatur in Deutschland hat ihre Persönlichkeiten ganz freigestellt an die Öffentlichkeit, sie stülpt an sich und an Andern den innern und äußern Menschen wie einen Handschuh um, ja, sie geht so weit, dem Subject die Haut über den Kopf zu ziehen und ihm zuzurufen: Ach, wie siehst Du aus, Du seltsames zweizinkiges Thier! Dies führt zu entsetzlichen Maximen, obschon sich die Literatur hierbei auf ein sehr altes hochberühmtes Beispiel berufen kann: Apollo zog weiland dem Marsyas auf derlei Weise die Haut vom Leibe. Dem wird nicht eher abzuhelfen sein, bis sich die kleinen Geister des Aufruhrs mit dem großen Geiste des Jahrhunderts wieder versöhnen oder — mit diesem zu Grunde gehen.

Digitized by Google

Die junge Literatur hat eine Menge Schmuz und Kleinigkeit auf die Gasse geworfen, so daß die Vorübergehenden darüber stolpern. Sie gab den ganzen Hausrath ihrer polnischen Wirthschaft den Leuten zum Besten, so daß darob ein Entsetzen durch alle Lande lief. So weit trieb es die Offenherzigkeit, daß sie aus jeder Regung der kleinsten Stunde, aus dem armseligsten Treiben der Eitelkeit, des Neides, der Verzagtheit, der Misère Literatur machte. Und alles dies sind Stylarten geworden. »So lange die junge Literatur die freie Beweglichkeit ihres Styls behauptet, kann sie nicht unterliegen, ihr Styl ist ihre Garantie,« — sagte Börne einst. Aber sie soll nicht den Styl um des Styles willen geben, der Inhalt soll sich selbst sein Kleid machen. Betrachten Sie Laube. Wer hatte nicht sein Wohlgefallen an der chevalereskeu Liebenswürdigkeit seines Styls! Die freie Helligkeit der Luft, die er anfänglich schöpfte, die joviale Dreistigkeit seiner raschen Federzüge, wer hatte sie nicht gern! Allein Laube kam allmälig so weit, mit seinem Styl nichts anderes als Styl zu geben, nichts anderes vom bedrohten Lebensgehalt retten zu wollen als den Styl, eine neue Schreibweise gab er für den einzigen Zweck der neuen Literaturepoche aus. Nun zog er seiner Feder Glacéhandschuh an, fältelte Manschetten darüber und begann mit der freien Rede ein diplomatisches Gequängel, dessen formelle Eleganz schwerlich über den Mangel an Inhalt täuscht. Laube's »Krieger« und »Bürger« sind noch zum Theil im Styl seiner ersten Manier geschrieben, obschon auch diese nicht die Farbentöne eines historischen Gemäldes abgeben konnte. Lesen Sie, wie Laube eine alte polnische Gräfin schildert. Diese Schilderung, als Silhouettenbild genommen, ist sehr glücklich und bezeichnet seine Autorschaft; er gibt radirte Skizzen, Crayonbilder. Der historische Roman will aber Ölmalerei, warme saftige Farben, große Linien, feurige Züge. Laube gibt detaillirte Genremalerei; die Vorpostengefechte, die Überfallscenen sind munter und lebendig, obschon Walter Scott im Ganzen und Großen schärfer hineingreift in Kriegsgetümmel und Schlachtenlärm. Geistig getragene Figuren, die der Bedeutsamkeit der Revolution Polens entsprächen, fehlen ganz; die Gestalten, hinter deren Reflexion der Autor die dialektische Wandelbarkeit seiner Ansichten verbirgt, sind hinfällige Naturen,

Digitized by Google

über deren kindisches Geplärr uns ein Erröthen anwandelt, wenn wir bedenken, daß diese Creaturen auf dem Vorgrund einer Bühne stehen, wo ein Volk seine Tragödie spielt. Laube kann mit seinem Styl keine Geschichte schreiben, vielleicht auch keine Literaturgeschichte. Eine Conversation kann er darüber führen mit dem glänzenden Geschmeide seiner Rede, und dies steht von ihm zu erwarten.

Sie aber, Donna, mit der heißen Sympathie für Völkerschmerz, können hier keine Norm finden für den Fall und Klang der Rede. Ihr Herzklopfen hat seinen eigenen Tact. Machen Sie einen Rhythmus daraus, und Sie haben den Styl gefunden, um die polnische Revolution zu schildern.

3.

Nun schäumen Sie wieder, und Ihr Styl schäumt mit, obwohl Ihre Stimmung nichts vom Champagner verräth. Eher gleicht sie einem feurigen Sicilianer, wenn ich nicht Sirocco wittere, jenen Sturm, der versengend einherbricht und die Vegetation vernichtet. Aber wälzen wir uns nicht in Gleichnissen herum, oder bleiben wir bei dem Einen stehen: Ihr Styl ist mit Ihnen in der Brandung, und ich will wo möglich Öl in diesen Aufruhr gießen. Es gibt Gemüther, die sich immer erst gewaltsam aufstacheln müssen, um sich regsam zu fühlen. Räumt man ihnen den Stachel als ein Motiv der Nothwendigkeit ein, so muß man sie bewundern; zerbricht man ihnen das Instrument, womit sie sich wie eine heilige Magdalene flagellirten, so sinken sie zusammen. Ich will wissen, ob Sie zu diesen Naturen gehören. Deren gibt es nicht im Leben allein, in der Literatur erst recht. Die jungen Lyriker mit ihrem ersten Rausche der Empfindung, auf den keine Production des Bewußtseins folgte; so mancher literarische Aufruhr, dessen tobende Wellen sich plötzlich für immer niederkauerten, sobald gewisse Illusionen wie eine Fata Morgana in Luft und Nebel verschwanden! Lassen Sie uns der Literatur an den Puls fühlen, um an ihr die Zeit, und an der Zeit uns selbst zu erkennen.

Ich will Ihnen zwei Autoren nennen, vor deren Styl Sie sich hüten müssen, aus Besorgniß zu großer Verwandtschaft mit ihnen. Sie kennen Willkomm's »Europamüde,« jenes Buch, das

Digitized by Google

der Graf Reinhard in Paris als ein merkwürdiges Gepräge unserer Zeitstimmung betrachtete. Hier geißelt sich ein edles Herz, um beten zu können, mit Ruthenstreichen. In diesem Schmerze liegt eine fanatische Verzückung, und beides, Schmerz wie Verzückung, enden mit Ohnmacht. Der Zeitgeist wird hier aus Verzweiflung über sich selber geistesirr, und hält diesen Zustand für seine Rettung. Alle jene Figuren, die hier die Bahn des Herkommens durchbrechen, um rein zu sein von ihrem Jahrhundert, sind nur Radicale aus krankhaftem Gelüst, sind nur Menschen nach der platonischen Definition, gerupftes Federvieh, abstracte Geschöpfe, und die ganz nackte kahle Seele ist immer die wahnwitzige. Willkomm zeichnet diese Stimmungen mit so viel Tumult der Empfindung, daß man die Geißel kaum merkt, womit er sich selbst wehe thut. Und in seinem Styl liegt oft eben so viel Schwung und Rhythmus, wie leerer Lärm und vergeblicher Aufruhr des Elements. Willkomm ist mit seiner ganzen Welt in der Brandung. Er muß sich entscheiden, entweder landen und eine sichere Bucht erreichen, wo die Wärme seiner gemüthlichen Stimmungen Sprache gewinnt, oder das hohe Meer gewinnen, wo die Geschichte mit ihren großen Strömungen ihn rasch und kräftig erfaßt. Auf jener Seite liegt die Idylle, deren träumerisches Glück ihn locken sollte, nach dieser Seite hin winkt die Größe der weltgeschichtlichen Bewegung. Das ganze Jahrzehend ist mit ihm in dieser unentschiedenen Schwebe; man soll nicht länger an den Küsten treiben, — entweder Land oder hohes Meer!

Ich habe Duller's »Kaiser und Papst« gelesen. Wir sind hier wirklich auf dem hohen Meere der Geschichte. Große Menschen, große Thaten; wir haben vollen Wind, steuern mit geschwelltem Segel. Zwei große Gedanken, so groß wie Gott und Natur, Geist und Materie, bieten sich hier die Stirn, die Macht der Kirche, des Glaubens, des Wahns, und die Macht der denkenden Vernunft, die sich der Weltlichkeit und aller Schätze des schönen heitern Lebens bemächtigt. In Kaiser Friedrich dem Zweiten, den Duller zum Helden eines Romans gemacht, bricht der freie Mensch am offensten hervor in seinem Widerspruch gegen die Satzung und den Wahn des Jahrhunderts. Mit ihm zieht die Welt gegen das, was die Priester

Digitized by Google

Gott nennen, zu Felde. Er will die Kirche nicht stürzen, sondern nur neben ihr sich anbauen. Die Kirche aber will nichts, als alleinherrschend bleiben; jedes Mittel ist ihr gerecht, während der Kaiser nur edle wählt. Dies ist der physische Grund seines Unterliegens. Ein geheimeres Etwas tödtet ihn innerlich. Schon auf dem Wendepuncte zum Siege flüstert ihm sein Genius zu, diese Welt und diese Menschen seien außer Stande, frei in sich selbst ohne die Stützen des Wahns zu bestehen. Gerade Friedrich der Zweite ist es in der Reihe jener Revolutionsmänner im Purpur, von dem die treuesten Freunde abfallen, weil sie der Seligkeit der letzten Ölung bedürfen, um sterben zu können. Das Jahrhundert ist nicht reif für den Gedanken Friedrich's, und in der Todesstunde gelüstet ihn selbst nach dem Liebesmahle der Versöhnung. Das ist das Tragische in seinem Erliegen, von dem weder Raumer in seiner Pragmatik und wohlfeilen Politik, noch Raupach in seinen rhetorischen Theaterlarven eine Ahnung haben. Friedrich stirbt mit der leisen Hoffnung, aus den Banden seines Grabes werde die Zukunft auferstehen, die Völker würden durchfechten, woran die Fürsten seines Hauses ihre Stirn zerschmettert; er für seinen Theil fühlt sich besiegt und gestürzt, weil er von der Bedürftigkeit der menschlichen Natur sich nicht frei machte. Ich glaube, Duller hat das Tragische seines Helden sehr tief gefühlt; die Todesscene des Kaisers ist ein treffliches dramatisches Bild im Roman. Etwas anderes ist es, ob er das Gemälde seines Lebens plastisch herausgearbeitet hat, wie der Romandichter doch soll. Wo eine Art krampfartiger Stimmung eintritt, und der Athem röchelt, das Leben zuckt und das Herz zerspringt, da gibt Duller dramatisch wirksame Scenen, da entwirft sein Styl mit dem Tarantelstich der Hast, der ihn hetzt und peitscht, sehr frappante Bilder und Gruppen; allein die Ruhe der epischen Klarheit, die sichere Kraft plastischer Gestaltenbildung, die der Roman verlangt, fehlt ihm gänzlich. Soll ich sagen, woran Duller's Styl leidet? Er schwankt zwischen der Gefühlsüberschwänglichkeit Jean Paul's und der grotesken Caricatur der Hoffmann'schen Manier, ohne daß ihn der Stoff, den er hier gewählt, für jene oder für diese Hinneigung berechtigt. Walter Scott's Phlegma ist von der

Digitized by Google

deutschen Kritik sehr hart gegeißelt, und doch bereitet seine epische Breite Wirkungen vor, die Duller's theatralisch forcirter Sturmdrang nie erreicht, weil er sein Ziel überläuft. Duller's Instinct führt ihn allerdings oft zu Gestalten, die für seinen Styl geschaffen sind. Wie treffend schildert er jenen Ezzelin in der romantisch kriegerischen Rohheit seines Handwerks. Eine orientalische Koboldsnatur, wie Kaf, muß stets bei der Hand sein, und der dämonische Clincior, halb Mensch halb Teufel, ist seine Lieblingsfigur, die er mit besonderem Behagen ausmalt. Dieser Clincior liebt ein Weib; Duller entfaltet ein Gemälde à la Höllenbreughel. Imposant! So liebt ein Dämon, der Styl selbst ist dämonisicirt. Allein die Romandichtung ist eine Entfaltung des Menschenlebens, keine Dämonologie. Der Romandichter sei Rubens, sei Tizian, sei Paul Veronese, er huldige welcher Schule er wolle: Höllenbreughel, Callot kann er nicht sein, ohne sich in seinen Stoffen zu vergreifen. Duller hat sich vergriffen, und leider sieht der Styl, den er dem historischen Romane aufzwingen will, wie festgerannte Manier aus. Diese gereizte Übernommenheit, dieser gepeitschte Ton der Darstellung geht durch vier Bände mit weniger Unterbrechung. Dieser Styl mit seinem krampfhaften Händeringen verwildert jede Situation. Und dies wilde Haargekräusel der Diction legt sich dann plötzlich um in einen flachen Scheitel. Auf solchen Sturm folgt Ermattung, wie sie im dritten Bande ersichtlich wird. Dort stoßen wir auf den raisonnirenden Calcül heutiger Reflexionsmenschen, auf den Styl pragmatischer Geschichtschreibung, wie sie in Raumer's Darstellung zu finden ist, oder es beginnt ein didaktischer Katheder ton, der es förmlich aufgibt, die Ideen seines Stoffes plastisch als Menschenleben, als Fülle des bewegten Daseins hinzustellen, und mithin docirt, was er nicht malen kann. Im vierten Bande concentrirt sich Duller's Kraft von neuem. Wo das Leben auf der Spitze steht, wo der Tod seine Beute wittert, da entfaltet sich seine Eigenthümlichkeit, dramatische Bilder zu zeichnen. Aus dem Hange zu theatralischem Effecte erklär' ich mir Duller's ganzen Styl. Müßte er nicht für die Bühne Passendes leisten? Er war bisher vielleicht wider Willen zur Romandichtung gedrängt. —

Digitized by Google

4.

Sie haben an Duller, meine Freundin, einen Autor kennen gelernt, der auf dem Felde des Romans eine große Richtung, aber für diese Richtung nicht den rechten Styl gefunden. Absolute Schönheit des Styls gibt es nicht, sie ist relativ, und um schön zu sein, ist es vor allen Dingen nöthig, daß der Styl der rechte, der seinem Inhalte angemessene sei. Der Duller'sche Dithyrambenstyl ist um deswillen unschön, weil er für eine historische Entwickelung des Menschenlebens, wie doch seine Romane diesen Stoff haben, der falsche ist, er könnte vielleicht mehr für einen schönen gelten, wenn er das Gefäß für andern Inhalt abgäbe, wenn er Zauberformeln, Bannflüche, Spukgeschichten und derlei Ungeheuerliches faßte. Es ist auffällig, daß ein Zeitalter, welches mit so vielen Teufeln, mit so vielen alten und neuen bösen Elementen ringt, nicht noch mehr dergleichen sich aufbäumende Stylarten zu Tage fördert. In der großen Sturm- und Drangperiode der deutschen Genies schrieben unsere Altvordern sämmtlich in einer Sprache, die furchtbar mit allen Gliedern um sich schlug, Himmel und Hölle wie ein Taschenmesser zusammenschlug, Erde, Mond und Sterne tollköpfig in den Rock steckte, und schreiend durch das Weltall lief. Der »Weltschmerz« von damals war gigantisch. So ein Styl, wie ihn Schiller's Räuber kolossal gestalteten, kommt heut zu Tage nicht mehr vor. Vielleicht weil die Gemüther zahmer sind, als sie scheinen, das ganze Zeitalter energieloser, als es Miene macht? Wer einen glatten Salonstyl schreibt, glauben Sie mir, der ist zum Revolutionsmanne verdorben, vorausgesetzt, daß ihm dieser auf dem Parquetboden geglättete, in gepolsterten Fauteuils abgesessene Styl zur zweiten Natur geworden ist. Manche von den sogenannten literarischen Bewegungsmännern schreiben sogar einen frauenhaft weichen Styl. Sie flüstern so schmachtend wie ein liebesieches Mädchen, thun schön mit der Hinfälligkeit der Zeit und athmen eine überwache Weisheit, die sich rednerisch über den Verlust der Thatkraft täuscht. Ich kenne deren, die so sind. Sie schreiben einen sehr listigen Styl. Sie tröpfeln einem verweichlichten Jahrhundert die Gewalt spartanischer Überzeugung homöopathisch ein. Mögen sich diese in

Digitized by Google

Acht nehmen, daß das Jahrhundert, welches sie gewinnen wollen, sie nicht überrascht! Aber irgendwie muß der Autor seiner Zeit tributpflichtig sein, will er sie erfassen, oder nur verstehen. Traurig, daß die germanische Kraft, welche sich nach den Befreiungsjahren von fremder Obmacht in deutscher Jugend regte, theils mißleitet, theils mißachtet und verkannt werden mußte. Schreckhaft, daß diese Kraft, als sie literarisch wurde, wie in Grabbe und Andern, betteln ging von Thür zu Thür, keinen Fußbreit Landes gewann und wirkungslos blieb.

Ich möchte wissen, wie die Welt aussieht, wenn wir alt sind, eben so gern, welchen Styl wir dann schreiben, einen freieren oder noch versteckteren. Wird das Jahrhundert unsere Träume verwirklichen, oder noch überfliegen, wird es uns mit großen Instituten, mit einer freiern Herausbildung der Nationalkraft überholen, und uns dann alt und mürbe finden? Werden uns die Verwirrungen des Jahrzehends abschwächen, so daß wir den Sinn für die Größe des Jahrhunderts verlieren? Ich fürchte nicht. Aus unserer Jugendzeit nehmen wir verschwiegene Tugenden mit hinüber in's Alter und werden mit ihnen jung bleiben. Deshalb wird uns das Jahrhundert nicht überflügeln, wie es den alten Herren widerfuhr, es wird uns nicht matt finden, wir werden freier werden, weil wir im Stillen frei geblieben. Von der Jugend her wird unsere Schreibart frisch bleiben, denn aus ihr blüht Alles, was das Leben adelt, der Jugend gehört die Begeisterung.

Kennen Sie einen deutschen Autor, der außerordentlich viel gute Eigenschaften hat, viel Lebenserfahrung, weil er alle seine Weisheit nur aus dem Verkehr mit Menschen schöpfte, ein fühlendes Herz, das vielleicht eben so viele Niederlagen als Siege zählt, einen offenen Sinn, um die geistigen Schätze harmlos zu genießen; einen Autor, dem der Salonwitz des Hofmannes zu Gebote steht, der die Geheimnisse der Toilette, die Mysterien des Boudoirs, die Coquetterien der Schürze und der Schleppe genau studirt zu haben scheint, um all' die Reize und all' das Elend, die Unschuld und die Schminke der modernen Gesellschaftswelt mit sicherm Tact, mit Bewußtsein und Grazie, Ernst und Satyre zu schildern; einen Autor, dem unter hundert guten Eigenschaften nur die Eine fehlt, die alle andern am Ende auf-

Digitized by Google

wiegt: germanische Jugend! Ich meine A. von Sternberg. Er ist seinem Innern nach weder Russe noch Deutscher, obschon jenes von Geburt, dieses nach der Abstammung seines Geschlechtes und nach dem Organ der Rede, das seine dichterischen Schöpfungen überliefert. Er gehört zu den innerlich heimathlosen Deutschen, denn auch die große Welt, die überall dieselbe ist, überall dieselben Götter anbetet, der Salon der bevorzugten Gesellschaft, welchem seine Darstellung entlehnt ist, ist ihm kein Capua, kein Pays de Cocagne, kein Herzensasyl. In Paris ist der Salon der Reverbère des großen ganzen Lebens, man braucht nur im Salon zu leben, und man fühlt alle Pulsschläge der Zeit lebendig mit. In Deutschland nicht ganz in dem Grade; man kann sich absperren, sich in Gemächlichkeit und Herkommen eine Welt aufbauen, die, wenn sie nicht so stark parfümirt wäre, fast eine Art von Idylle abgäbe. Die schreienden Töne der Zeit klingen auch herein, aber abgedämpft, so daß man sie wie Musik von draußen, wie Carnevalslärm hinnimmt; die Causerien im Fauteuil, die Plaudereien auf dem Sopha werden dadurch nur gewürzt, die Etiquette des Besuchs wohlthuend unterbrochen, die coquette Langeweile in der Assemblée, die gern gähnen möchte, wenn sie nicht geschnürt wäre, bekommt Farbe, sei's aus Spott oder Ärger. Genug, man entgeht auch zwischen Sophakissen nicht ganz der Zeit, selbst wenn man sich wie französische Emigrés zwischen Spiegelwände einschlösse, um nichts als sich und an der eigenen Gestalt das ancien régime festzuhalten. Im eigenen Herzen werden Dissonanzen laut. Dies ist aus Herrn von Sternberg's Novellen ersichtlich; er begann die Reihe seiner Darstellungen mit »Zerrissenen.« Ich meine nicht, daß dies Buch oder seine Fortsetzung »Eduard« den geheimen Nerv des Zeitleidens erfaßte oder mit Muth und Entschiedenheit zum Ausspruch brachte; ich behaupte nur, die Gesellschaft wittert selbst, wovon man glaubt, es sei blos Machwerk der zerstörungslustigen und lärmbetrunkenen Jugend, die sich noch nicht eingezäumt hat in die Behäbigkeit der in ihrem Gott vergnügten Gewohnheit. Aber so in seinem Gott vergnügt ist der Gesellschaftskörper eben nicht, auch nicht die Sphäre, wo man sich mit Essenzen die Schläfe reibt. An einem Autor, der weder Organ einer Partei, sie sei wissen-

Digitized by Google

schaftlich oder social, weder Agent einer Richtung, noch Redner einer Gesammtheit; bei einem Autor, der nichts als der Pulsschlag der Gesellschaft ist, kann man den Zuständen einer Epoche recht eigentlich in die Karten blicken. Auf eine Zeitlang entfloh Herr v. Sternberg den Einflüssen einer unbehaglichen Zeitatmosphäre, sein bildnerisches Talent wählte sich Situationen entfernter Art, Molière's, Lessing's Verhalten zu ihrem Jahrhundert. Mit der »Galathee« griff er von neuem in das Gewebe der socialen Bildung unserer Gegenwart. In den Briefen des Romanhelden glaubt man anfangs eine Art »Werther am Hofe« zu hören. Daneben laufen die Bekenntnisse eines Blasé, außerordentlich dreist und wahr. Aber Robert, der Held der Geschichte, ist selbst ein Stück von blasirtem Vornehmling. Sein Anflug von Werther'scher Luft ist auch nur eben ein Hauch der Seele, der über die Glätte des kalten Spiegels fährt. Dies Naturgefühl tritt lange zurück, die Lüge des Lebens um ihn her bewältigt ihn bis in sein innerstes Herz, und ohne es zu wollen und zu wissen, heuchelt er sich in ein Doppelverhältniß zu Galathee und Melicerte hinein. Die Lüge der großen Welt ist das Thema des Buches; sie wird uns bis zum Widerwillen treu aufgedeckt. Neben dem Blasé ist der Jesuit Jerome die hervorstechendste Figur. In beiden geht die ursprünglich gute Menschennatur an den Satzungen des gegebenen Daseins bis zur Verworfenheit unter. Beide Gestalten sind auch am meisten fertig gezeichnet. Galathee weniger, Melicerte, die romantische Dame mit der paradirenden glänzenden Schulter und der allezeit verführerischen Luft zur Reue, ist eben so wenig eine fertige Schöpfung. Der Autor hat keinen stetigen Pinsel, seine Novellen schwanken zwischen Memoire und Empfindung. Halb Copie aus der Wirklichkeit, wie sie sind, bieten sie keine förmlichen Portraits und keine fertigen Geburten der dichterischen Schöpferkraft. Die Unsicherheit der Zeichnung geht so weit, daß man bei einzelnen Gestalten nicht weiß, wo Schein und Wahrheit in einander laufen, Coquetterie und Aufrichtigkeit grenzen. So sehr ist der Autor mit seinen Figuren in sein Thema versunken. Und wie über dem Schein der Inhalt des Lebens verloren geht, über der erkünstelten oder spielerisch gepflegten Neigung die wahre stirbt, dies Schauspiel, das sich die moderne Gesellschaft

Digitized by Google

tagtäglich vorspielt, ist in diesem Romane mit ergreifender Wahrheit entfaltet. Der Styl ist in diesem Buche nicht der beste. Was ich guten Styl nenne, wissen Sie schon. Jede Feder hat ihren Styl, jeder Inhalt verlangt den seinigen. »Le style c'est l'homme,« Buffon's Spruch, ist nur halb wahr. So weit der Styl Ausfluß der Persönlichkeit ist, und diese sich mit ihrer ganzen Eigenheit in ihm darlegt, ist jener Satz richtig. Aber der Romandichter gibt nicht sich, sondern eine Welt, mithin muß der Styl das Abgepräge dieses Inhalts sein, und nur wenn die Persönlichkeit des Darstellers diese ihre Welt ganz erfaßt, ganz in ihr aufgeht, zeichnet der Styl beides richtig und genau ab, den Mann und die Sache. Will ich die feine Gesellschaft schildern, ist sie meine Welt, in deren Zuständen ich heimisch bin, so muß mein Styl der Ausdruck des high life sein. Ich kann nachlässig schreiben, aber nicht eckig, geschwätzig, aber nicht pikant, wahr, aber nicht offenherzig, scharf, aber nicht grob, ich kann Alles sein, nur keine ehrliche Unbeholfenheit, die sich wie ein Handschuh umkrempelt, — man verzeihe dies salonwidrige Wort. Dergleichen passirt Herrn v. Sternberg noch in der »Galathee.« Die »Bekenntnisse des Blasé« unter anderm sind ehrlich unbeholfen; Anderes, wie die Mittheilung des Jesuiten über sich und sein Leben, furchtbar ergreifend, entsetzlich wahr, aber craß und aus den Rahmen des Gemäldes heraustretend; es ist dies keine Geschichte mehr, die man auf dem Sopha vor dem Theetische liest, man muß mit ihr einsam sein und das Labyrinth der menschlichen Seele still bedenken.

In der »Psyche,« einem neueren Romane, ist der Autor ganz in seiner Welt; hier hat er ganz seinen Styl gefunden, der ihm und seinem Stoffe gemäß. Auch ist er hier, wo er abermals die hohe Gesellschaft schildert, weniger Mitpatient, wie in der »Galathee,« ob er schon nicht Arzt ist und kein Heilmittel weiß zur Beschwichtigung der krankhaft aufgestörten Ruhegeister. Der erste Band bringt fast nur Meublement, um sich auf dem Terrain einzurichten. Auch die Menschen, die hin und her laufen, der alte den Herrn spielende Diener und sein zum Bedienten geeigneter Herr; die altjüngferliche Cottin, die in der Familie so unentbehrlich ist bei jeder »Katastrophe;« der weibische Minister mit der Tapisseriearbeit, jene parfürmirten

Digitized by Google

Pinsel, welche die Bourgeoisie auf dreißig Schritt wittern, alle jene weichlichen Verwahrlosungen, jene lächerlichen Gecken und intriguanten Coquetten, sind nur der Hausrath der sogenannten feinen Gesellschaft. Erst mit dem zweiten Bande beginnt das Seelenleiden der vornehmen Welt. Sternberg sieht es in der Ehe. — Weil ihre Bande fester sind, als die Beseligung der Liebe dauert, so erwächst allerdings daraus jenes Gewirr von Unglück, jenes System von Gebrechen, jener Abgrund von Knechtschaft, Heuchelei und geheimer Verwilderung, vor dem der Freigebliebene erschrickt. Aus diesen Gefühlen stellt sich das Glaubensbekenntniß der Marquise zusammen, und was der Lauf unserer Tage an Widerwillen gegen die Idee der Treue und ewigen Angehörigkeit zur Sprache gebracht hat, ist in ihr zum Ereigniß, zum Erlebniß geworden. Sie fühlt sich geliebt von einem Manne, aber die Furcht, mit dem festen Abschluß eines ehelichen Bundes werde die Gewohnheit und die lähmende Macht der Sicherheit die Liebe tödten, diese vorgebliche Furcht hält sie ab, aus dem schwebenden Verhältniß eine Ehe werden zu lassen. Es ist der Egoismus des modernen Weibes hier zur Gestalt geworden, wie er sich als Contrast gegen die Tyrannei des Mannes im Denken und Fühlen unserer Zeit zum Bewußtsein gebracht hat und mit seinem Schimmer von Freiheitslust eine täuschende Gewalt übt. Die Marquise will geliebt sein, ohne selbst zu lieben. Hierin liegt der verführerische Reiz, das glänzende Elend und der armselige Irrthum ihres ganzen Glaubensbekenntnisses. Mit dem Moment, wo das Weib im Stande ist, zu lieben, stürzt das ganze hohe Gerüst von erheuchelter Selbstständigkeit zusammen; wo das Weib liebt, *will* es auch dienen, ganz Hingebung sein, ganz aufgelöst in die allwaltende Macht der irdischen Gottheit, die über den freien Willen hereinbricht. Das ist die Mystik der Frauennatur in der Liebe. Wo die Frau liebt, *will* sie dienen, und *nur* wo sie liebt, *kann* sie Hingebung sein. Der Rationalismus, der den Vortheil und das Arrangement der Zustände bedenkt, mag erfinderisch sein, die Verhältnisse der Ehe, ihre Lösbarkeit freier oder enger nach dem zeitgemäßen Gesichtspuncte der gesellschaftlichen Wohlfahrt zu gestalten; jene Mystik, die in der Liebe des Weibes liegt, hebt kein Rationalismus auf. Und mit der Liebe lösen sich alle Scrupel, an denen die klü-

Digitized by Google

gelnde Zeit sich den Kopf zerbricht. Wo keine Liebe ist, ist auch keine Ehe, und wo sie ist, da durchzittert die Seele das Gefühl einer ewigen Angehörigkeit wie die Ahnung eines unsterblichen Lebens. Deshalb der Glaube, die eigentliche Ehe sei im Himmel geschlossen, und um deswillen war es keine Tyrannei der katholischen Kirchensatzung, wenn sie die Ehe für immerdar geschlossen, für unauflösbar hält. So lange nämlich die Kirche das Leben beherrschte, trat dieser Glaubenssatz ganz harmlos und naturgemäß aus den Zuständen hervor. Sobald das frei gewordene Ich seine Herrschaft unter den Menschen gewonnen und seine Gewissensunabhängigkeit errungen, schloß das Ich die Ehe, gab der freie Wille sich hier an eine ewige Gemeinschaft. Ergibt sich dies Gefühl als eine falsche Illusion, die ihre Endschaft erreicht, so muß der freie Wille ungefährdet zurücktreten können, denn der Bankerott des Lebensglücks ist damit ausgesprochen, und der Staat, die Anstalt der bürgerlichen Wohlfahrt, schreitet als Executor ein, um den Bruch zu mildern, die verworrenen Verhältnisse zu schlichten. Mehr als die Function des Executors hat der Staat dabei nicht. Aber ohne die Lust eines ewigen Angehörens, ohne die Ahnung der Unsterblichkeit des Gefühls gibt es keine Liebe, keine Ehe. Und hier stoßen wir auf die weltgeschichtliche Wahrheit, daß der Begriff der Treue ein Kleinod des germanischen Lebens ist. Mag dieser Begriff momentan selbst aus dem Staate verschwinden können, im germanischen Seelenleben ist er unvertilgbar.

Ich wollte über Sternberg's Styl schreiben und gerathe in eine Abhandlung über die Ehe. Aber es ist eben Styl, so über die Ehe zu denken, wie der Verfasser seine Marquise darüber denken läßt. Nur weil man nicht den Muth hat, dies Thema zu Ende zu denken, bleibt man in dem Widerspruch zwischen der Freiheit des Willens und der Gebundenheit des ehelichen Verhältnisses befangen, stößt mit der Stirn gegen die Formen und vergißt, daß die Form nur dann hemmend ist, wenn sie den Inhalt verloren hat. Auch was man politische Freiheit nennt, ist nicht jene isolirte Abstraction von jedem besondern Verhalten. Nach Freiheit lechzt die Weltgeschichte, sie ist der Sehnsuchtsdrang aller Creatur. Absolut ist sie in keiner Staats-

Digitized by Google

form vorhanden, in jeder aber relativ, sobald sie der nothwendige Ausdruck vom Lebensinhalt ihrer Zeit ist. Meint Ihr, wenn plötzlich die Demokratie über die Welt hereinbräche, die Welt würde dann frei sein? Wenn Euch die demokratischen Tugenden fehlen, die Römerkraft der Seele, die spartanische Keuschheit des Gemüthes: Ihr bleibt Sclaven wie unter dem Despotismus der Knute. Erst forschet nach dem Inhalt! Er schafft sich seine Form, und er schafft sie wie mit einem Zauberschlag. — Das Jahrhundert nagt an den Formen, statt sich um den Inhalt zu kümmern. Das ist der Beweis, daß es unfähig bleibt, neue Lebensformen herauszubilden. Und so ist es auch mit dem coquetten Geschwätz über die Ehe. An den Formen will man bessern, und bedenkt nicht, daß man den Inhalt zu gestalten hat. Der Inhalt der Ehe ist aber die Liebe. Was sich die Liebe physisch und geistig als Gesetz auferlegt, das wird wohl binden an Leib und Seele. Alles Andere ist Arrangement, mehr oder weniger mit Verstand und zur Bequemlichkeit geordnet, jedenfalls aber die Nebensache. Jene Marquise Clementine, die der Roman schildert, ist ein Weib, das geliebt sein will, ohne im Stande zu sein, selbst zu lieben. Sie kennt blos das stolze Gefühl der Verherrlichung, nicht die Leidenschaft der Hingebung, sie hat Saint-Simon studirt, statt an sich selber die Natur des Weibes zu studiren, sie weiß nur von den Coquetterien der Liebe, aber nichts vom Glück des Genusses, sie setzt sich an die Lebenstafel ohne Hunger und Durst, und will eine klügelnde Kritik der Speisen liefern. Bis zu dieser Lüge ist die moderne Gesellschaft gekommen, in diesem Gemisch von eben so viel Prüderie als Frivolität schwelgt die sogenannte feine Bildung. Der Verfasser hat diese schmerzliche Dissonanz in der Gesellschaftswelt gefühlt, mit Beredsamkeit dargestellt, aber weiter nichts. Sein Roman ist ein Fragment aus der Wirklichkeit, ein Memoirenstück aus der großen Welt, aber kein Dichtwerk, kein Product der Poesie, denn die Poesie soll mehr sein. Sie soll die Dissonanzen lösen. Kann sie keine Harmonie hervorrufen, so soll das Bild der Zerrüttung in sich selbst fertig sein; auch die »Wahlverwandtschaften« wissen kein Heil zur Gestaltung eines freien und doch gehaltenen Lebens, aber sie geben eine in sich fertige Tragödie der modernen Gesellschaft. Wie sehr Stern-

Digitized by Google

berg eigentlich nur in dem Spiegel seiner Beobachtung das Leben auffängt, statt daß der Dichter es schafft, beweist auch der Umstand, daß alle seine einzelnen Figuren nur Copien aus der Wirklichkeit sind, entweder aus der Masse der Gesellschaftssphäre um ihn her herausgegriffen, oder bestimmte Abbilder einzelner Gestalten, denen nur noch der letzte Strich fehlt, um sie Portraits zu nennen.

Wer die Dissonanzen der Gegenwart nur aufzudecken weiß, ohne auch nur in der Ahnung auf eine Harmonie zu deuten, der bedarf von Zeit zu Zeit der Flucht. Solche Flucht ist für Sternberg seine Wanderung durch die Mährchenwelt. Wie schön weiß er die Fabeln der Seeleute zu erzählen, wie anmuthig, wie plastisch fertig, durchsichtig hell ist seine Darstellung im »Fortunat!« Wieland's Feen werden aus dem Exil wieder hervorgeholt, ein buntes loses Spiel der Grazien soll die Zeit über ihren Gram hinwegtäuschen, man soll sich auf Augenblicke in den Gaukeleien der Phantasie berauschen, um nur nicht immer dem harten Ernst des Lebens, den man nicht auszudenken vermag, in's Angesicht zu schauen. — Wer wollte sich nicht freuen können an den zarten Spielereien der alten Mährchenwelt! Selbst der Millionär aus Lombard-Street, der über gar nichts mehr staunt, weil er auf künstlichen Bahnen mit der Schnelligkeit des Blitzes hinfährt und seine Taubenpost absendet, selbst der muß lächeln, wenn er sieht, wie die kleine Fee Babiliotte in ihrer Nußschale von einem Ende der Welt bis zum andern in wenigen Secunden reist. »Das ist heutzutage der Punct, wo Wirklichkeit und Mährchen sich berühren,« sagt Sternberg in seinem »Fortunat.« Verriethe nur sonst sein Buch irgendwie das Bewußtsein, das Mährchen sei die Ironie der Wirklichkeit. Allein er baut uns die Camera obscura blos zum müssigen Behagen auf, wir sollen uns fliehen, und Flucht kann Klugheit, aber nie Tapferkeit verrathen. Hinwegtäuschen läßt sich auf Minuten auch das verlorenste Leben, auch die römische Kaiserzeit hatte ihre Ergötzlichkeiten, und der Türke hat seinen Opium.

Und mit den alten Göttern kehrt auch die alte Lüsternheit zurück. Crebillon ist wieder da, und hilft die böse neue Zeit mit den Freuden der guten alten Zeit parfümiren. Hier ist allerdings kein junges Deutschland, aber altes Frankreich. Des-

Digitized by Google

halb ist auch der Styl lose und locker, stellenweis reizend, und dann wieder schlaff und todt.

5.

Anastasius Grün, schreiben Sie mir, arbeitet an einem Epos: »der Pfaffe vom Kahlenberg«. In welchem Versmaß? Das wüßt' ich gern. — Es ist nämlich schlimm, daß die neuere Lyrik sich zum Epos wendet, ohne zugleich dafür einen neuen Vers zu finden. Für neuen Inhalt ist ein neuer Styl nöthig, neuen Most füllt man nicht in alte Schläuche. Weder Lenau, noch Beck haben einen neuen epischen Styl gefunden. Bei andern Sängern kommt dies gar nicht in Frage; sie nahmen, wie Karl Egon Ebert, der sich an die alte Zeit ohne Bruch, ohne Sprung anlehnt, das hergebrachte Maß der achtzeiligen Stanze, oder den Hexameter; sie bedurften nicht für neuen Inhalt neue Form. Der Hexameter war für die Alten die einfachste und nächste Form der Erzählung, so naturgemäß wie die Stanze für den Italiener, so naiv wie das Nibelungenmaß für unsere Altvordern. Byron wählte, weil er wirklich ein epischer Dichter war, die ihm gemäße Form nicht wie seine Stimmung sie verlangte, sondern wie sein Stoff sie forderte. Die Stetigkeit des Maßes bezwang dann die Unruhe seines flammenden Geistes, und dies Widerspiel einer wogenden und doch bewältigten Aufregung ist nicht der geringste Reiz an seinen epischen Dichtungen. Ein Anderes ist es, wenn das Maß dem Stoffe widerstreitet!

Lassen Sie uns Beck's »fahrenden Poeten« lesen, seinen Stoff, seine Stimmung betrachten, und uns fragen, welches Maß nahm er für diesen Gehalt.

Ein träumerisches Kind des Orients, mit heißem Ungarblut und mit jenem Hange zu üppiger Bilderpracht, zu rauschender Janitscharenmusik und zum betäubenden Duft morgenländischer Gewürze — so war uns Beck's Muse in den »Nächten« erschienen. Aus der Welt, der germanischen Welt pflückte er sich den verbotensten Apfel, ohne Furcht, das Paradies der Traumwelt dafür einzubüßen, ohne Besorgniß, vor dem stechenden Geruch dieser Frucht vom Baume der Erkenntniß möchten die Unschuldsblumen erbleichen. Er sang Börne's Grablied. Die Form war

Digitized by Google

hier unmittelbar mit dem Inhalt gegeben; das Lied kommt mit seinem Kleide gleich fertig zur Welt. In den »Nächten« hatte das Kind des Jahrhunderts sein Glaubensbekenntniß vollständig abgelegt, das Kind mit seinen hoffnungsvollen Träumen, mit seiner Wehklage um gefallene Helden, mit seinem Gebet um Erlösung der leidbedrückten Menschheit. Seine Sprache war in einem bilderhaften Nebel befangen, seine Gedanken hatten etwas Schwimmendes, die Hand tappte vergebens nach etwas Festem; seine Lieder klangen meist wie Elegien und hatten auch in ihrer Form diesen Anstrich.

Er brachte nun seinen »fahrenden Poeten«, womit er eine lyrisch empfindsame Reise durch die Welt beginnt. — Hat sich nun die orientalische Kindheit noch heimischer gemacht im Leben der germanischen Welt? Wie stellt sich »der fahrende Poet« zu ihr, und welches Antlitz trägt nun der Jüngling Gewordne zur Schau? — Das Gedicht bietet sich in vier Gesängen dar. Der erste führt uns Ungarn vor. Auf dem Zuge der Wolken trägt sich der Dichter in sein Heimathland, in die enge Gasse seines ersten Daseins, nach der Wiege seines Lebens, an das Herz der elterlichen Liebe. Ewig alte, ewig neue Gefühle der Menschenbrust, hier so patriarchalisch rein, fromm und innig, wie sie von denen kaum noch gefühlt werden, welche die Regungen der jugendlichen Jetztwelt vom Haß genährt, vom Gram zerrissen und karg an Liebe schelten. Zugleich nimmt uns eine bunte Magyarenwelt auf. Das Gewühl des Trinkgelages in der Schenke, der ungarische Tanz mit den klirrenden Sporen, das tritt in freien Gruppen, in beweglichen Gestalten ziemlich fest und elastisch vor uns. Hierin ist ein nicht unbedeutender Fortschritt in Beck's Poesie ersichtlich, der schwirrende Bildernebel fällt, das Wandgemälde, auf das seine Phantasie bunte Linien hinstreut, hebt sich gemach heraus, die Figuren treten mit festen Gliedern wie Basreliefarbeit aus der Tafel hervor. Es ist ein glücklicher Anfang zu objectiverer Gestaltung dieser seiner üppigen Lyrik, ein Schritt vom Traume zu lebendig gegliederter Wirklichkeit. Es ist der Lyrik überhaupt nicht die Beschränkung auferlegt, sich selbst oder die Welt zu besingen, sie vermag es, einen gewissen Grad plastischer Gestaltung zu erreichen; es ist dies derselbe Fortschritt, welcher das Lied zur Ballade macht

Digitized by Google

Mich dünkt, Karl Beck sei auf dem Puncte, wo er mit großem Glück die Balladenpoesie anbauen müßte. Der Schritt von der Ballade zum Drama ist dann noch ein weit größerer, er ist ein förmlicher Sprung. Die Persönlichkeit des Dichters muß sich hier ihrer selbst entäußern können, sie schweigt und verbirgt sich ganz und gar hinter die frei stehende Gruppe einer in sich selbst getragenen objectiven Welt.

Der zweite Gesang gilt Wien. Jener Fortschritt, der im ersten Gesange ersichtlich geworden, ist hier weniger festgehalten. Ungarn wurde uns nicht als ein Wandgemälde vorgeführt, wo die Phantasie herumflattert und der Dichter wie mit dem Zeigefinger der Verse auf die Linien deutet; wir treten da wirklich mit ihm in seine Welt, er malt uns nicht den Tanz vor, er tanzt selbst, und der tobende Reigen schlingt sich um uns; er beschreibt uns nicht die Gestalten seiner Lieben, er führt uns mitten unter sie, wir klopfen an ihre Thür, schauen selbst in ihre Züge, und auch jenes ungarische Schenkenleben umlärmt uns so energisch und lebensvoll, daß wir in ihm heimisch sind. Die bloße Schilderung, die Wien erlebt, ist zu passiv, wir sehen stückweise ein Panorama, wir schauen und werden müde, die Dichtung hat hier weniger die Kraft uns in die Scene hineinzuführen, damit wir die Welt, die sie anschaulich machen will, selbst erleben. Die Kraft zur Gestaltung ist hier schwach, die Elegie der Stimmung waltet vor. Setzen wir aber die Anforderung herab und lassen uns genügen an einer Poesie, die blos schildert und beschreibt, so wird doch ohnedies noch die Beschränkung der gewählten Versart hier fühlbar. Der Dichter hat für das ganze Gedicht die Sonettenform gewählt. Er hat ihr allerdings die Freiheit gegeben oder vielmehr gelassen, die sich das Shakspeare'sche Sonett herausnahm; allein der Übelstand, den ich meine, wird dadurch nicht gehoben. Das Sonett kann nicht schildern. Das Sonett ist ein Liebesstrauß, oder es hat, wie bei Shakspeare, den Charakter eines lyrisch ausgeführten Epigrammes. Es kann mit seiner knappen Taille Liebe oder Haß zum Ausspruch bringen, elegisch weich sein oder scharf gezüngelt. Es ist ein Flammenstrahl, der aufrauscht und eben so schnell wieder erlischt, es hat seiner Natur nach nicht den langen Athemzug, um zu malen und episch zu beschreiben. Schon

Digitized by Google

daß sich mehrere zu einem Faden zusammenknüpfen, hebt seine Eigenthümlichkeit auf, kraft der jedes an sich mit Bild und Gedanken ein geschlossenes Ganzes und mit seinem künstlich verschlungenen Spiele eine kleine Welt für sich ist. Zur Zeit der Schlegel, als man die südlichen Versweisen mit Vorliebe anzubauen begann, schilderte man unter anderm Raffael'sche Gemälde in Sonetten, auch charakterisirte man Personen in dieser Form; es war eine Ausweitung der lyrischen Grenzen, aber man wählte sich doch leichtbegrenzbare Stoffe, eben nur einzelne Gestalten und Objecte für das beschreibende Sonett, nicht umfassende Zustände von Volk und Land. Wenn Beck seine lyrische Subjectivität ausspricht, ist er meist dithyrambischer, als es das Sonett in seinen Grenzen gestattet. Bei alle dem ist ihm die zusammendrängende Form für seine schwellende Gefühlswelt durchaus heilsam, sie hindert ihn, zu weit auszuschweifen; allein zur Schilderung von Volk und Land in einem lyrischen Gemälde wären die Terzinen eine weit mehr zusagende Form gewesen.

Im dritten und vierten Gesange, »Weimar und die Wartburg« überschrieben, tritt der Dichter ganz in die Gedankenkreise und unter die Gestalten der germanischen Welt. In Weimar ergeht sich die lyrische Emphase, um die großen Persönlichkeiten der Vergangenheit an Ort und Stelle heraufzubeschwören. Goethe und Schiller steigen vor ihm auf, und er hält sehr glücklich die Parallele zwischen beiden fest. Besonders verliert sich die poetische Betrachtung in der Schilderung des kargen Arbeitszimmers, in welchem jener gewaltige Mann den größten Theil seines Dichterlebens verbrachte; das ärmliche Holz des Tisches, an welchem er stand und sann, verführt sogar zu übertriebenen Ausschweifungen der herumirrenden Phantasie. Plötzlich bevölkert sich der Raum, wo der »fahrende Poet« altem Denken und Dichten sich träumerisch hingibt, durch eine Gestalt, die in das glückselige Traumleben der Deutschen die Brandfackel der wachen Zwietracht schleuderte: Börne's Geist steht vor ihm auf und will, noch als Abgeschiedener mit dem alten Zorn und dem alten Schmerz der Rache bewaffnet, den glückseligen Frieden des großen Dichterfürsten stören. Der junge Dichter kämpft nun mit beiden Gestalten des Geisterreichs und

Digitized by Google

sucht sich gegen die Anlockungen beider, die wie stahlgepanzerter Haß und weiche milde Liebe verschieden auf ihn eindrängen, gewandt und rednerisch auszugleichen. So liebenswürdig die Dichtung hier erscheinen mag, wir müssen doch sagen, daß mit solchem musikalischen Bilderspiel der große Dialekt jener Gegensätze im deutschen Geistesleben nicht erledigt wird; auch die Stellung des jungen Dichters zu beiden bleibt dunkel oder führt weiter nicht zu einer neuen Entwickelung seines Naturells. Dergleichen ist auf ganz anderm Boden auszufechten, der lyrische Dichter kann darüber träumen und brüten, aber die Elegie der Empfindsamkeit führt es nicht zu Ende. Hieraus vielleicht erwächst die steigende Verstimmung, die sich wie ermattende Melancholie der Dichtung Beck's immer mehr bemächtigt, die elegische Schwermuth schleicht oft wie Nervenkrankheit in das Herz seiner Poesie, eine Monotonie wird fühlbar im Klange seiner Saiten, nur die oft Shakspeare'sche Bilderschöpfung der Sprache erhält die Verse lebendig. Diese Herabstimmung der Nerven, die über den trägen Strom der Gegenwart klagt, ist ja selbst nicht blos Product der Zeit, sondern hilft diese träge Zeit erst recht mit erzeugen. Beck bedarf einer höheren Form der Poesie, um sich zur Größe des Gedankenlebens heranzugestalten; was an Schönheit, an Wärme und Lieblichkeit der Gefühle in der dichterischen Brust lebt und waltet, das hat seine Dichtung bereits in glücklichen Weisen erklingen lassen.

Auf der Wartburg besingt der Dichter jene Margarethe, das duldende Frauenherz, und es gemahnt uns hier wieder an Beck's Befähigung zum Balladenstyl. Sehr ergreifend, belebend und in sich beglückt sind die Lebensanschauungen, zu deren Ausspruch ihn der Besuch in Luther's Zelle veranlaßt. Ein weiches, liebevolles Herz öffnet sich hier in den Offenbarungen der Menschheit und nimmt Theil an allem Reichthum der geistigen Welt, obschon das Gefühl der Heimathlosigkeit der Seele auch hier seinen Schleier über die Stimmung des Dichters breitet. Er weiß um den Triumph der Wahrheit, den die Geschichte erringt, aber die Trauer um die Opfer, die der Sieg erheischt, hält die Elegie der Empfindung als vorherrschend fest. Anastasius Grün, wenn er von der Freiheit einer lichtern Zukunft

Digitized by Google

spricht, hat nicht so viel hingebende Herzenswärme, freilich aber mehr geschlossene Kraft und Charakterstärke.

Mit Ferdinand Freiligrath führe ich Ihnen einen entschiedenen Gegensatz zu Karl Beck vor. In Beck ist ein herumschweifender Sohn des üppigen Ungarblutes zum bleichen germanischen Jüngling geworden, den die gedankenvolle Wehklage zu verweichlichen droht. In Freiligrath ist ein still besonnenes Gemüth, das sich sogar mit Behagen seinem befangenen Geschäft ergibt, zu einem herumflatternden Singvogel geworden, der alle Zonen der Welt erträgt, über das Eismeer schwärmt, mit dem Kameele durch die Wüste zieht, Krokodileier ausbrütet und um alle tropischen Gewächse schwirrt. Es ist wirklich etwas übertrieben Lärmendes in den Versen dieses Strichvogels. Isländisch Moos und Ammonium, die irische Witwe und der Sheik am Sinai, die Wassergeusen und das Negerleben am Kongo, die seidene Schnur des Paschas und Scipio's Römerkraft, der Wecker in der Wüste und das Zwitschern der Schwalben, Schiffbruch und Binnensand, — für das Alles schwärmt diese Muse, die immer auf der Flucht vor deutschen Zuständen, wenigstens immer auf der Auswanderung begriffen ist. Sie hat mit allen Nationen gebuhlt, aber nicht aus Genußsucht, sondern aus Drang nach gesundem frischen Leben, aus Thatenlust und aus Wohlgefallen am bunten natürlichen Menschenverkehr. Dies hat Freiligrath's Dichtung gesund erhalten, frei, derb und hell, während an Beck's Muse, die nach Deutschland einwanderte, wirklich etwas Hinschmachtendes, etwas Verzehrendes ersichtlich wird. Gesunde, robuste Frische und physische Kraft ist aber freilich das Einzige fast, was man an Freiligrath als hervorstechend bezeichnen kann. In sich vollendet, äußerlich fertig und von geistiger Reife getragen ist kein einziges unter seinen Gedichten, so weit sie der erschienene Band zusammenstellt. Wie viel dieser Kraft, die immer neue Stoffe auffindet, und sich im entlegensten Elemente so wohlgemuth herumtummelt, noch zu erreichen möglich, steht zu erwarten. Fast die Hälfte des starken Gedichtbandes besteht in Reproductionen aus dem Französischen und Englischen. Von besonderem Werthe sind die letzteren, ihrem reicheren Gehalte nach. Lieder von Burns, von Thomas Moore, Southey, Felicia Hemans gewähren in solcher

Digitized by Google

Wiedergeburt den Genuß dichterischer Selbsterzeugnisse. Bei diesen Arbeiten erscheint der Sinn des Dichters für die Form sehr ausgebildet. Um so auffälliger bleibt, daß bei so viel Gewandtheit im Übertragen die Diction seiner eigenen Verse nicht mehr Weichheit und geschmeidige Vollendung erreicht hat. Die Coquetterie mit seltsam überraschenden Reimen aus der tropischen Zone ist hier fast zur Manierirtheit geworden.

Es steht kaum von Freiligrath zu erwarten, daß er für das Epos eine neue, allgemein stichhaltige Form findet. Ich bin auf Grün's »Pfaffen« begierig. — Möglich aber, daß alle diese Formfragen gleichgültig bei Seite bleiben, wenn uns ein neuer Inhalt überraschend geboten wird. Er sei uns in jeder Gestalt willkommen, hat er nur eine ihm gemäße.

6.

Sie fragen mich, meine Freundin, wo sich jetzt die größere schöpferische Kraft offenbare, ob in der deutschen Prosa oder in unserer rhythmischen Literatur.

Die Literatur eines Volkes ist nur so lange lebendig und in Fortbildung begriffen, als dessen Sprache productiv ist, denn die Sprache des Volkes ist nichts als die äußere Erscheinung seines Geistes; mit dem Stillstande der Sprachentwickelung müßte zuvor der Geist selber mit seiner ganzen Gestalt, mit allen seinen Herzensschlägen eingesargt und begraben sein. Ein Hinblick auf die rhythmische Poesie und auf die Prosa unserer Zeit dürfte uns da das meiste inwohnende Leben aufweisen, wo sich die größte Fortbildung der Form der Sprache bethätigt. Täuschen wir uns nicht über die unabsehbare Menge lyrischer Productionen, die sich auf dem Meere der leichtzerfahrenden Gegenwart auf und ab schaukeln. Mit Heine und Rückert bezeichneten sich zwei große, wirklich neue Richtungen der rhythmischen Poesie. In ihnen ist ein Springquell des Genies, der seine Strahlen und Fluthen auch über die Diction ergießt, beide sind in der Handhabung der Sprache gleich sehr neu. Hier wären also zwei Brunnen der Ursprünglichkeit, aus denen sich das Leben der Lyrik verjüngen müßte. Und doch drängen sich hier Bedenklichkeiten auf, die dem ungehemmten Fortstrom der schöpferischen Literatur Grenzen zu setzen im Stande sind.

Digitized by Google

Heine's rhythmische Poesie hat eine unbezweifelte Hinneigung zur witzig pointirten Prosa; mithin ist an dieser Neubelebung der lyrischen Muse eine Endschaft sichtbar, die sich in den Versen seiner Nachahmer ganz unzweideutig aufzeigt. Sprache, Versmaß und Gefühl laufen hier auf eine Dünnigkeit hinaus, für die noch der geographische Umstand hinzukommt, daß sich Heine's Liederpoesie wie der Rhein im Sande, im märkischen Sande verlor. — In Rückert bekundete sich ein innerlich neuentfesselter Urquell, der an Fülle der Gefühle, an durchdringender Innigkeit des Gedankens wie an Neuheit der Diction in den Literaturen aller Zeiten und Völker Seinesgleichen sucht. Am Busen des Orients trank er sich die neue Milch des Lebens, daher die Kindlichkeit und die liebliche Keuschheit seiner Muse bei aller Gedankenschwere seiner Weltanschauung; daher der phantastische Übermuth, die Bilderfülle, die Spielerei mit Inhalt und Form, die in Rückert eine nie dagewesene Virtuosität zur Erscheinung gebracht hat. Sein neuestes Gedicht, das leipziger musikalische Album einleitend, ist das auserlesenste Cabinetstück sprachlicher Meisterschaft, die hier den Rhythmus, den Reimwechsel und die Wagnisse des keckſten Wortbaues in einem geistreichen Spiele zu allen Regenbogenfarben der Sprache verbraucht hat. Je mehr jedoch hier nach Form und Wendung des Inhalts ein Äußerstes gegeben ist, um so weniger kann in diesem Gebiete für Andere ein Raum des Bleibens sein, und sich für die Allgemeinwerdung dieses poetischen Styls eine Aussicht eröffnen, da die ganze Art und Weise von Rückert's Dichtung als Ertrag seiner orientalischen Studien zu sehr die ihm persönlich angehörige Färbung zur Schau trägt. Heine's Liederstyl wurde von seinen Nachahmern carikirt. Dies wird Rückert nicht widerfahren; sein Styl und seine ganze Diction tragen die Caricatur ihrer selber schon in sich.

Für den Anbau der Prosa liegt vielleicht ein weiteres Feld eröffnet, wie denn auch schon Heine's Prosa eine reichere Mannigfaltigkeit, selbst eine üppigere Fülle poetischer Schattirungen entfaltet hat, als sein Versrhythmus. Wer von den Jetztlebenden sich in den Conflict der Zeitideen versetzt sieht, bedarf durchaus der Prosa, deren biegsame Arme in die verschlungensten Höhlungen einer halb versteckten, halb offenbaren Zeitentwickelung

Digitized by Google

hineingreifen. Was in der Kritik, in Reisebildern, im Felde der socialen Novelle geschehen ist und geschieht, ist aus dem drängenden Bedürfniß der Gegenwart hervorgegangen, der die Ekstase der rhythmischen Poesie nicht mehr aufzuhelfen vermag. Will sich das innere Gedankenleben, wie es in unserm Jahrzehend begonnen, mit der äußern Welt in Einklang und Wechselwirkung setzen, so erscheint die Prosa durchaus als die Sprache der Zeit. Dadurch sind wir nicht in offenbaren Nachtheil gegen andere Epochen der Literatur gestellt, da sich vielmehr alle Töne und musikalischen Zauber, mit dem die rhythmische Poesie zu wirken vermag, in dem Gebiete der Prosa als eingebürgert bethätigen. Es gibt eine epigrammatische Prosa, deren Geißel noch alle Tage in Thätigkeit geräth, eine Prosa, die mit elegischen Zungen zu reden weiß, eine didaktische, gegen die das Lehrgedicht philiströs erscheint, an erotischer Prosa fehlt es keineswegs, den Schlaggedanken, die die Prosa zu Tage fördert, gebricht es nicht an tragischer Erschütterung in ihrer Wirkung. Dazu kommt, daß bei dem Ineinandergreifen aller geistigen Functionen auch die geselligen Elemente des heutigen Lebens sich auf literarischem Boden Raum verschaffen, und diese allumspannende Übermacht, vor der weder die Geheimnisse der Cabinette, noch das gewärmte Plätzchen hinter dem Ofen ganz gesichert bleiben können, der Literatur nur auf dem Felde der Prosa möglich wird. Wir suchen die Poesie nicht mehr in entzückten Erholungsstunden, die, vom Leben und der Wirklichkeit losgerissen, eine Ergänzung für diese bieten, sondern, wenn es noch eine moderne Poesie gibt, so besteht sie in der Durchdringung der gesammten Erscheinungswelt und ihrer Ausgleichung mit der Speculation des für sich selbstthätigen dichterischen Gedankens.

Bei diesem Zustande der Dinge that es recht noth, eine Geschichte der deutschen Prosa zu schreiben, um an ihrem Entstehen vom Anfange her und an ihrer Weiterentwickelung die Gesichtsbildung der literarischen Gegenwart begründet zu sehen. Eine solche finden Sie in Mundt's »Kunst der deutschen Prosa.« Dies Ergebniß vieljähriger Studien ist mit all' der graziösen Feinheit in Darstellung und Behandlung des Themas ausgestattet, die eine Abhandlung über die Kunst der Prosa selbst zu einem Kunstwerke macht. Wir finden hier alle Elemente, welche

Digitized by Google

in ästhetischer, historischer und gesellschaftlicher Hinsicht den Sprachschatz der deutschen Rede im Laufe der Zeiten gestaltend oder hemmend hervorriefen, von ihren Anfängen bis zur nächsten Gegenwart beleuchtet. Die ersten Abschnitte nehmen das Verhältniß zwischen Entwickelung des Geistes und Entfaltung der Sprache, mit besonderem Bezuge auf unsere volksthümlichen Eigenheiten, zum Gegenstande. Der Kindheitszustand des Volkes mit seiner Hinneigung zur rhythmischen Poesie wird den reicheren Bedürfnissen der Spätzeiten und ihrer Befriedigung in der Entfaltung der Prosa gegenübergestellt. Die Betrachtung der deutschen Prosa führt auf die Nachtheile ihrer gelehrten und wissenschaftlichen Entstehung und auf den Mangel gesellschaftlicher Anlässe, die der französischen Diction zum Unterschied gegen die unsrige einen so schnellen Vorsprung gestatteten. Der Ciceronische Schematismus und sein nachtheiliger Einfluß auf die deutsche Schreibart wird streng charakterisirt; zugleich auch der Tacitische Styl in seiner Eigenthümlichkeit jenem gegenüber aufgestellt. Die Beleuchtung der deutschen Conversationsprosa führt auf die Geschichte der deutschen Höflichkeitssprache und auf den gesellschaftlichen Gebrauch der Anredeformen, die sich mit Du, Ihr, Er und Sie, dem jeweiligen Charakter der Zeitstimmungen gemäß, nüancirten. Was wir hier von den vielfachen Untersuchungen über Satzbildung und Gestaltung der prosaischen Diction noch besonders als schlagfertig und an Hinblicken auf unsere Zeit fruchtbar hervorheben müssen, bezieht sich auf des Verfassers Äußerungen über den beliebten Büffon'schen Satz: »le style c'est l'homme.« Allerdings ist die Person des Schreibenden der Werkmeister seines Styls, wie umgekehrt der Styl das Abgepräge der Individualität. Allein so völlig der regellosen Freiheit des Subjects preisgegeben, wird der Styl, als Product der Willkür des Einzelnen, in jene Abnormen und Gestaltlosigkeiten hineingerathen, welche z. B. die Jean Paul'schen Überschwänglichkeiten hervorriefen. Auch der Inhalt der Sache ist der Meister des Styls, wie schon in Goethe, trotz aller Freigebung des persönlichen Behagens, dies Anschmiegen an den Charakter der Sache sich ergab, wonach der Styl als das Product des jedesmaligen Stoffes sich gestaltet.

Die Untersuchung wendet sich nun zur Geschichte der Dic-

Digitized by Google

tion, und beginnt mit den Einflüssen der Bibel und der Canzlei, als den beiden hauptsächlichsten Lebensquellen deutscher Sprache und Darstellung. Auf die latinisirenden Wendungen, die der Sprache in dem carolingisch-fränkischen Zeitalter eingeprägt wurden, folgte der schwäbische Sprachfrühling im Minnesang. Mit der Entwickelung der städtischen und bürgerlichen Epoche regt sich, wie in den Zuständen so in der Sprache, das Zeitalter der Prosa. Der Einfluß der Mystiker auf die Bildung der Prosa ist von besonderer Wichtigkeit, und wir erhalten eine Charakteristik Johann Tauler's und seiner Sprache und Wortschöpfungen. Eben so werden die Chronikenschreiber vorgeführt und aus allen als Belege Proben ihrer Prosa mitgetheilt. Luther als Gesetzgeber und Reformator der neuhochdeutschen Gesammtsprache ist sodann das nächste gewichtvolle und größte Ereigniß in der Geschichte der deutschen Diction. Die Reformation machte die Vereinigung der deutschen Mundarten zu einer geschichtlichen Thatsache; zugleich erscheinen Poesie und Prosa in der Bibelübersetzung einträchtig versöhnt zu gemeinsamem Wirken. Das siebzehnte Jahrhundert macht rückgängige Bewegungen, Leibnitz schildert die Sprachverwirrung seiner Zeit, in der er selbst befangen war. Mit der Wolf'schen Philosophie und den schlesischen Dichterschulen fallen Prosa und Poesie aus einander und die Gottsched'sche Correctheitsepoche systematisirt diese Trennung, bis Klopstock, das Genie der Sprache, erscheint, und mit ihm das neu aufquellende Leben der deutschen Diction beginnt. Lessing wird dann als Genie der deutschen Prosa vortrefflich charakterisirt und der »Werther« als Denkmal hingestellt für die nun wieder erwachte Verschmelzung von Poesie und Prosa.

Die dritte Abtheilung setzt die literarischen Gattungen der Prosa aus einander, und entwickelt ihr Verhältniß zur Weltbildung und zu den gesellschaftlichen Bedürfnissen. Wieland, Thümmel, Goethe, Fürst Pückler werden hier parallelisirt als Vertreter der weltmännischen Elemente der Literatur.

So finden Sie in dieser Schrift die Stylarten der deutschen Prosa an den einzelnen Hauptpersönlichkeiten, wie an den Stimmungen und Zuständen einer jeden Literaturperiode beleuchtet, und zwar in einem Styl, der recht eigentlich als ein be-

Digitized by Google

leuchtender bezeichnet werden kann. Es ist der Styl der forschenden tiefsinnenden Gemüthlichkeit, unter deren gemächlich sanftem Strome die gute Gesinnung sich als Sache der mildesten Humanität bethätigt. Bei der Betrachtung der literarischen Gattungen der Prosa wird über Roman und Novelle und über die Stylarten beider manches Treffende gesagt, Tieck's und Jean Paul's Prosa aus dem Naturell dieser Dichter charakterisirt und auch manches jüngern Autor's Diction an seinem Inhalte gemessen. Diese wechselseitige Beschauungsart, den Styl am Autor und den Autor am Styl zu beleuchten, geht durch die ganze Untersuchung Mundt's.

Digitized by Google

21.

Französische und düsseldorfer Maler.

1839.

Die zweite leipziger Kunstausstellung ist von französischen Malern sehr reich bedacht. Die Düsseldorfer sind in Mode, und so können uns Frankreich und Deutschland hier im Geiste, in der Manier und Richtung ihrer Maler deutlich werden. Es ergibt sich hier vollständig, wie sehr die Kunst an die nationale Eigenthümlichkeit gebunden ist. Freilich kann man von der düsseldorfer Malerschule nicht so ausschließlich behaupten, sie vertrete deutschen Sinn, deutsches Gemüth und deutsche Volksthümlichkeit, wie sich Frankreich in der Kunstwelt von Paris zum künstlerischen Ausspruch gebracht sieht. Immer aber gehören die Düsseldorfer einer Hauptrichtung des germanischen Geistes an. Sie geben die träumerische Musik unseres Gefühlslebens, die stille Trauer des deutschen Herzens, die in sich verlorene Passivität unseres Dichtens und Trachtens; die düsseldorfer Kunst hat im Bereich der Farben dieselbe Function und Geltung, welche die sogenannte romantische Schule in der Literatur zur Erscheinung brachte. Räum' ich auf diese Weise der düsseldorfer Schule eine wirklich nationale Bedeutung ein, so wird man mich nicht schelten, wenn ich auch für die Schwächen dieser Richtung den Sinn offen behalte und nicht unbedingt huldige. Es kommt hier, wie überall, darauf an, die Richtungen zu charakterisiren, die Eigenthümlichkeit derselben richtig zu bestimmen, Lob und Tadel ergibt sich daraus von selbst. — Ich gehe nach Zufall und Willkür in der Reihenfolge auf einzelne düsseldorfer Bilder ein. Von Blanc, dem Maler des beliebten »Goldschmied's-Töchterchens,« finden wir die schon oft gesehene »Kirchgängerin«, das echt

Digitized by Google

deutsche, fromm für sich begnügte Gesicht, das wie ein »Lied ohne Wort« in unbestimmter Allgemeinheit entweder zu wenig oder zu viel sagt, und keinen entscheidenden Moment in seiner Stimmung zeigt. So kann das gute Kind lange beten gehen, so kann sie lange hinbrüten, ohne zum Ziele zu kommen und mit ihrer Stimmung fertig zu werden. Es ist eben ein Unterschied, ob der Maler eine Stimmung oder einen Moment auffaßt und gibt. Den Moment fassen die Franzosen und geben deshalb dramatische Scenen. Die Stimmungen wählen sich die Düsseldorfer und sind somit lyrisch oder episch. — Von Blanc ist auch »der alte Baum«. Es ist eine kranke Mutter mit zwei Kindern unter einem alten Baume. Auch hier das beliebte Altdeutsche in der Tracht mit recht viel Sammet und Seide, damit die Empfindung nicht durch harte Bekleidung gestört werde. Die Düsseldorfer packen gleichsam ihre weichen Gefühle gern in Baumwolle, als wollten sie damit sagen, wie empfindlich die Elegie im Menschenleben ist. Fragt man sich: was wollen die guten Leute unter dem alten Baume? so tritt über diese Frage allerdings eine Verlegenheit ein. Alte Erinnerungen auffrischen, unbestimmt ob an Glück oder Schmerz, eine Wehmuth anstimmen über allgemeines Menschenloos! Ich weiß, daß andere elegische düsseldorfer Gruppen ein bestimmtes Motiv zum Grunde haben; man darf nur an Bendemann's »Juden vor Babylon« erinnern; sie trauern über die Trümmer der Stadt, die hinter ihnen liegt, allein aus dieser langen Trauer konnte der Maler einen Moment von Entscheidung herausgreifen. Der alte Lessing, der Hort deutscher Kritik, vindicirt in seinem »Laokoon« unter den Künsten gerade der Malerei die Fähigkeit, einen Moment festzuhalten. Natürlich doch wohl einen energischen, einen Hauptmoment, wo verschiedene Elemente auf einen Centralpunct hinarbeiten. Hierzu bringt es die düsseldorfer Sentimentalität fast nie, immer geben sie die Musik der Empfindung, einen langen Athemzug der Seele, keine blitzartig hervortretende dramatische Entscheidung. Dies im Gegentheil ist Eigenthümlichkeit der Franzosen, und die leipziger Ausstellung kann recht eigentlich zu einer Parallele mit ihnen auffordern. Da find' ich zuvor noch einige düsseldorfer Bilder, die unsere Meinung bestätigen helfen. Von Boser »Egmont und Clärchen«. Es ist jener

Digitized by Google

göttliche Moment, wo Egmont ausruft: »dieser Egmont, das ist Dein Egmont!« Ein französischer Pinsel würde ihn vielleicht durch Coquetterie verpfuschen, oder ihn gar nicht wählen, viel eher den Moment, wo Clärchen das Volk aufruft, um den gefangenen Geliebten zu befreien. Für düsseldorfer Farben ist jene Wahl ganz die angemessene. Allein die Ausführung ist diesmal nicht glücklich. Ich meine nicht die Ausführung in Farben; diese kann technisch sehr löblich sein, ich meine die geistige Ausführung der Situation. Egmont sitzt und Clärchen kniet. Die beiden Gestalten sind hübsch, gesund, rund und nett, allein wie phlegmatisch in Ruhe getaucht! Wo ist da der leuchtende Funke, der aus den Augen sprühen, die Elegie der Empfindung beleben und zu einem entscheidenden Erguß führen sollte? So aber malen die Düsseldorfer fast immer. Und ihre Scenerie wird schon sterreotyp. Von Teichs finden wir »Gefangene Christen, von Mameluken bewacht«. Ganz eine gewohnte Gruppe in düsseldorfer Sentimentalität, links und rechts neben gestürzten Säulen liegt Elegie und stumme Trauer. So können sie lange kauern, so können »Egmont und Clärchen« lange sitzen, es sind Puppen, die das so lange aushalten, nicht Menschen. In französischen Bildern tritt der Moment energisch auf die Spitze, der Effect ist dramatisch, wir sind mächtig ergriffen von der Entscheidung, zu der hier die Phantasie aus dem bewegten Menschenleben ein Verhalten verschiedener Wesen zu einander herausgreift, concentrirt und auf den Gipfelpunct steigert. — Ich mache einen Sprung und komme auf einen französischen Meister, der fast zu düsseldorfern scheint, ohne es doch ganz im Stande zu sein, weil er Franzose bleibt. Es sind zwei Bilder von Guet. Das eine zeigt eine »Überschwemmung.« Eine elegante Gruppe von Mutter und zwei Kindern sitzt auf dem Strohdache, rings herum Fluth. Das Gesicht der Mutter ist sehr schön, ein schmerzliches Madonnenantlitz, aber ruhig festgehalten, fast wie es in der Plastik nöthig ist. Auch die Elemente, die die Welt verheeren, sind hier ohne Aufregung. Und in der eleganten Gruppe ist selbst in der Toilette keine Störung eingetreten; sie sitzen da auf dem Strohdach, als wären sie aus dem Boudoir wie auf Wolken hinaufgehoben. Dies ist beinahe düsseldorfisch. Das andere Bild zeigt eine »Schweizerin, Erd-

Digitized by Google

beeren verkaufend«. Sie sitzt, sinnt und lauscht. Was will sie aber sonst? Denn auf Verkauf zu warten, ist kein künstlerisches Motiv. Hier ist nun Guet doch zu sehr Franzose, um mit seiner Figur nichts zu wollen. Bei den Düsseldorfern heißt es immer: Edle Seelen wirken durch ihr Sein. Bei den Franzosen wollen die Figuren etwas; darin liegt der Unterschied zwischen lyrischer und dramatischer Auffassung. Ein Düsseldorfer hätte es gut sein lassen mit der Schweizerin, die in ländlicher Unschuld dasitzt und träumerisch dreinsieht. Die Schweizerin will und meint noch etwas. In den listigen Augenwinkeln der ländlichen Donna lauert die Coquetterie der Gesellschaftswelt. Hier verräth sich der Franzose, das geht über die Düsseldorfer und diese können hier mit Recht zu jenem sagen: Unschuld, Naturharmlosigkeit, Seligkeit des bloßen Daseins, Lyrik und Musik der Empfindung kannst Du nicht malen, das ist unser Amt! Alle solche kindlichen Situationen der Gemüthswelt werden die Franzosen auch immer mit Raffinerie und dem Bewußtsein der Civilisation versetzen und — vergiften. Von Destouches finden wir ein »ruhendes Mädchen, das aus dem Morgentraum erwacht.« Ganz für einen Düsseldorfer. Der Franzose macht aber ein coquettes kicherndes Ding, das die Bettdecke über sich zerrt. Und die vier Bilder von Paget, »der Schlaf, das Erwachen, die Ruhe, der Roman,« vier Mädchen in Ruhekissen, französisch sehr schön und fein, nicht frivol und naturwidrig, aber doch für deutschen Sinn zu coquett; eine Idylle, die von sich selber weiß, ist nicht mehr Idylle. — Eine andere Störung bringen die Franzosen in ihre Bilder, indem sie den Contrast zu sehr steigern. Ein Gemälde von Le Poittevin, »der Contrebandier«, ist meisterhaft, die romantisch verwilderte Gestalt des Mannes auf dem Felsenufer, der mit der ruhigen Verworfenheit seines Gesichts nach dem Meere hinabspäht, ist meisterlich in Haltung und Geberde. Aber dieser Mann ist kein Riese gegen das Weib, wie er sein könnte, er ist ein Wesen in viel größerem Maßstabe, der Contrast ist übertrieben und das Medium läßt sich zwischen beiden Formationen gar nicht ausmessen. — Ebenfalls als Störung zu bezeichnen ist in den Bildern der Franzosen der Hang zum Burlesken, wo nach deutschem Gefühl die ruhige Macht des Objectes allein wirksam sein sollte. Von Le Poittevin

Digitized by Google

haben wir noch eine »Schiffswerfte.« Meer, Uferstrand, der gewitterschwere Himmel, das ist Alles vortrefflich, der Spiegel im Wasser, hinten die Stadt, — Alles ein großer Eindruck des Ungewissen, des Schicksalsvollen, der zum Leben der Seefahrer gehört. Vorn aber kriecht ein nacktes Kind aus einem großen, riesigen Schifferstiefel. Pikant, witzig, aber das Burleske stört hier, die Poesie des Bildes ist nun unvollständig.

Groß aber bleibt die Kunst der Franzosen, wo es gilt, wahrhaft Dramatisches aus dem bewegten Menschenleben herauszugreifen und auf dem Gipfelpunct künstlerischer Höhe zu entfalten. Von Biard sehen wir wieder ein großartiges Bild, — nebst vielen andern französischen im Besitz des Herrn Schletter in Leipzig. In seinem großen »Sclavenmarkt« gab Biard eine schmerzliche Tragödie, zwischen weißen und schwarzen Menschenkindern aufgeführt, mit schreckhafter Ruhe, mit blutigem Entsetzen aus der Wirklichkeit des Tages herausgegriffen. Jetzt sehn wir ein »Boot in der Nordsee im Kampf mit den Wellen,« drei Fischer im Kampfe mit Eisbären. Eins von den weißen Ungeheuern hat der Mittelfigur die Tatze in das Fleisch gesetzt, aber ein kräftiger Junge bohrt ihm das Messer in den Rachen und es stürzt rücklings über. Dieser Junge ist meisterhaft. Die linke Hand drängt den Angegriffenen, wahrscheinlich den Vater, zurück, mit der rechten agirt er keck und feurig. In dem leuchtenden, scharfgeschnittenen Gesicht dieses Gamin de Paris unter'm Nordpol, denn seine Züge sind ganz französisch, ist ein Gemisch von knabenhafter Angst und kriegerischer Mordlust. Hoch oben im Boote steht die dritte Gestalt, ebenfalls ganz Franzose, aber ruhig, mit der energischen Festigkeit der alten Garde, dem zweiten Eisbär den Spieß in die Rippen setzend. Er steht mit der kriegerischen Majestät eines Neptun über der wild wogenden Kampfscene. Links und rechts drängen andere Ungeheuer heran, der Hintergrund starrt in Eis und Kälte, und das Gefühl der Ungewißheit, wer hier siegen werde, ob Menschen oder Ungeheuer, wird bei dem Anblick jener kraftvoll blühenden, entschieden sieggewohnten Gestalt verscheucht. Was bei den Düsseldorfern elegische Ruhe ist, — selbst Lessing's »Barbarossa« im Kampfgewühl hat elegische Ruhe in seinen Zügen, — das ist bei den Franzosen energische Festigkeit, entschiedenes Wollen und der

Digitized by Google

Triumph männlicher Thatkraft. Biard hat sich in diesem Bilde abermals als Meister gezeigt. Dagegen bringt er auch die Schwächen seiner Schule in einem kleinen Bilde zur Erscheinung. Der »Besuch der Amme« ist ein Stückchen aus der demoralisirten Welt des Pariserthums. Heimliche Vaterfreuden, heimliche Muttergefühle, wie es scheint, das Glück einer verstockten, verschwiegenen Idylle; — man sollte meinen, hier müßte uns der Geist des Friedens überraschen. Statt dessen gibt der Franzose nur den Skandal einer Familienscene. Der Vater steht vor der Wiege des Säuglings und schneidet Gesichter. Ein Hausfreund sitzt im Lehnstuhl lachend da, als will er sagen: Philister, kriech' unter! Die Mutter tritt mit der Amme bei Seite; nicht ihr Herz findet hier Worte; sie macht blos einige Bestellungen für den Küchenzettel. — So ist Biard nach beiden Seiten Franzose. Er gibt ergreifende Momente eines kampfbewegten öffentlichen Lebens, und die Schwächen der blasirten Gemeinheit zwischen den vier Pfählen.

Die Parallele zwischen Düsseldorfern und Franzosen läßt sich noch weiter führen, um zwei Nationalrichtungen in der Kunst bestimmter zu fassen. Ich gehe jedoch auf Einzelnes ein, um gleich am concreten Fall deutlich zu sein. Da ist ein Bild von Franquelin: »**Mater doloris, ora pro nobis!**« Ein betendes Weib, das kranke Kind im Arme, liegt kniend vor dem Altar. Wie fassen die Düsseldorfer solches Süjet? — Sie nehmen ein blasses, in Schmerz getauchtes Mutterantlitz, ganz Demuth, ganz Gottvertrauen. Das Kind liegt sicherlich der sanften Mutter im Schooße, mit der ganzen Unschuld des Nichtwissens im halberloschenen Blick. So würde die Situation unter der Hand eines Düsseldorfers sein. Und der Franzose? Er malte hier ein ganz anderes Mutterangesicht, mehr fragende als demüthig hingegebene Züge, ein festes, ein dringendes Antlitz, das Hülfe will und fordert. Und das Kind hebt sich mit dem kranken Gesicht hinauf zur Madonna, als ahnte es, wo es nicht sicher weiß, von wo das Heil kommen soll. Diese Thätigkeit im Bilde, dieser handelnde Antheil, den Alles nimmt, ist der französischen Malerei eigenthümlich. Was man elegische Hinfälligkeit zu nennen hat, ist jedoch nicht nothwendig allgemein deutsch, vielmehr spe-

Digitized by Google

ciell düsseldorfisch. Zu ruhigen Situationen neigt allerdings die deutsche Kunst überhaupt, nur kann man nicht sagen, daß diese deutsche Hinneigung schon kränkliche oder verliebte Bewußtlosigkeit sei. Wo Ruhe hingehört, ist sie eben so schwer zu malen, eben so bedeutsam und anerkennenswerth. Von einem berliner Maler, Ad. Henning, finden wir z. B. eine »Frescatanerin im festlichen Schmuck.« In dieser schönen Gestalt ist Ruhe ohne elegische Zerweichtheit; diese kraftvolle Lässigkeit in der Stellung ist ein bloßer Waffenstillstand, in den dunklen Tinten des Gesichts liegt das Bewußtsein des Lebens, das nur pausirt und längeren Athem schöpft, in diesen ruhig brennenden Augen liegt bei aller Passivität die Aufgelegtheit zum neuen Kampf mit dem männlichen Geschlecht. Der Künstler hat hiermit zugleich den Typus italienischer Frauennaturen getroffen. Und die Gabe, in fremde Nationalität einzugehen, ist allerdings der deutschen Kunst eigen, nicht der französischen.

Von Genier in Paris sehen wir ein Bild mit der Bezeichnung: »das gefundene Kind.« Ein Findelkind auf offenem Felde; mehrere Landbewohner entdecken es voll Schreck und voll Freude. An diesen Moment hätten Düsseldorfer weit zartere Gefühle geknüpft; sie hätten das Kind in eine romantische Wildniß gebracht, und der Gegensatz der rauhen Natur und der zarten hülfsbedürftigen Kindheit hätte das Gemüth leise erschüttert. In der Auffassung des Franzosen ist hiervon keine Spur, er macht aus dem freundlich rührenden Moment fast nur einen Scherz bei hellem lichten Tage. Sonst aber sind die Figuren, ohne Bezug auf den vorliegenden Fall genommen, ganz trefflich gehalten.

Um noch einen Punct herauszuheben, wo sich die Malerei der Düsseldorfer auf Schwäche ertappen läßt, so gilt dies ihrer Darstellung der vierfüßigen Natur. Von Camphausen sehen wir ein interessantes Genrebild, das der leipziger Kunstverein mit Recht um seines Werthes willen angekauft hat: »Retirade österreichischer Küraſſiere.« Der beleibte Wachtmeister, der sich in Eile salvirt, ohne burlesk und widrig feig zu sein; ein anderer alter Krieger, ohne Hut, mit schneeweißem Haar, der sich echt gemüthlich österreichisch, trotz der Eilfertigkeit, die hier noth thut, nach einem Gefallenen sorgsam umblickt, der todt am Bo-

Digitized by Google

den zurückbleibt; die ganze Gruppe, die nach allen Seiten divergirt, hinten die fliehenden Gestalten, leicht und graziös verthellt, um den vordern Knäuel nach verschiedenen Dimensionen aufzulösen und die Gruppe nicht zu überhäufen; — alles das ist sehr gewandt erdacht und gut ausgeführt. Camphausen hätte ein vollkommenes Bild geliefert, hätte er die Pferde nicht nöthig gehabt. Der Rappe des beleibten Wachtmeisters mit den vorgestreckten Füßen ist in der That von Holz, der bläuliche Apfelschimmel und der Falbe, wenn auch richtig in Zeichnung, doch in der Färbung nicht anders als ledern. Wenn Ihr aus dem Kämmerlein der empfindsamen Elegie heraustretet, um das rasch bewegte, prachtvoll frische, äußere Leben der Menschenwelt zu begreifen, nun so lernt auch die Objecte richtig fassen. Denkt an Rubens, den Malerkönig, und seine Schüler! Sie trugen sich nicht so in Sammet und Seide, wie Ihr, strichen den Bart nicht so sauber, sahen nicht so blaß und stubenluftig aus wie Treibhauszierden, aber sie saßen zu Pferde, veranstalteten mit dem Meister Peter Paul und der Helene Forman große Jagden. Da sah man Augen blitzen, da sah man Muth und Keckheit, da sah man Gliederbewegung, und da sah man beiläufig auch Pferde. Ich bin nicht der Meinung, daß die stricte Copie äußerer Natur für den menschlichen Geist eine so überaus preiswürdige Arbeit sei; allein wer Pferde malen will, muß sie doch malen können, und daß ein Stück Poesie auch in der geflügelten Kraft eines Vierfüßers stecke, das wissen sogar die Franzosen, die eben nicht als gute Reitersleute verschrien sind. Sie wissen Pferde zu malen, wenn sie auch die gigantische Gewalt eines brabanter Hengstes nicht wie Rubens fassen. Wir haben auf der Ausstellung ein kostbares Pferdestück von Horace Vernet: »ein Araber,« ruhig stehend, aber mit gespannten Nüstern, mit kraftvoll verhaltenen Adern, und mit getragenem Schweif. — Nicht minder schätzbar sind die schweren Normänner auf dem Bilde von Dubuisson. (Beide Meisterstücke sind im Besitze des Herrn Schletter in Leipzig.) Ein Busch, ein Wiesengrund mit Schmerlenbach, ein sterbendes Mondlicht und der ganze Apparat schwindsüchtiger Empfindelei in Berg und Flur, — mich dünkt, das verdiente doch nicht ausschließlich das Studium unserer Künstler. Ein Roß ist weit mehr ein Inbegriff von Schönheit

Digitized by Google

und Kraft; aber es hat im Brevier der Düsseldorfer kein Capitel erhalten. Mondschein kann man freilich auch von der Stube aus malen. Einem Pferde kann man die Schönheitslinien nicht so passiv ablauschen. Ein Eingehen in die robuste Natur, ein Vertrautsein mit den Elementarstoffen ist überhaupt auch da nöthig, wenn der Pinsel höhere Züge aus dem Seelenleben entwirft. Und da muß ich denn, ist von einer Vertrautheit mit der robusten Natur die Rede, in der That mit Hochachtung vor jener »Hammelheerde« stehen bleiben, dem kolossalen Stück von Eugen Verboekhoven, einem brüsseler Maler. Nichts als Schafe, pure Schafe, und dennoch bewundernswerth. Hier ist die ordinäre Natur mit wahrhafter Zauberkraft wiedergegeben. Gott sei Dank, die Kunst der alten Niederländer ist nicht untergegangen! Erholt man sich von dem lachenden Staunen über diese Wahrheit der Zeichnung und Farbe, so entdeckt man auch die leise gezogenen geistigen oder künstlerischen Motive, die der Maler hier versteckt hält, so daß die Anhängerschaft der Düsseldorfer, die auf deren feinere Intentionen, auf deren gemüthvolle Motive hindeuten, hier auf keine Weise geringschätzend herabblicken dürfen. Hier ist keineswegs die phlegmatische Natur blos abgeschrieben und in ihrer trägen Unmittelbarkeit hingestellt, wir haben hier keineswegs blos eine Copie von fetten Schafen. Hinten zieht ein schwarzes Ungewitter herauf; dies hetzt die schlaffe Creatur zusammmen, so daß sie im Affecte der Angst einen geistigen Anstrich erhält, der in der That komisch wirkt. Diese Thiere strecken das werthe Antlitz gen Himmel und blöken höchst musikalisch. Sie sind nämlich so vortrefflich gemalt, daß man meinen sollte, man höre sie blöken. Die liebwerthen Kleinen sind lustig und leichtsinnig, in den Gesichtern der erfahrenen Alten malt sich die Furcht und die Kenntniß des nahen Unheils. Und ein wunderbarer Schwarzbock steht voran am Rande des Abgrunds, sein Geschrei dringt halb tragisch hindurch, denn er reflectirt darüber, daß hinten der Hirte drängt und das Unwetter droht, vorn aber ein Abgrund gähnt. Dies Alles gibt dem in technischer Hinsicht grandiosen Stück eine geistige Pointe, und erweist den Künstler als der modernen Zeit angehörig. Die alten Niederländer malten allerdings oft Vieh, um Vieh zu malen, und sind und bleiben große Maler, ob sie auch keine pi-

Digitized by Google

kanten Tendenzen oder sogenannte geistreiche Bedeutungen in ihre Viehstücke legten.

Gehen wir jetzt zur Landschaft über, so müssen wir sogleich unseres gefeierten Lessing gedenken. Die erste leipziger Ausstellung brachte uns einen Lessing und einen Rottmann dicht neben einander (beide im Besitz des Herrn Heinrich Brockhaus). Die diesjährige abermals von beiden zwei Stücke in trauter Nähe, vom münchner Künstler ein treffliches enkaustisches Stück: »Sicyon mit den Gebirgen von Korinth, den cyklopischen Mauern und dem Parnaß.« Vom Düsseldorfer: einen »ruhenden Jäger unter alten Eichen,« (jenes im Besitz des Herrn Baron von Speck, dieses Eigenthum des Herrn Bärbalk in Leipzig). Lessing liebt als Landschafter auserlesen simple Themata, deren Einfachheit, mit so höchst enthaltsamer Staffage, ein weniger bedeutsames Talent gar nicht wagen würde. Man erinnert sich seiner »Eifellandschaft,« die von allen hervorragenden Objecten entblößt war, um den Flügelschlag des Friedens in völlig abgelöster Einsamkeit ungestört fühlbar zu machen. Jenes Bild gibt nichts als stummes Abendlicht, einförmig kahles Ufer und einen in Ruhe getauchten See. Das diesjährige Bild gibt nichts als grünes Laubwerk. Wo dort Kraniche standen und ihre Schnäbel wetzten, um den glimmenden Schlaf des Naturfriedens recht hervorzuheben, sitzt hier ein müder Jägersmann, aber er scheint nur da zu sein, um den Beschauer an seine Stelle einzuladen, damit er sich eben so ganz von aller Welt geschieden in diese grüne Waldeinsamkeit versenke. Und dieser Zauber spricht aus dem Bilde wie aus einem Tieck'schen Mährchen, das Auge möchte sich anfangs dieser beklommenen Einöde entziehen, es sucht herum, dringt hinten vergeblich weit hinein in die Gewölbe von Baum zu Baum, um Luft zu erspähen und Freiheit, gewinnt aber nach und nach diese Stelle lieb, und gibt sich endlich, ganz abgelöst vom Menschenleben, an diese grüne Einöde gefangen. Das ist der poetische Reiz in diesem Bilde, und die Technik hat sich, mit Verschmähung aller scharfen, wohlfeiler zu erzielenden Licht- und Schatteneffecte, nur ihrer Feinheiten bedient, um mit Braun und Grün diese Stimmung hervorzurufen.

Digitized by Google

Die Geister der Naturromantik, welche in der Literatur von Tieck und Novalis aus dem deutschen Seelenleben heraufbeschworen wurden, walten mit all' ihren Nüancen in der Landschaftsmalerei der Düsseldorfer. Die Verwandtschaft zwischen Seele und Natur, das geheimnißvoll träumerische Ineinanderweben beider, die Sehnsucht, die mit dem Klang und dem Duft durch die Welt zieht, all' diese Schwärmerei, welche mit Schelling philosophisch, mit Tieck literarisch wurde, ist mit den düsseldorfer Landschaftern auf die Leinwand gebracht. Es ist nicht die bewundernswürdige Technik, die ja nur dienerisch ist, was die Menge im Publicum so unwiderstehlich zu Scheuren's Bildern drängt, es ist die allgemeine deutsche Sympathie, welche sich hier ergriffen fühlt. Wir finden von Scheuren vier wahre Kleinode auf der diesjährigen Ausstellung. Und dieser Farbenpoet macht nicht blos Frühlingscarmina, wie noch immer die hundertzähligen deutschen Lyriker, welche Naturromantik abhaspeln; Scheuren hat Winter und Sommer gleich sehr in seiner Gewalt, aus jedem Kleid und Faltenwurf der Natur weiß er ihre Seele herauszufinden. Seine »Winterlandschaft« ist ein köstliches Stück. Dieses leuchtende Violett im frostigen Duft der Atmosphäre, diese kalte Helligkeit mit dem orangegelblichen Winterlicht, das sich kaum über die weiße Schneedecke heraufwagt; hinten die Nebel, die sich vor träger Starrheit zu keiner Formation entschließen können; dazu die Bäume als trauernde Zeugen dieses leuchtenden Scheintodes, als wollten sie mit ernsten Armen, die gen Himmel deuten, diesen Schlaf beschwören, — wie tritt das Alles lebhaft in Scene! Und zu diesen Stimmungen der winterlichen Natur gesellt sich ein Affect aus der animalischen Welt, — der Hunger. Ein blutendes Lamm liegt auf der weißen Schneedecke; ein Schwarm von Raben umkrächzt das Opfer; um den Stamm des Baumes schielt ein Wolf. Das erinnert fast an Geschichten aus dem Fabelbuch, wie wir sie als Kinder hörten. Auch ist überhaupt keine Melancholie in dem Bilde; eine heitere Kraft zieht durch die Töne der Landschaft hin.

Auch von Friedrich in Düsseldorf finden wir ein Winterstück: »das Schloß Hülchrath,« doch steht es in Auffassung der Wintertöne weit hinter einer »holländischen Landschaft,« von

Digitized by Google

L. S. Klein im Haag, zurück, die in der That die optischen Reize und die heiteren Lieblichkeiten eines hellen Decembertages meisterlich combinirt. Von den drei andern Scheuren'schen Bildern heben wir die »Aargegend« und die »Mühle im Walde« hervor. In jenem Stück hat sich der Künstler die Schwierigkeit gestellt, den Vorgrund hell zu halten. Man blickt in die finstern Felsenschluchten neben einer alten Burg weit hinein und tief hinab, das Auge ringt mit den qualmigen Nebelmassen, aus denen die Conturen der festen Objecte sich nur mühsam hindurch winden. Die ritterlich costümirten Gestalten, unter denen die düsseldorfer Sentimentalität von einem recht würdigen Schwarzkopf mit hohen Reiterstiefeln und einem traurig hingesenkten Jüngling vertreten wird, helfen uns nicht minder wie die Mystik der nebelhaften Gebirgswelt in die Anschauung des Mittelalters hinein, das im Menschenleben zu der Romantik der Naturwelt recht eigentlich die Parallele bildet. Sollen wir an dem interessanten Stücke etwas aussetzen, so möchten wir nur wünschen, den Vorgrund um einige Grad wärmer gehalten zu sehen. (Auch dies Bild ist im Besitz des Herrn Schletter.) — Vor Scheuren's »Waldmühle« befällt uns jener wunderbare Zug des Geistes, der sich in die Arme der Natur stürzen möchte, um, wie Faust, alle Schuld des wachen Bewußtseins abzubüßen. Man weiß nicht, wo hier die lockendste Gewalt sich vorherrschend geltend macht. Ist es das Mühlhaus selbst mit dem vielfachen Vor- und Anbau und seinem ganzen romantischen Comfort, von Moos umwuchert, von Tauben zum frommen Sitz der Keuschheit eingeweiht; oder ist es der Bach mit den Rädern, dessen dunkle Tiefe uns so wohlig mahnt; oder die lockere Stiege über das rauschende Gewässer, wo der Hund so jach hinunter stiert und der Müller so müssig und träumerisch lehnt? Man weiß nicht, aus welcher von den reizenden Schattenpartien hier mehr Sirenenstimmen laut reden. Es ist hier der ganze Zauber der alten Sagen und Mährchen von geheimen Menschenglück zur Anschau gebracht, und doch liegt etwas Trügerisches in diesem Reiz, denn mancher könnte hier Golo's Lied singen wollen, jenes wunderbar magische Todeslied in der Tieck'schen »Genoveva:«

Digitized by Google

»Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein geh'n,
Wo die dunkeln Blumen sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu seh'n.«

Hier sind wir nun auf Themata gestoßen, wo die deutsche Malerei wirklich liebenswürdig, tiefsinnig und bedeutend ist. Und die Franzosen? Wie verstehen diese die Naturromantik? Von Vatelet unter anderen haben wir hier ein Stück solcher Art. Auch eine Mühle, Bach, Wald und aller Apparat, den Scheuren in seinem Bilde hat. Allein welche lärmende Geschäftigkeit ist hier entfaltet, ein Fabrikleben, statt Waldeinsamkeit! Auch fällt mir bei, daß dies Stück nur Copie einer Wirklichkeit, einer Gegend in Savoyen, ist. Den Franzosen fehlt durch und durch die Naturromantik. Wie Victor Hugo und die romantischen Dramatiker suchen auch die französischen Maler die Romantik weit lieber in einer moralisch verworrenen Menschenwelt als in jenem wunderbaren Durcheinander der räthselhaften Natur. Bedeutende Landschafter aber sind nicht gut denkbar ohne einen gewissen mystischen Zug, wenigstens nicht ohne einen Anflug von Gemüthseligkeit. — Von Constable in Paris finden wir zwei Landschaften. Auf der einen »Abendtöne«: ein müdes Fuhrwerk, zwei Weiber schwatzen, ruhendes Vieh, am Himmel will das Licht schlafen, matte Wolken wollen sich lagern. Aber der Franzose kennt keine Ruhe, er kann seinem Bilde den Frieden, den er malen will, nicht geben, er findet in seinem Farbentopf nicht den Duft dazu, weil er ihn nicht in seiner Stimmung hat. Dazu kommt in Bezug auf Constable eine Art fleckiger Manier, die keinen Hauch zuläßt, wie eine Abendlandschaft ihn will.

Ein liebliches »kleines Abendbild« finden wir von Hans Beckmann in München. Ein Heuwagen fährt heimwärts über eine Brücke und spiegelt sich im Wasser. Die Töne sind sehr glücklich, zart, weich, aber doch frisch, Alles ist abendlich müde und doch leuchtend beglückt.

Mein zweiter Besuch auf der Ausstellung hatte mich französischen Landschaften zugeführt, die es zur Genüge bestätigten, daß es den Franzosen an der Ruhe des Gemüthes, an dem Frieden des Geistes und an jener träumerischen Mystik fehlt,

Digitized by Google

um in der Naturromantik glückliche Eingebungen zu haben. Heute führt mich der Zufall wiederholt zu einem Bilde, das den Beweis liefert, wie die französische Kunst doch wenigstens jene Ruhe in der Stimmung finden könne, um eine südliche Landschaft mit all' dem Behagen einer classischen Empfindung wiederzugeben. Ich meine ein meisterhaftes Bild von Coignet: »das Thal von Roveredo im italienischen Tyrol.« Hier ist ein schönes, harmonisches Walten der Objecte fühlbar, und vielleicht hat der französische Landschaftspinsel den Süden nöthig, um die ihm angemessenen Töne zu finden. Zur Naturromantik nach deutschem Sinne gehört vielleicht jene lyrische Stimmung, welche die Düsseldorfer in ihre Landschaftsbilder hineintragen. In den Gemälden von Lessing und Scheuren vergräbt sich das Gemüth in die Objecte, die Sympathien zwischen Geist und Natur erwachen, als entdeckten wir die längstverlorene Mährchenwelt, wo der Stein Seele wird und der Bach zum Menschen spricht. Vor dem Bilde von Coignet bleibt das Gemüth den vorgeführten Objecten fern, es bleibt außerhalb dieser Naturwelt, die sich vor ihm hinbreitet. Diesen Eindruck gewährt auch Rottmann's Bild, das schon erwähnte »Sicyon mit dem Parnaß.« In dieser Beziehung sind die beiden Landschaften des französischen und des münchner Künstlers das Ausgezeichnetste ihres Faches in der hiesigen Sammlung. Wir pflegen diese fertige Objectivität einer abgeschlossenen Welt classisch zu nennen, und in der That ist dies die Bezeichnung für den Charakter beider Landschaften, den Düsseldorfern gegenüber.

Ein Gemälde von Wickenberg (im Besitz des Herrn Schletter) ist in Paris erworben, wo der Künstler seine Werkstätte aufgeschlagen hat, allein das Bild ist von echt germanischem Geiste, der Maler selbst ein Schwede. Dies herrliche Stück, nebst der Biard'schen Eisbärenjagd und der Schafheerde von Verboeckhoven der Glanz der leipziger Bilderschau, ist ein Genrebild im größten Maßstabe, mit umfassender landschaftlicher Staffage. Der nordische Künstler, eng vertraut mit der Eigenthümlichkeit seiner heimischen Phänomene, gibt hier eine einfache Eisfläche mit einem schneeigen Himmel. Die Fläche blinkt spiegelhaft, die zerbröckelten Stückchen sind hell wie grünlicher Krystall; ganz hinten einige Schlittschuhläufer, Pferd und Schleife.

Digitized by Google

Alles ist starr und doch freundlich hell, und der Winterhimmel hat ordentlich Lust, seine Schneeflocken loszulassen. Gegen diese Wahrheit der Beleuchtung erscheint die »Winterlandschaft« von Scheuren, die ich schon mit Vorliebe erwähnte, fast in Opernlicht versetzt und dem eigentlich harmlosen Natureffect entzogen. Vorn aber als Hauptsache auf dem Bilde von Wickenberg steht eine Gruppe Menschen, die wahrhaft liebenswürdig ist. Ein rauchender Alter sitzt mit dem ganzen Comfort der nördlichen Resignation hinter einem Loche im Spiegelboden und hat die Angelruthe hineingesenkt. Ein Bube mit frostig rother Nase und ein noch kleineres Mädchen schauen zu. Phlegma und Neugier sind wunderbar treu in ihren Mienen gemischt, und der Hund, der zitternd dabei steht, hat doch den Instinct, die Erwartung seines Herrn zu theilen und zuzuschauen, was sich aus der kalten Tiefe des eisigen Todes ergeben werde. Diese halb komische, halb gemüthselige Vertiefung der Leute in ihr harmloses Handwerk ist echt germanisch; kein französischer Pinsel hat die Farben und die innere Stimmung dazu. Französisch ist nichts an diesem Bilde, denn selbst an Stücken mit deutschen Namen ist das Französische gar leicht herauszuschmecken. Man findet ein Bild von Fechner in Paris, wie der Katalog besagt: »eine Vision des Evangelisten Johannes.« Dies ist sogar empörend französisch; aus der Weihe innerer Empfängniß und heiliger Erleuchtung ist hier eine raffinirte Theaterscene geworden, eine Profanation des innern Lebens, wie sie in Deutschland von keiner Palette ausgeht.

Von Landschaften hat der leipziger Kunstverein unter anderen drei Stücke angekauft, die, wenn auch nicht ersten Ranges, doch Sachen von großem Interesse sind. Von Abels im Haag eine ganz treffliche »holländische Landschaft bei Mondschein,« von Gurlitt in München eine »Ansicht des Gardasees,« von Klerk in Dortrecht eine »Aussicht aus dem Bosch beim Haag.« — An Marinen finden wir eine große Auswahl. Unter andern zeichnet sich die von Hardorff mit den »scheveninger Fischern« aus. Ob sich in dem »Seestück nach Sonnenuntergang«, von Achenbach in Düsseldorf, ein anerkannt werthvolles Talent doch nicht vergriffen hat, dürfte als Frage wohl hingestellt werden. Der Gedanke, der den Maler hier leitete, ist erfinderisch und keck.

Digitized by Google

Die Sonne ist schon untergegangen, hinten streift ihr Licht nur noch mit hellgelben Tinten, links stehen graue Wolken wie Gebirge, der Vorgrund ist ganz dunkel, ganz todesfinster, und in der Mitte streckt aus dem feuchten Grabe dieser Einöde ein zerschmettertes Wrack seinen Arm, wie nach Hülfe suchend, gen Himmel auf. Als Composition sehr pikant gedacht, aber die Frage ist, ob die gallertartige steife Masse im Vorgrunde noch Wasser sein kann? Das Meer sieht bei Nacht wie Tinte aus, niemals aber wie grüne Seife oder Gallert; wo die Flüssigkeit dieses Elements aufhört, hört es selbst auf.

Schließlich betrachten wir nun eine Perle der düsseldorfer Schule, Sohn's »Romeo und Julia.« Es ist schwer, Gestalten, welche die Dichtung vor unsere Phantasie gerufen, nun auf der Leinwand festgehalten, als vollgültig und genügend anzuerkennen. Der Dichter schlägt unsere Phantasie niemals in Fesseln, er gestattet uns die Figuration seiner Charaktere nach unserem Belieben; der Maler aber zwingt uns bei einem dehnbaren, mithin unendlichen Inhalte seine eigene specielle Auffassung in der Formgestaltung der Charaktere auf. Jeder hat im Shakspeare'schen Gedicht eine andere Julia vor sich, denn die Dichtung läßt uns frei, um uns den Zauber dieser Persönlichkeit so oder so äußerlich zu verfestigen. Gibt uns nun ein Maler *seine* Julia, so kann es nur darauf ankommen, wie weit seine Auffassung ihrer Formen dem ideellen Gehalt der Shakspeare'schen Julia nahekommt. Der düsseldorfer Maler gibt uns hier eine kurze, runde Brünette, seine Julia ist fast eine Soubrettengestalt. Ihr Auge ist sehr schön, diese Lippen könnten wohl einen Schwur der ewigen Liebe gelispelt haben, auf ihren blaßgewordenen Wangen liegen die süßen Schauer der Sommernacht; aber der Bau ihrer Gestalt ist, wie ich sagte, soubrettenhaft. Nun ist freilich nicht leicht zu ermessen, was einem Weibe, in jeglicher Gestalt und von jeglichem Temperament, zuzutrauen ist; es liegt in der Frauennatur ganz allgemein eine Unendlichkeit von Muth und Entschluß; allein so nach erster Bekanntschaft mit Sohn's Julia traut man ihr nicht gern die ganze Fülle einer großartigen Schwärmerin zu. Sohn's Julia scheint zu dem energischen Heroismus, der ebenfalls in Shakspeare's Liebling steckt, Befähigung in sich zu tragen, wie etwa auch die Grisette um der

Digitized by Google

Liebe willen Heroine sein kann, aber man findet in der Gestalt des Sohn'schen Bildes nicht das ideale Feuer jener Sehnsuchtslaute: »Komm, Romeo, Du Tag in Nacht!« Dagegen tritt der Romeo des Malers meiner Anschauung des Shakespeare'schen Liebeshelden weit näher. Man könnte sich freilich auch ihn als einen größern Menschen denken, mehr Helden, mehr mit den Waffen des Geistes ausgerüstet, wie das alle Shakespeare'schen »Liebhaber« sind, allein in seinem Gesicht, wie es der Maler gibt, liegt viel vom echten Romeo, vor allen jene schmerzliche Süßigkeit als Nachgefühl der innigsten Hingebung, auch eine leise Vorahnung des tragischen Geschicks. Dies gibt dem dunklen Gesicht mit den üppigen braunen Locken diese Furchen, und es ist rühmlich vom Künstler, daß er sich kein sogenannt hübsches, kein glatteres, eleganteres gedacht hat. In der Handbewegung, in der Haltung beider Gestalten erkennen wir die ganze innige Zartheit, die den Düsseldorfern eigen ist. In diesem letzten leisen und doch schmerzlich engen Ansichpressen der Liebenden, während die fortstrebende Richtung beider Figuren schon das Scheiden ausspricht, liegt die schöpferische Erfindung im Bilde. Störend ist auch hier wieder das Opernhafte im Costüm, das den Düsseldorfern überhaupt unentbehrlich scheint, und das sie nur fallen lassen würden, könnten sie sich aus der Anmuth zur Schönheit, aus der Idylle und Elegie zur Größe der Historie erheben. An den Gewändern der beiden Figuren ist gerade das Einfachste, der schlichte Hemdärmel Juliens, das Schönste. Alles andere in der Kleidung, die Decoration des Zimmers mit dem Ruhebett, mit dem kleinen Crucifix und der Öllichthelle als Contrast gegen die Nachtbeleuchtung draußen, alles das ist hübsch, elegant, nett, versetzt uns aber mehr in die Bellini'sche Oper als in das Shakespeare'sche Drama.

Digitized by Google

22.

Deutsche, belgische und holländische Maler.

1841.

Die Kunst von heute hat längst angefangen, sich mit dem Publicum auf den Fuß des Angenehmen, des Wohlgefälligen und Wohlerzogenen zu stellen. Da steht sie sich gut mit dem Publicum, steht sich gut für die Ausübenden, wenn es sich um irdischen Gewinn und äußeren Vortheil handelt. Mit den hohen Ideen des geistigen Lebens aber steht die heutige Malerei — um den Ausdruck festzuhalten — auf gespanntem Fuße. Es fehlt dem Zeitalter der religiöse Aufschwung, es fehlt ihm an sittlicher Größe, es fehlt der heutigen Menschenwelt an jenen Situationen und Charakteren, die wir historische nennen, und die doch Gegenwart waren für die Maler früherer Zeiten. Das Zeitalter von heute ist groß in seinen Gedanken, aber nicht groß in seinen Charakteren. Gedanken aber lassen sich von der Malerei nur darstellen, wenn sie Fleisch, körperliche Erscheinung sind. Losgerissen vom Zeitinhalt ist keine Kunst denkbar. Wir können nur dichten und malen, wovon das Jahrhundert geistig lebt und sich nährt. Wenn ein Zeitalter nicht mehr zur Mutter Gottes betet, kann es auch keine Madonna malen. Hat der Maler keine Heroen um sich, so hat er für ein Historienbild weder den rechten Sinn, noch den Muth, auch nicht die Farben, denn selbst die Technik läßt sich nicht forterben, noch weniger aber der Glaube und die Heiligkeit der Überzeugungen. Mir für meinen Theil sind diese Gewißheiten geläufig gewor-

Digitized by Google

den; auch erscheinen sie wohl nicht mehr paradox. Oder man müßte es für zufällig halten, daß Raffael in dem Zeitalter lebte, wo der katholische Madonnendienst in seiner Glorie stand; für zufällig, daß Tizian und Leonardo da Vinci den romantischen Franz von Frankreich malten, Rubens den vierten Heinrich. Was Raffael, was Tizian, wären sie denkbar in einem Jahrhundert des combinirenden Denkens, malen würden, ist eine müßige Frage, da ein Raffael für ein solches Zeitalter weder möglich, noch nöthig; aber die Frage wird doch von den Leuten so oft wiederholt und die Leute dünken sich Mäcene, wenn sie diese Sorgsamkeit äußern und den guten Glauben an ein immerwährendes Blüthenalter der Kunst festhalten. Die Frage wird so oft gestellt, daß man endlich darauf eingehen muß. Was Raffael heutzutage malen würde? Vielleicht nichts als Ochsen. Und daß es heut zu Tage mindestens einen Hammel-Raffael gibt, möchte man steif und fest behaupten, wenn man vor einem Bilde von Verboekhoven steht. Wir kennen von der vorigen Ausstellung her seine »Hammelheerde, die sich vor dem Gewitter flüchtet.« Diesmal hat Verboekhoven einen Solo-Hammel geliefert, der in seiner Art wirklich so schön ist, wie nur irgend eine Raffael'sche Donna unter Ihresgleichen. Soll die Kunst ewig leben, so muß sie mit ihren Ideen und Grundsätzen die Seelenwanderung machen und sich, so zu sagen, nach der Decke strecken, je nachdem die Jahrhunderte sind. Nicht blos mit den Gegenständen ihrer Darstellung muß sie wechseln; auch an sich läßt sich je nach dem Sinn und der Stimmung der Menschen die Idee der Schönheit herabdrücken; aus dem Schönen wird dann blos das Anmuthige, Niedliche, Hübsche. Zur wirklichen Schönheit gehört geistige Größe. Hat man sich erst darüber verständigt, was das Zeitalter leisten könne, so stellt man seine Forderungen danach, und hat dann immer noch die Hände voll zu thun, denn selbst im Gebiete des Spaßlichen findet die Kunst noch ihre vielfachen und werthvollen Aufgaben.

Mich sollen diesmal wieder die Düsseldorfer beschäftigen. Schon weil sie deutsch sind, nehmen sie unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Compler dieser Maler hat Zusammenhang, ihr Zusammenhang hat Sinn und Richtung, und

Digitized by Google

eben deshalb machen sie eine Schule ganz in der Bedeutung, wie man ehedem von italienischen Schulen sprach, in denen sich geistige Stimmung, sachlicher Inhalt und Technik eigenthümlich hielten. Der geistige Ursprung der düsseldorfer Schule waren katholische und mittelalterliche Sympathien. Gegen den hohen katholischen Schwung des vorreformatorischen Zeitalters erschien jedoch gleich anfangs der Katholicismus der Düsseldorfer nur wie die kränkliche Aufreizung des Proselyten gegen die flammende Begeisterung eines wirklichen Propheten. Der Meister der Schule hielt sich ohnedies sehr ängstlich und scheu an eine steife Orthodoxie, gegen die sich alles frische Leben sträubte. Es konnte nicht fehlen, daß die Schüler dem Meister über den Kopf wuchsen, sich von ihm befreiten. Mit Bendemann erlebte die Schule die erste bedeutende Erweiterung; er brachte das altbiblische Element in den Ideenkreis der Düsseldorfer, blieb aber im Sinn des Elegisch-sentimentalen befangen und zog selbst das hohe Prophetenthum in diese Stimmung einer passiven Beschaulichkeit und hinfälligen Trauer, die Allen, welche je düsseldorferten, eine Zeitlang eigen zu sein pflegt. Es fehlte den Düsseldorfern an Religionsfeuer, um italienischen Schwung zu haben, es fehlte ihnen an frischen Griffen in's wirkliche, körperschöne Leben, um wahr zu sein wie die Holländer; sie waren lyrische Musikanten, wußten nicht, daß das größere Leben sich zur Action gestaltet, und gaben schmachtende Gruppen voll elegischer Kopfhängerei. Diese Richtung hat bei ihnen nun so ziemlich ihre Endschaft erreicht, seitdem sich der Verein der Schule fast ganz aufgelöst hat. Die Schüler haben sich emancipirt und sind freie Meister geworden, indem sich der Alte von ihnen wandte. Lessing malte seine lebensvolle Hussitengruppe, jetzt malt er den Huß selbst im Feuer seiner Rede vor den Bonzen mit dem rothen Hut. Schadow hält diesen Stoff für unwichtig, für profan. Hildebrandt malt gegenwärtig, wie es heißt, den »Cardinal Wolsey.« Sie müssen zum Fleisch der Welt übergehen, aus der Kirche auf den Markt, aus der Stube auf die Straße. Von jenen hat die leipziger Ausstellung kein Bild. Dagegen haben wir Sachen von Steinbrück und von Achenbach, lernen Julius Schrader kennen und machen die Bekanntschaft eines ganz frischen, lebendigen An-

Digitized by Google

kömmlings aus Canada, der ein Stück wirkliches Menschenleben über See mit herüberbringt und sich zu den Düsseldorfern rechnet. Schon Achenbach hat Seeluft über die Elegie der in Sammet und Seide wattirten Elegiker gebracht, und mit der Seeluft etwas von der lachenden Heiterkeit des holländischen Genrelebens. Die Ausstellung zeigt von Achenbach, der sich ganz von Schadow trennte und in Düsseldorf sein eigenes Atelier hält, eine ausgezeichnete »holländische Marine« in der ganzen glänzenden Sauberkeit, die seinem Pinsel eignet. Außerdem eine Partie aus dem südlichen Norwegen und einen schwedischen Wald, ein kleines Stück, das der leipziger Verein zur Verloosung angekauft hat. — An jungem Zuwuchs ist die düsseldorfer Schule jedes Jahr überreich. Da haben wir ein Bild von Amalie Bensinger: »Rebecca und Elieser am Brunnen,« noch ziemlich dürftig und Alles im Bilde, Hinteres und Vorderes, so nahe zusammengerückt, wie zum Puppenspiel mit ausgeschnittenen Figuren. Clasen's »Madonna mit dem Kinde« ist eine recht wohlerzogene Mamsell. Köhler's »heilige Katharina« ist eine noble, aber nicht bedeutende Figur; sein »sinnendes Fischermädchen,« eine kleine Brünette, reiht sich vortheilhaft an die Reihe der »sinnenden« Blondinen, welche die Düsseldorfer in großer Anzahl geliefert. August Siegert ergibt sich mit seinem »Grafen Eberhard dem Greiner,« hinter dem Zelt vor der lederfarbenen Leiche des Sohnes, wohl als ein Anfänger in der Schule. Wilhelm Kleinenbroich hat es in seiner »persischen, von Turkomanen überfallenen Gruppe,« auf viel Leben abgesehen, ist aber ein entsetzlich flauer Pinsel, so wahrheitslos, daß die Grenze des Lächerlichen für seine Figuren und Intentionen nahe genug liegt. Es gab eine Zeit für die Düsseldorfer, wo sie alle Schatten weichlich blau hielten. Seitdem viele holländische und französische Bilder, die ihre Schatten in Braun lieben, nach dem Rhein gekommen, hat sich dieser Mondscheinhang in der Farbengebung etwas verloren. Am Charakter der Schatten ist der Geist ganzer Schulen und Epochen so gut kenntlich, als an der Folie der Lichtmassen. Reni und die Bologneser liebten für die Schattengebung ebenfalls die Bläue, die ihren Gestalten das weiblich Verzückte gibt. Die Tizianisten mit der sprühenden Kraft wirklicher Lebensfülle malten ihre Schatten braun.

Digitized by Google

Braun ist als Schatten Farbe des Lebens, Blau Farbe des ohnmächtigen Überganges, des somnambülen Verschwimmens und Verduftens. Diese Flauheit hatten früher alle düsseldorfer Bilder; das kleine ridicüle Stück von Kleinenbroich ist noch von dieser Art. — An Romantikern in der Landschaft finden wir Böcking mit vier guten Bildern, Funck mit einer sehr schön erfundenen Landschaft, die die Stimmung eines Sonntagnachmittags sehr glücklich gibt. Hoppel's »Abendlandschaft im Charakter der Eifel« hat einen zu harten Felsenvorgrund, um ganz für gelungen zu gelten. Schulten lieferte ein hübsches Felsenthal mit einer Hirschjagd, und eine saftige Waldlandschaft, auf welcher freilich die Menschengruppe mit dem schlechten Schimmel sehr kümmerlich erscheint. Der treffliche Scheuren hat uns diesmal nicht bedacht. — Ein freundliches idyllisches Paar hat mit seinem »Jakob und Rahel« Albert Korneck geliefert, der zweifelsohne Düsseldorfer ist. Jakob ist hier als Knabe gedacht, die Gesichter beider sind sehr schön, nur stehen die Glücklichen auf etwas zu rosenrothen Füßen. Ein Hannoveraner seiner Geburt nach, Eduard Frederich, der ein lustiges »Schützenfest im Nassauischen« geliefert, hält sich auch zu dieser Schule. Wodik malte ein »Ständchen in Venedig;» sehr hübsches Costüm, die Gruppe sehr wohl geordnet und sehr anständig, was der blonden Schönen denn auch nicht schwer wird, da sie eine phlegmatische, ernste, deutsche Dame, keine Tochter der Lagunenstadt zu sein scheint. Daß auch die heutige Venezianerin sehr eigenthümlich geartet ist, listig und fein, verlangend und stolz zu gleicher Zeit, zeigt uns das liebenswürdige Bild vom Venezianer Schiavoni. Kehren ist mit seinem »heiligen Hubertus« ganz Düsseldorfer. Ein kniender Jäger im grünen Waldgewirr, erscheint er uns auffällig, da seine Toilette gar zu sorgfältig arrangirt, Sammet und Seide gar zu geleckt ist. Der Hirsch ist so hübsch, wie das braune Gesicht des Heiligen, eigentlich viel zu hübsch, um von einer Geistererscheinung erfaßt zu sein. Diese selbst, mit dem Crucifix im breiten Milchglanz zwischen dem Geweih des Hirsches, ist unglaublich, ganz unmotivirt. Ein Bild von einem cassseler Künstler, Namens Müller, ebenfalls den heiligen Hubert darstellend, ist weit glücklicher in der Motivirung des Wunders. Durch den Wald laufen hier die Streiflichter der sinkenden

Digitized by Google

Sonne mit ihrem flirrenden Schein, der sich um den Hirsch und sein Geweih in lichtem und immer noch leichtem und unsicherm Schimmer so concentrirt, daß die Illusion der Erscheinung eines leuchtenden Crucifixes zu Häupten des Thieres möglich wird. Das Bild des Düsseldorfers dagegen erinnert an den Hirsch der Münchhausen'schen Geschichte, dem ein Kirschbaum aus dem Kopfe herauswächst. — Einer von den Düsseldorfern, Namens Fay, hat sich diesmal an einen großen Gegenstand gemacht, »Simson und Delila,« jener schlafend in's Knie gesunken, diese vom Bett sich aufrichtend, mit dem Griff nach seinem Haar; hinten ein Helfershelfer. Große Glieder, weit über das beliebte Maß der Schule, große starke Leiber; aber keine Seelenstärke, keine Energie in den Sehnen und Knochen. Der Düsseldorfer muß für solche Verhältnisse bei Rubens in die Schule gehen. — Von Steinbrück erhielten wir zwei Bilder, ein schon viel bekanntes, viel gerühmtes, »die Elfen,« und ein neueres, »Immermann's Apotheose« darstellend, aus der Zueignung zum Merlin, ein Eigenthum des magdeburger Kunstvereins. Jenes reizende Stück hat den Fehler, — oder soll ich milder sagen, die Eigenthümlichkeit? — gar keinen Unterschied zwischen den Elfen und dem körperhaften Menschenwesen der kleinen Jungfrau zu kennen; sie sind sämmtlich von ganz gleichem Stoff, Wesen auf derselben Stufe, und doch will das Tieck'sche Mährchen diese Grenze ziehen, und hat in den Übergängen, also nicht in der Ununterschiedenheit beider Elemente, der Wirklichkeit und der Traumwelt, seine Pointe. An sich sind die vielen kleinen Elfen des Bildes wunderschöne Kinder, herrlich als Einzelne, wie in der Gruppirung zu einander. Das neuere Bild von Steinbrück hat ebenfalls schöne kleine Gestalten, oben in der Nische die Verklärten, unten in der Grotte der Dichter, äußerst fein und nett gedacht wie ausgeführt. Steinbrück kennt die Idee der Schönheit auch nur als Anmuth und Niedlichkeit. Dabei strotzen seine Bilder von Fleiß und sorgsamer Pünctlichkeit. Aber sie sind eben deshalb mehr gepinselt als gemalt. Dies ist wiederum durchaus düsseldorfisch. Lessing malt schon anders, er setzt mit drei Strichen die Farbe hin, wie sie sein soll und ist; Steinbrück gehört zu denen unter den Düsseldorfern, welche Pünctchen an Pünctchen setzen, die Farbe so oft übergehen, bis sie endlich

Digitized by Google

die Sache getroffen und das Leben nachgezirkelt haben. Darum bringen sie's nicht über die Niedlichkeit hinaus. Ein specieller Übelstand für das in Rede stehende Bild von Steinbrück ist die Schwere, die dadurch ebenfalls entsteht, trotzdem daß das Feine und Zierliche erstrebt wird. Der Wald namentlich ist eine lastende Masse im Bilde, ganz dem widerstreitend, was der Künstler in der Idee seiner graziös und luftig erdachten Gruppen wollte. Der Schimmel in der untern Scene ist wie alle düsseldorfer Pferde ein hölzernes, mit Kalbsfell überzogenes Schaukelding; und die Reiterin darauf sitzt falsch. Da die Düsseldorfer nicht mit lebendigen Pferden in die Schule gehen wollen, so sollten sie wenigstens von Rubens lernen, wie Pferde sich tragen, sich halten und sich fühlen. Im Pferde steckt so viel Element der Schönheit, daß, wenn Italien scherzhafterweise seinen Gurken-Raffael hat, ein Pferde-Raffael noch weit denkbarer wäre. Ich weiß nicht, wer in Deutschland, außer Krüger in Berlin, ein Pferd zu malen versteht, von den Düsseldorfern keiner, selbst Lessing nicht. Man erinnert sich seines großen Crayons von einer früheren Ausstellung in Leipzig: »Kaiser Rothbart zu Roß mitten im Schlachtgewühl;« — aber sein Pferd schwamm, es sprang nicht, es hatte nicht in den Knochen und Muskeln die Energie der losgelassenen und doch gebändigten Federkraft. Franzosen und Holländer wissen Pferde zu malen, weil sie überhaupt kecker und geschickter in's Leben greifen, es kennen und bewältigen. Ob das Talent auf dem Kothurn oder auf dem Soccus steht, ist gleichviel, wenn es nur entschieden wirklich Lebendiges erfaßt, wenn es nur versteht, was es will. — Man kann von dem interessanten Bilde, das Julius Schrader geliefert, »Kaiser Heinrich den Vierten« darstellend, wie er gezwungen wird, der Krone zu entsagen, auf keine Weise behaupten, es gebe die Wirklichkeit und Wahrheit eines großen historischen Actes. Wir lernen in diesem Künstler ein Talent kennen, das zu begrüßen ist; schon daß er sich an die Historie deutscher Thaten und Personen wagt, ist Bürgschaft von edler Kraft, da noch immer Keckheit dazu gehört, um in Deutschland deutsch zu sein. Der unglückliche Fürst, ein Opfer des eigenen Wankelmuthes und der Tücke Roms, sitzt in der Mitte des Bildes, das greise, dünnbehaarte Haupt gesenkt, unsicher hinausblickend in's Weite, wäh-

Digitized by Google

rend die Rechte noch die Krone, die er lassen soll, umklammert. Links der sitzende Prälat, ein ruhiger Vollstrecker des päpstlichen Willens, hat schon das Kissen erfaßt, auf dem die Krone ruht. Rechts im Vorgrunde steht ein rothköpfiger Kirchenfürst, mit befehlerisch vorgestreckter Faust und mit der ganzen krausstirnigen und lippentrotzigen Brutalität der anmaßenden Kirche Gottes. Rechts, mehr im Hintergrunde, lauert ein gelbsüchtiges Jesuitengesicht, mit gekniffenen Augen, wie sie die italienische Kirche zu machen pflegt, wenn sie den Diplomaten spielt. Der violette Handschuh, auf den sich das Kinn stützt, so nah der gelben Gesichtshaut des Priesters, macht einen dreisten Farbeneffect. Diese beiden Figuren, die Kirche Roms als Diplomatie und als plumpe Dreistigkeit vertretend, sind genügend, um Julius Schrader als ein Talent von Bedeutung festzustellen. Das Gesicht des Kaisers ist mit außerordentlich feiner Sorgfalt ausgemalt, ist aber ein Stubengesicht von heute, nicht von der Gewalt der Leidenschaften gebrochen oder abgemüht, sondern von den Strapazen der Cultur mürbe geworden. So hat auch die ganze Gruppe, weil nichts darin die Größe des Actes zur Erscheinung bringt, keine entschiedene Wirklichkeit, sie ist eine Theatergruppe, und zwar wie sie von Hoftheatern, die viel Kosten auf die Toilette zu verwenden haben, in Scene gesetzt wird. Auf das viele Bimbam im Costüm des Kaisers und des Prälaten ist viel zu viel peinliche Emsigkeit verwandt. Es ist Alles im Bilde wie durch die Lupe gemalt, die Barthaare, kaiserliche wie hierarchische, sind so fein wie das Fell vom Seidenhasen. — Fast möchte man glauben, die Düsseldorfer könnten von dieser fast weiblichen Sorgsamkeit in Accentuirung kleiner Zuthaten nicht lassen. Sie würden in dieser Weichlichkeit nicht ferner schwelgen und versinken, rafften sie sich auf, sprängen mit ihrer Kunst kecker in die Welt, und holten ihre Scenen und Gestalten sich dreister aus dem Gewühl des Lebens hervor. Ein frisches Talent, das sich zu ihnen hält, mag ihnen das selber bethätigen. Es ist H. Ritter, aus Canada gebürtig. Er hat ein Bild und ein Crayonblatt geliefert, und in beiden kündigt sich mit freien fröhlichen Kräften ein glückliches Naturell an, das sich im bunten Leben getummelt und seine Anschauungen nun mit Übermuth von sich schüttelt, während Fleiß und Bedacht-

Digitized by Google

samkeit ihm ungesucht zur Seite stehen und ungesehen helfen. »Der Aufschneider« nennt sich das Ölbild. Eine Wirthshausstube voll englischer und französischer Matrosen auf einem jener Küstenplätze, wo sich chaotisch Menschen aller Zonen zusammendrängen. Man braucht nicht aus Canada gebürtig, man braucht nur eine Zeit lang Hamburger zu sein, um die Poesie eines solchen Weltgewühls zu fühlen. Säßen die Düsseldorfer in solcher Weltstadt, mit dem Hinblick auf's Meer, sie hätten sich anders entwickelt. Und nicht blos als Decoration und Masse, als Individuum ist der Matrose für den Künstler ein Wesen voll Poesie. Der Verkehr mit einem Elemente, das die Majestät des Löwen mit der Tücke des Tigers vereinigt, hat ihn vom Zusammenhange mit dem sichern und schlaffen Binnenlandleben gelöst. Er hat dem gewissen Tode so oft in's Antlitz geschaut, daß die überwundenen Todesgefühle ihm fast die Ruhe einer großen, immerdar gefaßten Seele aufnöthigen. Auf nichts mit Zuversicht gestützt, in sich selbst gefugt, eine Welt für sich, so steht er da und hat sich abgefunden mit allen Dämonen. Macht er eine Episode auf dem Lande, so hat er die gigantische Lustigkeit eines frevelhaften Fürsten, der heut sein Königreich verspielt, weil es ihm morgen nicht mehr gehört. Nimmt man dazu die Eindrücke so vieler Zonen, die wie Mährchen an seinem Wesen hängen, so muß man sagen, der Matrose ist ein Inbegriff pikanter Poesie, wenn nur der Pinsel danach ist, ihn zu fassen. Ritter hat mehrere dieser Art in eine lebhafte Gruppe gebracht. Es sind drei Männer mit den englischen Farben, die sich in der Gruppe vorn entfalten. Einer liegt auf zurückgelehntem Schemel rückwärts in's Bild hinein, sein grober Stiefelabsatz stemmt sich in den Boden, und er lacht uns dämonisch in's Angesicht wie eine gutmüthige und großartige Bestie. Links sitzt ein denkender Mensch, ein Obersteuermann, der die Zeitung fortlegen will und ernst heiter schmunzelt. Ein hübscher Franzose, ein studirter Untersteuermann, in blauer Jacke und schwarzbetafftetem Hute, mit glänzenden dicken Locken, ein olivensaftiges Antlitz mit blinkenden Ringen im Ohr, sitzt auf dem Tische, in die Gruppe geschoben, und wendet sich nach der Scene um. Hinten ein Soldat, hochstehend, aufmerksam gespannt. Noch weiter hinten grübelt ein alter schlumpriger Matrose mit der

Digitized by Google

knotigen Hand in der Westentasche; die runde Wirthin steht neben ihm, harrenden Blickes. Rechts, zur Gruppe gehörig, ein Jagdmann, der halb hinhorcht und wie mit getheilter Seele nach einer Prise greift. Köpfe und Gestalten ringsherum als Füllsel. Der Mittelpunct von Allen aber, ein Genie der Matrosenwelt, sitzt vorn hoch oben, ein köstlicher Rothkopf in rother Jacke, das Gesäß auf dem Tische, die Füße überschlagen auf dem Stuhle. Er zählt eben leuchtenden Blicks die Hauptpuncte seines wunderbaren Abenteuers an den Fingern auf. Der geniale Kerl glaubt selbst an sein Mährchen, aber der Dämon gibt ihm doch einen Anstrich von Gaunerei, der ihn erhaben macht über Alle, die seinen Lügen Glauben schenken. — Das ist das Ölbild von Ritter. Sein Crayonblatt hat die Bezeichnung: »Deutschland in den neunziger Jahren.« Mittelpunct der tumultuarischen Scene ist ein General der Republik Frankreich, mit verwundetem Kopfe, mit der bäuerischen Entschiedenheit und der ganzen Gemeinheit jenes Spartanismus. Er scheint Recruten zu pressen, ein Haufe Soldaten und deutsche Bauern umdrängen ihn lärmend. Höchst erfinderisch in Gestalten und Motiven ist das Stück.

Bedeutsam spricht auch ein Bild von Volkhardt an. Es gibt in einer lebhaft bewegten Scene »die Ermordung des Sängers Rizzio.« Links dringen drei Mörder in's Gemach der schottischen Königin, voran ein Geharnischter in stürzender Eile mit gezücktem Dolch. Maria in der Mitte, vom Stuhl aufgesprungen, mit vorgestreckten Armen den Liebling deckend, der sich, in's Knie gesunken, zitternd hinter sie flüchtet mit scheu gewendetem Antlitz. Rechts zwei Damen, die eine nicht ohne Familienähnlichkeit der Stuart, vielleicht Maria's jüngere Schwester; hinten bebt eine ältere Kammerfrau wie ein Schatten zurück. An der Thür links, im Einverständniß mit den Eindringenden, steht Darnley, der Gemahl der Königin, mit der Bläße und den starren Augen, die der Feigheit eigen. So gibt sich das Bild in drei Gruppen, die auf das vortheilhafteste in einander greifen und in der aufrechten Gestalt der Königin ihre Spitze und ihren Mittelpunct finden. Die Beleuchtung ist sehr glücklich gegeben. Sie ist nächtlich, eine trauliche Abenddämmerung, welche das Licht der Wachskerzen gibt. Es ist zu loben, daß

Digitized by Google

der Maler das coquette Fackellicht verschmähte, nicht die untergehende Sonne heraufbeschwor, um frappant zu wirken. Es ist ferner zu loben, daß die Nebensächlichkeiten, Toilette und Zimmerdecoration, nicht mit sonstiger düsseldorfer Sorgfalt gehegt und gepflegt wurden. Der Mensch und sein Affect muß unterstützt werden, aber Hauptsache bleiben. Und unter den Handelnden und leidenschaftlich Ergriffenen mußte hier im speciellen Falle die Königin Hauptgestalt sein, wie es Volkhardt richtig fühlte. Ihr ermordet man im traulichen Gemache, vor ihren Augen, den Liebling. Dies drängt sich als vorherrschender Gedanke auf. Und Maria ist Königin und ist Weib. Als jene flammt ihr Antlitz von Zorn und Empörung, als Weib ist sie bebend und schreiend, und möchte den Geliebten, der sich zu ihr flüchtet, schirmen. In diesem doppelten Focus gleichsam brennt ihr Wesen, und so steht sie sehr gelungen vor uns, königlich und doch fühlendes schwaches Weib. Volkhardt ist ein bedeutendes Talent, er hat hier als denkender Künstler und als Dichter richtig gefühlt, und vom rechten Sinn durchdrungen waren ihm die Farben dienerisch. Auch Rizzio, den leicht mancher andere Düsseldorfer als weichlichen Hämling geben konnte, ist durchaus gelungen; er ist ein Musensohn, der Liebling einer Fürstin, und doch Mann genug, um eine Leidenschaft zu ihm begreiflich zu machen. In Bezug auf die drei Eindringenden können wir den von anderer Seite erhobenen Tadel, der Geharnischte, der mit dem Dolche ausholt, sei zu sehr ausgreifend und müsse nach vollführtem Streiche zu Boden stürzen, nicht theilen. Dagegen erschien uns auffallend, daß alle drei als gemeine Banditen aufgefaßt sind, jener erste mit dem Dolche hat das Wesen eines gedungenen Knappen, der zweite hat sogar ein Judasgesicht, der dritte, der den Vorhang aufreißt, ist ein Raubmörder erster Classe. Diese Mörder aber waren in der Historie, wo uns recht ist, Graf Ruthven, Graf Douglas u. s. w. Ich weiß nicht, ob die Macht des Eindrucks geschmälert würde, wenn diese Figuren an Gewalt und rauher Kraft einbüßen sollten. Der Maler hat sich erlaubt, die Räuberromantik zu Hülfe zu rufen. Unhistorisch ist wohl auch die Gegenwart weiblicher Zeugen beim Act der Ermordung. Es verweichlicht die Scene. Doch wolle man nicht zuviel mit dem jungen

Digitized by Google

Künstler rechten; es ist schon viel, daß er nicht in Hauptsachen den Liebhabereien seiner Schule bewußtlos huldigt. Offenbar unter französischen Einflüssen hat Martersteig, ein junger Maler aus Weimar, sein großes tüchtiges Bild entworfen und ausgeführt, das uns »Arnold von Melchthal vor seinem geblendeten Vater« darstellt. Die braune Schattengebung der Franzosen ist hier mit Glück benutzt, oft zu dreist vielleicht, oder als etwas Erlerntes, worin man übertreibt; unter anderm ist das Bleiche im Gesicht des knienden Arnold fast gummifarbig, und die braunen Züge des Alten mit der Augenbinde etwas mumienhaft. Außerdem sind die Figuren nicht edel genug genommen. Das entschiedene Leben des activen Momentes ist glücklich erfaßt, es steht keine düsseldorfer Trauer um den Greis, sondern Neugier und Wuth, der starre Schreck und der bittere Grimm stürzen herbei und sehen den nicht mehr Sehenden; selbst das Mädchen mit verhülltem Gesichte weint energisch in ihre Hände, die ganze Gestalt schluchzt und nur die physische Stärke hält sie aufrecht. Der Hund, der die Füße des Greises leckt, übernimmt die Elegie im Stücke. Entschlossen auf eine That der Zukunft sinnend steht links im Bilde eine köstliche Heldengestalt, nationell schweizerisch, ein wirklicher Mann, dem die Kleider etwas zerzaust sind, weil er frisch zugreift, wo es gilt. Ein kräftiges Weib lehnt sich an ihn. Tell und sein Weib können nicht besser hingestellt werden.

Sollen wir noch bei deutschen Malern verweilen, so nennen wir zwei Hamburger, Hardorff mit einem »Seestück,« an dem uns freilich die Wolkenformation mißfällt, und Sander mit einem köstlichen »Seesturm.« Ein Wiener, Waldmüller, hat eine Heerde »Dorfschulkinder« gemalt. Der Präceptor steht im weiß und blau gestreiften linnenen Kittel am Pfeiler des Hauses, mit erhobenem Zeigefinger die Kleinen bedeutend, deren lärmendes, lachendes und heulendes Gewühl sich zum Hause heraus und von innen die Treppe herunter wälzt. Es sind prächtig genährte Gesichter, prall und naturfrisch, einige voll schreiendem Trotz, andere beschämt, die Mehrzahl pausbackig jubelnd, weil der alte Halbgott im blauweißen Kittel, der Pedant, der ihren Jupiter spielt, eine milde Censur erließ. Einige Köpfe, Bursche und Mädchen, sind zu Duetten zusammengerückt, schäkernde Erst-

Digitized by Google

linge in unschuldsvoller Neigung. Die Menge der Gesichter ist staunenswerth, da man nirgends Monotonie wahrnimmt. — Eine Art von Pendant dazu macht ein Bild vom dresdner Hantzsch, einen »Rundgesang« darstellend, wo Küster und Bauerjungen singend vor dem Hause stehen. Es macht nicht das Glück, wie jenes, ist auch absichtlicher charakterisirt und weniger naiv. Daß die Dresdner auch anfangen möchten zu düsseldorfern, zeigt ein Bild von Peschel, »gefangene Juden« darstellend. — Von berliner Gemälden heben wir Elsholtz's »Mädchen auf der Wiese« hervor, ein kleines Stück von verdienstlicher Charakteristik. Ludwig Hermann in Berlin sandte fünf nicht unbedeutende Darstellungen, meistens Strandgegenden, theils heimathliche von der pommerschen Küste, theils italienische oder französische; den Preis möchten wir seinem »Abend an der Küste von Rügen« zuerkennen. Professor Kolbe, unbegreifliches Mitglied der berliner Akademie, gab drei Stücke, und war wieder unbegreiflich miserabel in einem »König Lear.« Kramer's »letzter Labetrunk« bestätigt den Hang der Berliner zur Misère; es ist der letzte Act eines Menschenlebens nicht leicht trivialer erdacht als in diesem Bilde, von der technischen Ausführung abgesehen. Ein Pfannenschmidt in Berlin, wie der Name eines Künstlers ist, macht Miene, die affectirte Zimperlichkeit, die sich auch als ein Zug des Berlinerthums ergibt, in der Malerei zu vertreten, wenn der junge Anfänger so fortfährt, wie er mit seinem »verirrten Ritter« begonnen; sein Pinsel ist so gut ein verirrter Ritter, als sein Ritter ein Pinsel. Die »böhmische Frühmesse«, die A. von Rentzell in Berlin gemalt, ist ein lebendig aufgefaßtes Bild, etwas zu grell vielleicht und, dem Hange der Berliner gemäß, fast an Parodirung des Thema's streifend. Schirmer's »Dom zu Meißen« ist eine sehr werthvolle Arbeit. Julius Baumann's vier Scenen aus dem italienischen Leben sind interessante, pikante Leistungen; vor allen der »Saltarella-Tanz im Costüm der römischen Campagna.« Auch Pistorius hat unter seinen zwei Bildern eine römische Volksscene gegeben, einen »öffentlichen Schreiber,« dem ein derbes Liebespaar seine Absichten und Wünsche dictirt. Die spitze Entschiedenheit, womit Pistorius seine Pointen accentuirt, ist zwar raffinirt berlinisch, mithin das hier bezweckte Notional-

Digitized by Google

element nicht ganz treffend, aber seine Bilder sind immer voll Esprit, voll Witz und Erfindung. — Unter den Süddeutschen ist ihm Lorenz Quaglio als witziger Genremaler an die Seite zu stellen; nur ist dieser, wie auch diesmal in seinem »Fischhändler,« mehr gemüthswitzig, als von scharf zugeschnittenem Esprit, wie Pistorius. An Quaglio reihen wir einige andere Münchner. Schönfeld gab ein werthvolles Stück: »Limburg an der Lahn.« Teichs lieferte ein schon dem Umfange nach bedeutendes Bild: »Kreuzfahrer befreien Christen aus den Händen der Korsaren.« Auch in einem zweiten Quadro, wo er Heinrich den Löwen zur Hauptfigur nahm, hat sich Teichs auf das kriegerische Heldenthum in der Romantik geworfen. Seine Bilder verrathen eine ausgezeichnete Zeichnenschule, die Gruppen sind vortrefflich geordnet, schöne Gesichter, schöne Leiber, vortheilhafte Stellungen und Fügungen, und doch läßt Alles kalt, wie das ganze baiersche Wesen; es fehlt der Drang der Nothwendigkeit, das Feuer der Ursprünglichkeit, es ist Alles schön gemacht. Von Prunner in München haben wir »eine Gebirgslandschaft,« ebenfalls kalt und decorationsmäßig. Von Friedrich Volz: »Hirt und Stier,« der seinen Hals an einem Baumstamm scheuert, zu coquett.

Zum Schluß muß ich die Holländer bedenken, in hellen Haufen nach Leipzig zu Markte heranzogen. Diese Holländer sind noch immer groß in ihrer Sphäre, obschon diese ihre Sphäre nichts weniger als groß ist; sie sind noch immer bedeutend in ihren künstlerischen Mitteln, selbst wenn sie dieselben auf keine bedeutenden Kunstzwecke verwenden. Ich habe schon mit einer Art von Entzücken von Verboekhoven's Hammel gesprochen, und dies Entzücken wird Jedermann theilen, der neben der aristokratischen Bestie, die sich Mensch nennt, auch den demokratischen Hammel für berechtigt halten kann, Gegenstand zu sein. Man verzeihe die Aufregung, in die mich der Hammel versetzt. Wie köstlich ist die fette, lockere Wolle dieses auserlesenen Geschöpfes, das unter den Seinigen vielleicht auch wieder den Aristokraten spielt. Man möchte in seine Weichen greifen und meint die athmende Thierwärme zu fühlen; man braucht nicht Schafzüchter zu sein, um hier den vollen Werth des Lebens auch unter Brüdern anzuerkennen. Und wie köstlich die tiefsinnig edle,

Digitized by Google

ehrlich wackere Physiognomie dieses schwarz und weißscheckigen Hammelantlitzes, man möchte sagen, ein wohlgetroffenes Portrait, nicht sprechend, aber blökend ähnlich. Es ist nicht nöthig, an Seelenwanderung zu glauben, und man kann sicher annehmen, daß dieses Hammelantlitz, Wohlgeboren, auf mancher nur zweibeinig gestützten Schulter sich durchaus wie auf seiner rechten Stelle fühlen dürfte. Mancher deutsche Denker, der die Wahrheit nur immer in der Wirklichkeit sucht, würde dann an diesem Hammelkopf, ständ' er auf zwei Füßen, zum veritabeln Vieh losophen werden. — Wir sind auch sonst noch reich an Vieh. Einen prächtigen »Stier« lieferte Ryk; Van den Bakhuyzen eine »Landschaft mit Kühen und Schafen,« Quispel desgleichen, Verschnur eine »Landschaft mit Pferden« und ein »Wettrennen.« Van Dosterhoudt, ein Holländer, der in Dresden lebt, hat in zwei Stücken Vieh geliefert, das fast zu glatt und zu wohlerzogen scheint. An Landschaftern stellen sich noch Koster, Moerenhout, Moermann, van der Steenen mit tüchtig gearbeiteten Stücken in Reih und Glied. Ob Schönberger in seinem Bilde vom »livorneser Golf« italienische Natur und italienische Mondbeleuchtung richtig gefaßt hat, bin ich mit mir uneinig geblieben. — Rayen und Lämme, zwei Amsterdamer, spielen eine vierhändige Sonate und geben uns mit ihrer Darstellung eines »Gewitters« im dichtverwachsenen Wald den Übergang zum Genrestück. Die Situation einer Frau, die sich unter den Baum flüchtet, wie hier im Bilde, ist schon sehr oft da gewesen, allein an sich ist die kräftige Gestalt des Weibes vortrefflich. Von Ghesquière in Gent haben wir eine sehr gelungene Schenkscene. Von Eeckhout ein Genrebild und eine »Scene im Haager Waisenhause,« wo die jungen Mädchen auf eine Vorlesung aus der Bibel horchen.

Schon die vorige Ausstellung macht uns durch interessante Repräsentanten den Standpunct anschaulich, den die jetzige belgische Schule einnimmt. Von Verboekhoven's »Schafheerde« hab' ich schon gesprochen. Von Eeckhout hat der Kunstverein ein Bild angekauft, das im Katalog als »Vorlesung eines Romans zur Zeit Louis XV.« angeführt ist. Ein Herr vom Hofe liest stehend vor und unterdrückt die Wirkung der Lectüre auf dem etwas verblaßten und abgethanen Angesicht. In den Mienen der horchenden Damen liegt eine Kenntniß des gefahrvollen Le-

Digitized by Google

bensgenusses, auf dem man sich hier ertappt und mit Unwillen betroffen fühlt. In dem Gesicht der jüngeren Dame, vielleicht der Gesellschafterin, steht Naserümpfen und gespannte Erwartung geschrieben. In solchen Situationen waren auch die alten Niederländer sehr glücklich. — Von van Ham sehen wir ein kleines, gewissermaßen historisches Genrestück: »Rubens sitzt krank im Lehnsessel und empfängt den Besuch des Erzherzogs Albert und seiner Gemahlin nebst Gefolge.« Die Pietät der Herrschaften vor dem großen Farbendichter spricht sich sehr gut in den Mienen aus; die Infantin sieht ihn vielleicht zum ersten Male und empfindet etwas beschränkte Prüderie vor dem kecken Peter Paul, der die Frauen so massiv, so blank und so materiell malte. Helene Fromann, Rubens Frau, sieht krank und blaß von den Nachtwachen aus; die Umstehenden sind ebenfalls entsprechend charakterisirt. — Von Lautaerts in Brüssel haben wir mehrere Bilder: »Johanna Grey, Englands Krone ausschlagend.« In ihren Zügen liegt die ganze Angst der Ahnung, die sie beim Anblick des unglückseligen goldenen Reifes befällt, doch ist ihr Antlitz fast todt und häßlich; wir vermissen hier die weiche, geschmackvolle Eleganz der Düsseldorfer, die wir nie verkennen werden, wo sie nicht in matte Hinfälligkeit ausartet. Ein anderes Bild von demselben zeigt »Mutter und Kind, vom Gewitter überrascht.« Soll ich eine muthmaßliche Äußerung über belgische Malerei machen, so möcht' ich behaupten, sie schwanke zwischen der neuen französischen und der alten niederländischen, und gebe eine Schattirung von theatralischem Raffinement und von der Naturderbheit der älteren Genremaler. Lautaerts bestätigt dies. Zugleich verräth sich in der neuen belgischen Malerei der Hang, die Historie auf das Genrebild herabzudrücken. Die Historie verliert freilich dadurch, daß sie auf diese Weise anmuthiger, bequemer und plausibler wird, an Größe und Würde. Aber man bedenke, daß die Historienmalerei in Deutschland fast ganz auszusterben droht, da es keine reiche Aristokratie mehr gibt, die sie hält und unterstützt. Wo noch reicher Adel ist, in Österreich, geschieht gar nichts für die Malerei, die Schlaffheit der Zustände erlaubt dort keiner anderen Kunstthätigkeit als höchstens der Portraitirung ein unbeschränktes Vegetiren.

Digitized by Google

Von Louis Somers hat das städtische Museum in Leipzig das große Bild der vorigen Ausstellung an sich gebracht, ein Bild, das den Werth der jetzigen belgischen Schule und ihre Bedeutsamkeit in der Historienmalerei zur Erscheinung bringt. Es ist die Gestalt »Oliver Cromwell's«. Die alte bäuerische Majestät des greisen Henkers sitzt im Lehnstule vor uns. Es ist ziemlich finster im Gemache, hinten im Dunkel wird die Figur eines scheuen Dieners kaum sichtbar, nur der Alte selbst ist von einem matten Lichte erhellt, das dem schlaflosen Argwohn seiner gequälten Seele ähnlich sieht. Er sitzt an einem Tische, Hugo Grotius ist aufgeschlagen, viele andere schweinslederne Gelehrsamkeit, die ihm den Weg Rechtens für seine finstere Grausamkeit zeigen soll, liegt umgestülpt und bei Seite geworfen. Die Füße des Alten mit den schweren Reiterstiefeln sind energisch in den Boden gestemmt, die Rechte auf die Lehne des Sessels gepreßt, und so gewährt der Untertheil seines Körpers das Ansehen, als sei er zum Aufsprunge bereit, wie der Tiger, der aus der Höhle auf seine Beute schießen will. Aber das gramzernagte Haupt liegt schwer in der linken Hand, er ringt innerlich nach Entschlüssen. Er hat eine neue Verschwörung gegen sein Leben entdeckt; wie er strafen soll und kann, das ist der Inhalt seines Brütens. In den Muskeln seines Angesichts liegt die ergraute Festigkeit seines blutigen Handwerks, es wird ihm nicht schwer sein, der eisernen Gewohnheit seines Willens auch diesmal zu gehorchen, aber um die Mundwinkel steht die verhaltene Wuth über die Tücke zu lesen, die sich geheim gegen ihn zusammenrottet. Zugleich wirft das Auge mit der gewölbten Braune nach oben ein düsteres Fragezeichen, wie der Ausgang seiner qualvollen Lebensbahn sein werde. — Man erinnert sich der Seydelmann'schen Darstellung Cromwell's, — und hier hat man noch mehr die Ruine des Protectors, den Greis, der noch Mann sein will und muß, ob er schon die Gruft neben sich wittert. Diese Melancholie liegt in dem Antlitz des Alten, indem er, wie ihn Louis Somers hinstellt, seinem Gewissen Audienz gibt; Cromwell, dieser täppische Bauer, der die Majestät spielt, ist eine der tragischsten Figuren in der neuern Geschichte, und der Maler hat die Bedeutung der Historie gefühlt, — daß in

Digitized by Google

der belgischen Malerei geschichtlicher Sinn im großen Maßstabe lebendig, beweist das Bild von Somers.

Für diesmal hat Somers zwei kleinere Stücke gesandt. »Die Ruhe« nennt sich das eine ganz kleine, hübsche Bild, wo Vater und Sohn, Handwerker ihres Standes, nach vollendeter Mahlzeit, links und rechts an die Wand in Schlaf gesunken sind. Das andere ist »eine Klosterscene«. Mönche theilen an armes Volk Brot und Früchte aus. Ebenfalls ein sehr gutmüthiges Bild; die Figuren aus dem Volke haben so viel ehrliche Pietät für die Spender der Gaben Gottes, und dem Maler ist es Ernst mit dieser Eintracht zwischen der Kirche und der Armuth. Das Gesicht der alten gläubigen Frau und die Figur des rechts sitzenden kranken Jungen, dem man ansieht, daß er sich die Beine lahm gelaufen, um nach dem Kloster zu eilen, sind vorzüglich schön, weil sie wahr und eben so ergriffen als ergreifend sind.

Nicht gleich glücklich arrangirt in der Erfindung scheint uns ein Stück von Schaepkens in Maestricht, das den unglücklichen, von der Höhe seines Ruhmes gestürzten Helden der neuen Welt, den erlauchten »Christoph Columbus mit seinem kranken Sohne vor einem Kloster sitzend« darstellt, während Mönche ihm Almosen bringen. Im Gesicht des großen Menschen liegt das ganze Ungemach der Verkennung, gestürzte Hoffnung und gesunkener Glaube an Gott und Welt. Das kranke Auge scheint halb irre geworden, weil ihm sein Stolz und seine Ehre von der Jämmerlichkeit der Menschen genommen ist. Die Gestalt des Alten ist jedenfalls bedeutend, aber die Situation konnte vom Maler interessanter erfaßt sein. — Von Wappers in Antwerpen sehen wir in kleinen Figuren eine historische Scene, die wenig erquicklich ist. »Philipp der Schöne liegt im Sterben.« Das Weib an seinem Bette, mit dem fallenden Gewand, das die Hast ihres Erscheinens bezeugt, mit den starren Augen und den wahnwitzigen Geberden der Angst um den Sterbenden, ist vortrefflich gemalt. — Kremer in Antwerpen malte einen Jesuiten, »Daniel Seghers«, der als Blumenmaler bekannt war. Dieser sitzt an der Staffelei im Freien und nimmt eine Bestellung an. Ob der Künstler den Contrast zwischen einem Jesuitenblick und

Digitized by Google

den unschuldigen Blumenaugen gefühlt und herauszuheben bezweckt hat, muß man bezweifeln. — »Die gefangene Maria Stuart, mit dem Pagen, der sie auf Commando durch Musik erheitern soll«, ein Bild von Lies, konnte auch bedeutender genommen werden. In der Erfindung sind die Holländer keineswegs immer glücklich. Dagegen erfaßt ein Stück von van Schendel einen sehr glücklichen malerischen Moment. »Ritter und Dame sitzen im Garten bei Mondschein; eine Ordonnanz bringt mit Fackellicht einen Brief.« In solchen Scenen mit straffer Spannung der betheiligten Personen sind und waren die Holländer immer stark. Oft ist es auch blos ohne dramatische und active Pointe ein Blick in's gewöhnliche Familienleben, den die holländischen Situations- und Scenenbilder geben, wie hier Vertommen's »Dame im Boudoir mit ihrem Lieblingsfalken«. »Die Ruhe der Falkenjäger« von Jacobs ist nicht bedeutend angelegt. Jacobs in Antwerpen verwechsele man nicht mit Jacobs in Gotha. Von diesem sind auf der Ausstellung drei andere Bilder, theilweise von zweifelhaftem Werth. »Der alte Türke, der sich von einer griechischen Sclavin vorspielen läßt«, ist eben so reizlos, wie »die Sclavin« selber, nochmals einzeln dargestellt, spinnend und mit dem Arm aus dem Bilde direct herausgreifend, — ein Kunststück, das unter den alten venezianischen Malern von Pordenone sehr gern gemacht wurde, im deutschen Bilde aber wohl nicht gelungen scheint. »Die Venus« desselben deutschen Malers ist ein rosenfarbener frischgewaschener Leib, zu welchem man der Eigenthümerin in jeder Hinsicht gratuliren kann. Was den Künstler betrifft, der ihn hinstellte, so vermißt man die Originalität. Schön ist seine Schläferin, physisch wenigstens, aber sie ist nicht neu. Konnte der Maler nicht neu sein, so schien mir die Copie einer bekannten Liebesgöttin aus der alten Zeit fast verdienstlicher. Vielleicht ist dies Bild des Gothaers, zum Unterschied gegen die beiden andern, gut gemalt, bis auf die hingestreuten Rosen, die blos gemachte sind, keine wirklichen. — Ich würde, wollt' ich noch einmal mit den Deutschen handgemein werden, kein Ende finden. Und doch möcht' ich, um groß und bedeutend abzutreten, mit den Holländern schließen. Die Marinen gehören zu ihrer Force. Blyke lieferte

Digitized by Google

zwei, Dreibholz einen »Blick auf's Meer an der Küste der Normandie.« Alles, was Marine heißt, verschwindet freilich vor der Farbenpracht Schotel's, der außer sieben Zeichnungen zwei Ölbilder gab, ein »ruhiges Seestück« und einen »Sturm in der Nordsee«. In Schotel's Farben ist ein spiegelhafter Glanz und eine leuchtende Lebensfülle, die seine Sachen zu Lieblingsbildern machen.

Digitized by Google

22.
Russische Personen und Zustände.

Das literarische Rußland.

Während wir das Auge auf uns selbst und nach dem Westen gerichtet halten, liegt die Gefahr nahe, daß hinter unserm Rücken, in dem Ocean der slawischen Völkerschaften, sich Elemente gestalten, deren weiter Schooß alle vereinzelte Civilisation des europäischen Lebens in sich verschlingt. Diese ungeheuren Länderstrecken von der Weichsel und den Küsten des schwarzen Meeres bis zu den Steppen Sibiriens nennen wir Rußland, ein Gewühl von Millionen, die in dem einen Worte Czar Alles zusammenfassen, was wir Papst und König, Altar und weltliche Macht, Religionsgebot und Selbstbewußtsein nennen. Die Hypochondrie der Zeit gefällt sich darin, mit der Miene der Weisheit den Finger an die Stirn zu legen und zu sagen, dieser Ocean von Völkern werde die germanische Welt überschwemmen und vernichten. Ich theile den germanischen Widerwillen gegen den Versuch anmaßlicher Eingriffe vom Osten aus auf den Westen. Aber ich hoffe, der deutsche Stolz und das deutsche Selbstgefühl wird noch größer werden als jetzt dieser Widerwille ist. Jene Besorgniß ist mir fremd, denn das Slawenthum entbehrt aller selbstständigen Production, um die Welt zu gestalten, es erscheint mir nur wie ein großer Mutterschooß, der die Kräfte des ihm zuströmenden Lebens einsaugt, und mehr Empfängnisse als eigene Geburten freiwilliger Zeugungskraft zu einer Universalität in sich ausbildet. Das Buch von H. Koenig, das die Richtungen der Literatur in Rußland abschildert, bestätigt mir diese Anschauung des russischen Lebens. Die Literatur eines Volkes ist eben

Digitized by Google

das treue Abgepräge seines Geistes, seiner Fähigkeiten, seines Wollens und Könnens. Hätte Rußland gar keine Literatur, läge es mit seinen furchtbaren Gliedern schweigend da, erst auf Gelegenheit zu ungeheuren Thaten wartend, bevor es sich mit sich selbst geistig beschäftigte, dann könnte es uns eher wie der hungrige Wolf erscheinen, der auf seine Beute lauert. Allein Rußland macht Literatur, aber wenig eigenthümliche.

Daß es in Rußland literarische Menschen gab', vernahm man schon lange, aber mit großer Gleichgültigkeit. Wir hörten, daß Mancher die russischen Volkslieder nachsänge, daß Einige, die einen occidentalen Gedanken gewagt, nach Sibirien wanderten; die Deutschrussen in Petersburg, die uns einige ihrer in Walter Scott's Manier geschriebenen Romane verdeutscht überlieferten, bereiteten uns eben keine verführerischen Lockungen; die Zeitungsberichte über Puschkin's Tod regten uns an, wie ein politisch-sociales Ereigniß, das nur in barbarischen Zuständen seine Erklärung fände. Jetzt aber tritt uns ein bedeutsamer, seit Peter dem Großen unaufhörlich fortlaufender Zusammenhang geistiger Geschäftigkeit in vielfachen Gegensätzen und Verzweigungen als eine wirkliche volksthümliche Literatur Rußlands vor Augen. Koenig's »literarische Bilder« erwuchsen aus mündlichen Mittheilungen eines in Deutschland reisenden Russen. Herr Melgunoff aus Moskau, in seinem Vaterlande selbst als einer der jüngern Schriftsteller mit Ehren bekannt, hielt sich ärztlicher Behandlung halber in Hanau auf. Ein monatlanger Umgang setzte den deutschen Autor in den Stand, das literarische Rußland kennen zu lernen, die Kenntniß deutscher und aller westlichen Zustände, die dem Gaste eigenthümlich, machten es möglich, die eben so gewandten als geistvollen Parallelen zwischen dem Osten und Westen zu ziehen, und diese Einblicke in das uns bisher so Fremde zu erleichtern.

Wir erhalten mit H. Koenig's werther Gabe zwei Steindrücke, welche die Hauptgestalt der ältern und eine hervorragende Persönlichkeit der jungen Literatur darstellen, Derschawin und Puschkin. Jener, seinen Oden nach ein russischer Klopstock, ist in seiner sonstigen Haltung und Stellung ein russischer Goethe; dieser eine Persönlichkeit, welche wie ein Byron in die Gedankenfluth des modernen Zeitalters seine stürmische Brust tauchte.

Digitized by Google

Auch in ihren Lebensschicksalen sind Beide Prototype russischer Literaturmänner, ihr Geschick war so national wie ihre Empfindungen. Derschawin war der Dichter der Kaiserin Katharina, nicht als Höfling, sondern Kraft seines Naturells, seines Zeitgeistes, der Sänger ihrer gewaltigen Erscheinung. Von adeliger, aber nicht sehr reicher Familie, 1743 in Kasan geboren, trat er ohne besondere Erziehung in den Militairdienst und machte den Feldzug gegen den Empörer Putgaschew mit. Schon dreißig Jahr alt, regte sich erst sein poetischer Genius. Er feierte die Kaiserin unter dem Namen Feliza, sich selbst nennt er, seiner tartarischen Abkunft eingedenk, Mirza. Seine lyrische Begeisterung stieg, mit ihr die Gunst der Monarchin, er trat in den Civildienst und bekleidete später sogar die Stelle des Justizministers. »Es soll der Dichter mit dem Fürsten gehen!« Dieses Wort eines deutschen Poeten der alten Zeit, anderwärts nicht mehr gültig, läßt sich im europäischen Orient mit dem Motto: **Aut Caesar, aut nihil**, d. h. Sibirien, commentiren. Jeder Dichter aber will als Sohn seines Landes, nicht blos als Sohn seiner Zeit, genommen sein. Derschawin's Muse war eine echt volksthümliche, deshalb entflammte seine Begeisterung an dem Glanze seiner irdischen Göttin. Er ist im feierlichen Gedicht der originellste und nationalste, weil er ohne allen Einfluß fremder Geistesrichtung in die gewaltige Nordlandsharfe griff; Derschawin kann in seiner poetischen Kraft als eine große orientalische, und doch zugleich ganz nordische Naturschönheit betrachtet werden. Von Tonci, einem genialen Maler, ließ er sich in einem Zobelpelze mit Zobelmütze malen; das ist die seiner Poesie angemessene Tracht. Sein roher Vers wird immer wie durch einen Instinct des Dichters zur Naturnachahmung getrieben. Unter seinen feierlichen Oden ist am meisten populär und in viele Sprachen, selbst in's Chinesische übersetzt, seine Ode an Gott. Tiefe Gedanken, aber abstract, bis auf einzelne poetische Gleichnisse, die das Unendliche bezeichnen. Die Ode an die Unsterblichkeit von Haller scheint Einfluß auf diese Ode gehabt zu haben. Er erlebte noch den vaterländischen Krieg von 1812, der ihn auch dichterisch begeisterte. Er starb 1816 an einer Unverdaulichkeit. Koenig findet das charakteristisch.

Digitized by Google

Merkwürdig ist es nämlich, wie eine Art nationaler Völlerei, wozu die Kraft des physischen Naturells und die Bedingungen des Klimas gleich sehr nöthigen, auch den literarischen Persönlichkeiten Rußlands eigen ist und sich an einzelnen häufig wiederholt. Wie Derschawin die Küche, so liebte Lomonóssow, der literarische Peter der Große, den Keller. Das Branntweinfaß war für viele die wahrhafte Hippokrene. Bei andern, wie bei Krylow, dem Fabeldichter, war Geldgier das belebende Princip. Merslákow, Professor in Moskau, der russische Kritiker par excellence, trank sich aus unglücklicher Liebe in Liqueur zu Tode. Puschkin's Leidenschaften waren die Genußsucht und die Eifersucht in der Liebe; dazu gesellte sich noch der Hang zum Spiel, der den von Schulden Überhäuften nicht selten dazu nöthigte, am grünen Tische seine Verse einzusetzen. Puschkin erhielt nämlich von seinem Verleger fünf Rubel für die Verszeile. Dies Honorar stand so fest, daß er, nach Verlust seines Baaren, seine Verse aus der Rocktasche zog, und nach der Zahl derselben den Einsatz machte.

Dieser Alexander Puschkin ist ohne Zweifel nach Derschawin die merkwürdigste Dichternatur Rußlands. Er war im Mai 1799 geboren, mütterlicher Seits von einem Mohren, jenem Hannibal abstammend, den Peter der Große als Sclaven erkauft, erzogen, zu seinem Lieblinge und zuletzt zum Admiral seiner Flotte gemacht hatte. Das Mohrenblut verrieth sich noch in Allem, was der Enkel als Mensch und Dichter fühlte, dachte und erlebte. Seine erste Erziehung erhielt er nach dem damaligen Modezuschnitt, er lernte sehr früh italienisch. und französisch. Seine Vorliebe für das Volksthümliche verdankte Puschkin seiner Amme. Die Ammen, den niedern Ständen angehörig, sind in Rußland sehr wichtig; sie beschwichtigen, belustigen und befeuern die jungen Zöglinge mit dem reichen Schatze von Volksmährchen, Liedern und Legenden. Auf einem Lyceum erhielt er seine Bildung. Ein frivoles Gedicht auf die Empfängniß der Mutter Maria hatte zur Folge, daß er nach Odessa verbannt wurde. Dort schrieb er seinen Roman in Versen: »Eugen Onegin,« der der Form nach an Byron's Don Juan erinnert. Auch ist dies Gedicht sein populärstes, während Melgunoff das Drama »Boris Godunow« für Puschkin's Meister-

Digitized by Google

stück erklärt. Als Kaiser Nikolaus zur Regierung kam und der Krönung wegen sich in Moskau aufhielt, ließ er den Dichter durch einen Feldjäger unerwartet von dessen Land- und Bannsitze abholen. Dieser war auf eine Beförderung nach Sibirien gefaßt. Gleich aus der Kibitka, in Reisekleidern, mußte er vor dem Kaiser erscheinen. Allein mit Huld empfangen, erhielt er seine Freiheit, mit dem Erbieten des Monarchen, er wolle von nun an selbst sein Censor sein. Puschkin benutzte die Freiheit zu neuen Ausflügen und schloß sich auch dem Feldzuge des Feldmarschalls Paskewitsch in die asiatische Türkei an. Dieser Periode seines Lebens gehört »Poltawa,« ein Gedicht an, dessen Gegenstand aus Peter's Kriegen mit Schweden genommen ist. Der Haupthelb ist jener Masepa, den Byron als Pagen behandelte, der aber hier als der alte treulose Hetmann der kleinrussischen Kosaken erscheint, der mit dem schwedischen Karl bei Poltawa seinen Verrath büßt. Seine außerordentliche Popularität gewann Puschkin durch seine kleinen Lieder. Auch beschäftigte er sich mit Übersetzung englischer Dramen und gab eine vierteljährige Zeitschrift, »die Zeitgenossen,« heraus. In den letzten Jahren erwies er sich mit seinem Gedicht auf die Einnahme Warschaus und mit seiner Ode gegen die Verläumder Rußlands als erkauft. Der Witwe und den Kindern zahlt der Kaiser eine große Pension, hat aber die Papiere des Dichters mit Beschlag belegt. Er war klein und häßlich von Gestalt. Sein wolliges Haar, die breite Nase und die Mauseaugen erinnerten an Negerabkunft.

Deutsche Elemente in Rußland.

Es kann uns nicht sowohl interessiren, in der russischen Literatur den englischen, als den deutschen Spuren nachzugehen. Sie müssen sich auch im socialen Rußland auffinden lassen. Das deutsche Element siedelt sich überall an, und bezwingt ungesehen und allmälig die wilde Natur. Kohl kommt uns hier mit seinen Schilderungen zu Hülfe. Seine »Darstellungen Rußlands« sind bereits zu einer ganzen Reihe von Bänden gediehen. In

Digitized by Google

der eifrigen Beschäftigung mit Rußland, literarisch und ethnographisch, sucht Deutschland Rußland zu bezwingen, denn anders als im Begreifen und Erkennen will und sucht der germanische Geist keine Eroberung; die eigene Intelligenz widmet er dem fremden Volk und beherrscht es, indem er ihm scheinbar dient. Wir hören, daß Rußland jetzt mit deutschen Kräften und deutscher Intelligenz seine hundert Meilen lange Eisenbahn von Petersburg nach Moskau zu bauen gedenkt. Dann ist uns sogar der Orient in Moskau näher gerückt. Vor der Hand ist Petersburg noch 210 Meilen von Berlin entfernt, aber man ereilt es von dort in sechs Tagen, mit einem Kostenaufwande von 36 Thalern, wie Kohl es uns berechnet. Vom Admiralitätsthurm aus entwirft uns der Darsteller das Panorama der Newastadt mit seinen nur 8000 Häusern, in denen jedoch mehr als eine halbe Million Menschen hausen. Diese Eigenthümlichkeit großer Häusercomplexe, die kleinen Städten gleichen, so daß ein einzelnes Gehöft nicht selten 6 bis 7000 Menschen faßt, macht namentlich dem Fremden das Aufsuchen einer Person zu einer Tagesarbeit. Was die Einwohner betrifft, so gibt es sonst auf dem Erdenrunde kein bunteres Gemisch von Völkerschaften. Was zwischen Paris und Peking lebt, sendet hierher seine Vertreter. Die Trachten der entlegenen Völker, die hier Station machen, sind so bunt zusammengesetzt, daß die 60,000 militairischen Uniformen der Stadt eher noch Eintracht in die wilde Mannichfaltigkeit zu bringen scheinen. Unter dieser Bevölkerung zählt Kohl 40,000 reformirte Deutsche. Sonst soll er, wie wir von andern Seiten hören, die Zahl der geborenen Deutschen etwas zu gering anschlagen, nämlich auf 400,000 in ganz Rußland, wovon 100,000 auf die Ostseeprovinzen, 250,000 deutsche Colonisten und 50,000 Handwerker und Künstler, unter denen allein 6000 auf Moskau kommen. Von 120 Ärzten in Petersburg sind nur 12 Russen. Unter den 600 ersten Chargen des Reichs weist der petersburger Staatskalender 130 Deutsche nach. Seit einiger Zeit jedoch, sagt Kohl, hütet sich die Regierung, an die Spitze der Truppen Deutsche zu stellen. — Petersburg ist außer Hauptstadt auch erste Handelsstadt des Reichs und erfüllt in dieser Function wesentlich seine Bestimmung. Residenz ist es

Digitized by Google

nur in einseitiger Richtung, so lange die occidentale Hinneigung für Rußland vorwaltet. Gewinnen die eigentlichen Aufgaben, die Rußland nach dem Orient hinweisen, wieder Sprache, so ergibt sich Moskau von neuem als natürliche Hauptstadt. Handelsstadt ersten Ranges würde immer Petersburg bleiben. Es beschäftigt jetzt im auswärtigen Handel ein Capital von wenigstens 300 Millionen. Bis 1720 hatte es nur 50 Handelsschiffe jährlich, jetzt 2000 im Jahre. Unter 150 Großhandlungen sind mehr als 100 deutschen Namens und Ursprunges. Man sieht, wie das deutsche Element, zunächst dienerisch, aber betriebsam, fleißig und zur Nothwendigkeit erwachsend, hier Fuß gefaßt hat. Dies Element des deutschen Bürgerthumes wird überall siegen, wie es sich jetzt in Deutschland selbst als gesetzgebend begründet. Dies ist meine eigene Meinung, die ich dem Autor nicht weiter aufbürden will. Höchst wichtig, wenn man die allmälige Auflösung und Zersetzung des national Russischen in's Auge faßt, ist auch der Umstand, daß jährlich 800 bis 1000 Privaterzieher aus Deutschland und Frankreich nach Rußland verschrieben werden; davon abgesehen, daß eine ungeheure Anzahl russischer Vornehmen im Auslande lebt und mit einer gewissen Leidenschaft sich den Fremden hingibt. Kohl selbst schließt seine Darstellung »Petersburg« mit einem eigenthümlichen Blick in die Zukunft. Er spricht von einem unausbleiblichen Conflict zwischen England und Rußland. Im Fall eines solchen wäre Petersburg wehrlos gegen die englische Flotte, Kronstadt könnte es nicht schützen, im Gegentheil, die Festung müßte der Hauptstadt selber zum Verderben werden, und von der ganzen glänzenden Capitale würde nur die Handelsstadt Wassili-Ostrow übrig bleiben. Auch Petersburgs physische Position ist ungünstig. Wenn einmal Eisgang, Hochwasser und eigensinniger Westwind sich vereinigen, so ist die Schöpfung des großen Peter rettungslos verloren. Daß menschliche Hülfe im Fall solcher Übermacht der Naturelemente nichts bedeute, bewies die Sturmfluth im Jahre 1824. Auch das Klima Petersburgs ist bekanntlich ungünstig, für Menschen und für Dinge von zerstörender Gewalt; man weiß, daß die Gasbeleuchtung dort bereits dreimal unbrauchbar wurde. Auf den Kampf mit den Elementen ist in Rußland alle Existenz gestellt; es scheint sich dort immer um die Übermacht

Digitized by Google

der Naturkräfte zu handeln. Nur sind wir der Überzeugung, daß die gleichsam heimlich, aber unaufhaltsam im Stillen wirkende Gewalt der modernen westeuropäischen Bildung, die dem Aether gleich alle Poren auch des sprödesten Körpers durchdringt, an Rußlands festem Körperbau die allmälig bezwingende Macht sein würde. Ob mehr germanischer Geist oder französischer Esprit das Bewältigende sein wird im Laufe der Jahrhunderte, ist vielleicht einem Wechsel anheimgestellt. Hierbei kann sogar die Mode wirksam sein, wie sich in den Classen der Bildung seit kurzem die Hinneigung zu deutscher Wissenschaft und Kunst schwächer, die Beschäftigung mit französischer Literatur sich wieder vorherrschend in Rußland zeigt. Moderne westeuropäische Cultur aber wird um so mehr für den Russen der Fond der Bildung bleiben, weil das classische Alterthum ihm nicht hoch genug steht. So lernbegierig und lerngewandt er ist, so haßt er gerade die alten Sprachen. Eben so wenig kann er sich in ein Mittelalter eigener Vorzeit zurücktauchen, wie wir, wenn wir des Fortschrittes müde sind. Rußland hat mit Nordamerika die Eigenthümlichkeit gemein, gar kein gothisch-romantisches Mittelalter zu haben. Ein Gefühl dieses Mangels muß, wie ich glaube, um so mehr ein Sporn sein, sich ganz der modernen Gegenwart und ihrer Lebensgestaltungen zu bemächtigen.

Der Pentarchist.

1839.

Es würde dem Nationalgefühl der Deutschen zur Ehre gedeihen, wenn der Verfasser der Pentarchie kein Deutscher, und die Vermuthung, die auf den Grafen Guroffski fällt, richtig wäre. Was die augsburger Allgemeine zur Widerlegung dieser Ansicht brachte, daß nämlich Graf Guroffski nicht drei Zeilen richtig deutsch schreiben könne, dient nur zu deren Unterstützung, da sich mit ihr die Angabe verband, das Buch sei englisch geschrieben und in Breslau in's Deutsche übersetzt. Jedenfalls wäre es dann schnell, und um der Schnelle willen von Mehreren übersetzt. Und hieraus gewönnen wir die Erklä-

Digitized by Google

rung von der Ungleichheit der Schreibart und das ganz glaubliche Motiv für die häufigen Sprünge in den Übergängen, die den Fluß und die Wortlogik des Buches oft genug aufheben. Übrigens ist es zugleich falsch, daß der Pole Guroffski nicht deutsch schreiben könne. Wenigstens schrieb er deutsch, als er noch polnischer Pole war. Die deutsche »Tribüne« hat ihrer Zeit mehr als einen Artikel von ihm gebracht. Ob für einen Polen ehrenhaft, liegt uns ferner zu untersuchen; für einen Deutschen wäre es jedenfalls eine noch nicht dagewesene Ehrlosigkeit, den deutschen constitutionellen Staaten ihren Vortheil in einem Bunde mit Rußland nachzuweisen, um nicht von Preußen oder Österreich abhängig zu werden.

Von Friedrich Giehne sind Glossen zu der Schrift über die europäische Pentarchie erschienen. Sie haben im Allgemeinen das Verdienst, daß sie keine Leidenschaft verpuffen, keinen abstracten Enthusiasmus aushängen, sondern mit aller Wärme des deutschen Gemüthes zugleich sich auf die ruhige Erörterung der Basis einlassen, welche der Pentarchist dem Gebäude schlauer Berechnung, listiger Bestechung und heuchlerischer Ausgleichungslust unterlegt. Was Einzelnheiten betrifft, so geht Friedrich Giehne auf Folgendes ein. Der Pentarchist knüpft die mögliche Hinneigung eines mitteldeutschen Staatenverbandes zu Rußland an den europäischen Kosmopolitismus, dessen Grundsätze und Sympathien nur mit Hinwegräumung der Nationalgefühle möglich waren, dessen Propaganda jedoch in unserer Zeit ihre Wirksamkeit verloren hat. Die Zeit des kosmopolitischen Liberalismus und der Ideologie, welche die Naturwohlfahrt der Nationalitäten übersprang, ist zu Ende. Friedrich Giehne weist sehr gut den Widerwillen nach, welcher gegen die Erscheinung russischer Militairkräfte im Volke wurzelt, und sich zur Zeit des siebenjährigen Krieges, der Befreiungskämpfe und der Parade bei Kalisch zum Ausspruch brachte. Die Nöthigung für die Gesammtheit der deutschen Mittelstaaten, zur Wahl eines Protectorates zu schreiten, sobald die jetzige Spannung eines kriegerischen Friedenszustandes in wirkliche kriegerische Bewegung übergeht, diese Nöthigung zum Anschluß hat der Pentarchist sehr richtig und klug ausgesprochen, Jedermann räumt sie ein, begriff sie längst. Der Pentarchist wünscht Rußland im Herzen

Digitized by Google

Europa's einzuniſten, indem er ſchlau die Vortheile aufzählt, die Mitteldeutſchland mit der ganzen Summe der kleinen Staaten, die auf deutſcher Nationalität beruhen, in dem Bunde mit Rußland zu gewärtigen habe. Preußen und Öſterreich beſchäftigt und entſchädigt der Pentarchiſt bekanntlich auf andere Weiſe. Friedrich Giehne weiſt dagegen an dem Geſchick der kleinen italieniſchen Staaten, denen eine nationale Schutzmacht fehlte, das nothwendige Unheil nach, wenn die Verbrüderung conſtitutioneller deutſcher Staaten mit einem außerdeutſchen Protectorat einem ähnlichen Looſe anheimfiele. Für wen das vielzertheilte Herz Deutſchlands dereinſt im Falle drängender Noth bei der Wahl eines Schutzvoigts ſich entſcheiden, wer der glückliche Bewerber, der dieſe Braut, Mitteldeutſchland, heimführt, dereinſt ſein wird, ob Preußen, ob Öſterreich, das ſteht ſo lange dahin, als die Überzeugung noch unklar und unfertig bleibt, welcher von beiden Staaten mehr als der andere ſich nationaldeutſch wird entwickelt haben. Dies iſt die heilige Bedingung deutſcher Protectorſchaft. Ohne dieſe Grundbedingung zu einem deutſchen Geſammtleben wäre jedes Verhältniß des Anſchluſſes ein Eingeſtändniß beleidigender Unterwürfigkeit, während es ein naturgültiges Zuſammengehören ſein ſoll, das ſich vom eigenen Selbſtbewußtſein, von der Kraft eines freien Entſchluſſes getragen fühlt. Hierauf hat man zu achten, damit die Ehre eben ſo mächtig als Motiv bleibe, als der naturgemäße Vortheil und die Pflicht der Selbſterhaltung. —

Der Pentarchiſt faßt bekanntlich die Vorzüge Rußlands in dem Ausſpruche zuſammen: »es ſei vom Mittelalter verſchont geblieben«. Hier iſt der ſchwerſte Punct der Entgegnung. Auch Nordamerika hat den Vortheil, aus den überbliebenen Ruinen und Hemmniſſen eines mittelalterlich-gläubigen Lebens ſich nicht erſt herauswinden zu müſſen, um ſich ein freies Daſein für Zeit und Zukunft zu geſtalten. Das Mittelalter wird immer ein Stolz Deutſchlands ſein, aber ſeitdem es uns in unſerer Wirklichkeit bis auf Erinnerungen entſchwunden iſt, haben wir noch auf keine Weiſe ein entſprechendes, gleich mächtiges Motiv nationaler Zuſammengehörigkeit wiedergefunden. Was Friedrich Giehne zur Verherrlichung des mittelalterlichen Deutſchlands anführt, macht den Mangel eines modernen deutſchen Landes nur

Digitized by Google

fühlbarer. Auch sind die Überbleibsel unseres Mittelalters durch die Gestaltung Preußens, das mit dem siebenjährigen Kriege das alte Deutschland aufhob, ohnmächtig geworden. Der Rheinbund bewies, wie das Princip des Nutzens und der Selbsterhaltung die deutschen Mittelstaaten von Deutschland abwendig machte. Will man also im dereinstigen Drange der Gefahr das Protectorat sich von außen aufnöthigen lassen, oder soll es innerhalb Deutschlands gefunden werden, und sich naturgültig, ohne Anmaßung, ohne Ehrverletzung von selbst gestalten? Dies ist die Frage, die sich stellt. Eine Frage, die der Patriotismus schnell beantworten wird, die aber nur durch Thatsachen sich erledigen läßt. Wie jetzt die Dinge stehen, fehlen nicht blos diese Thatsachen, sondern bei dem Argwohn der Regierungen gegen das Volk selbst der Glaube an dieselben. Argwohn erzeugt immer erst, was er sich einbildet. Die Hemmungen der Presse sind die Äußerungen dieses Argwohns.

1842.

Dr. Riedel suchte im Piloten den Verfasser der Pentarchie nachweislich zu machen. Er sei nothwendig Protestant, habe in Leipzig Rechte und historische Hülfswissenschaften studirt, leipziger Lehrer, die zum Theil namhaft gemacht würden im Buche, seien nicht ohne Einfluß auf den Bildungsgang des Autors geblieben. Ein Obscurer sei der Verfasser nicht, denn Rußland pflege seine Talente zu verwenden. Der Verfasser wolle sich auch sichtlich mit dem Buche ein Creditiv für einen hohen Gesandtschaftsposten ausstellen, und zwar für den in London, denn er coquettire nicht umsonst mit den feinsten englischen Bezeichnungsformen. Sämmtliche Züge dieser Art deuteten aber vereint auf Baron von Brunow, den russischen Diplomaten, dessen Familie in Dresden lebt, der in Leipzig studirte, der in England und gegen England bereits die feinsten Proben eines glänzenden diplomatischen Talentes abgelegt.

Gegen diese Hypothese bezeichnete gleich darauf der Pilot den Dr. Goldmann, der als Censor und Berichterstatter über die deutsche Presse im Büreau des Fürsten Paskewitsch arbeitet, als unbezweifelten Pentarchisten. Dr. Goldmann, ein geborener

Digitized by Google

Herrnhuter, dann Student in Leipzig, jetzt Katholik, schrieb schon vor etwa fünf Jahren — sagt Rudolf John im Piloten — eine Abhandlung über dasselbe Thema in demselben Sinne. Das Manuscript wurde ihm im Innern Rußlands gestohlen und erschien nicht lange nachher in's Englische übersetzt im »englischen Portefolio«, aus welchem es in's französische Portefolio überging. Nach einem Jahre hatte die Abhandlung ihren Weg in die augsburger Allgemeine gefunden und aus dieser Mittheilung entdeckte erst der Verfasser, daß seine Arbeit noch vorhanden sei. Sie war jedoch auf ihren Wanderungen stark verändert, und der Verfasser glaubte es sich selbst schuldig zu sein, das Thema von neuem abzuhandeln. So entstand die Pentarchie. Ein Freund des Dr. Goldmann, ein enragirter Russenfreund, war in Leipzig, seine Aussagen bestätigten die Sache.

Druck von C. F. Kius in Hannover.

Digitized by Google

Portraits und Silhouetten.

Von

F. Gustav Kühne.

Zweiter Theil.

Hannover, 1843.

Verlag von C. F. Kius.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Goethe in alten und jungen Tagen	1
Justus Möser	26
Johanne Schoppenhauer und das deutsche Rococo	41
Immermann	55
Ludwig Tieck	65
Adam Oehlenschläger	80
J. C. Hauch	86
Hermann Marggraff	93
Ernst Willkomm	108
A. von Sternberg	118
Theodor Mügge	129
Julius Mosen	139
Heinrich Koenig	153
Ludolph Wienbarg	170
Theodor Mundt	203
Heinrich Laube	226
Karl Gutzkow	245
Deutsche Dramatiker	262
Deutsche Schauspieler und Schauspielerinnen:	
Anschütz	304
Caroline Bauer	309
Ludwig Löwe	313
Charlotte von Hagn	315
Jost	317
Porth	317
Rott	318
Emil Devrient	321
Julie Rettich	326
Pauli	329
Seydelmann	330
Theodor Döring	339
Philipp Düringer	356

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Goethe in alten und jungen Tagen.

1834.

Goethe hat in den zweiten Theil des Faust, nach seinem eignen Geständniß, so viel »hineingeheimnisset,« der anfängliche Schauplatz der Interessen, der uns den Kampf des Individuums, sowie seine Verbrüderung mit dem Teufel und sein Ringen nach den Geheimnissen Gottes und der Welt zeigte, ist durch die buntesten Eindichtungen so sehr ausgedehnt, der Greis Goethe hat alle seine Lieblingsstudien, so viel eigenste Laune, so viel Schooßkindergedanken in den Faden des Poems hineinverwoben, und durch den Conflict zwischen Romantischem und Antikem, der sich als ein Hauptthema des zweiten Theiles schon früh geltend machte, ist der ursprüngliche Gesichtskreis in so vague Ferne verzogen, daß es nunmehr wirklich noth thut zu fragen, ob denn für diese weitgeschweiften Lineamente, für diese absichtlich, mithin allerdings willkürlich gehäuften Kreisbogen noch ein Mittelpunct zu finden sei. Ist jener Faust, wie wir ihn aus dem ersten Theile der Tragödie kennen, jener Titane, der sich nicht scheut, die Schlösser an den Pforten der Hölle zu entriegeln, um in den wandelnden Gestaltungen der Erscheinungswelt das Ewigbleibende zu erspähen, mit dem Himmel, den er verscherzte, wirklich versöhnt? Diese Frage ist so metaphysischer Art, daß die ausweichende Antwort, das ganze Thema sei nur philosophisch zu erledigen, sehr nahe liegt. Und doch ist es die Frage, die sich der Dichter selbst stellte, es ist die Frage der Menschheit. Hat sich der Dichter einmal das Labyrinth der Gedankenwelt eröffnet, so muß er auch berufen sein, die Lösung der Aufgabe zu versuchen. Und Goethe hat mit so tiefer, heiliger

Digitized by Google

Treue, wie sie der deutschen Nation inwohnt, an diesem Versuche bis auf den letzten Athemzug seiner dichterischen Brust gearbeitet. Fassen wir das Centrum der überhäuft complicirten Interessen seiner Dichtung in's Auge, und gestehen wir in dem, was wir nachfolgend andeuten, daß die Aufgabe, den Faust dem Himmel zu vindiciren, auf die tiefste Weise, wie sie nur der Anschauung des Dichters möglich ist, als gelöst zu erachten sein dürfte, so ist damit noch keineswegs der ganze zweite Theil des Doppelstückes erklärt und gerechtfertigt. Dieser bedarf vielmehr für seine weitbauschigen Anhäufungen, seine Anspielungen auf Zeitgenossen und seine Bezugnahme auf die Verwirrungen unserer mythologischen und naturwissenschaftlichen Forschungen weit mehr noch als Aristophani'sche Nationalpossen und Dante's zeitgemäße Mystificationen eines kritischen Scholiastenhandwerkzeugs.

In dieser Beziehung ist der Commentar von Löwe in Stettin, dem bekannten Componisten, des Scherzes halber mit anzuführen, des Scherzes halber, weil er das Schwierigste ungedeutet läßt und nur Bekanntes bekannt macht. Der Verfasser hat ein Publicum vor Augen, das sich erst aus einem Conversationslexikon den Apparat zum Wortverständniß herbeiholen muß, und wie es Eselsbrücken gibt für classische Autoren, so macht der verblümte zweite Faust-Theil auch solche für sich nöthig. Wer jedoch des vorliegenden Commentars bedarf, hat unmöglich zum Verständniß des Dichterisch-metaphysischen im Faust Lust und Beruf; somit hat der Verfasser für ein Publicum geschrieben, das gar nicht existirt, ein Irrthum, der bei Literaten keineswegs einzig in seiner Art ist.

Je kleinlicher die grammatisch-historisch-geographisch-mythischen Erläuterungen gehalten sind, desto großartiger in gelehrter Kenntniß und gelehrtem kritischen Tact sind die Leistungen von F. Deycks. Dieser Commentator hat das Verdienst, die classische Walpurgisnacht in ihrem ideellen Zusammenhange mit dem romantischen Faust und in ihren kryptologischen Einzelnheiten zur Genüge erklärt zu haben. Goethe gefällt sich hier darin, das Antike und Moderne in ihren Gegensätzen und Versöhnungspuncten allegorisch und symbolisch zu beleuchten, wie denn sein ganzes dichterisches Streben in dieser Sphäre sich bewegte,

Digitized by Google

und wiefern dem Romantischen die sehnsüchtige Hinneigung zur antiken Welt inwohnt, gehören diese Züge, nur freilich nicht in ihrer absichtlich mystificirten Ausspinnung, in den Gedankenkreis der Faustdichtung. Faust sehnt sich nach dem Besitze der Helena. Mephistopheles erschrickt, denn er fühlt seine Ohnmacht, als Teufel über die classischen Gestalten etwas zu vermögen. Er verweist jenen an die »Mütter,« und Faust steigt in das nachtdunkele Reich dieser Geheimnißvollen, deren eigentliche Bedeutung schon Rosenkranz nachwies. Diese räthselhaften Mächte, welche der Erscheinungswelt fern liegen, sind die vorweltlichen Ideen, nur nicht so, wie sie Plato dachte, sondern in dem Urdunkel der Schöpfungssagen, wo sich Geist und Materie noch in einander verhüllten. So sind diese Mütter die Urideen als Urelemente, noch weit antiker gedacht als im platonischen Idealismus, und mit den ersten Philosophemen Griechenlands, wie mir es scheint, enger zusammenhangend. Helena ersteigt aus der Nacht, und Faust zeugt mit ihr den Euphorion, das zügellose, launenhaft romantische, überschwenglich moderne, schnell aufflatternde Kind der Poesie, das die Sehnsucht nach dem Classischen, seinem Mütterlichen, dem es entartete, ergreift, und das nach dem neuen Griechenland zufliegend, plötzlich stirbt. Aus dieser Allegorie taucht Byron's Gestalt hervor, wie Deycks diese treffende Ansicht aufstellt. Eben so gelungen sind die Anspielung auf Vulcanisten und Neptunisten, Creuzer's Krug- und Topfgötter, Voss'sche Entgegnungen und Lobeck's Kureten und Korybanten gedeutet. Im Wagner wird die Abstraction des philosophischen Gedankens carikirt. Der mit Unfruchtbarkeit geschlagene Abstractionsdenker präparirt mit Umgehung der natürlichen Zeugung einen Phosphor-Menschen, den Homunculus, in dessen weiterem Geschick Goethe's Polemik gegen die Vulcanisten unter den Naturforschern sich bethätigt.

Nach der Katastrophe mit der Helena, die keineswegs positiv genügend sich auflöst, wendet sich Faust zur politischen Thätigkeit. Unser Commentator gesteht, daß die Interessen der Faustsage im vierten Acte ziemlich schlaff zerfallen, und ich möchte hinzufügen, daß sich hier der Muse des Dichters eine Trägheit bemächtigt, die den Stoff, das Leben, ja den Gedanken des Daseins aufgibt. Eine schwächliche Ironie zerschlägt die Interessen

Digitized by Google

des Völkerlebens, und wo der Held der Sage, nach Befriedigung der metaphysischen und mittelalterlich-antiken Lebensrichtungen, zum Faust unserer Zeit werden sollte, zerbricht die Dichtung in sich selbst. Faust gibt das öffentliche Leben auf und wendet sich zu ökonomisch-bürgerlicher Thätigkeit. Welche Schwäche des Gedankens! Welcher Verrath an dem Völkerleben! Welches Verzichten auf die Offenbarung weltgeschichtlicher Wahrheit in den Stoffen der Nationalinteressen! Es ist ein deutscher Weiser, der dies predigt, ein deutscher Weiser, dem für Weltliteratur, für Weltleben, aber nicht für Weltgeschichte ein Blick in die Zukunft gestattet war. Aber dieser große deutsche Weise hat auch die idealistischen Interessen seiner liebsten Pflegekinder in den Wanderjahren einem materiell-arbeitsamen Leben geopfert. Es ist gut, daß Alles den Kothurn verläßt und Alles auf dem Soccus des bürgerlich-geselligen Phlegmas mühsam keuchend am Joche der Alltäglichkeit einherschlendert! Wenn Wilhelm Meister seine ideale Bildung aufhebt, Philina ihr Sylphenleben über der Schneidernaht vergißt, so muß auch der himmelstürmende Faust als Straßenpflasterer und Ackerbürger schließlich resigniren. Wäre nur Alles humoristischer, ironischer durchgeführt, dann wäre es haltbar, denn dann schimmerte die Ahnung noch hindurch, das Ideelle könne sich auch im Ideellen befriedigend abschließen; so aber als gepredigte Weisheit, ist es für die innern Mächte des geistigen Lebens eine trostlose Demüthigung.

Endet denn Faust nun auch wirklich in dieser Resignation auf Befriedigung seines tieferen Menschen? Kann er denn im Schooße materieller Betriebsamkeit so langsam hinkranken und hinsterben? Als Greis tritt er zuletzt auf, matt und gebrochen; das Unglück tobte auf ihn ein, er ist erblindet und trägt die Gebrechen des Alters. Da überfällt ihn die Erinnerung an das Feuer seiner jugendlichen Begeisterung, wie eine heilige Mythe überschleicht ihn das Gefühl, er sei mit dem göttlichen Drange in die Welt hinausgezogen, das Absolute zu erkennen und unter dem Wandel der erscheinenden Gestalten des Lebens ein Ewiges herauszuschauen. Und diese Sonne ist auch nicht in ihm erloschen, in ihren Abendstrahlen steigt der alte Traum der Jugend, Gott und Natur zu suchen, in ihrem geheimsten

Digitized by Google

Wesen, wie eine Fata Morgana leuchtend wieder auf; sein letzter Gedanke, eben diese Wehmuth, die ihm die Erinnerung einflößt, wird wieder sein erster Gedanke, wie er ihn in der Fülle des jugendlichen Strebens erfaßte; in diesem Bewußtsein, nie das Heiligthum der Menschenseele, die Sehnsucht nach Erkenntniß des Ewigen, aufgegeben zu haben, in dieser Selbstversicherung, nie dem irdischen Augenblicke wohlgefällig den Kuß zum ewigen Bunde geboten zu haben, stirbt der greise Faust und ist so für den Himmel gewonnen. Daß der Teufel in seiner fleischlichen Begier bei'm Anblick der Engelgestalten ad absurdum geführt wird, ist für die Erlösungsgeschichte des Faust so sehr Beiwerk und Zuthat der dichterischen Erfindung, daß es kaum in Anschlag kommt. Faust ist nicht durch die schließliche Dummheit des Teufels, sondern durch sich selbst gerettet. Im kreisenden Wellentanze des Lebens hat er innerlich keinen Stillstand erlebt, die Begierde trieb ihn zur Begierde, aber nie erschien der Augenblick, zu dem er sagen mochte: »Verweile doch, du bist so schön!« Er hat das Absolute nicht gefunden, aber auch nicht aufgegeben. Er hat keinen Ruhepunct erreicht unter den Erscheinungen der Dinge dieser Welt, in keinem Sein den Gott gewähnt, vielmehr das ewige Werden als das Ewige selbst erkannt. So ist der Jugenddrang, der sich zerschlug, nur zur Greiseswehmuth geworden, die ihn still und sanft beschleicht. Er ist derselbe noch, der er war, aber er stürmt den Himmel nicht mehr, er läßt ihn über sich walten, er gräbt nicht mehr mit Schaufeln nach der Weisheit, er läßt sie über sich kommen, fühlt sich getragen von demselben Athemzuge seines Geistes, der ihn früher mit Sturmesfittich in die Welt und in des Teufels Arme getrieben, er hat das alte metaphysische Gelüst, das Ewige zu schauen, nicht verlernt, die Flamme der titanischen Liebe leuchtet noch wie Abendschein nach wüsten Tagen, er hat sich selbst nicht verloren, so stirbt er hin, so ist er selig.

In diesem Sinne ist der Faust weit mehr zu Ende gedichtet, als der Wilhelm Meister, der keine Meisterjahre erlebt und der in den Wanderjahren mit seinen idealen Interessen sich selbst aufgibt. Faust gibt die Metaphysik nicht auf, er lebt und liebt, er sündigt, stürmt, jubelt und weint und stirbt in ihr. Bedeutsam für die Art und Weise der Ergänzung des ganzen

Digitized by Google

Lebensbildes ist schon der Anfang des zweiten Theils. Der Stürmer Faust läßt sich von den Naturgeistern in Schlaf lullen. Früher, als er sie gewaltsam heraufbeschwor, entstiegen sie der Tiefe, nur um ihn zu höhnen und wilde Begier in ihm anzufachen. Jetzt, wo er sich still gefangen gibt, kommen sie als milde Genien und umfächeln seine müde Stirn. So von der Gnade getragen, fühlt er sich kraft seiner Hingebung schon gesühnt und versöhnt, während im ersten Theile sein Ungestüm sich und der Welt vergebliche Wunden schlägt. Während er früher nur sich gewollt und in sich Alles, Gott und Natur, will er jetzt sich im Zusammenhange der Welt, sich in Gott und Natur. So treten die beiden Theile des Faust in ihrer Tendenz an einander und der mystische Chor mit seinen für unenträthselbar gehaltenen Strophen: »das ewig Weibliche zieht uns himmelan!« hat für Ton und Richtung des zweiten Theils seine volle Bedeutung. Was den Jüngling Goethe und den Greis Goethe verbindet, das verbindet auch die beiden Tragödien mit einander, denn beide sind die Entfaltung des Goethe'schen Jünglings und Greises. Und was beide trennt, nämlich der Mann, das trennt auch die beiden Theile, denn Faust als Mann (in der Walpurgisnacht und den nationalen und staatlichen Interessen) ist nicht thatkräftig genug herausgeboren. Fehlt doch unserm ganzen deutschen Leben das Mannesalter!

Hat der Denker im Dichter seinen Faust auf die angedeutete Weise dem Himmel vindicirt, so ist es wohl leicht erklärlich, warum der Dichter als solcher die Formen des mittelalterlichen Katholicismus zu Hülfe nimmt, um Faust's Seele in den Schooß der Seligen formell aufnehmen zu lassen, so daß das Ganze als lyrisches Oratorium im ewigen Leben schließt. Tritt uns zu Anfang der Faust als der Mann der Mythe des Mittelalters entgegen, so ließ sich das Ende nur auf diese Weise homogen gestalten, und während die Mitte des Werkes durch Häufung abenteuerlicher Zwischentöne der Harmonie zu ermangeln scheint, greifen Anfang und Schluß mit überwiegend lyrischen Modulationen und Fugen großartig in einander. Daß im zweiten Theile Lücken sichtbar zu Tage liegen, die auch die freieste Willkür der Erfindung nicht zu decken vermocht hat, weil das vermittelnde Glied zwischen Jüngling und Greis, Faust als Mann,

Digitized by Google

eine Fehlgeburt ist, dies sollte doch Niemand mehr in Abrede stellen, da Goethe selbst in einem Briefe an W. v. Humboldt das schlagende Bekenntniß ablegt, es habe sich bei Ausführung des zweiten Theils die »Schwierigkeit« erwiesen, »dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen, thätigen Natur allein zukommen sollte.« Goethe's Kritik über sich selbst war immer die strengste, weil die schärfste.

Das hätte ich über Zusammenhang und Nichtzusammenhang beider Faust-Theile zu sagen. Die Aufgabe der Tragödie hat sich lyrisch gelöst, die Metaphysik des Themas kann nur der denkende Geist weiter erledigen, sie ist deutsche Nationalsache. Der jugendliche Glanz der Einzelnheiten im greisigen Faust hat mich überrascht, entzückt, aber nicht verblendet, um das Gemachte von dem Gewordenen, die Willkür von der Poesie im Faust nicht mehr unterscheiden zu können. Nicht an sich selber ist die Kraft des Dichters erlahmt, sondern am Stoffe. Faust in weltgeschichtlicher Bewegung konnte kein Gegenstand Goethe'scher Poesie sein.

Die wiener Kritik in der Schrift von M. Enk sieht in dem ganzen Faust nur einen Don Juan der gemeinsten Sorte, einen nicht allein genußgierigen, sondern noch dazu empörend hochmüthigen Sünder, der, wenn er nicht auf das Schaffot komme, doch mindestens zur Hölle fahren müsse. Faust ist aber kein stupides Beichtkind, das sich den Bußsack um die Ohren hängen läßt. Faust ist überhaupt kein besondertes Individuum, er ist der Repräsentant der gesammten modernen Menschennatur, ihr ganzes Wesen ist in ihm zum tragischen Conflicte gesteigert. Das lose Spiel auf der sinnlichen Oberfläche des Lebens ist nur die kleinere Sünde der Menschheit, ihre weit tiefere Sünde ist der Drang, dem Geiste seine Geheimnisse abzulauschen. Diese Sünde kann nicht von außen gesühnt werden, sonst wäre sie unverzeihlich, sie muß vielmehr in sich selbst verbluten und das rothe Blut muß zur Morgenröthe des ewigen Lebens werden. Der spanische Faust, Calderon's Cyprianus, läßt sich mit den Formen der Kirche durch Buße versöhnen; der deutsche Faust hat in seinem eigenen Gedankenkreise sein Fegefeuer, seine Hölle und seinen Himmel. Er war die Schlange, die mit den Häuten die Sünde von sich abstreift, in der Greisenswehmuth, zu

Digitized by Google

der sich sein fieberhafter Jugendmuth verklärt, fühlt er den Zusammenhang seiner selbst mit dem Urwesen von Ewigkeit her gesetzt. Dies Gefühl des Absoluten, dem er nachjagte, ohne es zu erhaschen, überkömmt den Greis wie eine selige Begnadigung: so wird er geheiligt und gesühnt, weil er sich selbst gerettet; sein ewiges Streben war seine Rettung.

1835.

Man sagt, daß Goethe in seinem Alter gern mit gemeinen Leuten, mit Menschen der unteren Stände verkehrte. Die Bildung, zumal wenn sie glänzt, wird leicht zur Phrase. Das widerte die gesunde Kraft des Alten an. Er besuchte gern die Werkstätten der Weber und Wirker, unterhielt sich gern mit jenen stillen Menschen, die auf die kleinen Geheimnisse der Natur lauschen und die man Heimchenfänger nennen kann. Er liebte ursprüngliche Naturen, die aus eigenthümlichen Quellen, selbst wenn sie karg waren, schöpften. So wird sein Verhältniß zu Zelter erklärlich, das bei der zutraulichen Dringlichkeit des alten Musikus sich bald auf Du und Du stellte. Es war nicht die Musik, was sie verband, sondern Zelter's derbe; dreiste Naturwahrheit und Goethe's Sinn dafür. Zelter war für ihn, der die Feldzüge des Lebens hinter sich hatte, ein alter Corporal, an dem er die Kameradschaft anerkannte und der ihm mit der platten Komik seiner ungenirten Manier von Fahrten und Abenteuern erzählte. Es war so still um den alten Herrn in Weimar geworden. Die Lustbarkeiten waren für ihn verrauscht, der Glanz des Lebens erloschen, so mancher Edle war vor ihm heimgegangen und der hohe Freund, Schiller, der Letzte, der den Flügelschlag eines großen Strebens um ihn entfaltet, war längst unter den Glücklichen, die den Rest des Lebens nicht zu tragen haben. Diesen Rest ließ er sich nun noch durch den Witz des skurrilen Berliners würzen. —

Zelter hatte als Musiker eine eben so begränzte Sphäre, wie er als Mensch beschränkt war. Aber er war innerhalb seiner Gränzen durchaus heimisch, und Goethe pries jeder Zeit, auf engem Gebiete ein ganzer Mann sei mehr werth als auf weitem ein halber. Zelter war ursprünglich Handwerker, Mau-

Digitized by Google

rergesell, gewesen. Der fromme Drang zur Musik trieb ihn allabends in den Feierstunden zu Meister Fasch nach Charlottenburg hinaus. Er sah auch in seinem Alter noch so aus, als hätt' er eben erst das Schurzfell und die Kelle fortgeworfen, um in die Tasten der Orgel zu greifen. Er that das mit ganzer ungeschwächter Naturkraft und regierte das Personal der Singakademie wie ein musikalischer alter Blücher.

Seine Compositionen hielten sich sehr enge in den Grenzen des alten Kirchenstyls; aber daß er durch und durch der Mann seiner Schule war, ist ein charakteristischer Zug des Mannes, und so mußte denn eine derbe, kerngesunde Frömmigkeit, wie sie auf verwandtem Gebiete nur in der Luther'schen Diction zu finden ist, in den Tagen, wo raffinirte Übercultur begann, immer eigenthümlich sein. Ein Oratorium zu componiren, in welchem sich das simple und zu einfache, nicht selten auch eintönige Gebet zu einer religiösen Weltanschauung steigert, sich zu dramatischen Gegensätzen gliedert, sich mit epischen Stoffen erfüllt, hatte man dem alten Musikus wohl zutrauen dürfen; allein zwischen einer Zelter'schen Kirchencomposition und einem Oratorium von Händel und Haydn liegt noch ein Abstand wie etwa zwischen einem protestantischen Kiechenliede und Klopstock's Messiade. Seine Balladencompositionen brachten ihn in Verbindung mit der Literatur. Goethe war entzückt, seine Lieder auf so ganz eigene Weise tönen zu hören. Sein Entzücken mochte aber wohl nur eine freudige Überraschung darüber sein, wie es möglich sei, so treu zu componiren und mit so viel Enthaltsamkeit die Worte gleichsam nur in Tönen zu wiegen, aus denen nichts anderes heraus klingt, als der zur Melodie herausgeborene Rhythmus des Verses und die Seele des Liedes selber. Beethoven's Composition eines lyrischen Gedichtes gibt uns auch die Seele des Textes, aber doch in ganz anderer bedeutsamerer Weise, denn sie ist nicht die Seele, die sich an den schlanken Leib des Verses schmiegt, nicht eingekörpert bleibt und nur mit den Gliedern des Gedichtes sich gleichmäßig verlautbart. Beethoven's Liedercomposition ist vielmehr die frei gewordene Psyche, die ihren Körper zerbricht, erst in dieser Freiheit zu sich selbst kommt, und abgelöst von aller Fessel ein eigenes, selbstständiges, mithin erst ein wirkliches Dasein erreicht.

Digitized by Google

So gewiß aber Mozart's Zauberflöte noch etwas ganz Anderes ist und gibt, als der Schikaneder'sche Text, so gewiß ist es auch, daß die Musik durch ein dienerisches Anschmiegen an die Worte des Dichters nicht ihr Eigenstes und Höchstes zu geben vermag. In diesem Anschmiegen hat aber Zelter's Balladencomposition lediglich ihren Werth. Bei Gedichten, wie der Erlkönig, der König von Thule, die in dem strengeren, mehr an den nordischen und englischen Rhythmus erinnernden Balladenstyl gehalten sind, bemächtigt sich Zelter sehr glücklich des Stoffes, während seine Töne bei Erzeugnissen, in denen der romantischen Ausmalerei schon vom Dichter mehr Spielraum gegeben ist, die Fülle des weiter ausgebauten Inhalts gewiß nicht erschöpfen, geschweige überflügeln. — — Bei mehreren seiner Compositionen lief mir der Gedanke durch den Sinn, daß die ganze Zelter'sche Muse gewissermaßen im Mutterschooße der Kunst sitzen geblieben sei. Er war ein Ettrik-Schäfer in der Musik, wobei jedoch wohl zu beachten sein dürfte, daß es weit leichter Naturdichter, als Naturcomponisten geben könne, weil der letztere zur Entfaltung und Entäußerung seines musikalischen Gedankens einer Menge künstlicher Mittel bedarf, denen der Poet überhoben ist. Daher aber auch bei Zelter, der das Technische seiner Kunst auf ungewöhnliche Weise im Besitze hatte, dieser Widerstreit zwischen seinem Naturtalente und seiner künstlichen Kunst, ein Widerstreit, der sich in der Person des Mannes in Bezug auf Literatur, Welt, Zeit und Geselligkeit in gesteigerter Potenz zeigte, da sein innerer Mensch in die Cultur seines Jahrhunderts nicht völlig aufgenommen war. Liegt in diesem Zwiespalte nun auch das eigentlich Interessante seiner ganzen Erscheinung, und können wir einen gewissen stillen Jubel nicht ganz unterdrücken, der sich in uns regt, wenn im Musikus sich der alte Maurermeister geltend macht, und Zelter seinen banausisch gesunden und naturkräftigen Humor wie ein unbehauenes Cyklopenstück seines Metiers in die verzärtelte und verzimperte Affectation mancher Richtungen im geselligen und Kunstleben hineinschleudert, so müssen wir doch in diesem Zusammentreffen unvermittelter Kräfte und Regungen zugleich auch die Zerbrechlichkeit der Urtheile dieses Mannes über Zeit und Zeitgenossen bedingt sehen. Was Zelter als Componist schuf, hat er eigentlich weniger geschaffen, als es ihn wie

Digitized by Google

eine plötzliche Eingebung und wie ein kurzer Lichtblick überkam, der ein Leben voll angelernter Vegetation erhellte. Daher die Naturmaximen seiner Melodien, daher auch die Überraschung über sich selbst und die Freude an der eigenen ungeahneten Schöpfung. Diese Naivität versöhnt durchaus wieder mit ihm. Und so war denn Goethe's Liebe zu ihm auch etwas ungeahnet Überkommenes, sie war für Zelter ein Evangelium, das ihn wie den Hirten des Feldes überrascht, der mit offenen Augen und Ohren der frohen Botschaft entgegenstaunt. Dieser stiere Gesichtszug des Hirten an der Krippe blieb ihm eigen, da er die ganze Erscheinung des Geistes nicht zu fassen vermochte. Dies gehört mit zur Charakteristik des Verhältnisses zwischen Goethe und Zelter. Ohne diese Anbetung wäre der Banause nicht erträglich gewesen. Und sie war bei ihm ächt, saß ihm sehr tief im Herzen. Goethe's Tod war wie ein Ruf, der an ihn ergangen. Er fühlte sich ihm zugehörig und eilte ihm nach, mit dem Hinblick des Hirten nach der Höhe.

1836.

Wenn zwei bedeutende Menschen lange Zeit neben und mit einander leben, so kann ihr Verhalten nicht anders als ein gegenseitiges Bekämpfen gedacht werden, ein gegenseitiges Ringen in den Stoffen, in den Ideen, in den bei jedem schon vorher fertigen Maximen und zur andern Natur gewordenen Überzeugungen. Steht im Hintergrunde das Gefühl der Verehrung und Liebe, so bleibt solcher Kampf eben so großartig, so fruchtbringend. Schiller und Goethe in ihrem Verhalten sind so zu denken; es ist das schönste Duett, das zwei Geister durchlebten. Wer bei solchem Kampf eines ungesuchten Rivalismus augenblicklich der Sieger scheint, ist es nicht immer auf die lange Dauer hin. Es kommt darauf an, wie die Naturen geartet sind. Das sanguinische Temperament dringt rasch vorwärts, der cholerische Eifer erobert schnell und heftig, während das Phlegma, das anfänglich das besiegte schien, mit breiter Sicherheit und nachhaltiger Kraft schließlich vom ganzen Grund und Boden Besitz nimmt. Goethe war neben dem sturmbewegten Schiller das Phlegma mit dem ruhigen Waltenlassen seines Na-

Digitized by Google

turells. Er war ohnedies der Ältere, der es an sich kommen läßt, der sich nicht mit Hitze in den Streit mischt, sich auch nicht von augenblicklich überfluthender Liebe um sein Bewußtsein bringen läßt. Freilich gab er auch Manches hin und empfing neuen Flügelschlag. Er ließ sich durch Schiller's Feuereifer von neuem für die Bühne gewinnen; in diesem Sinne, wie Schiller sie nahm, als einen Tempel der Nation, als die hohe Schule der Deutschen zu einem selbstbewußten Volke, in diesem Sinne waren ihm die Bretter völlig neu. In andern Gebieten des Denkens faßte er seine Empirie zur philosophischen Speculation zusammen und rückte sich im bequemen Genuß der Gegenwart das ferne Ziel des Idealen näher. Im Ganzen aber war sein Wesen schon zu sehr fertig, um aus sich selbst zu neuen Bahnen herauszugehen. Schiller war immer wie vom Wirbelwind eines geheimnißvollen Dranges erfaßt. Er verbrauchte rasch seine Kräfte, denn sie gingen auf ein Ziel, das weit ab lag vom Glück des Augenblicks. Er rang immer wie nach jenseitiger Unsterblichkeit; Goethe hielt an der allseits schon hienieden hingebreiteten Ewigkeit des Geistes fest. Auf die Dauer hatte Schiller, der immer das Höchste wollte, gegen Goethe, der sich immer im Sichersten gefiel, den Nachtheil, den der Stürmische gegen den übersichtlich Umfassenden haben muß; auf die Dauer ergab er sich immer mehr an Form und Inhalt als der Überwundene; sein Talent, sein Wille, seine Kraft waren nicht so langathmig als Goethe's fest in sich gegliederte Entwickelung. Schiller war immer excentrisch, Goethe zerstreute nie seine Kraft, jener war immer außer sich, dieser stets bei sich. Goethe blieb central geordnet, deshalb mußte er den jüngeren Freund überwachen, überblicken, sein Übergewicht neben ihm fühlen.

Als er aber todt war, stand das Bild des hohen Menschen über Goethe's Scheitel wie ein heiliges, verklärtes Gestirn, und er huldigte dem Gestorbenen wie einem erhabeneren Wesen mit einer großartigen Demuth; ja er trieb mit dem Schädel des Erblichenen fast Abgötterei und ließ ihn lange Zeit nicht wieder von sich. Er verhüllte sich vor der Welt und schien unzugänglich zu bleiben. Sonst, nach großem Verluste, suchte er rasch abzuschließen, wußte bald wieder das Gleichgewicht und die feste, centrale Haltung zu gewinnen, um des Lebens Wechsel

Digitized by Google

zu überdauern. Mit Schiller's Tod brach der ideale Menſch in ihm zuſammen, ſein höheres Ich, ſein ideales Selbſt, das über die Erde hinweg nach den Sternen greift, drohte mit Schiller ihm zu entſchwinden. Im Epilog zur Glocke pries er ihn als den Glücklicheren, während Schiller im Leben und Sterben ihm nie ſo erſcheinen konnte. Goethe war neben ihm ſtets der Vollendete, Schiller das Bruchſtück eines unendlichen Wollens; jetzt ſprach Goethe ſelbſt das Wort aus, das ihn pries, ihn beneidete als den, der das Glück der Vollendung erreicht. Eine eben ſo tiefe Genugthuung liegt in Goethe's Worten, die Eckermann mittheilt. Es war als wenn Goethe, ſprach er vom hohen, verewigten Freunde, die Wirkſamkeit eines Gegenwärtigen fühlte. »Schiller, ſagte Goethe, erſcheint hier wie immer im abſoluten Beſitz ſeiner erhabenen Natur. Er iſt groß am Theetiſch wie er es im Staatsrath geweſen ſein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug ſeiner Gedanken herab; was in ihm von großen Anſichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Menſch, und ſo ſollte man auch ſein! — Wir Andern dagegen fühlen uns immer bedingt. Die Perſonen, die Gegenſtände, die uns umgeben, haben auf uns einen Einfluß. Der Theelöffel genirt uns, wenn er von Gold iſt, da er von Silber ſein ſollte, und ſo, durch tauſend Rückſichten paralyſirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unſerer Natur ſein möchte, frei auszulaſſen. Wir ſind die Sclaven der Gegenſtände und erſcheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns dieſe zuſammenziehen oder freier Ausdehnung Raum geben.

Wie ſtill, wie öde mußte es um ihn ſein, wenn er ſolche Ausſprüche teſtamentariſch niederlegt. Das Gefühl der Auflöſung, die Ahnung von der Endſchaft ſeiner Perſon und ſeiner Gedankenkreiſe überkam ihn. Der Lärm des Lebens war verklungen, es trieb ihn nichts mehr nach außen, es riß ihn innerlich niemand mehr fort; nur auf Momente erhob ihn das Andenken an einen hohen Menſchen über ihn ſelbſt hinweg. Das Anerkenntniß ſolcher Naturen, ſchon das bloße Zugeſtändniß der Exiſtenz ſolcher ihm fern gebliebener Geiſter, klingt in den Bekenntniſſen an Zelter, an Eckermann wie das letzte Wort eines Scheidenden, der mit ſich und der Welt fertig iſt. Es ſind jene

Digitized by Google

dämonischen Naturen, deren Größe er in diesen schließlichen Confessionen sich eingesteht; jene überschwenglich aus ihrem Centrum tretenden Geister, die im dunklen Drange prophetische Blicke thun, heilige Kräfte regellos und ungeahnet entfalten. Zu jenen räthselhaft Dämonischen, die es nicht zum systematischen Abschluß gebracht, aber um so überraschender die Gewalt eines unberechenbar Göttlichen verriethen, gehörten neben Schiller besonders die Geister der ihm ferngebliebenen Tonwelt, Mozart, Beethoven.

Daß ihm Musik mit ihrem dunkeln Drange fern geblieben, liegt in seiner Prüderie gegen alles Mittelalterliche, gegen alles Katholische, alles Magische. Er war zu seinem Widerwillen gegen diese Richtungen berechtigt, aber er trat auch damit aus manchem Volkselemente deutscher Natur heraus. Denn aus jenen Richtungen erwuchs ein ganzer Blüthengarten deutscher Kunst und Poesie. Er konnte in seiner klar verständigen Classicität nur Musiker gelten lassen, die in ihrer Kunst nicht mehr als beschränkte Handwerksnaturen waren, wie Zelter; vor der schwärmerischen Entzückung eines musikalischen Naturells, wie Bettina war, wandte er sich entschieden ab. Dem musikalischen Naturell Jean Paul's hatte er in früherer Zeit ein würdiges Denkmal zu setzen sich nicht entschlagen können; er hatte in seinem westöstlichen Divan Gelegenheit, in dem vermeintlichen Orientalismus dieses Dichters einen Anknüpfungspunct zu finden. Jetzt aber erfahren wir beiläufig aus Eckermann's Berichten, daß Jean Paul's »Wahrheit aus meinem Leben« als ein Überheben über die Göthe'sche »Richtung und Wahrheit« getadelt und mit der hingeworfenen Bemerkung beseitigt wird: »Was kann die nackte Wahrheit und Wirklichkeit dieses deutschen Poeten anders bringen, als die Philisterei seines Lebens?« Goethe hatte sich allerdings der bürgerlichen Philisterei enthoben, doch die Freiheit vollendeter Entfaltung war dem nobilitirten Fürstendiener nicht dafür geworden. Für den eingebüßten Zusammenhang mit der Masse des Volks, mit den Strömungen der Nationalentwickelung war ihm nicht voller Ersatz geworden und die Wahrheit seines eignen Satzes, daß der Poet verliere, was der Mensch gewinne, vollzog sich an ihm selbst.

Merkwürdig ist Goethe's Furcht vor Zersplitterung der

Digitized by Google

Geisteskräfte in consequenzloser Hinneigung zu dieser und jener Richtung. Er weiß den Pflegling Eckermann nicht genug davor zu bewahren, wohl wissend, wie im Gewirre verschiedentlicher Tendenzen sein eigener Genius sich abmattete, so daß er den Faust zu vollenden aller Grillen und Reizmittel des greisen Alters bedurfte, an der Fortsetzung der natürlichen Tochter scheiterte, die größte Stylloſigkeit im Drama einführte, auf der Bühne bald versuchsweise shakspearisirte, bald voltairisirte, bald hellenisirte, und das Buch des deutschen Gesellschaftslebens unvollendet ließ, man müßte denn die treulose Verkehrung aller ideellen Lebensrichtungen in geistesmatten Materialismus für eine Art Schluß des Wilhelm Meister trostlos hinnehmen.

Den Unterschied zwischen Classischem und Romantischem legt sich Goethe auf die wohlfeilste und ihm bequemste Weise aus einander, indem er Herrn Eckermann erklärt, das Classische sei das Gesunde, das Romantische das Kranke, ohne zu fühlen, daß dadurch eine Scheidewand gesetzt sei zwischen ihm und seiner Nation, der die Elemente des Romantischen eben so tief incarnirt sind als Religion und Philosophie. Durch die Trennung von Religion und Leben, Christenthum und Philosophie ist ein neuer Bruch zwischen Goethe und der Nachzeit entstanden. Bei alledem fühlt er trotz seiner verständigen, classisch ruhigen Gemüthsverfassung sich gedrungen am Spätabend seines Lebens dem vor ihm andächtig lauschenden Jünger viel und wiederholt von der dunkeln Gewalt eines Dämonischen anzudeuten, dessen räthselhaften Einflüssen er in Napoleon, Shakspeare, Mozart und Schiller huldigen muß.

Eckermann will das nicht recht verstehen, was der Alte vom Dämonischen sagt, und es ist auch unverständlich, wenn man die Wurzel seines Bewußtseins lediglich in Goethe, statt in dem Geiste seiner Nation und seines Jahrhunderts hat. Eckermann nimmt dies als einen bloßen Fatalismus, zu dem er einen allerdings höchst fatalen Beleg gibt. Er findet es z. B. dämonisch, daß Goethe's Schwester bei bevorstehenden Feierlichkeiten und Bällen gewöhnlich von einem Ausschlage im Gesichte heimgesucht wurde. Und siehe: der Alte lachte nicht, sondern neigte, über jede Zustimmung erfreut, sein hohes Haupt.

Was man so Politik nennt, hat den alten Herrn immer

Digitized by Google

gewurmt. Er lobt, um Kleinigkeiten aus Eckermann's Berichten mitzutheilen, unter anderm den spanischen Feldzug des Herzogs von Angoulême im Jahre 1823. Er ist der Ansicht, die große französische Revolution sei meist nur durch Bestechungen in Gang gesetzt. Später wird über den Unfug der Preßfreiheit und über den Dünkel der jungen Welt, ihr Herz den großen Erscheinungen des äußern Lebens entgegenschlagen zu lassen, ein wohlgemeintes Wort gesagt. Der Alte bewies damit, daß er mit sich fertig war, wie sein schon vor ihm begrabenes Jahrhundert.

1838.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg versetzen uns in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Es ist die Zeit, wo der Werther neue Auflagen erlebt und von der deutschen Welt verschlungen wird. Goethe, einige Zwanzig alt, ist äußerlich noch ganz der frankfurter reichsstädtische Bürgersohn, innerlich durch und durch jener Werther, der kindlich schwärmerische Mensch, der händeringend lacht und weint und Mühe hat, »all' das tiefe Leid der Welt« in seinem Busen zu herbergen. Diese liebenswürdige Zerstreutheit, diese naive Wollust, sich dem Strome des Lebens preiszugeben, dies unsagbare Drängen nach dem Herzen der Menschheit, kurz, was den Werther zum Werther macht, jenes Hangen und Bangen in Todespein aus Übermaß im Lebensdrange, das ergießt sich hier in diesen Briefen in eine damals ihm selbst unbekannte Mädchenseele. Sie hatte aus der Ferne ihm die Hand gereicht zum geschwisterlichen Bunde, und die Schwärmerei eines kindlichen Herzens war eben so recht nach Werther-Goethe's Bedürfniß. Dies war die Schwester der beiden Stolberg, spätere Gräfin Bernstorff. Ihre Ergüsse, welche die seinigen erst hervorriefen, hat später der diplomatische Greis Goethe verbrannt. Dagegen kamen die Briefe des Dichters in die Hände der Frau von Binzer, deren Gatte sie veröffentlicht. Sie gehören zu den geheimen Schätzen des deutschen Seelenlebens. So liebenswürdig neckisch, so offen und harmlos, so kindisch-kindlich war Goethe nie wieder als hier in den Mittheilungen an ein liebendes Wesen. Er selbst hing an den Augen seiner Lilli, von der

Digitized by Google

er sich losriß, weil seine bürgerliche Einfalt von damals sich nicht in die höhere Sphäre der Geliebten hinanwagen mochte, oder weil er fühlte, gebunden sein mitten in der Jugendlust hieße geknebelt sein. (Lilli, ein Fräulein von Schönberg, verheirathete sich später mit einem Herrn von Türkheim in Straßburg, und lebte bis zum Jahre 1815.) Um so hülfsbedürftiger ist sein innerer Mensch. Der Dichter in ihm setzt ab, was den Menschen quält und beseligt, aber sich an ein immer gleiches, immer warm erfülltes, weibliches Herz zu flüchten, thut ihm unendlich wohl. Von den Briefen an die Gräfin Auguste ist selten einer ein eigentlicher Brief, so was die Deutschen Briefe nennen, zusammenfassende Darstellungen und compacte Erörterungen; vielmehr sind es Beichtzettel, oft unarticulirte Laute, bloße Ausrufungen. Der Schreiber hat nicht Zeit, gründlich zu schildern, aber das Verlangen, sich mitzutheilen, spät in der Nacht, früh am Tage, nach Tische, vor Schlafengehen, ist unverwüstlich. Ein Gedankenstrich genügt, um seinen Zustand anzudeuten, kindisches Gewäsch läuft dazwischen, aber durch Alles, ungesucht, unerfleht, blitzt der helle Feuerstrahl des Genius, der sich hier in aller lieblichen Einfalt, ohne die Zungen, ohne die Augen, die Ohren der Welt zu fürchten, frisch und frei öffnet. Die neun ersten Briefchen sind aus dem J. 1775. (In diesem erschien die zweite Ausgabe von Werther's Leiden, Leipzig, Weygand'sche Buchhandlung.) Es ist die Zeit, wo Egmont entstand. Der zweite Brief hat ganz den Styl, in welchem dieser Liebesheld sich seinem Clärchen schildert. Mit dem Auftreten Goethe's in Weimar hört seine Beichte nicht auf, allein sie wird spärlich. Mit dem neunzehnten Briefe beginnt das Schweigen, das die Gräfin Bernstorff erst im J. 1822 wieder bricht. Sie ist Pietistin geworden, d. h. eine Strenggläubige, die nur auf die Eine, ihr bequeme Weise das Heil des ewigen Lebens für erreichbar hält. Sie hat den Geliebten ihrer Jugend, den sie nie gesehen, stets mit treuen Augen verfolgt, sein Wachsthum als Mann und Dichter beobachtet, den weltweiten Geist im Stillen angestaunt, aber den Glauben an sein Seelenwohl verloren. Sie fühlt sich dem Tode nahe: soll sie den, den sie geliebt, im Lande jenseits nicht wiederfinden? Sie beschwört ihn bei den Gefühlen seiner Jugend,

Digitized by Google

er möge sein Heil bedenken, sie wolle ihm beten helfen. Darauf erfolgt dann mit Goethe's letztem Briefe des Weltmanns ebenfalls tief religiöser Trost für sie und für ihn: »In unsers Vaters Reiche sind gar viele Provinzen! Bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! Lange leben heißt gar Vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen. Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit!« — Mir däucht, das ist in seiner Art eben so religiös als das Gebet der sogenannt Frommen.

Reizend naiv, wenngleich bald gottlos, bald gottselig, sind die kleinen kindischen Geständnisse des frankfurter Goethe; ergreifend ehrlich manche Zwischengedanken in den Bekenntnissen des weimarischen Staatsmanns. So schreibt er einmal: »Lieb Gustgen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein würkendes Leben kommt, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte!« — Aus Allem spricht und glüht die tiefe Besonnenheit eines großen, harmlosen Menschen.

1841.

Die Idylle zu Sesenheim ist das schönste, das süßeste Erlebniß in Goethe's Autographie. Friederike war seine wahrste, seine frischeste Liebe. Die zurückgedrängte Gestalt wurde als Egmont's Clärchen, als Faust's Gretchen ein unsterblicher Geist für sein Dichterherz; noch als Greis, als er sein Leben schrieb, bebte seine Seele, feierte sein Ich in der Erinnerung sein schönstes Fest. — Es ist, bei dem weitverbreiteten, aber nicht fördernden Hange, alte Stätten, verblaßte Zeugen, abgenutzte Reliquien aufzusuchen, erklärlich, wenn einer von Straßburg aus nach Sesenheim wandert, und den alten Pfarrhof des Pastors Brion aufsucht, den Garten, wo Johann Wolfgang Goethe, Studiosus juris, mit Friederiken saß und die ganze Seligkeit seiner wunderbaren Jugendliebe fühlte. Freimund Pfeiffer heißt

Digitized by Google

der Mann, der diese Wallfahrt machte. Er stattet davon getreuen Bericht ab und gibt als Anhang zum Büchelchen auch das sesenheimer Liederbuch, Verse von Goethe, die er der Geliebten eigenhändig eintrug, von denen nur einige in die Lyrik des Dichters für die Welt aufgenommen wurden, und die wir hier zur Feier Friederikens beisammen haben. Viele davon ließ der Dichter, als Brouillonarbeit, mit Recht bei Seite. Von Friederike Brion fand der Wanderer und Forscher einige Briefe aus den Jahren 1770 und 1771. Sie erzählt die Maskerade, in welcher Goethe, erst im grauen schäbigen Rocke als armer Candidat der Theologie, dann in den Kleidern des Wirthssohnes vor ihr erschienen. An anderer Stelle heißt es: »Glaube nicht, daß ich seine Braut bin; solche Geheimnisse könnte ich vor den lieben Eltern nimmer verantworten. Lieb hab' ich ihn von ganzem Herzen. Wenn er auf den Spaziergängen oder bei'm Vorlesen seine herrlichen Gedanken mittheilt, weiß ich nicht, ob Bewunderung oder Liebe mir das Herz sprengen möchte.« Auf einem der kleinen Blättchen steht: »Wie die vergnügten Schäfer bei Geßner haben wir gelebt. Das Kleinste, wie das Höchste, weiß Goethe gleich göttlich zu beseelen, das braune Würmchen, wie den gelben Vollmond. Wenn ich zu seinen großen Augen hinaufsah, hätt' ich jedes Mal vor Wonne vergehen mögen.« Freimund Pfeiffer fand noch die jüngste Schwester Friederikens, die Goethe nicht erwähnt, eine alte Mamsell mit Vornamen Sophie, am Leben. Sie erzählte, daß Friederike nach dem Bruch des Verhältnisses jede Partie ausschlug, still und heiter fortlebte und eine Nichte bei sich erzog; »wer Goethe geliebt,« sagte sie, »der könne Niemand weiter angehören.« Auch George, der Wirthssohn, in dessen Kleider der lustige Wolfgang sich gesteckt, war noch am Leben. Was von Professor Näcke, der 1822 in Sesenheim war, von Friederikens Untreue und Schmach berichtet wurde, wird hierdurch thatsächlich widerlegt. Warum Goethe Friederiken aufgab, darüber verbreitet sich Freimund Pfeiffer ausführlich und sucht eindringlich darzuthun, daß Carlos-Merck, Mephistopheles-Merck ihm die Nothwendigkeit der Untreue in diesem Falle eingeraunt habe. Der fortgesetzte Widerwille gegen Merck, den selbst der ruhige Greis Goethe noch theilte, möchte jedoch nicht hierin allein seine

Digitized by Google

Quelle haben. Der Poet, auch der nach dem Höchsten strebende, haßt jeder Zeit den besonnenen, rücksichtslos kalten Kritiker, der ihn derb schüttelt und über seine Abirrungen ihm plötzlich ein grelles Licht aufsteckt. Goethe fühlte als Jüngling das geistige Übergewicht des klaren, scharfen Denkers; er fühlte auch als Sechzigjähriger, als er sein Leben überschaute und schrieb, den großen Einfluß des Mannes, und blieb ihm doch, wie allen Negationen, abhold. *)

Nachträglich kam nun auch noch der Scholiast mit dem ganzen Geschlepp seines pedantischen Commentars, um über Goethe zu Buch zu sitzen. Er hat, wie Scholiasten pflegen, viel Pietät für seinen Autor, den er als Registrator seiner Scripturen viele Jahre lang von Angesicht zu Angesicht studirte; aber wie es Leuten dieser Art ungesucht ergeht, der gelehrte Explicator erdrückt seinen Autor fast mit dem Schwall seiner Darlegungen. Ist es überhaupt ein lächerlich Bemühen, wenn der Philister an den Halbgott herankommt und ihm seinen Fußschemel unterschiebt, in der Absicht, ihn vor den Leuten zu erhöhen, so wird es im vorliegenden Falle widerlich, wenn man erwägt, daß der von Allen, die Goethe besuchten oder in seiner Nähe weilten, übersehene, wenn nicht zurückgesetzte Hauslehrer so lange seinen Groll verhielt, Alle erst ausreden ließ, still sammelnd und giftig aufmerksam, und nun endlich Rache schnaubt für alle Vernachlässigung des Herrn, die den Diener natürlich mit getroffen, für jedes Übelwollen, jedes gutmüthige Mißverstehen, für jeden Scheelblick, wie für jede harmlose Naivetät,

*) In Bezug auf Pfeiffer's Buch über Friederike Brion gab ein Correspondent vom Neckar in der Allgemeinen Zeitung 1842 noch einiges schlichte Detail. Friederike hat nach dem Tode der Eltern in Paris Zuflucht gefunden bei einer Freundin, die dort noch vor der Revolution an den dänischen Gesandten Rosenstiel verheirathet war. In Paris und Versailles sah man sie zur Zeit der Blutherrschaft Robespierre's in der feinen Gesellschaft. Dann ging sie zu einem Schwager nach Meißenheim im Badischen, wo sie im November 1813 starb. Der Pfarrer Fischer, der ihren Sarg geleitete, lebt noch. Mit Goethe hat sie wohl keine Briefe mehr gewechselt; er hätte sonst nicht in seiner Lebensgeschichte die Beichte über sein Verhältniß zu ihr veröffentlicht.

Digitized by Google

die nicht in jedem Augenblicke bereit und gesammelt genug war, um Goethe's Oberhoheit anzuerkennen. Es ist eben so geschmacklos, als unnütz, so lang und breit, so polternd und schimpfend den alten Herrn zu vertheidigen, längst Vergessenes noch einmal hervorzuziehen, wegen jedes halben Wortes, das Jemand über ihn fallen ließ, eine seitenlange Vertheidigungsrede schwerbeinig und bötisch loszulassen. Und dieser Rachedienst, den Riemer dem Alten und sich selbst schuldig zu sein vermeinte, vollzieht sich in schreckensvoller Breite, in unversöhnlicher Heftigkeit gegen Freund und Feind. Der fleißige Compilator, der des Dichters Werke im Druck corrigirte, in der Gesammtausgabe letzter Hand Orthographie und Grammatik in Übereinstimmung brachte, dehnt seine Mittheilungen meistens durch die zehnfachen Citationen aus, mit denen er bei der Hand ist. Goethe darf nur sagen: »es war heut' gut Wetter!« so bringt der Mann mit dem ledernen Namen gleich einen Apparat von Sammeleien herbei und belegt es mit zehn verschiedenen Stellen aus Goethe und aus alten Dichtern, wie jener, wie diese über »gut Wetter« dachten. Ist dieser Dienst des Explicators lächerlich, so ist das Geschäft kleinlicher Rache, das Riemer hier übernimmt, die größte und hoffentlich die letzte Schmach, die an den Manen des großen Dichters verübt wurde. Zuvörderst wird Johannes Falk in seinen Berichten über Goethe nicht abgewiesen, sondern mit Schmach dafür überhäuft, so daß die Freunde des Mannes seine Ehre zu wahren bemüht sein mußten.

Gegen Bettina ist Riemer blos grob; mit ihr handelt der Philolog förmlich, was ihr von den in Prosa aufgelösten Sonetten gehöre und was nicht.

Nach diesen Vorbereitungen glaubt Riemer tabula rasa gemacht zu haben und beschäftigt uns nun mit des Dichters Persönlichkeit. Getreu einem Ausspruche desselben in seiner Stella, daß die Gestalt des Menschen der Text zu Allem sei, was sich über ihn empfinden und sagen ließe, gibt er uns Abhandlungen über Goethe's Äußere, seine Constitution, seine Gesundheit, seine Lebensweise, d. h. er ordnet die Belegstellen, detaillirt die Sammeleien, die er über diese Themata in Folge persönlicher Beobachtung und in Folge vielfacher Lectüre ge-

Digitized by Google

macht hat. Der ganze erste Band handelt, ohne Neues zu bringen, mit tödtlicher Umständlichkeit über Goethe's Gesinnung, Eigenheiten, Tugenden und Fehler, sein Verhalten gegen Näherstehende und Fremde. Nur ein Novellist, der uns Goethe's Person, als eine bereits antiquirte, zu verlebendigen wüßte, hätte das Recht und die Befähigung, das Detail seines Haushaltens, die Figuration seiner Persönlichkeit so genau zu entwickeln. Hier sind es blos in üblem Humor zusammengetragene Scholien, oder Raisonnements alexandrinischer Gelehrsamkeit, die den Text erdrücken und langsam abtödten. Wer je mit der großen Person des Dichters Abgötterei getrieben, wird nun durch Herrn Riemer, der den Götterdienst bis zur Caricatur treibt, davor zurückschrecken. Was aber von Goethe's Natur in den Genius deutscher Nation übergegangen, bleibt unverlierbares Eigenthum, bleibt von nun an bis in alle Zeiten in Glorie bestehen, ohne daß Herr Riemer dazu beigetragen hat.

In die zweite Abtheilung: »Gesinnung« bringt Riemer die Rubriken: a) Sensibilität, b) Ruhe, c) Uneigennützigkeit, d) Dankbarkeit, e) Wohlthätigkeit ꝛc. Herr Riemer will uns überzeugen, Goethe sei nicht steif, nicht kalt, nicht eckig gewesen; er belegt das mit vielen kleinen Zügen, und falls wir noch der Überzeugung bedürfen, räumen wir ihm gern ein, überzeugt zu sein, schon um ihn loszuwerden. Um Goethe's Wohlthätigkeitssinn zu beweisen, bringt er ein Verzeichniß aller Gaben und Spenden, die aus seiner Hand gingen, führt an — um die deutsche Nation recht sicher zu fassen — wie oft Goethe Schillern seine Equipage geborgt habe, bei'm Umzuge von Jena nach Weimar u. s. w. Wir unsererseits staunen, mit welcher beflissenen Getreulichkeit wir alle diese Darlegungen in beiden Bänden von Anfang bis zu Ende durchgeackert haben. Das Buch ist nämlich zugleich eine Quintessenz Goethe'scher Aussprüche, und hat man einmal den Widerwillen überwunden, so gewährt die Lectüre den Reiz, allen Vorrath Goethe'scher Weisheit und Eigenthümlichkeit in den citirten Stellen beisammen zu haben, da auch das Entlegenste sorgsam herbeigezogen wurde. In seinen Darlegungen hat Herr Riemer natürlich sehr oft Recht, nicht blos buchstäblich, auch sachlich. Durchaus beizupflichten ist dem, was Riemer über Goethe's Wahrhaftigkeit anführt. Goethe

Digitized by Google

war eine grundehrliche Natur. Hört es, Ihr Männer von heute! Er war bis in die geheimsten Tiefen seines Charakters neidlos. Es ist komisch, dies erst in förmlichem Ausspruch zu proclamiren; indeß Riemer will es, und er soll nicht denken, daß Goethe's bürgerliche Tugenden verkannt würden, er soll nicht glauben, daß Menzel auf die Überzeugungen der Deutschen gewirkt habe. Wichtig ist es allerdings für die Moral unsers perfider gewordenen jungen Zeitalters, zu wissen, daß Goethe ohne Neid war, daß er Scheelsucht und Verkleinerungsdrang nicht kannte, aus dem einfachen Grunde, weil er ein wirklich großer Mensch war. Ferner wird von Riemer Goethe's Reinlichkeit, sein Ordnungssinn, sein Haß alles Anarchischen mit Recht als Moralität in seiner Natur festgestellt. Keiner war deutscher, als Goethe, beweist Riemer. Ebenfalls ein wahrer Ausspruch, trotzdem Goethe für die patriotischen Bewegungen der Jahre 1809 bis 1815 keine Sympathie zeigte. Sein Deutschland war ein älteres, und es kann Niemand einem andern Deutschland angehören, als das ihn geboren, das ihn trug und hielt. Das Zeitalter ist das geistige Vaterland, der Boden nur das leibliche. Spätere Zeitalter, die noch deutscher sein werden, als das Geschlecht, dem wir jetzt angehören, werden uns bestaunen, wie feig und schlaff und wenig deutsch wir noch gewesen. Es bilde sich Niemand ein, besser sein zu wollen und zu können, als das Zeitalter, dem er angehört. Es wird eine Zeit kommen, vor der selbst unsere Radicalen von heute wie arme Schächer bestehen werden.

Interessant ist, wie Riemer Goethe's Persönlichkeit schildert bei erstem Eindruck und erster Annäherung. Er theilt dies mit zur Entgegnung auf den Vorwurf der Kälte und der Steifheit, den man Fremde machen hört, die den Dichter zum ersten Male gesehen und wahrscheinlich die Empfindung eigener Verlegenheit und beklommener Engigkeit auf den Mann übertrugen, und den schlechten Eindruck, den sie auf ihn gemacht, umgekehrt als primäre Kälte und Vornehmigkeit bei ihm auslegten.

In dem Artikel über Goethe's Religiosität zeigt sich zur Widerlegung der Anklage, der Dichter sei nicht eben sehr von der Christuslehre erfüllt gewesen, die sichtliche Bemühung, Goethe auch mit den Pietisten aus einander zu setzen und ihm eine Seite

Digitized by Google

abzugewinnen, wo er diesen zugänglich sein könne. »Vor allem würde höchst bedeutsam sein jene an Christus gerichtete Apostrophe in seiner schweren Krankheit zu Anfang des Jahrs 1801, wo er, nach seiner Gattin Zeugniß, das sie wiederholt ablegte, wenn das Gespräch auf diese Epoche seines Lebens kam, von Schmerz übermannt, in Fieberphantasien, mit wahrhafter Begeisterung, in die beweglichsten, herzergreifendsten Reden an den Erlöser ausgebrochen sei.« Sie bedauerte nur, daß damals »Niemand daran denken können, diese aufzuzeichnen; es würde mehr als Alles beurkunden, was in seiner Seele für christlich-religiöse Gesinnungen gelegen, und wie sie nur bei solchen Gelegenheiten ohne Heuchelei und Rückhalt sich zu äußern veranlaßt wurden.« Herr Riemer merkt nicht, wie ungeschickt seine Darstellung ist, und sich mit der Wendung, »nur bei solchen Gelegenheiten,« um ihre Wirkung bringt. Wo nämlich Jeder zu Kreuze kriecht, würden die Pietisten sagen, ist es kein Verdienst des Einzelnen; was wir erst auf dem Todesbette oder in höchster Noth begehen, spricht wohl für die Sache, aber nicht für die Person, nicht für deren völlig durchdrungene Religiosität. Sonst weist Riemer gut nach, daß er, um Christ zu sein, kein Hengstenberg'scher Christ zu sein brauchte, daß er den Unfug mit dem bloßen Symbol des Kreuzes mit Recht haßte, wie ihm denn die Ausstellung des Gekreuzigten zuwider war, und daß er das Leiden einer großen Persönlichkeit für zu keusch und heilig hielt, um es an allen Ecken der Welt auszuhängen. Riemer nennt mit Fug und Recht Goethe's Thätigkeit eine wahrhaft religiöse. Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, — waren ungefähr Goethe's eigene Worte — hat auch Religion; wer jene nicht hat, mag fromm sein!

Das Trivialste im ganzen Buche ist vielleicht das Capitel von den Eigenheiten. Da heißt es denn unter Anderem: Unartig und närrisch war er nie. Er hatte höchstens, soll von Unsitte die Rede sein, die Eigenheit, im Gespräch mit Familiären, zu denen auch Riemer gehörte, ein Papierstreifchen zu drehen, oder einen Bindfaden zu knüpfen. Lange nicht so schlimm, sagt Riemer, als F. A. Wolf's Herumwühlen in der Schnupftabacksdose, oder die Finger zu schnicken, daß alle Gelenke knakken, wie Öhlenschläger, oder im Sitzen mit dem einen Fuße zu beben oder zu baumeln, wie Heinrich Voß. »Ich schweige von

Digitized by Google

noch übleren Angewohnheiten Anderer.« Publikum hat sich zu bedanken bei Herrn Riemer, daß er schweigt. Des großen Dichters Aversion gegen Taback übrigens ist mit Nachweis aller Parallelstellen in sämmtlichen Werken dargelegt. Wogegen es mit der Feindschaft gegen Hunde, wenigstens gegen vierbeinige, doch nicht in allen Fällen so arg war.

Der zweite Band gibt Jahr für Jahr mit allseitigen Belegstellen Goethe's weimarische Zustände von 1775 bis 1786, seine Reise in Italien bis 1788, seine Rückkunft, Leben und Wirken von 1788 bis 1794, dann Schiller's und Goethe's Verhalten zu einander, mit reichlichem Extract ihres Briefwechsels. Dann folgt die Geschichte der einzelnen Goethe'schen Werke im philologischen Sinne, eine Galerie und ein Atelier sämmtlicher Dichtungen. Goethe's Urtheile über alte und neue Literatur, Naturforscher, Philosophen, Staatsmänner und Fürsten ist abermals eine fleißige Sammelei seiner Aussprüche. Die Tischreden, die Herr Riemer aufgezeichnet hat und zum Beschluß mittheilt, können nicht anders, als mit vielem Dank vom Publikum aufgenommen werden. — Was die Darstellung von Goethe's Häuslichkeit betrifft, so hat Herr Riemer mit sichtlicher Parteilichkeit ein Mitglied dieses Kreises in ein viel zu günstiges Licht gestellt, während eine später hinzugetretene Person, der die Aufgabe zugefallen war, in den letzten Jahren seines Lebens den Greis zu erheitern, bis Mitternacht um den unermüdlichen Riesen geschäftig zu sein und ihm mit dem ganzen Zauber der Romantik frische, geistige Nahrung zu bringen, gar nicht erwähnt wird. — Gegen die Art und Weise, wie Schiller's hohe Würde von Herrn Riemer vielfach gekränkt wird, hat Deutschland nur seine gerechte Verachtung. Goethe selbst ist hier der edelste Schiedsrichter, um jede an Schiller verübte Unbill zu strafen.

Digitized by Google

2.

Justus Möser.

Ein Menschenalter nach seinem Tode setzte die Vaterstadt dem alten Patrioten ein Denkmal, und der heutige Patriot von Osnabrück, Stüve, erweist sich als Möser's Jünger und Anhänger.

Wenn Justus Möser heut zu Tage seine Stimme unter uns erhöbe: würde man sein Wort verdächtigen, würden die Mächtigen und Gewalthaber auf seine getreuen Mahnungen hören? — Der Patriot von Osnabrück würde vielleicht von dem heutigen Rechtsstreit in seiner besondern Heimath dergestalt in Anspruch genommen, daß sein ehrsames Herz kaum noch für das gesammte Vaterland aufathmen könnte. Aber hiervon abgesehen und den Fall angenommen, daß für ganz Deutschland seine Rede laut würde: wozu würde sie anspornen, wovor warnen, was bitten, fordern, drohen? — Möser beklagte seiner Zeit den Sturz des alten deutschen Reiches. Er ließ sich von dem Genie des preußischen Friedrich nicht blenden, er beklagte, daß die Kurfürsten unabhängig absolute Herrscher geworden, daß die Grundsäulen der Reichsverfassung, die seit dem Religionskriege mürbe geworden, endlich entschieden zusammenbrachen; er beklagte es, weil mit dem alten Reichsverbande auch die ständischen und die Volksfreiheiten der Deutschen zu Grunde gingen. Man braucht nicht weit zu greifen, um die Nothwendigkeit vom Untergange des alten Zusammenhanges mit Kaiser und Reich nachzuweisen. Schwerer aber ist es, soll man den Ersatz aufzählen, der uns für die Auflösung deutscher Nationaleinheit zu Theil geworden. Justus Möser's Klagen waren so

Digitized by Google

schmerzlich, als hätte sein getreues Herz die lange Schmach der deutschen Nation schon zuvor gewittert, eine Schmach, wie sie seit der Gründung des neuen europäischen Staatssystems außer Polen kein anderes Volk von Europa erduldete. Die Despotie des Rheinbundprotectors vollendete, was deutscher Religionszwiespalt und kleine, absolut gewordene deutsche Fürsten begannen. Möser würde jetzt nicht mehr um zertrümmerte Formen klagen, aber die Seele desselben Inhalts würde ihn noch bewegen, und er würde dem jetzigen Zeitalter die Frage stellen: Wo ist für die deutschen Völker der Ersatz dafür? Er würde die Völker fragen: Wofür habt Ihr geblutet? Er würde die Fürsten fragen: Was gabt Ihr und was habt Ihr geben wollen? Wer heut zu Tage die vollständige und getreue Erfüllung jener Verheißungen fordert, die einzig und allein in den Freiheitskriegen Rettung brachten, den schilt man frech französisch. Der deutsche Patriot Justus Möser aber würde dies fordern. Wer heut zu Tage deutsche Stände, wenn sie nur aus geheimen Wünschern und Bittern bestehen, verlachen will, gilt für ein Kind des Bösen, der den verfluchten Samen der Zwietracht säet. Der gemüthliche Patriot von Osnabrück aber würde solche Stände verspotten, als deutscher Fürsten, deutscher Volkskraft, deutscher Ehre unwürdig. Wer unter uns den Vertretern des Volkes das Recht der Steuerverwilligung und Verweigerung zuerkennen möchte, den würde man als revolutionair brandmarken. Der gute deutsche Justus aber würde dies Recht zu den altgermanischen Freiheiten zählen, er würde es Euch an England, Schweden, Norwegen, an echt germanischen Volksentwickelungen nachweisen. Seine Einsicht in Rechtsdinge würde Achtung einflößen, wo der warme Eifer seiner Bürgergesinnung und sein Rechtstrotz Bedenklichkeiten erregte. Er würde nicht mehr klagen um Vergangenes und Vergängliches, klagen würde er um die Mächtigen dieser Welt, wenn sie des Volkes leise Stimme überhören und sich mit dem verfälschten Schein einer censirten öffentlichen Meinung begnügen.

Wir wollen uns den Schatten des alten Möser heraufbeschwören, sein ehrlich Gesicht mit wenigen Strichen den heutigen Deutschen an die Wand zeichnen. Will sich Deutschheit unter uns regen, so genügt es nicht, uns Fremdenhaß einzu-

Digitized by Google

impfen. Der Patriot, der sich damit bescheidet, ein gemüthlich Lied von sich zu singen, ist ein klein wenig werth, aber noch nicht viel. Ein echter Patriotismus hat die entschiedene Kraft, sich vor sich selbst zu reinigen und zu rechtfertigen. So lange man sich nicht entschließt, die Presse freizugeben, so lange man die öffentliche Meinung zur Censurlüge zwingt, fehlt es am Muth und am Geschick, die Wahrheit zu fühlen. Mit der Wahrheitsliebe geht es allezeit wie mit dem Magneten; nur in der Übung bleibt sie stark und wächst an Kraft.

Wenden wir uns an den alten osnabrücker Patrioten, uns sein Bild erneuernd. Wir laufen hier nicht dem Vorwurfe in's Messer, seine Publicistik sei die Sache eines außerhalb der Gesellschaft stehenden, vom Staatsverbande gelösten Kopfes. Möser war auch kein Philosoph, kein Theoretiker, kein abstracter Denker, er war ein praktischer Beamter, ein Actenmann. Innerhalb der vier Wände seines Lebens, das einer Arbeitskammer gleicht, sah es grau, schlicht und eintönig aus, von Illusionen blieb er fern, fremde Einflüsse konnten ihn nicht kreuzen, er lebte ganz in der Sache, und diese Sache war deutsches Recht, deutsche Ehre, deutsche Freiheit. Deutsches Recht verfocht er gegen absolute Fürstenangriffe, an deutsche Ehre gemahnte er Bürger und Bauern, der Begriff der Freiheit blieb bei ihm ohne Jakobinermütze, gegen deren blutrothe Farbe er noch kurz vor seinem Tode eiferte; seine Freiheit war ein solider, historisch begründeter Inbegriff von Freiheiten; nicht allgemeine Menschenrechte standen in seinem Glaubenskatechismus, um so besser aber specielle Bürgerrechte.

Möser wird uns seinem Äußern nach als ein Mann von stattlicher, nicht gewöhnlicher Größe geschildert. Ein Umstand, der in seiner Lebensgeschichte von Belang ist, wenn wir hören, daß sein Vater bei der lästigen und arroganten List und Brutalität der preußischen Werber den Sohn auf die Universität zu schicken Bedenken trug. Erst nach dem Tode des königlichen Corporals von Preußen, Friedrich Wilhelm des Ersten, dessen Vorliebe für große schöne Soldaten bekannt ist, erst im Jahre 1740, mithin, da er 1720 geboren war, in seinem zwanzigsten Jahre, zog Justus auf die Hochschulen zu Jena und zu Göttingen. Er studirte die Rechtswissenschaft. Todtes Schulwissen,

Digitized by Google

pedantische Form, absprechend dogmatischer Lehrton, unnatürliche Mißhandlung der vaterländischen Rechtsverhältnisse durch den romanistischen Buchstabenkram: das waren damals die Elemente des deutschen Universitätenlebens. Wer nach dem Firniß der Bildung suchte, befleißigte sich der französischen Classiker. Nach seiner Rückkehr ward Möser in seiner Vaterstadt Secretair der Ritterschaft, dann Advocat. Er erwarb sich durch muthvolle, energische Vertheidigung der Unschuld und des Rechts gegen Unterdrückung und Willkür, insbesondere gegen den Landesstatthalter, einen herrschsüchtigen, intoleranten und gewaltsamen Geistlichen, gegen den kein anderer Anwalt den Kampf gewagt, Vertrauen und Achtung seiner Mitbürger. Er wurde Advocatus Patriä, Syndicus der Ritterschaft, Justitiarius bei'm Criminalgericht. Fortgesetzt blieb er eine Stütze gegen die in der Regierung übermächtige katholische Partei. In den Drangsalen des siebenjährigen Krieges war er im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig für seine Vaterstadt wirksam; ein achtmonatlicher Aufenthalt in England erwarb ihm das Verständniß der englischen Ausbildung germanischer Rechts- und Staatsgrundsätze. Zugleich gewann er das Vertrauen König Georg's des Dritten und seiner Minister, so daß er als deren vertrauter Rathgeber und unter dem Range eines Referendarius seit 1768 der Regierung in Osnabrück beigesellt wurde. Osnabrück hatte nämlich seit dem dreißigjährigen Kriege und seinem Normaljahre 1624 die sonderbare Verfassung, daß sein Domcapitel theils aus katholischen, theils aus protestantischen Domherren bestand; die Regierung erhielt abwechselnd ein vom Capitel gewählter katholischer oder protestantischer Bischof. Letzterer mußte aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg sein, und die Wahl nach dem siebenjährigen Kriege fiel auf des Königs von England sieben Monate alten Sohn, den Herzog von York, der zum Bischof von Osnabrück ernannt wurde, unter vormundschaftlicher Verwaltung seines Vaters. So trat nun Möser in das seltene und seltsame Verhältniß, als Vertreter und Rathgeber der aus dem Domcapitel, der Ritterschaft und den Städten bestehenden Landstände, zunächst die Interessen der Ritterschaft, ihre Stimm- und Bewilligungsrechte, gegenüber der Regierung, zu berathen und zu wahren, zugleich jedoch als

Digitized by Google

vertrauter Rath und Referendar dieser Regierung die Beschwerden jener zu erwiedern, mithin seine eigenen selbst verfaßten Vorstellungen durch Gegenvorstellungen zu widerlegen, zu erläutern, zu entscheiden. Das war ein patriarchalisches Amtsverhältniß, das wohl seines gleichen sucht; dasselbe wird nur erklärlich, wenn man bedenkt, daß Möser's Rechtlichkeit, Tüchtigkeit und Billigkeit groß genug war, um ein Menschenalter hindurch die Interessen zweier streitenden Parteien zu Beider Zufriedenheit zu schirmen und zu fördern.

So lebte Möser, der Arbeiter, der praktische Jurist, kraftvoll und heiter bis in sein vierundsiebzigstes Jahr. (Er starb 1794.) Man wird einräumen, daß er in den Sachen lebte, kein speculativer Theoretiker, kein Ideolog war. Seine Grundsätze von Recht und Freiheit sind also Erfahrungssätze, und wenn er uns die Definition dessen, was ein Knecht sei, gibt: Patriotische Phantasien Th. I. S. 51 und Th. II. S. 17: »Ein Knecht ist derjenige, welcher so wenig an der gesetzgebenden Macht, als an der Steuerbewilligung Antheil hat, und nicht fordern kann, daß man ihn durch Seinesgleichen verurtheilen lasse,« so nimmt er solche Begriffserklärungen aus der Praxis eines funfzigjährigen Beamtenlebens. Daß dies Wort mit Einem Strich zwanzig Millionen Menschen beleidigt, will noch nicht viel sagen: der ganze biedere, ehrsam tüchtige, herzlich warme Möser ist überhaupt kein Lob auf das heutige Deutschland. Sein echtes tiefes Ehrgefühl theilte vollständiger, als es Viele von heute nur begreifen, die Empörung unserer Altvordern selbst gegen jeden Schein der Unterwerfung unter willkürliche, wenn auch wohlmeinende subjective Entscheidung höherer Gewalt. Er wollte in deutschen Sachen nichts als Recht und Rechte. Im Recht fand er den Begriff von Freiheit; das Princip der Gnade, des vormundschaftlichen Beliebens, ohne Rechenschaft, war ihm in den Verhältnissen unter Menschen zuwider. Dabei blieb er, bei allem Eifer für die Wahrheit seiner Überzeugungen, stets in dem großen Vortheil, nie leidenschaftlich zu werden. Er geißelte nicht, er höhnte nicht; er lebte so sehr in und mit der Sache, daß er es hoch genug anzuschlagen wußte, wie schwer es ist, daß eine Masse von Millionen ihre Gewohnheiten fahren läßt, Einsicht in ihre Sünden und

Digitized by Google

Schwächen gewinnt, und sich gemach säubert und reinigt. Die Satyre Börne's schien bei'm Ablauf seines Lebens der Leidenschaft zu bedürfen, um sich nicht abzustumpfen. Möser's Satyre hatte den großen Vorzug, daß sie bis an's Ende gemüthlich humoristisch blieb, die Seele des Deutschen unmerklich und um so sicherer zu fassen und zu schütteln wußte. So schrieb er jene große Anzahl patriotischer, moralischer und politischer Aufsätze, machte die vielen Anweisungen und Vorschläge für Bürger und Landmann, belehrte Jung und Alt über häusliche und staatsbürgerliche Tugenden, Sitten, Gebräuche, Volksrechte und Verfassungseinrichtungen in Flugschriften und kleinen Zeitschriftartikeln, die seine Tochter Jenny, eine verheirathete Frau von Voigt, unter dem Titel: »Patriotische Phantasien« sammelte, oder die später unter seinen »Vermischten Schriften« herausgegeben wurden. Viele davon erschienen im osnabrückschen Intelligenzblatte, das Möser von 1766 bis 1782 redigirte. Einige davon sind so freimüthig gefühlt und abgefaßt, daß sie heut zu Tage in manchen deutschen Ländern von der Censur würden verstümmelt, wo nicht vernichtet werden. Andere, die zu ihrer Zeit unterdrückt wurden, haben für uns das Bedenkliche verloren. Auch Möser, der ehrsame Mann, hatte in diesem Bezuge seine niederschlagenden Erfahrungen zu machen. Seine Tochter erzählt in der Vorrede zum vierten Theil der »Phantasien«, daß er früher das hannoversche Wochenblatt schrieb, aber aus Verdruß über willkürliche Censurmißhandlungen das wohlthätige Unternehmen aufgeben mußte. Ein Aufsatz, der ihm damals mit dem Ministerialbefehle, »sich künftig dergleichen gefährlicher Schilderungen zu enthalten,« zurückgegeben wurde, ziert jetzt als № 49 den vierten Theil der »Phantasien.« Seine osnabrücksche Geschichte gab Möser zuerst in einzelnen Bogen heraus, um, wie der Vielbeschäftigte sagte, sich dieselben abzustehlen. Den dritten Band dieser Geschichte besorgte Stüve 1824 nach dem handschriftlichen Nachlasse. Möser's sämmtliche Werke erschienen in neun mäßigen Octavbänden.

Es gehörte damals eben so viel Muth als Bescheidenheit und Entsagung dazu, fast nur kleine Aufsätze zu schreiben. Die Geister des Zeitalters rangen nach großen Geburten, nach neuen Formen: die Literatur der Aufsätze ist erst weit später in der

Digitized by Google

Börne'schen Periode wieder zu Ehren gekommen. Möser sammelte seine Kraft in diesen kleinen Sachen, und sie drangen mächtig in's Volk. Daß er auch die literarischen Heroen seiner Zeit erfaßte, kräftigte und anregte, davon gibt Goethe vielfach Zeugniß. Goethe spricht in seinem Leben von des unvergleichlichen Mannes kleinen Aufsätzen staatsbürgerlichen Inhalts, die er mit sich herumgetragen, und deren Fortsetzung er und Herder kaum hätten erwarten können. In »Kunst und Alterthum,« in dem Artikel: Justus Möser, gesteht er, daß dieser Mann, den er persönlich gekannt, durch seine Schriften und seine Correspondenz sehr großen Einfluß auf seine Bildung gehabt, und fordert zur Aufbewahrung von Möser's nachgelassenen Fragmenten auf, indem die Äußerungen »eines Geistes und Charakters wie Möser gleich Goldkörnern denselben Werth haben wie Goldbarren, und noch einen höheren als das ausgemünzte selbst.« Veranlaßt durch Möser's Schrift: »Über die deutsche Literatur und Sprache,« die derselbe zur Vertheidigung der neuen Richtung und insbesondere gegen Friedrich's des Zweiten Äußerungen über den Götz geschrieben hatte, äußert sich Goethe in einem Briefe an dessen Tochter im J. 1781: »Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk vor der Welt und ihren Großen bekennt, denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt und weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreifen erlaubt werden wollte. Wie oft habe ich bei meinen Versuchen gedacht: was möchte wohl dabei Möser denken oder sagen!« Über des preußischen Königs französische Richtung und Einseitigkeit bemerkt Goethe in seiner Weise: »Ein billiger und toleranter Geschmack möchte wohl keine Eigenschaft eines Königs sein; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem Mannichfaltigen und Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.«

In seiner Schrift über die »deutsche Literatur und Sprache« vertheidigte Möser die volksthümliche Richtung der neuern Zeit auf das Freimüthigste gegen Friedrich's des Großen Hinneigung zum Parfüm der französischen Poesie. Es war vorzüglich des Königs bekannter Brief an den Minister Herzberg, der dazu

Digitized by Google

Veranlassung gab. Diese Schrift ist im ernsteren, höheren Styl gehalten, während sonst eine humoristische Einkleidung seinen Aufsätzen beim Mittelschlag der Bildung Eingang zu schaffen wußte. In seinem »Harlekin« vertheidigte er den gesunden Volkswitz gegen Gottsched's civilisirte Pedanterie. Es galt ebenfalls die Rettung volksthümlicher Lebenselemente, wenn Möser in einem »Sendschreiben an Voltaire« unsern Luther feierte, und in einem Schreiben »an den Vicar von Savoyen, abzugeben bei Herrn J. J. Rousseau« den deutschen Nationalglauben und die Nothwendigkeit einer positiven, geoffenbarten Religion nachwies. Denn orthodoxer war Möser in der Religion wie in der Politik. Für die deutsche Volks- und Landesgeschichte, für Ausbildung des deutschen Rechtes, für Verständniß deutscher Freiheit hat er in seinen Schriften sich eine Wichtigkeit errungen, wie nicht leicht ein anderer populairer Autor. Die vaterländische Geschichte beschäftigte sich vor ihm fast nur mit dem Gerüst der erstarrten Reichsverfassung, mit den Interessen der Fürstenhäuser, mit den Ländererwerbungen der Großen durch Erbschaft und Händel. War doch der Begriff deutscher Freiheit bis zur anarchischen Unabhängigkeit der Reichsstände eingeschrumpft. Möser führte die vaterländische Geschichte und mit ihr den Blick der Politiker und Patrioten zum Volke, zur Volksfreiheit, als zu ihrem Kern, Mittel- und Zielpunct zurück. Freiheit und Recht der Bürger, des Volksstammes und der Nation, die Veränderungen, Kämpfe und Schicksale dieser Freiheit: dies sollte der wesentliche Zweck deutscher Geschichtsdarstellung werden; Regierungen, Interessen der fürstlichen Familien, Erbstreitigkeiten und Glücksgüterschaft der Großen sollten nur Mittel zum Zwecke sein, nur auf die Entwickelung des Volkes bezüglich Geltung haben; kurz, der Begriff der Nation war für ihn der eigentliche Inhaber der Majestät. Und als den Hauptnutzen solcher vaterländischen Geschichte bezeichnet es Möser, daß sie »insbesondere auch den Bürger und Landmann lehren müsse, wie er in den mancherlei Regierungsformen und deren sich immer verändernden Spannungen Freiheit und Eigenthum am sichersten erhalten könne, und ob und wo ihm die politischen Einrichtungen Unrecht thun.« In den kurzen Umrissen der Entwickelung der deutschen Geschichte, die er in der Vorrede zur osnabrück-

Digitized by Google

schen Geschichte gibt, tritt sein Hauptgedanke über die deutsche Verfassung hervor, der sich in sämmtlichen historischen und politischen Schriften wiederholt. Ihr Wesen, ihre Aufgabe besteht für ihn nämlich in der möglichsten Erhaltung oder Herstellung freier Bürger mit einem auf freies Land-, Geld-, oder Gewerbsvermögen gegründeten, freien, selbst oder durch wahre Stellvertreter ausgeübten Stimm- und Bewilligungsrechte bei Gesetzgebung und Besteuerung, mit freien Genossenschaftsvereinen und Genossenschafts- oder Schwurgerichten. Für das Reich oder die ganze Nation hatte ihm ebenfalls eine Verfassungsentwickelung, wie die britische, die angemessenste und heilsamste geschienen, eine solche, »in welcher ein neues Reichsunterhaus den Kronbedienten und dem hohen Adel die Waage hielte, und das ganze Reichskriegs- und Steuerwesen unter seiner Bewilligung habe.« Der Geschichtschreiber, war seine Ansicht, habe dies an den Begebenheiten nachzuweisen, indem er die ursprünglichen und ureigentlichen Staatsbürger, in der frühern Zeit also alle Landeigenthümer, »als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolge, aus ihnen den Körper bilde, und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers beachte. »Wir können sodann dieser Geschichte,« fährt er fort, »nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopöe geben, worin die Territorialhoheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt; sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehrer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir blos das Leben und die Bemühungen der Ärzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken.« An einer andern Stelle (Th. II. S. IV.) wiederholt er, der Geschichtschreiber müsse durchaus den »ursprünglichen Socialcontract des Staates auf Freiheit und Eigenthum« zur Grundlage machen, da ja »die Begebenheiten nur Annäherungen oder Abweichungen von der Hauptlinie« seien, wie ja auch der Mathematiker zur Berechnung der krummen Linie von der vollkommenen geraden ausgehe; die politische Geschichte eines Volkes sei die Naturgeschichte der ersten einfachen Socialverbindung. Als das goldene Zeitalter deutscher Nationalfrei-

Digitized by Google

heit betrachtet dann Möser die altgermanische Zeit vor Einmischung der Feudalverhältnisse, »wo jeder deutsche Ackershof mit einem Wehren besetzt war, wo alle privilegienweise Befreiung von der gemeinen Vertheidigung verhaßt, nur gemeine und hohe Ehre in der Nation bekannt, Niemand außer dem Leut oder Knecht einem Herrn zu folgen verbunden, und der gemeine Vorsteher ein erwählter Richter war, welcher blos die Urtheile bestätigte, so ihm von den Rechtsgenossen gewiesen wurden. Dieses goldene Zeitalter dauerte noch guten Theils unter Karl dem Großen, wiewohl mit einer den Hauptzweck schärfer anziehenden Einrichtung.« Von Karl dem Großen sagt er (S. Abeken, Reliquien von Justus Möser und in Beziehung auf ihn u. s. w. Berlin, 1837): »Wer die Capitularien dieses Mannes ohne Rührung lesen kann, wer seine Sorgfalt für den gemeinen Landeigenthümer, ohne von einer bewundernden, erkenntlichen Andacht auf seine Kniee gerissen zu werden, betrachten kann, der muß das Herz eines Finanzpächters haben.« Möser verfolgt dann das Sinken der gemeinen Freiheit und Ehre durch faustrechtlichen Feudalismus und ihr zeitweises größeres Aufblühen, namentlich unter Heinrich I.; dann durch die Städte, Städtebündnisse und ihre Pfahlbürger. »Allein,« fährt er fort, »die Hände der Kaiser sind zu schwach und schlüpfrig, und anstatt diese Bundesgenossen mit einer magna charta zu begnadigen, und sich aus allen freien Bürgern und Städten ein Unterhaus zu schaffen, welches auf sichere Weise den Untergang früherer Landeigenthümer wieder ersetzt haben würde, müssen sie, nachgebend dem Hasse der höheren Reichsstände gegen die Freiheit und Macht der Städte, gegen solche Verbindungen und Pfahlbürgerschaften ein Reichsgesetz um's andere machen. So thut es z. B. Heinrich VII. und Friedrich I. Rudolph von Habsburg sieht diesen großen Staatsfehler wohl ein und ist darauf bedacht, ihn zu verbessern, befördert auch die Reichs- und Landstandschaft der Städte; allein Karl IV. arbeitet nach entgegengesetztem Plane, indem er die mittlere Gewalt im Staate wieder begünstigt. Und Wenzel's große Absichten, welche den Reichsfürsten nicht umsonst verhaßt waren, werden nicht gut ausgeführt. Während in Dänemark das Landeigenthum sich wieder unter die Krone fügt, und in der Schweiz drei Bauern gemeine

Digitized by Google

Ehre und Eigenthum wieder herstellen, wurde die Absicht des Bundschuhes und anderer, nicht undeutlich bezeichneten Bewegungen von den Kaisern kaum empfunden. Sigismund thut etwas, besonders für die Friesen. — Mehr als einmal erforderte später die allgemeine Noth, alles Lehen-, Pacht-, Zins- und Bauerwesen von Reichswegen wieder aufzuheben, von jedem Mansus den Eigenthümer wieder aufzumahnen. Denn nachdem die Lehen erblich geworden, fielen solche mehr und mehr zusammen, — und wie die auswärtigen Monarchien sich auf die gemeine Hülfe erhuben, waren die wenigen Lehnsleute nicht im Stande, ihr Vaterland dagegen allein zu vertheidigen. Allein eine so große Revolution wäre das Werk eines Bundschuhes gewesen. Man mußte also auf einem fehlerhaften Plane fortgehen, und die Zahl der Dienstleute mit unbelehnten und zum Theil schlechten Leuten vermehren, allerhand Schaaren von Knechten errichten. — Luther's Lehre war der gemeinen Freiheit günstig. Sie hätte dem Kaiser die allervollkommenste Macht zuwenden können, wenn er die erste Bewegung recht genutzt, alles Pacht-, Lehen- und Zinswesen im Reiche gesprengt, die Bauern zu Landeigenthümern gemacht.« — Statt dessen, müssen wir hinzufügen, hat der Protestantismus den Absolutismus der Souveraine nur befördert. Was aber das Recht allgemeiner Bewaffnung und Streitfähigkeit betrifft, so ist es in der Monarchie Preußen mit der Existenz stehender Soldheere identisch geworden. Was freilich als Pflicht geboten, als Last empfunden wird, nachdem dieselbe Obliegenheit so lange Zeit von Söldlingen erledigt worden, kann den alten Begriff germanischen Rechtes und germanischer Ehre nicht ganz ersetzen und erfüllen.

Möser nun klagt, wie sich die alten Begriffe freien Eigenthums und gemeiner Ehre nach und nach bei wachsender Absolutheit der Reichsfürsten verdunkelt hätten, obgleich sich in ihnen der Geist der deutschen Verfassung ausgesprochen, und in ihnen der Charakter unserer Nation sich festhalten müsse. Beide wurden erschlafft und beseitigt. Und so kam es in Deutschland nicht blos nicht zu einem Reichsunterhause, das die Reichsfürsten beschränkt und den Kaiser gestürzt hätte, sondern auch der Ersatz eines solchen, die freie landständische Verfassung, aller Reichsschutz, alles Zusammenfassen der Kräfte in einer Gemeinheit,

Digitized by Google

das ganze Reich, sammt der äußern und innern Freiheit der deutschen Nation stürzte schmachvoll zusammen, kaum ein Jahrzehend nach des Patrioten Möser Tode. Mit Hülfe des fremden Despotismus waren deutsche Territorialstaaten entstanden; allein der Bund mit dem Feinde deutscher Nation konnte nicht von Bestand sein, und als die Schmach auf's Höchste gestiegen, da verhießen alle Fürsten, in Anerkennung der wahren deutschen Nationalrechte und Wünsche, zur Rettung ihrer Throne und zur Abwehr des gemeinsamen Unheils einer Fremdherrschaft, im Wesentlichen dasjenige, was Justus Möser stets als das Nationalheil der Deutschen angesehen, Herstellung jener gemeinen deutschen Ehre, Freiheit und Wehre unter freier nationaler Verfassung und gesetzlicher Theilnahme an der Leitung des Staates. Wer mitthaten soll, muß auch mitrathen! Dieser Grundsatz unserer Altwordern schien wieder eine Wirklichkeit, eine nationale Wahrheit werden zu wollen, und im Vertrauen auf diese Zusage erhob sich das Volk mit Begeisterung und zerstörte glorreich die Schmach der Fremdherrschaft. Wolle uns denn der Gott unserer Nation weiter helfen!

Justus Möser ist recht eigentlich der solide, mit historischen Gründen gewaffnete Sachwalt constitutioneller Regierungsformen. Im Recht sieht er die Freiheit, und das Recht ist ihm der Ausdruck der Mehrheit Stimmbefähigter. Wer also den Drang nach Vertretung, wie er sich in allen deutschen Landen verlautbart, verdächtigen zu können meint, indem er ihn als Wiederklang französischer Erregtheit in Folge der großen Umwälzung, oder blos als Nachwehen der pariser Juliwoche des Jahres 1830 zu nehmen gewillt ist, der ist gar sehr im Irrthum, und täuscht sich sehr oberflächlich und leichtsinnig über seines Volkes beste Wünsche, über seines Jahrhunderts leise, aber unabweisbare Mahnungen. Justus Möser schrieb seine Bücher aus Andrang echt germanischer Regungen; Kopf und Herz des Mannes war deutschgeboren, deutscherzogen, gegen Alles, was französisch war, hegte er den entschiedensten Widerwillen, und seinem ehrlichen Gemüthe blieb erspart, seine Ahnungen vom Zusammenbrechen deutscher Ehre und deutscher Macht, das er damals an unsern innern Nationalzuständen nachwies, unter Einwirkung fremder Gewaltschritte in Erfüllung gehen zu sehen.

Digitized by Google

Er starb, bevor Deutschlands innere Haltungslosigkeit sich als Schmach vor dem triumphirenden Feinde bekundete.

Möser wird in seinen Schriften gar nicht müde, seinen Schmerz über die Zerstückelung der deutschen Einheit, über Unterdrückung und Verkümmerung unserer Nationalehre, der Parlamentsverfassung, dem Gemeingeist und großartigen Aufschwung der Briten gegenüber, zum Ausspruch zu bringen. Eben so tief beklagt er das allgemeine Sinken des Wohlstandes. Unter andern tadelt er von verkehrten Maßregeln die Preisgebung des deutschen Handels und Verkehrs an Hollands Handelsdespotismus (Phantasien Th. I, 2.), die Kränkung der deutschen Handwerkerehre durch eine Reihe schlechter Reichsgesetze (Phantasien Th. I, 47. II, 32—34.). Auch hier weist er auf die Einrichtungen Altenglands hin, wo der König selbst in eine Zunft tritt, und sagt in Kraft englischer, aber auch echt deutscher Rechtsempfindung (I, 295.): »Diese Classe hätte nach deutschem Rechte durch eine Deputation aus ihrer Mitte zum Gesetz über ihre Rechtsverhältnisse mitwirken müssen; so aber verloren sie auf einmal Freiheit und Eigenthum, sobald man ohne ihre Einwilligung willkürliche Gesetze über sie geben konnte. Der russische Kaiser verfährt mit seinen Unterthanen nicht so arg, als das römische Reich mit bestätigten, privilegirten Zünften.« Vor dieser Freimüthigkeit, mit welcher man damals allgemein deutsche Angelegenheiten besprach, erscheint unsere Besorgniß von heute in ihrer ganzen Beschämung.

Ganz besonders preist Justus Möser so oft, unter andern in dem Aufsatze über »Vereine zu sittlichen und bürgerlichen Zwecken« (s. bei Abeken S. 79.) den Schutz, die Kraft, den Gemeingeist, die Bildung, welche freie Vereine und Innungen des Volkes begründen. Er bedauert, »daß man es immer weniger der Mühe werth halte, die geheimen Triebfedern der Menschen zum allgemeinen Besten zu nützen.« Es bliebe doch eine sichere Wahrheit, daß der Mensch sich an selbstgewählte Pflichten lange Zeit eifriger und aufrichtiger halte, als an Alles, was ihm durch die Gesetze befohlen wird. Die Alten, sagt er, rechneten weit mehr auf jene freiwilligen Gelübde, sie begünstigten Brüderschaften, welche sich der Ausübung gewisser Pflichten widmeten, und nirgends fänden sich noch mehr Gesellschaf-

Digitized by Google

ten dieſer Art, als in England. Durch Beamtenpedanterei, durch Polizeiwillkür wird der naturkräftige, moraliſche Willenstrieb der Nation langſam zerbröckelt, die vielen kleinen Duälereien der Hemmung matten die Lebensluſt ab, entadeln das menſchlich freie Selbſtgefühl der Bürger. »Durch ſeine Regiererei,« ſagt Möſer (Phantaſien Th. II, 265.), »macht der Staat die Seelen täglich enger und kleiner.«

Seine Meinungen, Gefühle und Wünſche ſind in zwei ſeiner Darſtellungen beſonders ſchlagend zuſammengefaßt; dieſe Aufſätze führen die Überſchriften: »Ein neues Ziel für deutſche Wochenſchriften, von einem Frauenzimmer,« und »Antwort« darauf. (Phantaſien Th. III, 22 und 23.) Hier finden wir ſeine Überzeugungen über deutſche Verfaſſung und Nationalbildung, welche durch eine würdige Preſſe und politiſche Zeitſchriften zu erzielen ſeien. Die humoriſtiſche Einkleidung mildert ſeine wahren Anſichten, ſtellt ſie aber frei genug in ein ſicheres Licht. Es gibt unter uns Menſchen von heute einige coquette Radicale, die den ſoliden Patrioten von Osnabrück um ſeiner altmodiſchen Ehrlichkeit willen für beſchränkt halten möchten, wie denn ſelbſt Börne als bornirter Kopf von Heine und ſeiner Schule beſeitigt werden ſollte. Dieſe Inhaltsleeren und Formſeligen unter uns von heute mag das vortreffliche Frauenzimmer, das jene Möſer'ſchen Artikel ſchreibt, beſchämen. Sie beginnt: »Ich weiß nicht, woran es liegt, allein mit der ewigen Sittenlehre, ſie mag nun aus einem harten oder weichen Tone geſungen werden, wird doch in der That ſo Vieles nicht ausgerichtet werden, als ſich die Herren Verleger und ihre gelehrten Tagelöhner vorſtellen. Die Menſchen ſcheinen mir mächtigere Reizungen zum Guten zu erfordern, Reizungen, die ſie in Bewegung ſetzen, ſie heben, ſie erhitzen und zu großen Unternehmungen begeiſtern. Sie bedürfen einer Reizung, die einer großen Gefahr, einem wichtigen Vortheile oder einer Entſcheidung gleicht, wovon Ehre und Gut abhängt, die alle ihre Kräfte aufbietet, und ſie in ſich ſelbſt Entdeckungen von Eigenſchaften machen läßt, wovon ſie in ihrer vorigen Stille kaum eine Vermuthung hatten. Dadurch werden ſie nicht blos tüchtiger, ſondern auch glücklicher.« Möſer thut dann den Ausſpruch, daß, um ein Volk groß zu machen, alle ſeine Leidenſchaften in Be-

Digitized by Google

wegung gesetzt werden müßten; nicht ein Zehntel der Kräfte werde in dem deutschen Leierzustande genutzt. Die Masse des Staates müsse »in einer beständigen Gährung, die Kräfte, die seine Erhaltung bewirkten, müßten in einer anhaltenden Arbeit« sein, denn es sei nur »eine Folge des Despotismus, der als eine ungeheure Masse alle untern Federkräfte niederdrückt, daß wir so gar ruhig und ordentlich leben.« Je freier und mächtiger alle Federkräfte in der Staatsmaschine wirkten, desto größer sei auch der Reichthum der Mannichfaltigkeit und der Privatglückseligkeit. Die Entwickelung der englischen Zustände weist er denn auch hier als Beispiel auf. Dort sei eine außerordentliche Menge von Seelenkräften in steter Bewegung; Redner, Dichter, Schriftsteller arbeiteten dort nicht blos mit flüchtiger Hand zum Vergnügen, oder mit mäßigem Eifer für den Unterricht persönlicher Schulbildung, sondern kämen mit Begeisterung dem Staate zu Hülfe, setzten jede nützliche Bewegung mit leidenschaftlichem Nationaltrieb in's höchste Licht. Alle Satyren, Komödien, Sittenlehren und Predigten stünden dort mit den Staats- und Nationalzwecken in engster Beziehung, und »der geringste Mann mache dort das allgemeine Wohl zu seiner Privatangelegenheit.« In England lebe man in einem großen Walde, wo man den Löwen brüllen, den Hengst wiehern, die Krähe krächzen, den Heher schreien, den Frosch quaken lasse und sich an dieser Mannichfaltigkeit der Stimme der Natur ergötze. »In dem kleinen Gartenzimmer aber, worin wir Nachbarskinder uns versammeln, ist auch das Gezische einer Heime empfindlich.« Alle kleinliche, engherzig muthlose Empfindsamkeit in einer Nation untergräbt ihre großen und gesunden Empfindungen, die Quellen aller Größe und Kraft. »Wir suchen,« sagt Möser, »die Ehre fast blos im Dienste, oder in der Gelehrsamkeit, und nicht in der Erreichung des höchsten Zweckes von beiden. — Wir haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland.«

Mit diesen Worten des Patrioten schließ' ich. Der Leser mag sich selbst fragen, wie viel hiervon veraltet ist, oder wie wenig. *)

*) S. Welcker's Aufsatz über Möser im Staatslexikon. Die hier angeregten Fragen sind dort weiter ausgeführt.

Digitized by Google

3.

Johanna Schopenhauer und das deutsche Rococo.

Johanna Schopenhauer ist erst mit ihren Denkwürdigkeiten, die ihr Nachlaß unter dem Titel »Jugendleben und Wanderbilder« gebracht hat, zu einer bestimmten Gestalt in der Literatur und Geschichte des deutschen Lebens geworden. Was ihr Talent geschaffen, sei es Schilderung dessen, was sie in England, in Schottland, im südlichen Frankreich und am Rhein gesehen und empfunden, oder die gemüthliche Geschichte deutscher Herzenswirren, die sie in ihrer »Gabriele,« in der »Tante« und der »Sidonia« sorgsam ausarbeitet, bedarf keines Commentars. Ihre Darstellung von »Fernow's Leben,« womit sie, eine Frau in den Vierzigern ihres Lebens, zuerst in der deutschen Schriftwelt auftrat, und ihr Buch über »Johann van Eyk und seine Nachfolger« sind nur Erzeugnisse des getreuen Fleißes, der als ausübende und als verständig empfindende Kraft auf dem Gebiete der bildenden Künste gemüthliche Studien machte. In Allem, was sie schrieb, war so viel Gleichtakt von Verstand und Gemüth, die Wirkungen, die ihre Schriften hervorriefen, waren wohlthuend, Leidenschaft und Bestrebungen hatten ihr friedliches Maß, ihre schöne Sättigung gefunden, die Schätze des Wissens waren in ihr zu einem Ergebniß vollendeter Bildung geworden. Neu, keck, gewaltig, unentbehrlich war nichts in ihr, und in ihren Selbstbekenntnissen kann nur getäuscht werden, wer eine besonders hervorstechende, geniale und pikante Persönlichkeit erwartet. Sie war freilich nicht Genie, noch weniger aber Lüge, um in den Schlaglichtern der Außerordentlichkeit zu leuchten.

Digitized by Google

Ihre Eigenthümlichkeit besteht vielmehr in dem Maßhalten des Wollens und Strebens, in der Schmiegsamkeit an die Bedingungen des Lebens, in der schönen Harmonie aller Kräfte. Hierin war sie ein Virtuos, und so gibt sie uns nach dieser Seite hin in ihren Bekenntnissen ein vollendetes Bild deutscher Weiblichkeit. Man hat sie in Bezug auf ihre Romane mit ihrer Entsagungslust gehöhnt. Sie war keine erobernde Weiblichkeit, aber sie hat auch nicht entsagt, nicht krankhaft verzichtet, um keiner Illusion willen die Wirklichkeit aufgegeben. Immer war es ihr Beruf, sich ruhig und durchdringend in den Besitz heiliger oder wichtiger Lebensinteressen hineinzufühlen, und sie so mit der stillen Kraft weiblicher Treue zu überflügeln und sich zu eigen zu machen. Wer sie im Leben gekannt, auf den hatte sie auch persönlich denselben Eindruck geübt. Ihr Salon in Weimar war ein stehender Verein der auserlesensten Naturen; Fürsten und Genies, Alles huldigte hier gern und fügte sich unter ein Scepter, das nur dazu da war, um Jeden auf Augenblicke mit sich und mit der Welt in Harmonie zu setzen. Die Schriftstellerin merkte man ihr im geselligen Verkehr nicht an, und darauf bildet sie sich in ihren Memoiren etwas ein. Auch daß sie in dem Kreise, der sich zu ihr stellte, den leisen Zügel führte, sah man nicht, man fühlte es unmerklich wie eine geheime Macht. Das gemeine Metall wandelte sich vor ihr in ein edles, oder blieb ihr ferne. Nichts drängte sich gewaltsam hervor, Alles fühlte sich wohl in gemessenen Geleisen. Das ist dem Zauber einer in sich vollendeten Weiblichkeit möglich. Nur Unklare vermißten an ihr den Mangel einer entschiedenen, vorherrschenden Richtung. Zum Maßhalten gehört jederzeit mehr Kraft als zur Überschwenglichkeit.

Gleich zu Anfang ihrer Lebensgeschichte gibt sie einen Umriß ihres eigenen Bildes, indem sie fremde Züge ablehnt und sich auf die stille Erscheinung einer harmlosen, mit der Satzung und der Sitte des Jahrhunderts schritthaltenden Gestalt zurückweist. Für's erste, sagt sie, bin ich keine mit philosophischem Blick und männlichem Muth in alle Verhältnisse des Lebens, des eignen wie des fremden, tief eingreifende Rahel; eben so wenig ein excentrisch-poetisches Kind, dessen übermächtige Phantasie Wahrheit und Dichtung dermaßen in einander wirrt, daß

Digitized by Google

es selbst am Ende beide nicht mehr zu sondern vermag. Eben so wenig lief sie schon als sechsjähriges Mädchen, wie Frau von Genlis schreibseligen Andenkens von sich selbst erzählt, in der Tracht eines Cupidon du siècle de Louis Quinze, mit einem schön beflitterten Flügelpaar auf den Schultern, im elterlichen Hause umher, so überschwenglich allerliebst und in dem Costüm aller Welt so wohlgefällig, daß sie es viele Monate nicht ablegen durfte, und Sonn- wie Werkeltags der französische Amorino blieb. Sie erschien in selbem Alter in einem Kleidchen von Kattun, eine feine weißleinene Schürze um die Hüfte, eine kleine Flor-Dormeuse auf dem Kopfe, unter welcher ein gepudertes Toupet verstohlen hervorsah. In dieser Tracht nahm sie sich aus, wie das kleine Louischen auf Chodowiecky's Kupfern zur ersten Ausgabe des Weiße'schen Kinderfreundes, diesen treuesten Modebildern damaliger Zeit.

Jeannette Trosiener war im Jahre 1766 in der alten freien Reichsstadt Danzig geboren. Ihr Vater war ein angesehener, wohlbegüterter Handelsherr, dessen Geschäfte nach Rußland gingen, wie denn Danzig mit seinen ehedem blühenden, jetzt verdorreten Handelsverzweigungen im Verkehr zwischen Deutschland, Polen und Rußland einen großartigen Mittelpunct abgab. Der alte Herr war fröhlicher, lebhafter Gemüthsart, von unbestechlicher Redlichkeit, von unbeugsam republikanischem Sinn. Er hatte für die damalige Zeit bedeutende Reisen gemacht, in Lyon mehrere Jahre verlebt, war in Warschau, in Petersburg und Moskau gewesen, und redete die Sprachen der verschiedenen Länder. Wenn er als Senator auf dem Rathhause erschien, in der großen Amtskleidung, mit dem faltenreichen, mit Sammet breit aufgeschlagenen Mantel von schwerer schwarzer Seide, mit der lockenreichen, weißgepuderten Allongenperücke, nahm er sich aus wie eine Säule des freien Bürgerthums, das im Himmel einen protestantischen Gott, auf Erden kein anderes Regiment als die Herrschaft deutscher Redlichkeit anerkannte. Zu seinen Eigenheiten gehörte eine unzähmbare Heftigkeit des Charakters, die sich oft bei geringfügigem Anlaß in plötzlichen Jähzorn steigerte. Dann erbebt vor seiner Donnerstimme das ganze Haus, Kinder, Hunde und Katzen kauern still zusammen, wenn es heißt: »Der Vater kommt!« Nur die Mutter mit ihrer geschäftigen

Digitized by Google

Ruhe, mit ihrer liebevollen Duldsamkeit, weiß dem Ungewitter die ableitende Bahn zu öffnen; sie predigt nicht, sie schmeichelt nicht, redet nicht zu, aber sie versteht es, den Löwen unmerklich zu sänftigen, und innerlich beschämt, schmiegt er sich alsbald vor der Macht der in sich selbst getreuen, wandellosen Freundlichkeit. Eine gewisse altfränkische Galanterie, wie sie unseren Altvordern gegen das weibliche Geschlecht eigen war, dies Gemisch von Instinct und Bildung, von deutscher Biederkeit und französischer Eleganz, das ihnen zur andern Natur geworden, half auch hier das Iffland'sche Familienbild, das Johanna Schopenhauer von ihren elterlichen Zuständen entwirft, wieder in's Geleis des Wohlbehagens zurechtrücken. Die Mutter, die diesen Frieden festhielt, war eine kleine, zierliche Figur mit großen lichtblauen Augen, mit feiner weißer Haut und schönem hellbraunen Haar, die sich gern mit Kleidern und Hauben aus Lyon, mit italienischen Blumen schmückte, wie man sie damals aus Eierhäutchen und Seidenwürmercocons der Natur nachtäuschte. Die deutsche häusliche Grazie von damals entschädigte für den Mangel an erworbenen Kenntnissen durch Mutterwitz, durch Ursprünglichkeit, durch den Glanz einer unsterblichen Heiterkeit. Bis zur Erscheinung von »Sophiens Reise von Memel nach Sachsen,« hatte sie außer Gellert's Schriften wenig gelesen. Romane standen in jener Zeit in schlechtem Credit, doch bei diesem machte die kleine Frau eine Ausnahme, weil er zum Theil in Danzig spielte, und Hermes, der Verfasser desselben, eine Zeitlang dort gelebt.

Auf Danzig mußte Bezug haben, was von Geltung sein wollte. In den Siebzigern regte es sich in Deutschland, allein in der nordischen freien Stadt blieb das Althergebrachte in festen Ehren; seit 1772, dem Jahre der ersten Theilung Polens, war mit der militairischen Barbarei des Preußenthums alles Moderne verdächtig. Das freibürgerliche Danzig fühlte sich in einem neutralen Mittelpunct zwischen deutschen und slavischen Weltverhältnissen, es hatte zwischen diesen Elementen die Mission commercieller Vermittelung und glaubte sich über die Möglichkeit, einer dieser Gewalten anheimzufallen, weit hinweggehoben. Die Stadt hatte damals das Gepräge einer soliden Prachtliebe und eines hohen Wohlstandes, den sie später unter

Digitized by Google

preußischem Staatsverbande russischen Interessen zu Liebe einbüßen mußte. Es gewährt einen behaglichen Genuß, mit den Darstellungen des Buches sich in dem Rococo des altreichsstadtherrlichen Comfort einzusiedeln. Wie in all den hanseatischen Städten sind die Häuser mit der Giebelseite der Straße zugekehrt. Durch den Festungsbau ist der Boden beschränkt, die sorgfältige Benutzung des Raumes wird zur Pflicht, die Gebäude sind in der Dimension der Breite beengt, man wühlt sich in die Erde hinein, und fünf Stock hoch reichen die schmalen Häuserstreifen in die Luft hinaus. Vier bis fünf Fuß hohe Mauern machen von Haus zu Haus eine Grenze, blecherne Röhren leiten das Regenwasser von den Dächern in kolossale Delphinen. Eine Art Terrasse, die sie Beischlag nennen, mit großen Steinplatten belegt, zieht sich vor jeder Fronte hin, bequeme breite Stufen führen hinauf, straßenwärts ist dieser gothische Balcon mit steinernen Brustwehren versehen. Hier ist der Tummelplatz einer offenherzigen Häuslichkeit, während die Souterrainbewohner ihre familiären Verrichtungen auf freier Straße treiben. Hier und da steht ein alter Lindenbaum, an ihn und an den Beischlag knüpft sich die Geschichte der Familien. Die ganze Structur der eigenthümlichen Stadt ist nordisch, und hat die Existenz zwischen dem germanischen Zierrath einen südlichen Anstrich, den man im flachen Kasernenstyl eines modernen Berlins oder anderer nordischen Neustädte vergeblich sucht. So zusammengepfercht, so verbaut im Rococo althergebrachter Sitte, ist hier das Leben der Altvordern voll Stolz, voll Reichthum, voll eines Glückes, das nur innerlicher wird, je mehr es alle seine Schätze in der Enge beisammen hat und nicht in der Ferne wähnt. Dabei verschrumpfte das Leben hier nicht, wie es den philiströsen Binnenstädten alter Reichsherrlichkeit erging. Das Element des Meeres brachte den offenen Weltverkehr, die Dominiksmesse, die vier Wochen dauerte, war ein Weltmarkt für entlegene Nationen, die Flotten, die der polnische Kornhandel in den Hafen führte, gaben ein unaufhörlich bewegtes Schauspiel. Der Sinn der Bewohner war altlutherisch, Katholiken konnten nicht einmal Nachtwächter werden. Bei alle dem stand Glaubensfreiheit fest, wie der Flor der Handelsstädte sie einbedingt. In allen Stadtwinkeln gab es Klöster aller Art, ein

Digitized by Google

Official des Papstes residirte dort, eine Art Nuntius, der sogar ähnliche Rechte wie der Schmied von Gretna-Green ausübte. Eine große Anzahl angesehener polnischer Familien verlebte mit glänzender Dienerschaft in Danzig einen Theil des Jahres.

Es wimmelte in den Straßen von malerischer Nationaltracht. Man sah den stolzen Staroſten, die hohe viereckige Mütze schräg auf den Kopf gerückt, die Hand am klirrenden Säbelgriff, mit der andern den Schnurrbart streichend oder in die breite, golddurchwirkte Schärpe gestemmt, die den reichen seidenen Leibrock gürtete, während das flatternde Überkleid mit den hängenden Ärmeln die schöne Gestalt verhüllte, um sie vortheilhafter zu zeigen. Er trat mit den gelben Saffianstiefeln so verwegen auf, und kam doch, um in der großen, freien Stadt dem Genuß des Lebens nachzuhängen, den er zu Hause vermißte. Ganz im Gegensatz zu diesem, nicht prunkend, solid und gegen die Tücke des Klimas emsig geschirmt, erschienen die russischen Kaufherren auf den kleinen, von zottigen Pferden gezogenen, von langbärtigen Iswoschtschiks regierten Kibitken, die Säcke voll Silberrubel, damals noch baare Bezahler, weil sie mit Wechseln nicht umzugehen wußten. In besonders fruchtbaren und wasserreichen Jahren, so lange bis zur ersten Theilung Polens der Kornhandel ein Monopol von Danzig schien, sah man oft den breiten Weichselstrom mit mühsam an einander sich fortschiebenden Fahrzeugen bedeckt. Hätte man einen Fremden ganz unvorbereitet auf die lange Brücke geführt, er mußte glauben, auf eine der damals kaum entdeckten Südseeinseln, mitten unter die Kanons der Wilden gerathen zu sein, so durchaus uneuropäisch sahen die Schimky's aus mit ihren Flottillen. So hießen die starknochigen, hagern Gestalten der polnischen Leibeigenen. Ihre Erscheinung war entsetzensvoll. Bis auf den nationellen, von Regen und Sonne gebleichten Zwickelbart, war Haupt und Antlitz kahl geschoren, eine flache Pelzmütze oder ein selbstfabricirter Strohhut bedeckte den Scheitel; Hals, Nacken, Brust waren entblößt, ein Strick gürtete die grob-leinenen Beinkleider, mit den hölzernen, eisenbeschlagenen Sohlen, die sie an den nackten Fuß banden, machten sie, in Haufen herangewälzt, auf den granitnen Pflastersteinen einen Lärm, daß die Bürgerskinder vor ihnen heerdenweise in die Häuser flüchteten. Und

Digitized by Google

dieſer Auswurf der polniſchen Staatswirthſchaft war ein gutmüthiger Schlag Menſchen, dieſes ſarmatiſche Mittelding zwiſchen Kind und Affe ſchien nur ſo wild, war zahmen Gemüthes, hatte keine Laſter, nur die ſchmachvolle Tugend der Duldung. Faſt nie war ein Schimky des Diebſtahls beſchuldigt; ein Edelmann aber, der im Zorn oder aus Verſehen eine Creatur dieſer Art erſchlug, zahlte zehn Thaler Strafe ohne weitere gerichtliche Procedur. Tag und Nacht lagen ſie unter freiem Himmel am Ufer des Meeres neben den haushoch aufgeſchütteten Weizenhaufen, die ſie bewachen und fleißig umſtechen mußten, bevor ſie eingeſpeichert wurden. Erbſenbrei, mit Heringslake oder Talg gefettet, war ihr täglich Mahl, die hölzernen Löffel, mit denen ſie ſpeiſten, lagen in großer Menge neben ihnen, ſie bildeten den Zweig ihrer eigenen Induſtrie. Und wenn der Branntwein ſie berauſcht, werden dieſe Beſtien nicht etwa tückiſch, ſondern höflich und galant. Sie bücken ſich, daß die Stirn faſt den Boden berührt, umfaſſen einander das Knie, küſſen einander die Hände und umarmen ſich auf allgemein polniſche Art, indem Jeder über des Andern Nacken den Hals hinüberſtreckt und den Nacken des Freundes küßt. Weiß einer von ihnen eine Saite zu kratzen, ſo ſpringt Alles mit elaſtiſcher Federkraft auf, jauchzend machen ſie paarweiſe die eleganten Schwenkungen der Polonaiſe, oder taumeln bachantiſch die edlen Windungen der Maſurka durch. So luſtig kann der Jammer ſein, ſo glücklich die Brut der Verworfenen! — Und dies ſind noch die Marſchfertigen, die Auserleſenen unter den Schimky's. Weiber und Kinder, der Bodenſatz des Elends, ſind daheim geblieben, der Edelmann duldet ſie nicht auf den Zügen nach dem danziger Markt. Dagegen lernen wir auf danziger Boden zu anderer Jahreszeit Horden polniſcher Weiber kennen. Einige Monate vor der Erntezeit kommen die Schaaren der armen Maruſchka's, die für Koſt und jämmerlichen Tagelohn die Kornfelder in der Umgegend ausjäten. Ein langes blaues, um den Leib gegürtetes Stück Wolle und ein weißes Tuch, um den Kopf gewunden, macht ihre ganze Bekleidung, baarhaupt, baarfuß, hager, von der Sonne verbrannt, ſo laufen ſie mit geſchäftiger Haſt auf dem danziger Werder umher, eben ſo hart am Leben gebrandmarkt, aber weit mehr noch an den Zufall preisgegeben wie

Digitized by Google

der Leibeigene, der im Gefühl der sichern Knechtschaft fast eine heitere Zufriedenheit erschwingt.

So tief steckte das germanische Element der alten Reichsbürgerlichkeit Danzigs in sarmatischer Umgebung. Von einer Wärterin lernte das Kind Jeannette die polnische Sprache, die damals, besonders in der Gegend um Thorn, unter den niedern Ständen noch die herrschende war. Auch noch andere Figuren nichtdeutscher Art wirkten auf die Erwachsende ein. Eine traute Gestalt war der Prediger der englischen Kirche, Doctor Jameson, an Yorik erinnernd, wie man ihn aus der sentimental journey kennt. Eine alte französische Hugenottin, in der streng beibehaltenen Tracht und Sitte des Bürgerstandes ihrer Heimath, hielt mit ihren Töchtern Schule, und so lebte man in dem großen Handelsplatz in der universalen Mitte von Völkerstämmen. Die Darstellung gibt uns das Alles so frisch, daß wir uns völlig einleben können in die Existenz des alten Danzigs. Jene Französin war die Mutter Chodowiecky's, und die Erscheinung dieses Mannes ist eine Andeutung, nach welcher Seite sich in Johanna Trosiener ein Talent entwickeln werde. Es ist die Kunst des Zeichnens und Portraitirens, die sich weit später im Umgange mit Fernow größere Kreise eröffnete und die technische Vorbereitung gab, um ein Werk wie über Johann van Eyk zu liefern. Eine vorüberziehende Gestalt in Danzig war Abt Vogler, später in Darmstadt Maria v. Weber's und Meyerbeer's musikalischer Lehrer, der für Johanna's Leben und Richtung ohne weiteren Einfluß blieb. Sie war ein nach klarem Verständniß strebendes, ein emsig schauendes, ein zeichnendes Talent. Schon frühzeitig übrigens, auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, entschied sich ihr menschlich bürgerliches Loos. Sie ward die Gattin eines um vieles älteren Mannes, der dem Stande ihrer Familie angehörte und dessen Namen sie später, erst nach seinem Tode, in der Schriftwelt beibehielt. Mit wenigen sorgsamen Federstrichen skizzirt sie ihr Ballcostüm, in dessen Pochen und Schleifen sich die Rococozeit charakterisirt. In der Erscheinung des Weibes ist entweder Nichts, oder Alles bedeutend. Wir haben an Johanna Schopenhauer, Gott sei Dank! wieder ein Weib, unter dessen Händen die Angelegenheiten

Digitized by Google

der Toilette eine kleine Bedeutsamkeit erlangen. Ich sage Gott sei Dank! der großen Emancipationsfragen unbeschadet, in deren raisonnirende Wuth sich die deutschen Grazien hineingelogen, aus Angewöhnung und Nachgewäsch, nachdem zwei große Geister den gottseligen Frieden eines stillbehüteten Glücks in der Menschenwelt verwüstet fanden, und die vestalische Flamme mit Sturmwind in rothe Lohe fachten. Jeanette aus Danzig steht wie ein einfältiges Kind neben ihnen und zupft beschämt an ihrem altmodischen Reifrocke, der die Sitte der Väter in seinen Falten birgt. Ich habe kein Arg, ihr die Skizze dieses kolossalen Brautkleides nachzuzeichnen. Ein ungeheurer, mit Drathgestell und Roßhaaren unterbauter, mit großen Massen von Federn, Blumen, Bändern gekrönter Haarthurm, so nennt sie selber den Kopfputz, setzt ihrer Länge wenigstens eine Elle zu; die weißen, kaum mehr als zolldicken Stelzchen unter den mit goldgestickten Schleifen gezierten Ballschuhen halfen der Gestalt von unten nach, so daß sie auf den Fußspitzen schwebte. Ein aus dicht an einander gefügten Fischbeinstäbchen zusammengesetzter Harnisch, fest und steif genug, um einer Flintenkugel zu widerstehen, trieb gewaltsam Arme und Schultern zurück, die Brust heraus, und schnürte über den Hüften die Taille zur Wespenperson ein. Der eiserne Bügel im Corset schirmte die Brust, hemmte aber jede unnütze Bewegung oder zügelte die Leidenschaft. Über dem Reifrocke saß das seidene Gewand, mit Falbeln und allerhand Kinkerlitzchen garnirt, die weder Homer noch Walter Scott zu schildern vermöchten. Über dem seidenen Rock von gleichem Stoff das schleppenbehangene Oberkleid, vorn aus einander fallend, zu beiden Seiten unsagbar reich besetzt. Hals und Brust wurden freier getragen, als jetzt das emancipirte Zeitalter es wagt. Die Ärmel reichten bis an den Ellbogen, waren bis zu den Schultern hinauf mit Blonden und Band üppig bewachsen. Das war die Tracht der Grazien von damals, reizend und verhüllend, lockend und versagend in raffinirtem Gemisch. Auch Lotte steckte in solchem Kunstgehäuse und die quälerische Sehnsucht Werther's nach der Natur, die Verzweiflung, die nach Pistolen greift, weil sie in der Verwahrlosung nicht mehr die reine Gestalt herausfindet, wird an sol-

Digitized by Google

chem Costüm erklärlich. Diese halbwahre Betrachtung schieben wir freilich unserer Darstellerin unter, sie bleibt ruhig bei ihrem Metier, sie zeichnet die Conturen ihres Lebens und ihrer Weltumgebung. Roth aufzulegen war nicht Sitte in Danzig, man fürchtete die donnernde Kanzelrede eines Mannes, der die Sünde des Zeitalters beim rechten Ende, beim Kragen, faßte. Dagegen gehörte ein länglich glattes Perlmutterdöschen zum tragbaren Necessaire der eleganten Damenwelt. Es enthielt die aus schwarzem englischen Pflaster geschlagenen, winzig kleinen, vollen und halben Monde, Sternchen und Herzchen. Verließ eine Musche ihren Platz, so ward die Lücke schnell aus dem Vorrathe der Dose gefüllt. Diese schwarzen Puncte erhöhten die Lebendigkeit des Mienenspiels im Angesicht. Eine Reihe der kleinsten, aber leise anwachsenden, mondförmig gestalteten Tüpfchen saß im äußern Augenwinkel, und diente dazu, die Augen hervorzurücken und die Wirkungen ihres Glanzes, ihres Farbenspiels zu unterstützen. Ein paar Sternchen im Mundwinkel gaben dem Lächeln der Lippen den Zauber der schalkhaften List. Die Musche auf der Wange, am rechten Orte angebracht, hob den Teint und gab den Schein eines amorosen Grübchens. Auch Muschen in größerem Format waren üblich für Personen, die sich stark unterstützen und der hinfälligen oder böswilligen Natur mit Energie beispringen wollten. Solche größere Muschen hießen Sonnen, Täubchen, sogar Liebesgötterchen. Diese hießen vorzugsweise assassins, um ihrer mörderischen Wirkung willen, die sie auf die Herzen übten.

Auch für die Toilette der Männer hatte der Sinn des zeichnenden Talentes dieselbe Aufmerksamkeit. Junge Elegants fingen damals schon an, den Perücken den Abschied zu geben und ihr eigenes Haar gepudert en aile de pigeon frisirt zu tragen. Der gute Haarbeutel lag zu tief im Geiste des Jahrhunderts, um sich ausrotten zu lassen, aber man trug ihn in kleineren Dimensionen und ohne postillons d'amour. Pantalons, Gilets und Fracks waren noch nicht erfunden. Die Röcke hatten beinahe den Schnitt der jetzigen Hofkleider, man trug sie in allen Farben, sogar weiße mit reichen Stickereien in Gold oder bunter Seide, und dazu passende gestickte seidene Westen. Ältere

Digitized by Google

Männer trugen auch wohl Röcke von dunkelfarbigem Sammet, bei einer Weste von Goldglacée. Manschetten und Jabots von brüsseler Spitzen waren im Putz unerläßlich; mehr noch bei Alt und Jung der Degen, ohne welchen sich Niemand, der zur höheren Bürgerclasse gehörte, auf offener Straße zeigte. Stiefel wurden nur bei üblem Wetter getragen, selbst die ältesten Männer gingen täglich, ohne Besorgniß, sich zu erkälten, in Schuhen und seidenen Strümpfen einher; in einer Gesellschaft, wo Damen zugegen waren, in Stiefeln zu erscheinen, wäre höchst ungezogen gewesen. So wollte es die vom höhern Bürgerstande stillschweigend als Gesetz anerkannte Sitte. Für das Verhalten der Frauen gab es mehr Einbuße, als die heut zu Tage entfesselte Gemüthlichkeit im ungenirten Umgange sich erträumt. Ohne von einem Bedienten oder einem Kammermädchen begleitet zu sein, hätte sich keine Frau von Erziehung über die Straße gewagt; auch ging keine in die Läden, um ihre Einkäufe selbst zu besorgen; die Kaufleute waren darauf eingerichtet, die verlangten Waaren zur Auswahl in's Haus zu schicken. An öffentlichen Orten, auf der Promenade oder im Theater ohne männliche Begleitung zu erscheinen, galt für unschicklich; da aber die Männer vom Geschäft gefesselt waren, so ergab sich für die Frauen die Nöthigung einer streng häuslichen Lebensweise.

Ergötzlich war der phantastische Hang, die Knaben herauszuputzen. Die Kleidung der Mädchen fügte sich mit weniger Änderung der herrschenden Mode, die Knaben liefen bis in's siebente Jahr wie zum Carnevalsscherz costümirt herum. Die Kleidung der Männer wollte sich nicht in Duodezausgaben herstellen lassen, also mußte man erfinderisch sein, fand aber nichts allgemein Geltendes und ließ der Laune die Freiheit. Man sah kleine Husaren, Chinesen, Ungarn, Tyroler, Türken mit Turban, Reiherbusch und hölzernem Dolch im Gürtel. In Berlin wurde damals dieser wunderliche Hang, wie so viele andere Seltsamkeit des Raffinements, lächerlich überboten; eine berliner Dame, die Jeanettens Familie in Danzig besuchte, brachte ihr einen allerliebst niedlichen Hamlet von fünf Jahren im vollen Theatercostüm zum Spielgesellen mit.

Digitized by Google

Seltsame Figuren gaben in Danzig die Ärzte ab. Von slavischen Naturelementen umringt, der dumpfen Verwilderung, welche die Cultur der germanischen Welt schon überwunden, um so vieles näher gerückt, mußten die Doctoren der Heilkunst eine Verehrung genießen, die auf übermächtige Gewalt rechnete; man nannte sie nicht anders als Excellenzen. Ihr Haupt bedeckte eine schneeweiß gepuderte, lockenreiche, dreizipflige Allongenperücke; einer dieser Zipfel hing über den Rücken herab, die beiden andern wiegten sich auf den Schultern; ein goldbesetzter, scharlachrother Rock, sehr breite Spitzenmanschetten und Jabot, weiße oder schwarzseidene Strümpfe, Knie- und Schuhschnallen von blitzenden Steinen oder vergoldetem Silber und ein kleines plattes Dreieck von schwarzer Seide unter dem Arme, chapeaubas genannt, vollendeten die prachtvolle Toilette einer solchen über Tod und Leben Gewalt führenden Excellenz. Dazu nehme man noch das starke spanische Rohr mit einer goldenen oder aus Elfenbein künstlich geschnitzten Meerfrau als Krückenkopf darauf, um in schweren, bedenklichen Fällen Kinn und Nase zu stützen, und die Figur, die uns die komische Oper noch liefert, tritt fertig in's Leben.

In solchen Umgebungen war Johanna erwachsen, und man findet die schlanke, bescheidene Gestalt kaum unter den Objecten heraus. Wie es solchen Naturen eigen, sie verliert sich in ihrer Welt. Dafür hat sie dann auch den Triumph einer vollendeten Portraitirung der Personen und Zustände. Es gibt kein Bild der Jahrzehende Siebzig und Achtzig, das treffender wäre. Und diese Kunst des literarischen Zeichnens blieb ihr so treu bis in ein hohes Alter, ja vollendete sich erst so spät. 1766 war sie geboren und 1837 schrieb sie ihre Memoiren, ein versteinerter Repräsentant versunkener Aeonen erschien sie sich selbst, als sie sich anschickte, einem jüngeren Zeitalter vom längst entschwundenen Rede zu stehen. Leider blieb ihr Meisterstück einer weiblichen Biographie Fragment, der Tod übereilte sie beim Abschluß des ersten Bandes, beim Abschluß der alten Reichsfreiherrlichkeit Danzigs. Mit der ersten polnischen Theilung war das Gebiet der Republik geschmälert, der preußische Schlagbaum zog eine arrogante Grenze, Werber kamen, Rekruten wurden vor den

Digitized by Google

Augen der guten alten Mama Danzig gefuchtelt. Der Handel sank, der üppige Reichthum versiegte an seinen Quellen, die großen Verbindungslinien, die ehedem Danzig zum mercantilen Mittelpuncte zwischen Deutschland und zwei slavischen Völkern machten, wurden zur See wie zu Lande abgeschnitten, die alte solide Pracht des freibürgerlichen Lebens verödete, und der republikanische Stolz wurde ein Zorn, dessen Ohnmacht in sich selber ohne Mahnung blieb. Die glänzende Parade, die König Friedrich Wilhelm der Zweite auf der Grenze des freien Stadtgebietes hielt, war das letzte Ereigniß, das die Denkwürdigkeiten schildern.

Im Jahre 1793 ward Danzig blockirt und verlor an Preußen seine selbstständige Existenz. Zu den Auswanderern, die den Unwillen gegen Rechtsverletzung in die weite Welt hinübertrugen, gehörte auch Johanna's Gatte. Aus den Umrissen des ferneren Lebens, die sich notizenhaft in den hinterlassenen Papieren fanden, hat die Tochter der Entschlafenen, Adele Schopenhauer, die Bruchstücke an einander gereiht, die eigentliche Darstellung hört auf, einige Berichte, die selbstständig waren, wurden hinzugefügt. Zu diesen gehört die Schilderung Münchens und Wiens vor vierzig Jahren. Von großem Interesse ist die Erzählung vom Aufenthalt in Berlin und Hannover. Das Badeleben in Pyrmont gibt Veranlassung zur Skizzirung eines deutschen Mannes, der ein berühmtes Buch über die Einsamkeit schrieb und für seine Person den galantesten Hofmann im Costüm und Tournüre abgab; es ist der Ritter von Zimmermann, der Hofarzt in Hannover und Pyrmont. Es begannen für Johanna Schopenhauer die Reisen nach Frankreich und England, die sie zum Theil in ausführlichen Mittheilungen niederlegt. Von ihrem Aufenthalte in Paris, der in das Jahr 1803 fällt, haben wir hier die interessanten Berichte, die uns vor allem den merkwürdigen Mercier und Abbé Sicard's Taubstummeninstitut schildern. Pestalozzi lernen wir mit der Verfasserin in Burgdorf kennen. Die Briefe aus Weimar, aus dem October des für Niederdeutschland unseligen Jahres 1806, geben ein sprechendes Bild von den dortigen Zuständen kurz nach der jenaer Schlacht. Der Aufsatz über das Badeleben in Karlsbad gehört dem Jahre

Digitized by Google

1815 an. Die Kritiken über Gerhard von Kügelchen und Friedrich in Dresden sind einige Jahre früher geschrieben. Sie stehen mit dem Talente der Darstellerin in engstem Bezuge, wie sie denn immer im Leben sich zeichnend verhielt. Es ist zu beklagen, daß uns der Tod die Skizzen und Portraits entzog, die sie von ihrem Salon in Weimar geliefert hätte.

Digitized by Google

4.

Immermann.

1834.

Immermann's Merlin hat mich um des großen Stoffes willen lebhaft beschäftigt. — Der Mythus von Merlin schließt sich an die Sage vom heiligen Gral, die sich aus dem Bedürfniß eines esoterischen Geheimdienstes in der christlichen Welt erzeugte. Der Logos war unter den Menschen erschienen, von Volk zu Volk wanderte er schon', in immer weitern Kreisen das Licht seiner Wahrheit anzündend, und obwohl er recht eigentlich berufen schien, alle Elemente des Daseins, in welcher Gestalt sie auch vor ihn treten mochten, zu überwinden und in der Überwindung mit der Seele eines neuen Lebens zu erfrischen, so wandelte die zarteren Christengemüther gleichwohl die Besorgniß an, die Fülle der Liebe und der Wahrheit, die sich über den Osten und den Westen zu ergießen begann, möchte an innerer Kraft allmälig einbüßen, was sie an extensiver Ausbreitung auf dem Schauplatz der Erde gewönne. So entstand die Sehnsucht der Gemüther, im weiten Reich des Herrn eine verborgene Friedensstätte, und in seiner allgemeinen Kirche, deren Hallen und Vorhallen sich immer mehr ausdehnten, ein geheimes, abgeschlossenes Heiligthum zu haben, auf dessen Stufen nur die tiefer Geweihten beten durften. Dies Bedürfniß liegt der Sage vom Tempel Monsalvatsch (salva terra) zum Grunde, dessen geheimnißvolle Stätte Viele suchen, aber nur die vom Geiste Berufenen finden. Das tiefste Mysterium der Hingebung des Sohnes, das der Menge als eine Fabel in die ferne Vergangenheit eines Mythenalters entrückt ist, bleibt im Innern

Digitized by Google

des geweihten Tempels ewig lebendig wie gegenwärtig; alle Wunder im Leben des Heilandes erneuen sich hier in fortwährender, frischester Wirkung, und in der Kuppel des Thurmes schwebt leuchtend der heilige Kelch mit dem Blute des Erlösers, aus dessen schäumender Fluth die prophetischen Worte tönen. Es ist derselbe Abendmahlskelch, in welchem Joseph von Arimathia aus der Seitenwunde des Gekreuzigten den Blutstrahl auffing. Ein wundersamer Glanz umschwebte den Rand, ein leuchtender Äther stieg aus der Wölbung, und wer seine Wärme gefühlt, der bedurfte nicht der leiblichen Nahrung ferner, denn er spürte Funken eines heiligeren Lebens in sich. Joseph war mit dem Kleinod in eine ferne Höhle geflohen; er hatte sich vierzig Jahre lang an der beseelenden Flamme geweidet: dann war er aus dem Gedächtniß der Menschen verschollen. — Hieran knüpft sich jedoch sofort die Sage von Titurell, an die man sich erinnern muß, um der Betrachtung Raum zu geben, wie Immermann die Mythe von Merlin mit dem ganzen verwandten Legendenstoff verflochten hat. Das Mysterium vom Gral war mit Joseph von Arimathia dem Andenken der Menschen entrückt. Da vernimmt im Abendlande ein Greis, Perillus, ein seltsam Flüstern und Klingen in den Lüften. Es scheint ihn zu rufen; er folgt aber nicht, obwohl es ihn vielfach im Stillen beschäftigt. Die Erzählung pflanzt sich vom Vater auf den Sohn und auf den Enkel, Titurell. Den Knaben ergreift das Gelüst, die verklungenen Stimmen aufzusuchen. Er wandert von Land zu Land, er wird Jüngling und Mann, er wird alt und matt, ein hinfälliger Greis, und er hat den entschwundenen Wunderton noch immer nicht erlauscht und gefunden. Als er verzweifelnd niedersinkt, da rauscht es in den Lüften: vier Engel steigen herab und tragen den Kelch mit dem heiligen Blut in den Händen. Nach ihrer Anweisung baut er nun einen Tempel zur Feier des Geheimdienstes, und so wird Titurell der Stifter von Monsalvatsch. Auch Parcival, der spätere Pfleger des Grals, gehört in die Interessen der Immermann'schen Dichtung. Auch ihn ergreift ein ruheloser Drang zu ewigem Wandern und Suchen nach dem verborgenen Heil des Lebens. So führt ihn der Dichter an der Seite Lohengrin's vor, wie er den Tempel in demselben Augenblicke findet, als

Digitized by Google

Titurell von den Stufen herabsteigt, und die neue Offenbarung, die er im Innern vernommen, mittheilt. — Je reicher und voller der Duft ist, der diesen Mythen selbst bei leiser Berührung entströmt, um so weniger kann es uns genügen, wenn ihr Inhalt so kurz, oft sogar so kühl und dürftig wiedergegeben wird. Immermann's Muse gefällt sich viel zu sehr im Kolossalen und Grotesken, um die Innigkeit dieser religiösen Mährchen und den perlenden Thau, der an diesen Blumen hängt, zu überliefern. Ein unläugbarer Zug von Hoheit, Größe und Naturwahrheit geht durch Immermann's Dichtungen, aber wir *sehen* fast überall das Streben und Ringen darnach, während der vollendete beglückte und beglückende Dichter Alles in sich hat, wonach er strebt. Goethe's Auffassen der jonischen Eleganz der Alten war kein Erhaschen und Erjagen derselben: es war die naturgemäße Entdeckung des verwandten Tons in seiner eignen stillbewegten, ruhig schäumenden Seele. So sieht man aber Immermann's frühere Dramen aus der Nachahmung einer halben Seite der Shakspeare'schen Dichtungsweise hervorgehn, so daß in ihnen oft carikirt auftritt, was sich im Urbilde kolossal, gigantisch, aber doch ungesucht groß und still zur Gruppe zusammenschließt. Ist nun auch die ungebärdige Reckenhaftigkeit seiner frühern Diction, die fast an die ungelenkige, gezwungne Härte der Voßschen Übersetzung des britischen Dichters erinnerte, aus seinen spätern Dramen meist verschwunden, so findet sich doch immer noch eine Spur jener unbeholfenen Massenhaftigkeit, die ein großartiges Streben so vereinzelt und für seine Zeitgenossen unwirksam gemacht hat. — In der Mythe des Merlin sah er nun Elemente, die ihm zusagten, und was in den Umkreis der Sagen gehörte und dem Charakter des Gigantischen nicht entsprach, drängte er episodenartig zusammen, so jedoch, daß bei der oft dürftigen Kürze selbst das Verständniß der Sagen leidet, diese müßten denn dem Leser anderweitig bereits bekannt sein. In der ersten Scene des Vorspiels sehen wir Satan und Lucifer im Zwiegespräch über die Geburt Christi. Der Teufel tobt, und vergießt Thränen, daß ihm die Herrschaft auf Erden entrissen zu werden droht:

Digitized by Google

»Der droben stand der Welt zu weit,
Er kount' sie mit dem Arm nicht langen,
Die unergründ'te Schlauigkeit
Ist aber jetzt in's Fleisch gegangen.«

Da ihm nichts anderes als nachzuäffen bleibt, so will auch er sich zur Gegenwirkung den Sohn erzeugen und erwählt die Unschuld zu seinem Opfer. Die zweite Scene führt uns die reine, fromme Jungfrau vor. Ohne Verführungskunst, in wüster Gewaltsamkeit, ohne selbst seine scheußliche Gestalt zu verwandeln, bemächtigt er sich ihrer; eine empörende Situation, die uns mit Schrecken deutlich machen kann, wie das Streben nach Naturderbheit sich in der rohesten Blöße gefallen kann. Die materielle Deutlichkeit verscheucht ganz und gar das wohlthätige Helldunkel, das über der Sage schwebt, und schon die Wahl der ganzen Darstellungsweise ist eine verfehlte, denn die dramatische Form muß den Nebel, der das Mährchen umhüllt, abstreifen.

So tritt nun Merlin in's Leben, und es beginnt das eigentliche Drama mit der Überschrift »der Gral.« Merlin ist im Besitz von allen Wunderkräften des Lebens, er kennt alle Geheimnisse des Himmels, der Hölle, wie der Erde, seine Entwickelung geschieht rascher als es Satan selbst gewünscht. Schnell zum Manne gereift, läßt er jenen einen Blick in den Zusammenhang der Dinge thun, der ihm klar macht, der Teufel sei nichts als ein freiwilliges Geschöpf des Herrn.

»Er hat in dir sich als den Haß gesetzet,
Weil überschwenglich ihn die Liebe zog.«

Somit sagt er sich von der Gemeinschaft des Vaters los und zieht aus, um das wunderbare Heil des Lebens im Tempel Monsalvatsch zu suchen. Er kommt nach Castel Merveil zum Klingsor und an den Hof des Königs Artus. Im Zauberer Klingsor hat die Mythe den Egoismus der Creatur personificirt. Auf Castel Merveil hausend, im Bereich aller Zauberkünste und Naturgeheimnisse, sitzt die düstere, Alles in sich verzehrende Gestalt, die alle Mächte der Welt, nur um ihr Ich zu steigern, zu benutzen versteht. Da tritt der in Demuth Grö-

Digitized by Google

ßere zu ihm, um ihn zu stürzen, Merlin. Dieser zeigt ihm, daß die erhabenste Höhe und die tiefste Seligkeit des Geistes in der Selbstverläugnung liege; die süßen Geheimnisse der Religion seien allein das beglückende Ziel alles Strebens. Im Untergange Klingsor's bestätigt sich von neuem die Ohnmacht Satans. Diese Scenen, in denen sich Merlin und Klingsor gegenseitig berühren, sind vom Dichter eben so großartig aufgefaßt, wie würdig und kraftvoll wiedergegeben. — Wie sich Artusdichtungen in die Sage vom Gral vielfach verflechten, so reihen sich jetzt auch mehrere Situationen aus dem Kreise der Tafelrunde an einander, bis Merlin, als der langersehnte vaterlose Sohn, am Hofe des Königs erscheint und hier, von einer Neigung zu Niniana heftig ergriffen, sich als voller, wahrer Mensch fühlt. Erst in diesem Gemüthszustande erfährt er es in sich, daß er wirklich ein Sohn der Erde sei. Merlin unternimmt es nun, den Zug des Artus und der Tafelrunde nach Monsalvatsch zu leiten. Die Neigung zu Niniana entfernt ihn aber vom Wege, und während die Pilger in Wüsten umherirren, tändelt Merlin mit der neckenden Kleinen, die mit ihren Schmeichelbitten ihm endlich das geheimnißvolle Wort entwindet, das, ausgesprochen, den ganzen Zauber seines Wesens zerstört und ihn einer kraftlosen Hinfälligkeit preisgibt. In dieser Ohnmacht vermeint Satan wiederum Gewalt über ihn zu haben; er sucht ihn der Sterblichkeit zu entreißen, allein Merlin bleibt Mensch und stirbt, die Liebe Gottes preisend. Im Nachspiele: »Merlin der Dulder,« sehen wir diese letzte Scene. Er in seiner Person ist erlöst und gerettet, aber die Ritter der Tafelrunde sind verirrt und verloren, und was Merlin Großes im Geiste erwog, den Gral nach dem Morgenlande zurückzuführen und König Artus an Titurell's Stelle zum Pfleger des Heiligthums einzusetzen, ist nun unausgeführt geblieben.

Es ist nicht schwer, in einem Werke von Immermann Stellen aufzuweisen, wo die Diction die Größe des gewählten Gegenstandes völlig erreicht. Aber auch im vorliegenden möchten sich eben so viele ergeben, wo aller Reiz, den Rhythmus und Reim zu gewähren vermögen, durch eine Ungefügigkeit der Ausdrucksweise zerstört wird. Wenn es z. B. von Christi Wandel auf Erden heißt:

Digitized by Google

»Du haſt beſchloſſen, ewiges Geheimniß,
Zu winden dich durch jede Erdenſchmach;
Im letzten, tiefſten Kothe blieben nach
Die holden Spuren deiner ſüßen Säumniß u. ſ. w.«

ſo klingt dies in der That wie die verunglückte Überſetzung einer Shakſpeare'ſchen Wendung.

1839.

Immermann's erſtes Auftreten erweckte Enthuſiasmus. Man ſtaunte über die Kraft ſeiner Mittel, womit er ſich ankündigte, man hatte Zuverſicht auf die mannhafte Hoheit ſeiner Geſinnung. Das Spartaniſche ſeiner Muſe imponirte, ſelbſt wo es kalt ließ; mitten im Beginn einer verweichelnden Literaturepoche, die mit Tieck's Converſationsnovellen datirt, wollte er, ein literariſcher Michelangelo, das Zeitalter erfaſſen und ſtark ſchütteln, um die Intereſſen der Nation durch ein energiſches Streben zu kräftigen. Inzwiſchen blieb dies impoſante Naturell immer mit den Eckſteinen zum Bau beſchäftigt, ein ganzes Leben voll großer Arbeitſamkeit reichte nicht hin, dem verfallenen Theater eine neue Geſtalt, der dramatiſchen Schöpfung eine neue Richtung zu geben. Die Spaltung zwiſchen ſeinem Talent und dem Zeitbedürfniß blieb fühlbar, ſelbſt wo ſich das Glücklichſte, entſchieden Erhabenes und Großartiges, in einzelnen Zügen in ſeinen Dramen verrieth. Entnehmen wir hieraus die Beſtätigung eines Erfahrungsſatzes. Es gehört zur glücklichen Befruchtung einer Zeitepoche durch Kunſt und Literatur nicht nur, daß Talente da ſind, die Reines, Edles wollen, die wirklich im großen Dienſte des Apoll ſtehen; es gehört auch dazu, daß das Talent ganz eingehe in die Bedürfniſſe der Epoche, ganz deren Product, nicht ein einſiedleriſcher Sonderling ſei. Unter einem richtigen Ineinandergreifen der Beſtrebung des Talents und der Bedürfniſſe der Maſſe werde nicht ein abſichtliches Huldigen, kein dieneriſches Aufwarten verſtanden; hieraus wird nur die feile Literatur des eiteln Müßigganges; aber ein Blick auf jede große Culturepoche aller Völker weiſt nach, wie das Genie, wenn es Herr ſeiner Welt ſein wollte, auch inſtinctmäßig deren Sohn war. Goethe hat ſeiner Zeit ſelbſt bis auf deren Schwächen und

Digitized by Google

Verirrungen angehört. Das soll nicht dazu verführen, sich mit der Erbärmlichkeit einer schlaffen Epoche gemein zu machen, es soll nicht Richtschnur sein, aber es kann zur Erläuterung dienen, wenn es bedenklich oder auffallend erscheint, daß ein so großes Talent, wie Immermann als Dramatiker, seiner Epoche zu wenig war, so Bedeutendes construirte und doch ohne Segen blieb. Immermann's Thätigkeit ist weniger Lebensregung seiner Zeit, als vielmehr Sache der Schule. Seine kraftvoll gefügte, gutartig derbe Natur fühlte, wie sehr mit Houwald, Müllner und Grillparzer's Ahnfraurichtung das deutsche Theater in weichliche Schlemmerei versank; er fühlte in seiner Natur die Nöthigung, eine Shakspeare'sche Schule zu stiften, und aus ihr heraus gleichsam mit ganz neuem gesunden Anlauf eine zeitgemäße Höhe der dramatischen Kunst zu erstürmen. Das Zeitalter ließ sich imponiren, ohne die Sympathie zu theilen. Immermann's kolossale Arbeiten blieben in ihren zeitlosen Fundamenten stehen, Eckfteine eines großen Neubaues, ungefügig für ihre Epoche, oft cyklopenhaft täppisch hingestellt, und es ist nur die Zähigkeit dieser Energie zu bewundern, die so rastlos in sich beharrte. Inzwischen konnte das Gefühl einer tiefen Verstimmung für Immermann nicht ausbleiben, nicht eine kleinliche Empfindsamkeit über Mangel an Anerkennung, sondern eine Kraft zur Satyre gegen die Zeit, die sich seine gewaltige Arbeitsamkeit nicht aufzwingen ließ und in ganz andern Bahnen ging. In den »Epigonen« sahen wir einen Versuch Immermann's, sich der Zeit zu nähern, und das geeignete Mittel, ihr beizukommen, um Herr ihrer selbst zu werden, däuchte ihm die Goethe'sche Romanform. Um nur Eingang zu gewinnen, eine Brücke zum Publikum zu finden, ward Wilhelm Meister nicht blos in der Haltung des Haupthelden, auch in einzelnen Gestalten nachgeahmt, so daß man diese und jene, wie »Flämmchen,« sogar als Copien zu bezeichnen hatte. Dies konnte kaum bewußtlos geschehen sein. Was sich aber im Verhalten des Verfassers hier nur als Mißstimmung gestaltete, vor der ein nachgeborenes Zeitalter als ein ziemlich schiefes sich erwies, wurde im »Münchhausen« zur vollkommenen Satyre. Und zu dieser Geißel, die Immermann hier in der Figur des lügnerischen Freiherrn über sein Jahrzehend schwingt, sind Geist, Witz und

Digitized by Google

Scharfsinn mitunter straff zusammengebunden. Im Münchhausen läßt der Dichter gewissermaßen einen modernen Don Quixote durch die Gesellschaft wandern, nicht einen Lanzenreiter, der den Spleen hat, die alte Romantik zu verkörpern, sondern einen ganz modernen, in alle Reflexionsstoffe eingetauchten, in allen Richtungen des Denkens, Glaubens und Versuchens gehetzten Menschen, der über Alles raisonnirt, vom Tarantelstich des Eifers getrieben Alles überbietet, aus Tugend Ekel empfindet, und an diesem Ekel sich doch in geheimer Sympathie weidet, kurz, einen raisonnirenden Ritter der Zunge, der sich in den Zeitideen herumwälzt, Rad schlägt mit allen Begriffen, und von Verwirrung zu Verwirrung stürzt. Sein Sancho Pansa, der als Karl Buttervogel den Freiherrn begleitet, ist eine vortrefflich gehaltene Figur, deren grobkantig derbe, schmählich prosaische Natur die niederdeutsche Nationalität charakterisirt. In Zeichnung der andern Gestalten, des alten Barons, des Schulmeisters, des Fräulein Emerentia, in welcher der Autor die Prüderie persiflirt, erscheint mir Immermann's Pinsel selbst zu grobkantig. Er glaubt mit seiner Satyre Arabesken zu liefern, aber seine Zeichnungen sind keine Doppelnaturen von Vogel- und Blumengestalt, sondern schwerfällige Unken- und Stierfiguren. Dies biderbe Element des magdeburger Heimathlandes ist an der Gesinnung des Dichters höchst ehrenwerth, kommt aber im Witz nicht zur Psyche des feinern Humors. Meisterhaft ist die Schilderung Westphalens im zweiten Buche des ersten Bandes. Die Figuren des Hofschulzen, des rothhaarigen Knechts, des Patrioten Caspar sind vortrefflich ausgeführt; so wie Alles, was zur Schilderung Westphalens gehört, durchaus an Werth die oft lahme Satyre des Werkes überragt. Auch steht zu fürchten, daß, wenn Münchhausen später vielleicht in Berlin und Wien auftritt, Immermann's gutmüthiger, aber nicht immer feiner Humor hier nicht den ihm entsprechenden Boden finden werde. Doch ich vergesse, daß Immermann selbst schon manche Vermuthung des Lesers über Fortgang und Schluß der romantisch-modernen Burleske nur verspottete. Freiherr von Münchhausen geht weder nach Berlin noch nach Wien, er bleibt in Westphalen, wo es Immermann so wohl gefällt, wo sein kräftiges Naturell reichen Stoff findet, um sich heimisch zu fühlen.

Digitized by Google

Bei alledem balanciren sich in Münchhausen's Gehirn und in seiner Umgebung so ziemlich alle Zeitfragen auf und ab, und der Held der Geschichte bleibt der Vertreter eines erlogenen Idealismus, dem der platte Töffel mit seiner derben Natürlichkeit die Stiefel putzt. Als dem Freiherrn der Stoff ausgeht, zieht er sich in seine innern Gemächer zurück und verschanzt sich gegen die Zumuthungen der Welt, bis der Schriftsteller Immermann in Person sich einstellt, zu ihm dringt, sich mit ihm zankt und ihn wieder für die lebendige Welt gewinnt. Bei den Erörterungen über die fragliche Person des räthselhaften Freiherrn wird das Wort fallen gelassen, der eigentliche Münchhausen dieser Zeit sei vielleicht gar Semilasso. Der Verfasser treibt mit seinen Figuren und seinen Lesern tausend Späße und Quertreibereien. Im dritten Bande erscheint der Hofschulze von neuem. Und in Lisbeth steigt eine köstliche Gestalt vor uns auf, ein derbes, innerlich gesundes, zugleich von echter Idealität erfülltes Naturkind. Sie steht mit festen Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit und überflügelt alle Größe menschlicher Hoheit durch die Einfalt ihrer reinen Seele. So ist sie in den Ideenstoffen und Gegensätzen des Buches der Versöhnungspunct. Die Scene, wo sie der kleinen geputzten Baronin mit der ganzen einfachen Grandezza der entschlossenen Unschuld ihren Willen kund gibt, niemals auf den Grafen Oswald, der sie liebt, zu verzichten, erinnert an die reine Bergluft, welche die tyroler Helden in Immermann's »Hofer« athmen.

1842.

Mit einer zweiten, wohlfeilen Ausgabe ist Immermann's »Münchhausen« von neuem die Lectüre der deutschen Winterabende geworden und hat sich die Kreise der Theilnahme erweitert. Nebst dem Trauerspiel in Tyrol ist dieser Roman jedenfalls die eigenthümlichste Schöpfung des Dichters. Das starre Pathos seiner Tragödien hat sich nie den Shakspeare'schen Schulformen entwinden können. Für den leichtbeschwingten Flug der romantischen Komödie war sein Talent zu schwerlöthig. Es fehlte ihm an Wärme und Weichheit, wenn er in Stanze Arioſt, an

Digitized by Google

Schmetterlingsstaub, wenn er in der Mährchenwelt Tieck, an Eleganz, wenn er im socialen Roman Goethe nacheiferte. Nur die ungesuchten Wahlverwandtschaften eines Poeten sind für ihn von Gewicht, gültig und gerechtfertigt. Diese fand. er in seinem Münchhausen. Seine westphälische Idylle athmet unabsichtlich homerische Natureinfalt und erinnert, ohne es zu wollen, an Walter Scott's Charakteristik der schottischen Grenzbewohner. Hierin aber gab Immermann, nach langem Bestreben, eine mächtige Bahn zu finden, eben nur sich selbst. Und deshalb, und zumal da sie deutsch sind, sichern ihm seine westphälischen Figuren seinen dauernden Werth.

Digitized by Google

5.

Ludwig Tieck.

1834.

Wie jede heftige, gewaltsam sich erzeugende, unsagbar und unerklärbar uns erschütternde Aufregung im Individuum hauptsächlich im Blutsystem ihren Sitz hat, so erscheint uns L. Tieck's Wesen vergleichsweise als das circulirende Blut im Körper der deutschen Literatur; seine Begeisterung ist oft Aufwallung des Moments, physisches Unbehagen wie Behagen; den Irrungen seines inwendigen Menschen entspricht das, was im Materiellen mit dem Worte Krankheit bezeichnet wird; groß und wunderartig geheimnißreich ist die Stimme seiner Muse, wenn diese krankhaft aufwallende Laune seines Naturells, wie im magnetischen Schlaf gefangen, der Grenzlinie sich nähert, wo die Irrung hinübertritt in ein anderes Gebiet, das uns der schreckbare Name Wahnsinn andeutet als die schwärmende Nomadenwüste, wo Phantasus, der Fessel der Vernunft entrissen, umhertobt mit schäumenden Mähnen, ein gefährliches wunderbares Roß. Wer wollte den Anflug des Gespenstischen abläugnen, der an den Schwingen der Tieck'schen Muse haftet, wenn sie, fesselos nicht blos Raum und Zeit, sondern alle mögliche Wirklichkeit überflügelnd, geckenhaft abenteuerlich und skurril witzig umherflattert, sich bald wie ein neckendes Kind, bald wie ein ohnmächtig faselnder Greis gebärdet, oder im Schooß der Naturelemente die Wahlverwandtschaft fühlt und sich plötzlich gefangen gibt, von schauerlich lockenden Phänomenen umschattet, von Geisterstimmen eingelullt! Das Blut ist dieser nie ruhende Proteus, der sich zu Jedwedem umgestaltet, dies vegetative Leben einer unbewuß-

Digitized by Google

ten Aufwallung und launenhaft getriebenen dunkelen Macht. Neben einer überraschenden Offenbarung in freier, unbefangener Stunde stellt sich gleich rasch die trübe, unergründliche Willkür hyperphantastischer Gelüste ein. Anfangs schwelgte der romantische Phantasus unbewußt in diesem Sinnentaumel wie im »Abdallah,« im »William Lovell.« In seinem »Sternbald« und gleichzeitig mit Friedrich Schlegel's »Lucinde,« mit Wackenroder's »Phantasien eines kunstliebenden Klosterbruders« ward aus diesen Gelüsten der Versuch zu einer selbstbewußten Schönheitslehre und einer neuen Ordnung des geschlechtlichen Umgangs und der Gesellschaftswelt. In seinen katholischen Sympathien erhob er die Wollust des Empfindens zur Religion. Keine Poesie hat je wie die Tieck'sche in der Aufregung der Sinne bis zum Taumel eines Opiumrausches geschwelgt. Wenn der Greis Tieck schließlich verständig und klüglich zu moralisiren beginnt, so sind das nur gichtische Nachwehen, wie sie auf anhaltenden Taumel zu folgen pflegen. Die Irrungen der Gemüthswelt bleiben in der ganzen Stufenleiter, bis zur wilden, krankhaften Ausartung der Sinne, das Thema seiner Poesie. Freilich ist seine Sinnlichkeit von der Gesundheit der antiken Grazie eben so entfernt, wie die Willkür in Anordnung seiner Erzeugnisse von der gesetzmäßigen Form classischer Gebilde. Diese Willkür hat er später auch kritisch als Gesetz feststellen wollen und z. B. für die Novelle als eine wesentliche Eigenthümlichkeit eine überraschende, umschlagende, den Stoff und die Vernunft auf den Kopf stellende Wendung gefordert. Diese Willkür der Laune, die den alten Phantasus sonst unbewußt trieb, zum System zu erheben für eine objective Dichtungsform, heißt in der That die Wunderlichkeit auf den Thron stellen. Alles Unergründliche, alles geheimnißvoll Unenträthselte ist aber das gespenstisch Gehässige für den lichten Geist. Nicht die Tiefe ist gespensterhaft verschlossen, selbst die Tiefe der Gottheit ist gelichtet und an die Welt gestiegen. Aber das sich uns als wunderlich aufdringende Wunder, dem sich kein Princip ablauschen läßt, ist das Verwerfliche. Den alten Urgrund der Wunder der Gemüthswelt hat Tieck erschlossen, wie Schelling's verwandter Geist den Abgrund des Absoluten fand, ohne ihn weiter gliedern zu können. Tieck's Novellen vermitteln aber nicht immer siegreich das Wunder mit

Digitized by Google

der lichten Welt der vernünftigen Wirklichkeit, in der sich der Geist in aller seiner Wesenheit entfaltet.

Tieck entwickelte sich immer gegen die Richtung seiner Zeit und bleibt mit ihr im Widerspruche. Er ist sowohl in Bezug zu Schiller wie zu Goethe ein Gegensatz, eine Ergänzung deutscher Art. »Genofeva« erschien 1800 als zweiter Theil der romantischen Dichtung. Schiller hatte 1799 den »Wallenstein« vollendet und 1800 »Maria Stuart« geschrieben. Während Schiller mit aller Macht, mit allem Aufgebot seines ringenden Geistes bemüht war, ein deutsches Theater zu gründen, und die Forderungen seines Geistes mit den Forderungen der Bühne in Harmonie zu bringen strebte; während zu gleicher Zeit von Weimar aus Vieles durch Goethe geschehen war, um in der Schauspielkunst eine neue Aera hervorzurufen: warum verschmähte Tieck es, diesem Drängen und Streben der beiden größten Geister zu huldigen und sein Talent für die große Aufgabe zu verwenden, den Deutschen eine echt volksthümliche dramatische Literatur zu schaffen. Warum ist auch später aus den Kaisertragödien nichts geworden? Warum offenbaren einzelne Scenen in der »Genofeva« vergeblich so viel dramatische Dialektik? Vergeblich sag' ich, denn aus den Hauptformationen des ganzen Stoffes geht klar genug hervor, er habe es verschmäht, diese Tragödie bühnengerecht zu gestalten. Statt dramatischer, freistehender, plastischer Gruppen hat er nur halb erhabene Arbeit, Basreliefs, hingestellt und den Gestalten die engbrüstige Wunderkutte, wie sie Albrecht Dürer in treuherziger Einfalt liebt, mit dem Heiligenschein darüber, angezogen. Die Einfalt der deutschen Wundersage ist beabsichtigt, und der Bonifacius z. B. erzählt ein Langes und Breites von Begebenheiten, die, dramatisch entwickelt, tief hätten wirken können. (Von Drago's Erscheinung im Traum und wie Siegfried Golo's Betrug entdeckt.) Dem süß berauschenden Impulse einer lyrischen Stimmung hingegeben, gilt der musikalisch schwelgerische Gedanke ihm mehr, als die dramatische Gestalt, und aller Inhalt ist mit der Macht der Instrumentaltöne entfaltet, wie sie die Symphonie gibt, die sich der gestaltenden Welt der Oper entzieht. Das innerlich berauschende Lied: »Dicht von Felsen eingeschlossen« ꝛc. durchzieht unser Gemüth wie Golo's Seele, der sich, von diesem Taumel ergriffen, der Naturmacht preisgibt, und das Geheimniß

Digitized by Google

der innern Mächte, die lyrisch sich entfalten, bleibt das wunderbar verstrickende Geheimniß. An den dürftig und einfältiglich überlieferten Stoff streng gefesselt, bringt es der Dichter nicht zum freien Bewußtsein über seinen Inhalt, kommt also nicht zur Form und verbleibt in lyrischer Exaltation befangen, der die Beschränktheit der überlieferten Sage genügt. Die lyrischen Empfindungen sind glühend hingegossen, überströmen aber bald alles Maß. Das Beiwerk ist kalt, nüchtern. Genofeva selbst wird nicht selten zur steifen Puppe katholischer Heiligensagen, während sich in Golo die tiefe Nacht und die ganze Schattenwelt der menschlichen Seele enthüllt, von geheimnißvollen Naturgewalten leise und lieblich umspielt und bis zur schwarzen Hölle verlockt. Aus dem süßen Schwermuthsliede, das ihn umtönt, saugt er alles Gift, und das ganze Unheil umspinnt ihn bereits, sowie er nur dem Schmeichellaute des inneren Tones sich hingibt. — Daß Tieck auf die »Genofeva« viel gibt, beweist vielleicht, daß er das Urelement seines Genius in dieser lyrischen Trunkenheit zu suchen weiß, die sich an den Wundern der Natur, an den Wundern der Gemüthswelt weidet, an katholische Sagen sich aber bewußtlos verlor. Der lebenslängliche Umgang mit Shakspeare'schen Gestalten, die nie irgend eine süßliche Schwäche verrathen, hat seinen inneren Menschen erst langsam aus der aufgelösten Wollust der Schwelgerei aufgeholfen, um das »Dichterleben« und den »Aufruhr in den Cevennen« zu gestalten. Im »Tod des Dichters« gibt sich die gestaltende Kraft seiner Muse schon an die Elegie wieder hin, wie in seinen socialen Conversationsnovellen an das Raisonnement. In diesen sind die früheren Kobolde seiner zauberhaft schönen Mährchenwelt zu burlesken Gestalten voll Witz und Humor geworden, wie im »Eulenbök.«

1835.

Eigensinn und Laune waren oft genug die Genien der Tieck'schen Muse. Jetzt haben sie zu einer seiner Novellen ganz naiv den Namen hergegeben. Sie ist ein Gemisch von ergreifender psychologischer Tiefe und krankhaftem Gelüst einer Phantasie, deren Alterschwäche eine gewisse Erbitterung als Reizmittel zu Hülfe nimmt. — Die Hauptfigur ist Emmeline, ein schönes, launenhaftes Wesen, dessen dianenhafte Jungfräulichkeit sich gegen alle eheliche Verbindung sträubt. Sie hält

Digitized by Google

dem Vater eine lange Rede über ihren Abscheu gegen die Ehe; sie verkehrt gern mit Männern aller Art auf gesellige Weise, allein sie will ihre freie, fesselose Mädchenhaftigkeit Keinem opfern und verwundet jedes Herz, das ihr seine Gefühle darbringt. Auf einer Reise, die sie mit ihrem Vater unternimmt, erlebt sie plötzlich einen Wandel ihres innern Wesens. Mitten unter den Wundern der grünen Waldeinsamkeit bemächtigt sich ihrer Seele eine elegische, sehnsuchtsvolle Wehmuth, die sich als ein Vorbote der Liebe ankündigt. In diesem alten Thema bleibt Tieck ewig neu, und der Moment der Herzensergüsse, in denen der starre Sinn des seltsamen Kindes sich zu Thränen erweicht, ist eben so schön als tief. Nun will sie den Wünschen des Vaters nachkommen und sich verheirathen; allein die Wahl ihrer Neigung ist eben so launenhaft keck als ihre frühere Unzugänglichkeit. Der Kutscher, ein junger, draller, reinlicher Bursche, der sie nach der Schweiz gefahren hat, ist ihr Auserwählter. Er raucht keinen Tabak, ist ein solider Mensch, fromm wie ein Lamm und voller Mutterwitz. Das genügt dem eigensinnigen Kinde, ihn zum Manne zu begehren. Daß er sich durch seine Natureinfalt so sehr von den alltäglichen Menschen unterscheidet, hat für Emmeline einen besondern Reiz. Der Alte schäumt vor Ärger und Scham; da jedoch das verzogene Mädchen plötzlich vor Sehnsucht tödtlich krank wird, muß der Alte nachgeben, und Martin Sendling wird Emmelinens Verlobter. Man thut ihn in eine Erziehungsanstalt, um den guten Bauerjungen einigermaßen zu cultiviren, und Vater und Tochter reisen wohlgemuth nach ihrer Heimath zurück. Noch vor Jahresfrist stellt sich der junge Mensch, mit allen Manieren moderner Civilisation leidlich ausstaffirt, im Hause seines zukünftigen Schwiegervaters ein, um mit der Verlobten zum Altare zu gehen. Emmeline erbebt vor dem zu einer Modepuppe verwahrlosten Naturkinde. Das ist nicht mehr ihr Martin, den sie liebte, das ist ein ganz gewöhnlicher Culturmensch, den sie, wie jeden Andern, verabscheut. Sie bekommt Krämpfe in seiner Nähe, und Martin Sendling dankt ab von freien Stücken. — Vater und Tochter sind bald darauf in Paris. Hier ist eben der Ort nicht, wo Emmelinens Verachtung gegen das Männergeschlecht sich milderte; allein ein schlauer junger Mensch, den sie wie ihren Bedienten behandelt,

Digitized by Google

weil er sich in alle ihre Launen fügt, macht sich ihr höchst nothwendig. Sie verabscheut ihn wie jeden Andern, allein sie gibt sich ihm hin, und die Natur ist im Stillen mächtiger, als der Verstand mit seiner spröden Verächtlichkeit. Der junge, nichtswürdige Friedheim läuft davon und benutzt die ihm anvertrauten Vollmachten, um Emmelinen's Vater seines ganzen Vermögens zu berauben. Kaufmann Runge ist der Verzweiflung nahe. Da eilt sein alter Hausfreund, dem Emmeline früher einen Korb gegeben, nach Paris, rettet Jenen mit seinem unermeßlichen Vermögen vom Untergange und bietet der Tochter seine Hand. Emmeline ist nun des alten Grundmann's Ehegespons und lebt an seiner Seite in der Heimath, nachdem sie in einem französischen Badeorte die Folgen ihres merkwürdigen Verhältnisses mit jenem schlauen Friedheim abgewartet hat. Der alte Grundmann steht als ein Wunder der Großmuth da. Er hat sich die Dankbarkeit, aber nicht die Liebe Emmelinen's erworben. Sie verachtet jetzt mit weit mehr Kälte als sonst die Männer, bis auf Einen, in dem sie eine gleiche Verächtlichkeit gegen das weibliche Geschlecht entdeckt. Dieser Eine ist Geoffroy, ein französischer Officier, der in Grundmann's Hause verpflegt wurde. Sie verstehen sich beide bald und fliehen. In einer einsamen Waldschenke erzählen sie sich ihre Schicksale, und es ergibt sich, daß sie sich ganz alte Bekannte sind. Geoffroy ist kein anderer, als Martin Sendling, das cultivirte Naturkind. Er hatte den Feldzug nach Rußland mitgemacht und war avancirt; seine Narben hatten ihn ganz entstellt. Da hört denn der Reiz des Verhältnisses auf; man zankt sich, man verabscheut sich und läuft aus einander. — Die Spuren beider Personen verschwinden.

Der dritte Abschnitt der Novelle führt uns andere Personen vor. Eine betagte Frau von ehemaliger Schönheit und verdächtigem Rufe legt ihr Glaubensbekenntniß ab, das in nichts Anderem besteht, als in abgelebten Gefühlen und einer radicalen Verachtung des Menschengeschlechts. Das Leben ist ihr eine gräßliche Erfindung, ein tolles Narrenspiel, das seinen Reiz verliert, sobald man ein Mal hinter die Larven schaute. Die Dame von solchen Grundsätzen ist Vorsteherin eines verdächtigen Hauses, in welchem die Jugend der Universitätsstadt für den Hang zur

Digitized by Google

Ausschweifung ein Genüge findet. Nur Menschenverachtung hat die ältliche Frau mit den geschminkten Wangen zu dem Gewerbe, das sie treibt, gebracht, und sie ist keine Andere, als — Emmeline. Die psychologische Motivirung ist schauderhaft, obwohl treffend und wahr. Ganz abgelöst von allen Gefühlen, die das Herz mit Herzen verbinden, ist sie noch nicht; sie hat eine Tochter, ein bleiches schönes Mädchen, das sie mitten in der Verworfenheit ihrer Umgebungen wie ihren Augapfel in aller Reinheit behütet. Ein junger, liederlicher Mensch, Namens Ferdinand, faßt eine tiefere Neigung zu dem Mädchen, obwohl es ihm nicht gelingt, sich ihr ganz zu nähern. Inzwischen zettelt die revolutionaire Jugend der Stadt einen Aufruhr an. Es sind die demagogischen Umtriebe der neuesten Zeiten, welche Tieck hier parodiren will; allein seine Ironie reicht hier nicht weiter, als zu der dürftigen, menschenfeindlichen und geschichtslosen Vorstellung, daß es nur ein Haufe liederlichen Gesindels sein könne, in dessen Köpfen auch nebenbei sich ein Gelüste zu einer Staatsreform rege. Bei dieser Dürftigkeit in der Auffassung einer krankhaften, aber tiefer liegenden Zeitstimmung kommt der Dichter — denn mit dem Dichter haben wir es hier blos zu thun — weder zum Humor, noch zu einem übersichtlichen höhern Standpunct der Betrachtung. Das Ende der Novelle ist eben so wüst wie geschmacklos. Die revolutionaire Jugend jener Stadt begnügt sich mit der Demolirung des Bordells der Mad. Blanchard, und diese Mad. Blanchard muß dann auch in jenem Ferdinand, der ihrer Tochter nachsetzte, ihren Sohn wiedererkennen, das Kind ihrer pariser Verirrung. Dieser Ferdinand schießt sich todt, sobald er einen Blick in diese grauenvollen Situationen thut. Auch Geoffroy Martin kommt wieder als Kutscher vor. Er ist natürlich der Vater des bleichen jungen Mädchens, das mit ihm allein bei dem Untergang der scheußlich verwüsteten Geschlechtsverhältnisse am Leben bleibt. Eine ganz eigene grillenhafte Figur, die in der ganzen Novelle immer wieder vorkommt, ist Muntsche, Martin's Hund, mit dessen Vorführung sich der Dichter ein lächerliches Späßchen macht, das mich ganz melancholisch stimmt. Dieser treue Freund seines Herrn, dieser »wunderbare« Muntsche, der so »begeistert« apportirt, ist ein Wunder von Hund. Der Dichter ist unerschöpflich

Digitized by Google

in der Schilderung dieses Köters. O Glorie des Wunderbaren! wie kommst du nun auch so ausbündig unter die Vierfüßer! — Was aber das Ganze betrifft, so bleibt es zu beklagen, daß der Dichter seinen psychologischen Tiefsinn, der ihn immer noch als groß hinstellt, nicht auf bessere Stoffe verwendet und statt den »Aufruhr in den Cevennen« zu vollenden, auf Bordellstürmereien und Emeuten der Liederlichkeit verfallen kann.

1836.

Auf »Eigensinn und Laune« folgten nun »Wunderlichkeiten.« Ich sehe den alten Herrn, wie er lächelte, als er das Kind eben wieder mit dem rechten Namen benannte. Die Herrschaft der Grillen, die Willkür der Grimasse, in die sich die Muse des Phantasus verkehrt hat, will uns noch immer närren. Früher erschien sie als Elfe; jetzt ist sie spukender Kobold; aber sie spukt bei hellem lichten Tage und ist so oft plump wie jenes Gespenst in der Tieck'schen Novelle, das die Kräfte eines Hausknechts entwickelt und denen, welchen es erscheint, die Rippen zerbricht. Mit diesem neuen Haufen von psychischen Seltsamkeiten und moralischen Verkümmerungen liefert Tieck einen neuen Beitrag zu der Rumpelkammer »Wunderlichkeiten.« Was wunderbar schien, ist bei ihm längst zur Wunderlichkeit geworden, sein Witz hat sich in Aberwitz verkehrt. Es war längst ein Lieblingsthema Tieck's, eine Welt voller Verkehrtheiten zu belächeln; aber um Aristophanes zu sein, beherrscht und übersieht er zu wenig sein Zeitalter. Er bildet sich die Welt erst ein, die er geißeln will, und trifft nicht die vorhandene. Seine Skepsis ist nicht urgesunde Heiterkeit des Geistes, nicht der Shakspeare'sche Übermuth, nicht Sterne's humoristische Gemüthseligkeit, es ist ein Bewußtsein, das ein kränkliches Nervenreißen eigensinnig wach erhält. Jedes Lächeln der Grazien wird eine Verzerrung der Muskeln, jedes Abenteuer, das die Erfindung eingibt, eine lächerliche Fatalität. — Die neue Novelle in der Urania ist abermals ein solches Gewebe von eingebildeten Misèren aus der modernen bürgerlichen Welt. Wir sehen ein gutmüthiges Frauenzimmer, das von der Manie besessen ist, alte Gemälde anzukaufen. Sie hat den wahnsinnigen Instinct, der sie immer sicher dahin treibt, wo aus altem Trödel ein Fund solcher Art sich herauswittern

Digitized by Google

läßt. Aller Welt verborgen häuft sie auf diese Weise vermeintliche Schätze auf einander. Die Frau ist sonst klug und besonnen; sie hat einen Sohn, der auswärts sein Glück macht, indem ein vornehmer Herr ihn auf Reisen mitnimmt. Der vornehme Herr steigt von Stufe zu Stufe, wirft mit Tausenden um sich und ist im Begriff, als Gesandtschafter Kaiser Joseph's nach Lissabon zu gehen. Den jungen Theologen macht er zum Secretair, und der gute Martin, von alle dem, was ihm wie ein Wunder schnellen Glückes entgegen kommt, verblendet, schreibt Jubelbriefe an die besorgliche und erstaunte Mutter. Sein Beschützer ergibt sich aber bald als ein gemeiner Abenteurer; er lebt von den Brillanten, die er aus dem Hause seiner fürstlichen Verwandtschaft, der er unebenbürtig angehört, mit Hülfe einer Gefährtin stahl. Diese Mitverbrecherin ist Dienerin und Freundin der Dame des Hauses. Sie schien ein Engel von Anmuth, und mit jenem rührenden Zauber ausgestattet, der ein Erbtheil der unterdrückten Unschuld in vornehmen Häusern zu sein pflegt. Die Fürstin ist ihr instinctartig zugethan und protegirt sie gegen die Anmaßung ihrer Verwandten, die die Scheidewand der Stände aufrecht zu erhalten bemüht sind. Und diese Marie mußte stehlen helfen! Sie liebt jenen Abenteurer und er befreit sie, als sich in der Familie ein Argwohn gegen sie regt. Die Bemühung, mit welcher Tieck solche moralische Abnormitäten in das Bereich der Wunderwelt des Gemüthes herüberzuziehen versucht, macht seine Novellistik zu einer Sammelei von abgefeimten Gaunerstreichen, gegen die Ghil Blas, Guzman Alfarache und Smollet's »Count Fathom« harmlose Beiträge liefern. Diese sind Erzeugnisse der Naivetät. In Tieck sitzt aber das Bewußtsein mit ironischem Lächeln über der schwächlich verworrenen Welt. —

Ich weiß nicht, ist das Zeitalter um deswillen bedauernswerther, daß es solchen Sumpf von Misèren im Schooß seiner bürgerlichen Gesellschaft, oder daß es solche Reproductionen im Kopfe seines größten Dichters erzeugt.

1841.

Tieck's »Vittoria Accorombona« ist in zweiter Auflage und mit einem Aufsatze von der Feder des Professor Braniß in Breslau

Digitized by Google

erschienen. — Es hat mich, wo nicht in Schreck, doch in gerechte Verwunderung gesetzt, daß uns die ganze saloppe Liederlichkeit des Romans in Sprache und Darstellung ohne alle Scheu unverändert wiedergeboten wird. Daß der alte Herr in Dresden seine Sachen für den Druck hinwirft, bogenweis dem Händler hinschleudert, diese beklagenswerthe Thatsache war uns längst bekannt. Die vielen sprachlichen Nachlässigkeiten in der ersten Ausgabe der Vittoria wurden uns hieraus erklärlich, wenn auch nicht verzeihlich, da sie sich in der That nicht selten bis zur Trivialität steigern. Die neue Auflage bringt sie uns in gleicher Gestalt und wir sehen mit Schmerz den gefeierten Phantasus in demselben nachlässigen Costüm öffentlich hintreten. Das deutsche Publicum hat ihn so lange zur Unpopularität verdammt, es hat seine herrlichste Dichtung, seinen »Aufruhr in den Cevennen«, so gleichgültig aufgenommen, daß der alte Meister in seinem Verhalten zur Öffentlichkeit in grenzenlose Indifferenz versunken scheint. Welche Pietät, welche Scheu blieb im alten Goethe bis zum letzten Federstrich seiner Hand lebendig! Pietät vor seinem eignen Genius, daß ihm in der Form nicht die geringste Gemeinheit entschlüpfen solle, Scheu vor der Welt der Öffentlichkeit, — Goethe fühlte sich nicht einer deutschen Nation, er fühlte sich Europa gegenüber — welche Lust zur Sauberkeit und edlen Formgestaltung bis in sein hohes Alter! Wie rief er jüngere gelehrte Freunde zu Hülfe, um seinen Werken noch in Äußerlichkeit die letzte kleine Zuthat zu geben, womit sie nach Allem, was sie sein sollten und konnten, wenigstens der Gestalt nach vollendet wären. Gehört unsauberer Geist zum Wesen deutscher Romantik, so müssen wir allerdings mit Tieck's Prosa die Verwahrlosung des deutschen Styls datiren. Freilich stehen die kleinen Jämmerlichkeiten der Diction, wie sie sich partienweise in diesem Romane dargeben, zum Inhalt des Buches in getreuer Wechselwirkung. Nur darf vorerst das Bedauern nicht unausgesprochen bleiben, daß man dem Altmeister sein Kleid nicht säubert, wenn er vor's Publicum tritt. Fehlt es ihm wirklich so ganz an Eckermann, an Riemer, an gelehrten Freunden? Oder sind vornehme Bediente wirklich zu nichts tauglich? — Dies betrifft die äußere Form des Romans. Was seine innere Gestalt angeht, so ist sie im Inhalt bedingt, und

Digitized by Google

in dieser Beziehung ist bereits angedeutet, wie sich hier, während der Verfasser sein Werk Roman nennt, Novellen- und Romanform begegnen, durchgreifen, mitunter auch wohl verwirren. Streng aus einander scheiden, was sich nur im Begriffe als gesondert ergibt, ist hierbei auch nicht wohl möglich. Dennoch wird die Vermischung beider Gattungen deutlich, wenn man die Entstehungsart dieser Production in's Auge faßt. Als Inhalt stellt sich uns die großartige Aufgabe hin, auf italischem Boden mitten in der Barbarei und Verwahrlosung mittelalterlicher Zustände das freie Weib als innerliche Möglichkeit, als historische Wirklichkeit, als moralische Wahrheit zur Erscheinung zu bringen. Schon in viel früherer Zeit reizte den Dichter dies Thema in der »Vittoria Accorombona.« Es war vielleicht in der Epoche seines »Sternbald« und »William Lovell,« als er mit der Gestalt seiner Heldin sich zuerst beschäftigte. Hätte er damals den Roman ausgeführt, es wäre eben ein Buch wie jene beiden geworden, die lyrisch-emphatische Entwickelung einer liederlichen Genialität weiblichen Geschlechts, während jene beiden Romane die entfesselte Gier sinnlicher Ausschweifung als männliche Genialität feierten. Da jene Epoche bereits die »Lucinde« aufzuweisen hat, so war eine »Vittoria Accorombona« im Styl der Romantik von damals unnütz. In jetziger Ausführung erinnern die ersten Scenen, die Situationen der Heldin am Bach mit Camillo, an das alte Gelüst, in frecher Enthüllung nackter Formen schon einen Triumph der Freiheit zu sehen. Für Tieck ist das Wort »Wollust« immer ein gefeierter Religionsbegriff geblieben, so wie das Wort »Wunder« »wunderbar« zu seinem Cultus gehört; allein in der Jugendrohheit damaliger Periode, — ich verschmähe hier den Ausdruck Jugendkraft, weil er zu edel ist — in ihrer Jugendrohheit war die Tieck'sche Romantik ordinär genug, um schon in der flachsten und geistlosesten Form sinnlicher Aufregung eine Feier der tiefsten Mysterien geschlechtlicher Gegenseitigkeit für erledigt zu wähnen. Sinnlichkeit, diese Basis menschlicher Existenz, ist allerdings fortwährend Inhalt der Poesie. Es frägt sich nur, in welcher Atmosphäre sie sich entwickelt. Verhunzt und entwürdigt ist dieser Lebensinhalt vielleicht nirgends mehr, als in der Tieck-Schlegel'schen Romanperiode. Nimmt nun der Greis Tieck ein Thema von damals

Digitized by Google

auf, so erscheint, was früher wilde Gemeinheit war, jetzt leicht als wehmüthiger Kitzel und faunenhaftes Gelüst. Und diese Adern laufen auch in der That durch den Roman. Unbescholtenen entgehen diese Züge, Nachdenklichen erregen sie vielleicht Widerwillen, und die Kritik, obschon sie nicht moralisirt, hat doch ihrer Zeit von Wirkungen solcher Art Notiz zu nehmen. Doch sind dies noch nicht die eigentlichen Armseligkeiten des Buches, welche die ehrliche Kritik in den Harnisch jagt, während die gebildete Affectation sich darüber täuscht. Als wolle das Zeitalter die lange Unbill, die es gegen den Dichter verschuldet, plötzlich vergüten, hat sich die Philosophie mit der Gutmüthigkeit förmlich verschworen, dies Buch einer hinfälligen Größe emphatisch zu feiern. Seltsames deutsches Gemüth! Die feinsten und tiefsten Dichtungen Tieck's, den Aufruhr, Dichterleben und Dichtertod, habt Ihr mit Scheu vorübergehen lassen, und dies Buch voll salopper Nachlässigkeit, das nur in wenigen Zügen den morschen Geist eines großen Dichters verräth, erscheint rasch in zweiter Auflage, einen philosophischen Trompeter als begeisterten Ausrufer zur Seite! — Ich glaube nicht, daß ich blind bin gegen die Bedeutsamkeit des Themas, in welchem die Gestalt der Vittoria sich bewegt. Ich erkenne es als großartig an, eine jungfräuliche Weiblichkeit in der Opposition gegen die Tyrannei der schlaffen Satzung und gegen die Gemeinheit verworrener Triebe sich zum Heroismus gestalten zu lassen. Und in dieser Haltung zur Welt, sie sei befreundet oder feindlich, stattet der Dichter seine Heldin mit dem besten Wissen seines geheimsten und tiefsten Lebens aus; die Weisheit des Greises kommt hier einem Jugendthema mit ihren großen Schätzen zu Hülfe. Wer in der Entwickelung dieser Vittoria Widersinniges findet, versteht nichts vom Heroismus der jungfräulichen Natur, die nur, wo sie die Macht der Liebe fühlt, sich willenlos hingibt, ohne diese Weihe aber in der Ehe ein Concubinat sieht, und gegen die Lüste der männlichen Welt zu einer Freiheit erwächst, die wie Verwilderung aussieht, im Grunde jedoch nur der zähe Trotz der Tugend ist. Die Entwickelung dieses Naturells macht das Buch zum Roman. Aber diese Figur steht in einer Welt, die der Dichter in Situationsbildern entwickelt. Diese Ausführung des Werkes, die es zur Novelle macht, ist

Digitized by Google

spätere Zuthat, die sich auf Studien der italienischen Zustände stützt. Wie wenig Sinn Deutschland für historische Zeichnung und Charakteristik besitzt, erweist sich deutlich genug, wenn die Wortführer des Publicums diese Partien des Buches lobpreisen konnten. Die fast hülf- und rathlose Hinfälligkeit der Darstellung sinkt hier nicht selten in die Sphäre gemeiner Räuberromanfabrication; die stumpfe Mattigkeit der Schilderung sieht mir wie Demoralisation der geistigen Kräfte aus, und das Zeitalter hält sie für künstlerische Weisheit; wo ich gesunde Üppigkeit verlange, um Italiens Natur in der Barbarei jener Zeit zur Erscheinung gebracht zu sehen, fühl' ich nur welke Glieder sich wollüstig regen. Es ist ein großer Unterschied zwischen üppiger Gesundheit und krankhaftem Gelüst. Das furchtsame Zeitalter unserer Tage flüchtet sich hinter dieses, weil es nicht ehrlich genug ist, um sich stark zu entwickeln. Jugendkraft irrt, aber nur Alterschwäche sündigt. Gegen jene meint sich die Moral von heute waffnen zu müssen, und buhlt lieber mit dieser, um den Schein der Sicherheit zu haben, wie jenes Muckerthum hinter dem Deckmantel religiöser Übung sinnlich wurde. — Das Buch ist auf Studien Italiens gestützt. Tieck wirft sie nur hin, verräth seine Kenntniß, hat aber nicht die Kraft, jenes Zeitalter sicher zu fassen. In den breit ausgesponnenen Scenen, wo wir Historie erhalten sollten, geht Schwäche mit Trivialität Hand in Hand. Die Art, wie Tasso eingeführt wird, ist ärmlich genug. Die Hofintriguen werden so kindisch erzählt, als blickte eine geschwätzige Zofe durchs **Oeil de boeuf** jener Zeiten. Wir erwarten in Sixtus dem Fünften eine historische Größe und hören Tieck's Montalto wie ein altes Weib Wirthschaftssachen verhandeln. Die zweite Hälfte des ersten Bandes versinkt ganz in altweibische Interessen. Zu Anfang des zweiten Theils erhebt sich die Darstellung in der Gerichtsscene noch einmal zur letzten Feier der Heldin, um dann für immer sich in haltungslose Jämmerlichkeit zu tauchen. Wo es gilt, Vittoria zu entwickeln, werden die schlaff gewordenen Fäden plötzlich straff, und so imponirt uns auch fortgesetzt die ihr zunächst stehende Figur, jener Bracciano, durch noble Haltung, während für sich genommen, dieser Charakter nichts weniger als richtig und fertig motivirt und ausgeführt erscheint. Die Ruhe, mit der er

Digitized by Google

sein ungetreues Weib erdrosselt, ist nicht Größe des Löwen, sondern Kälte des Tigers. Gleichwohl möchte die Darstellung ihm diejenige Haltung geben, welche den Heroen zukommt und welche Shakspeare'sche Helden mit Fug und Recht behaupten. Es ist dieselbe Verwechslung der Begriffe, wie sie sich bei Victor Hugo und anderen französischen Roman- und Dramendichtern findet. Bei Tieck liegt diese Verwirrung in seiner Unfähigkeit, männlichen Heroismus und historische Größe zu verstehen. Aus dieser Unfähigkeit erklärt sich auch, daß sein Montalto-Sixtus, als er vom Privatmann zum Herrscher übergeht, plötzlich von weibischer Schwachheit zu tigerhafter Wuth überspringt. Jenen Bracciano, den er zu Ende ganz fallen läßt, will er uns schließlich als Alchymisten noch interessant machen, womit sich der ganze Charakter kindisch auflöst. Selbst seine Heldin, die er so lange mit gespannter Kraft aufrecht erhielt, erliegt endlich der mattherzigen Trivialität, die sich zum Schluß des ganzen Werkes bemächtigt. Mit schwächlicher Widersinnigkeit läuft Alles durch einander und die Darstellung gibt sich an ganz ordinaire Chronikenüberlieferung gefangen. Oder irr' ich mich wirklich? Und kann die viehische Art, wie der Dichter seine geliebte Heldin massacriren läßt und zugleich in ihrem Schlächter die unreinsten Triebe aufruft, für Shakspeare'sche Naturkraft gelten? Fürwahr, dann irre ich mich, aber nur in meinem Zeitalter, nicht in der Sache.

Die Schlußcapitel des Buches, aller Poesie baar und ledig, sind sehr chronikgetreu abgefaßt, vielleicht geradezu übersetzt, wie wenn der Historiograph plötzlich von der Höhe der Schicksalsfügung herabstürzt und nach Zeitungsberichten seine Heroen reden läßt. Auch sind nach unserm besten Gefühl die in Prosa aufgelösten Dichtungen der Vittoria nichts als trivialer Gallimathias, so sehr auch der Philosoph Braniß diesen Abhub von der Tafel der Tieck'schen Romantik für Meisterwerke der trunknen Phantastik ausgibt. — Was diese philosophische Abhandlung, die das Werk in zweiter Auflage begleitet, sonst betrifft, so ist sie, wie es der Philosophie häufig widerfährt, durchaus blind über die einzelne Erscheinung; sie subsumirt diese nur, wofern sie ihr für das Princip ihrer Hauptanschauung tauglich scheint. Was Braniß gegen die Hegel'sche Auffassung Tieck's in Erinne-

Digitized by Google

rung bringt, ist durchaus gerecht und sicher. Die Hegel'sche Ästhetik ist gegen Naturphilosophie und Naturromantik gleich sehr erbittert, und Braniß weist nach, wie selbst Goethe vor ihrem Richterstuhl eine falsche Stellung gegen sich selber einnimmt. — Wie seltsam gestaltet sich die Parteiung Deutschlands! Während der junghegelsche Eifer in seiner Wuth gegen alle Romantik ridicül wird, schagren sich die Anhänger des alten Phantasus und preisen die greisenhafte Schwäche des Meisters als Extrem der Genialität. Das Publicum aber, das sich thatsächlich für den Roman entschieden hat, weiß von beiderlei Zelotismus nichts; es liest das Buch mit Ungestüm, um der vielen Familienmisère willen, die sich zur Schau legt, und weil der gefeierte Dichter nun endlich einmal in die gemeine Räuberromantik herabstieg. Der Alte aber lächelt indifferent über den ganzen Wirrwarr solcher leidenschaftlichen Beschränktheit.

Digitized by Google

6.

Adam Oehlenschläger.

Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob das Talent für sein Zeitalter Schöpfer oder Geschöpf ist. Jene beiden Gestalten, die aus dem skandinavisch-germanischen Norden als Einwanderer sich in deutscher Literatur und Wissenschaft eine Stelle eroberten, sind Geschöpfe der Richtungen, in die sie geriethen. Ich meine Steffens und Oehlenschläger. Sie haben sich in Deutschland hineinempfunden, aber nichts von Belang als etwas Neues schöpferisch hervorgerufen. Oehlenschläger hat sich in der romantischen Dichterschule, Steffens in ihr und in der romantischen Naturphilosophie Schelling's festgesetzt und angesiedelt. In beiden ist die Eitelkeit, das pretiöse Selbstbehagen bei aller Naivetät des Talentes auffällig vorherrschend. Man ist eben eitel auf Erworbenes, auf Angeeignetes. Für beide war Deutschland ein Süden, und wie einst Deutsche über die Alpen zogen, scheinbar als Eroberer, in Wahrheit aber berauscht und betäubt sich an die Reize Italiens gefangen gaben, so erscheint der norwegische Steffens, der deutschen Naturphilosophie ganz hingegeben, phantasietrunken von ihr beherrscht, während der dänische Oehlenschläger sich in den Formen der poetischen Romantik berauscht. In diesem war bei weniger phantasiereichem Überschwang mehr bildnerischer Drang, aber auch er tauchte mehr unter in seiner Sphäre, als daß er sie mit gewaltigem Arm erfaßt, sie weiter geführt, oder ihr irgend eine Nüance eröffnet hätte. Von Steffens kann man noch weit mehr sagen, daß er in der Naturphilosophie befangen blieb, ohne an dem Fortschritt des deutschen Geistes, der sich im Gebiet der Wissenschaft ergab, Theil zu nehmen. Die Consequenzen, die er sich aus der Schel-

Digitized by Google

ling'schen Richtung für eine Seelenlehre gewann, sind wirklich für den Stand der Wissenschaft ohne Werth in größerm Maßstabe geblieben, und wie er sich später ein freies unvermischtes Lutherthum, gleichsam wie eine stille Enclave mitten im Strome der Zeitentwickelung, vorbehalten wollte, begann er mit einer etwas mattherzigen Einkehr in sich selbst zu jener Blödigkeit seine Zuflucht zu nehmen, die er in seiner Novelle über die Revolution, aller Entwickelung der Geschichte zum Trotz, an den Tag stellte. Was er früher als Psycholog und Novellendichter gab, bekundete seine schöne, wohlthuende Kraft, den Vorfund an Schätzen im innern und äußern Menschenleben glänzend zu beleuchten, und sich im Reichthum des Daseins mit dem ganzen Tiefsinn des Gemüthes anzusiedeln. Neue Welten aber hat er nicht eröffnet, dem Geiste keine neuen Bahnen gewiesen, und ich will nur hiermit wiederholen, daß jene beiden literarischen Einwanderer aus dem Norden ohne entscheidende Wirkung für deutsche Dichtung und Wissenschaft geblieben, daß vielmehr nur umgekehrt die Wirkungen dieser an jenen und an ihrer weiblichen Empfänglichkeit wahrnehmbar wurden, in demselben Verhältniß, wie die germanischen Ansiedler in Italien in trunkener Hingabe an die südliche Lebensluft ohne dauernden Einfluß auf die dortigen Zustände bleiben.

Eine zweite, vermehrte und verbesserte Sammlung der deutschen Werke Adam Oehlenschläger's fordert zu der Frage auf, was Deutschland durch Oehlenschläger gewonnen habe. Die Antwort stellt sich am leichtesten, wenn man die Frage umkehrt, und erläutert, was Oehlenschläger durch Deutschland gewonnen habe, nämlich Alles, seinen ganzen dichterischen Menschen, seine Richtung, seine Formen und zum Theil auch seinen Inhalt. Die Macht des deutschen Genius wird an ihm erkennbar, und somit ist er allerdings ein Triumph der deutschen Literatur. Nachahmer ist er im Verhalten zur romantischen Schule so wenig, als Steffens in Bezug zu Schelling und der Naturphilosophie, aber gefördert hat keiner von beiden diese Sphäre, in denen sie sich nur nach Maßgabe ihrer allerdings reichen und eigenthümlichen Persönlichkeit heimisch machten und den Gewinn fleißiger Arbeitsamkeit, wie sie nordischen Naturen eigen ist, zu Tage förderten. Wenn man die große Reihe deutscher Dramen in den

Digitized by Google

Oehlenschläger'schen 21 Bänden erwägt, so sollte man wunder glauben, welcher Dienst damit der deutschen Bühne geschehen sei, welchen Inhalt sie der hohlgewordenen Form des deutschen Theaters gebracht hätten zur Blüthenzeit der romantischen Schule. Allein nur ein einziges hatte auf den Bretern in Deutschland Fuß gefaßt, und dieses einzige, »Correggio,« verwarf der Altmeister jener Schule, weil es die Consequenzen einer seiner frühern Manieren, die Consequenzen des Franzsternbaldisirens, mit einer unverwüstlichen Naivetät bis in's Kindische und Süßlichverschwindende verfolgte. Der liebenswürdigen Dichtung soll durchaus nicht ihr Werth abgesprochen werden, im Gegentheil, sie hat neben vielen gemüthlichen und bürgerlichen Friedenstugenden auch noch den literarhistorischen Werth, daß sie eine Richtung in deutscher Poesie bis auf's Äußerste geführt hat. Productionen mittleren Schlages leisten dies nicht, sie halten sich in den Bahnen des Maßes, zur Ausartung gelangt nur das Bedeutendere, und ihr Äußerstes erlebt eine Richtung immer an dem Puncte, wo sie komisch und eine Parodie ihrer selbst wird. Den Widerstreit zwischen ideellen und reellen Lebensmächten bis dahin zu ziehen, daß der abgehetzte Correggio, endlich am Ziel seiner Wünsche, d. h. in dem Momente, wo er den Lohn seiner Mühe in einer Summe Geldes ernten soll, diese Baarsumme in Kupfergeld ausgezahlt erhält, und am Sacke sich zu Tode schleppt; — die Misère, die dem Genie widerfährt, in der Tragödie bis auf solche hausbackene Wirthschaftsangelegenheiten zu verfolgen, heißt nicht mehr, die beliebte Ironie der Schule handhaben, nicht mehr, die Romantik vertreten, heißt Ironie und Romantik an den Pranger des Lächerlichen bringen. Diesen Dienst hat Oehlenschläger's Naivetät wider Willen geleistet, und die Literatur ist ihm ohne Ironie, mit Wissen und Willen, dafür dankbar.

An der Ironie, welche die Schlegel-Tieck'sche Schule predigte, ohne sie selbst an der rechten Stelle und gegen die wahrhaften Feinde der Menschheit zu handhaben, ist noch sonst manches in der Oehlenschläger'schen Production schief und seltsam geworden. Man darf nicht sagen: verunglückt. Gegen förmliches Verunglücken sicherte jeder Zeit der Fond von Natureinfalt, der in Oehlenschläger's offnem, nordisch-freundlichem Wesen liegt.

Digitized by Google

Es war erklärlich, daß, wenn er einmal auszog, um sich mit seinem Denken und Dichten im Süden heimisch zu machen, auch der Orient mit seinen Zaubermährchen ihn locken mußte. Er gab die reizende »Sage von der Wunderlampe (Aladdin), und der Fischertochter,« beides in dramatischer Form. Mitten unter den orientalischen Figuren läuft in diesen Dichtungen stets das europäische Bewußtsein in Gestalt der Ironie mit umher. Was daran naiv ist, bleibt ergötzlich; was Absicht daran ist, bleibt Angewöhnung der Schulmarime und verstimmt gegen den reinen Eindruck. Eine andere Seite jener Schule war bekanntlich die katholische Phantastik. Oehlenschläger schrieb unter andern in dieser Sympathie: »das Evangelium des Jahres, oder das wiederkehrende Leben Jesu in Natur und Menschensinn.« Hier freilich blieb Oehlenschläger mit seiner derben und unverschleierten Einfalt weit hinter dem Inhalt seines Themas zurück; die Naivetät führt das nicht durch, nur eine gewisse religiöse Verzückung hält es aus, die Leidensgeschichte des Herrn als ein Symbol zu fassen, das hinter allem Dasein liegt, um in den Formen der Natur dieselbe Signatur zu finden, welche auf nichts anderes als den Inhalt des göttlichen Lebens deutet. Das ist in Novalis zu einer Erleuchtung gekommen, wie sie später in Tieck's Stimmungen nur leise nachklang.

Weit glücklicher war Oehlenschläger in seinen vaterländischen Heldenstücken. Es war damals Zacharias Werner's »Kreuz an der Ostsee« eine epochemachende Erscheinung, der Kampf des Christlichen und Heidnischen war in der romantischen Dichtung das stehende Thema. Oehlenschläger brachte sein nordisches Heldenthum dazu. Hier ist zugleich des Dichters Bedeutsamkeit für Dänemark selbst zu bezeichnen, so wie sich in diesen vaterländischen Stücken auch sein eigenstes Naturell am ungetrübtesten entfaltet.

In seinem »Hakon Jarl« schildert er das wilde Heidenthum, das sich gegen den sanftbewältigenden Geist des Christenthums, den er in der Gestalt Olaf's feiert, mit allen Barbareien der Wuth waffnet; erst im Unglück besiegt, erhebt es sich und endet groß. In »Palnatoke« ist der Kampf des ehrlichen, gutmüthigen Heidenthums gegen mönchische Intrigue dargestellt. In »Axel und Walburg« ist Liebestreue, in »Hagbarth und Signe«

Digitized by Google

die Leidenschaft der ersten maienhaften Liebe das Thema. In all' diesen Dramen entfaltet sich Oehlenschläger's dänische Kindlichkeit, immer gesund und simpel, nie weichlich und südlich aufgelöst. Es sind dies auch seine ursprünglich dänisch geschriebenen Dichtungen, die er später deutsch umarbeitete, wie er sich selbst ausdrückt, weil er sie in deutscher Zunge als fast neue Geburten, nicht als Übersetzungen geben wollte. Ursprünglich deutsch schrieb er überhaupt nur den »Correggio,« die »Inseln im Südmeere« (einen Roman, den er nach der Insel Felsenburg bearbeitete) und seine Selbstbiographie. Wie diese ist wohl nicht leicht ein Bekenntniß gleich offen, ungeschmückt und mit einer fast rührenden Harmlosigkeit abgefaßt. Man sieht hier getreulichst alle Fäden aufgezählt, die den Autor mit Deutschland in Verbindung setzten, ja man sieht ihm in der ganzen Schule, die er machte, lächelnd zu. Deutsches Wissen, deutsche Kunst und Literatur waren nicht blos die Akademie für Oehlenschläger's Muse, sie waren fast Vater und Mutter für sie. Sein Aufenthalt in Deutschland ist in der That sein wichtigstes, wo nicht das einzige Lebensereigniß, daß seine Natur weckte und gestaltete; er kam so innerlich arm aus Dänemark, daß ihm sogar Mozart's »Don Juan« in Berlin eine Neuigkeit war. Die kindliche Hingebung an gefeierte deutsche Männer ist eben so liebenswürdig an Oehlenschläger, als der ungenirte Ausdruck seiner verletzten Eitelkeit, sobald er mit seinem erworbenen Ruhm als Vertreter der dänisch deutschen Sympathien nicht alle Geltung gewinnt, die er erwartet. Es war erklärlich, daß Oehlenschläger's Hinneigung zur katholisch romantischen Dichterschule in Kopenhagen selbst eine Gegnerschaft aufrufen mußte. Der erste Opponent, der die südliche Genußsucht, die weiche Schwelgerei des Gefühls, an welche »Correggio« streift, als Verirrung bezeichnete, und als scharfer Protestant gegen die katholischen Regungen des Geistes eiferte, war ein in Deutschland nicht weiter bekannter dänischer Autor, mit Namen Gruntvig. Ihm folgte Baggesen mit seiner scharfzüngigen Polemik gegen Tieck, nicht minder der Vaudevillen- und Novellendichter J. L. Heiberg. In Deutschland selbst konnte von einer Befeindung des fleißig treuen, keusch biedern Talentes nicht eigentlich die Rede sein, da, was bei ihm

Digitized by Google

Fehler scheint, entweder ihm nicht zur Last fiel, oder seine ganze Arbeitsamkeit sich auf keine Weise verletzend fühlbar machte.

Um sich Oehlenschläger's Persönlichkeit zu vollenden, hat man neben seiner Selbstbiographie auch seine lyrischen Gedichte zu beachten. Er hat keine vorzugsweise lyrische Ader, da die gewappnete Natureinfalt seiner Stimmung sich doch lieber dramatisch entäußerte. Aber die glücklichen Einfälle eines gesunden Gehirns sind hier, wo sich die Stimme der Natur fesselos und ohne Anbetung eines Vorbildes zum Ausspruch bringt, vorzugsweise erfreulich. Die oft eckige und linkisch verbliebene Sprachwendung wird bei Oehlenschläger, auch in seinen Dramen, oft wider Willen witzig, und steigert nicht wenig das Behagen an seiner nichts weniger als großen, aber doch harmlosen glücklichen Natur. (Seine Übersetzung von Holberg's Lustspielen, welche 4 Bände füllen, ist in der Gesammtausgabe seiner Werke nicht inbegriffen.)

Digitized by Google

7.

J. C. Hauch.

Unter dem Titel: »Wilhelm Zabern,« mit dem unscheinbaren Beisatze: »eine Autobiographie, enthaltend bisher unbekannte Nachrichten aus Christian des Zweiten Zeit,« hat der geistvolle Däne J. C. Hauch, Professor an der Ritterakademie zu Soröe auf der Insel Seeland, einen Roman geschrieben, den wir als einen deutschen begrüßen müssen. Wir können dies angeblich aus dem Dänischen von C. Christiani übersetzte Buch eben so sehr als ein zur deutschen Literatur gehöriges hinnehmen, wie denn auch von Hauch bereits zwei Dramen (die Belagerung Maestrichts und Tiberius) als von ihm selbst deutsch verfaßt erschienen sind. Es bleibe dahingestellt, ob der angebliche Übersetzer an dem Romane mehr Verdienste habe, als was an Steffens Schriften von Seiten einer weiblichen Hand, mich dünkt von seiner Gattin, in Bezug auf Diction und logischen Verband geschehen, eine Nachhülfe, deren sich Oehlenschläger's Dichtungen fast durchgängig, Stuhr's Schriften aber leider gar nicht erfreuen, obschon diese letztern einer solchen noch bei weitem mehr bedürftig wären, um in ihnen zu unterscheiden, was absolute Confusion und nur relative, sprachlich verschuldete, zu nennen sein möchte.

Wir haben es hier mit einem Romane zu thun, den wir der deutschen Literatur als eine Zierde zusprechen müssen. Das Werk ist weit mehr Product poetischer Erfindung als geschichtlicher Combination, und fällt somit der ästhetischen Kritik anheim. Die Geschichte weiß nichts von einem Wilhelm Zabern, der in Kopenhagen Christian's des Zweiten Geheimschreiber gewesen wäre. Nächst dem Helden des Romans ist dieser dänische König der hervortretendste männliche Charakter im ganzen Zeit-

Digitized by Google

gemälde. Ein Tyrann im grandioſeſten Sinne des Wortes, ein Autokrat mit allem Glanze und aller Furchtbarkeit des ſkandinaviſchen Heroenthums, ſteht König Chriſtian auf der Schwelle einer alten und neuen Zeit. In Dänemark machen ihn ſeine Siege über die vaterländiſchen Feinde und ſein Kampf gegen Adel und Geiſtlichkeit zum Abgott des Pöbels, während in Schweden mit Guſtav Waſa ein demokratiſches Königthum im Stillen gegen ihn heranwächſt.

Dieſe politiſchen Widerſprüche einer gewaltſam durchbrechenden Übergangsepoche werden durch die Hinneigung zum gereinigten Chriſtenthum, mit welcher gleichwohl der Hang zum alten Myſticismus aſtrologiſcher Speculation ſich verbrüdert, in ihren Conflicten noch geſteigert. Die Elemente des alten Lebens, mittelalterliche Myſtik und despotiſches Heroenthum, feiern ihre letzten Triumphe, obſchon ihre Kraft ſich an der rüſtigen Heiterkeit eines neuen religiöſen und ſocialen Lebens bricht. König Chriſtian repräſentirt dieſen Geiſt der alten Zeit, er iſt gleichſam der letzte alte Balladenkönig des Skandinaventhums, mit aller Zauberei und allen Schrecken der heroiſchen Romantik des Nordens bekleidet, auch als zuſammenſtürzende Ruine noch groß. Frau Sigbrit, die aſtrologiſche Ate des Königs, in der ſich der Dämon des Wuchers perſonificirt, iſt nebſt ihrer Tochter, der Geliebten Chriſtian's, ebenfalls hiſtoriſch, nicht minder einige andere Figuren, welche die Seitenwände des hiſtoriſchen Romans abzeichnen. Guſtav Waſa's Mutter und Schweſter, welche in Brüſſel und Kopenhagen für die Losreißung Schwedens im Geheimen wirken, greifen ſchon mehr in das ſtille Privatleben des Romanhelden über, in welchem ſich für die dichteriſche Erfindung ein Feld öffnet. Eine andere Geſtalt, Faaborg, ein Wüſtling der däniſchen Hauptſtadt, Spieler, Spion, Aventürier und Knecht der königlichen Tyrannei, der auf Zabern's Lebensverhältniſſe mannichfach einwirkt, möchte ſchon um der modernen Färbung willen, in der ſein Bild gehalten iſt, der Hiſtorie ſich ganz entheben. Wie Nachtvögel um ein Licht, flattern alle dieſe Geſtalten in verſchiedenen Kreislinien um ein weibliches Weſen, das in ſeinen wunderbaren Reizen Kraft genug hat, um eine Welt in Verwirrung zu erhalten. Das iſt Dyveke, die Tochter der räthſelhaften Sigbrit, die Geliebte des Königs, die Helena, die

Digitized by Google

unwissentlich ein Königreich in Zwietracht stürzt, bis sie vor den Gräueln der Verwüstung erbebt und freiwillig endet. Wir müssen diesen Roman, trotz der ungeschminkten Naivetät, mit der er sich als Lebensbeschreibung eines harmlosen stillen Menschen hinstellt, vortrefflich angelegt und meisterhaft durchgeführt nennen.

Wilhelm Zabern ist der Sohn eines aus Lübeck nach Bergen gewanderten reichen Kaufmanns. Der erste Abschnitt gibt die Geschichte seiner Kindheit in Norwegen. Er gehört zu den blauäugigen Menschen, die, weil sie aus dem Blauen herausschauen, auch gewissermaßen in's Blaue hineingucken, harmlos, ziellos, aber voll unerschütterlicher Treue des Gemüths, der man sich in allen Strudeln des Lebens fahrlos hingibt, in der bewährten Zuversicht, an der stillen Tiefe ihrer ungetrübten Seele einen ewigen Halt zu behaupten. Dieser Charakter findet seinen Gegenpol in Dyveke, dem schönen flatterhaften Wesen, das noch halb Kind, halb Mädchen vor dem Jüngling in Bergen erscheint, und ein für allemal ohne Wissen und Wollen die weitern Kreise seines Lebens bestimmt. Er findet Gegenliebe in ihr, so weit ihr leichtbeflügeltes Naturell dies zuläßt, denn sie scheint mehr ein glänzendes Phänomen, das hin und her flatternd die Sehnsucht reizt, aber in ewiger Unruhe den Händen des treuesten Verlangens seine schlanke, glatte Gestalt doch immer wieder entzieht. Die Ausprägung dieses Charakters in den beiden ersten Abschnitten des Romans ist vortrefflich. Prinz Christian, der bald darauf den Thron besteigt, erscheint in Bergen. Seine Neigung zu Dyveke hat deren Entfernung nach Kopenhagen zur Folge. Dort beginnt nun die Herrschaft ihrer Mutter, der Frau Sigbrit, wie sie, der Geschichte nach, dem Adel und der Geistlichkeit zum Trotze, ihre Macht über das ganze Königreich ausübt. Der König, in Dyveke's Armen, ist zugleich ganz in den Händen der Sigbrit, den Despoten der nordischen Reiche regieren die Reize eines schwerbewachten Mädchens und die ökonomischen Grillen einer astrologiesüchtigen alten Frau. Wilhelm Zabern gibt sein Ziel verloren, und doch lockt ihn ein dunkler Drang nach Kopenhagen. Ein planloses Leben behagt ihm, das Geräusch der Residenz umschwirrt die Stille seiner innern Seele. Allerlei Händel gehen spurlos an ihm vorüber, richtungslos wie er ist, führt ihn nur der Zufall in den Dienst

Digitized by Google

des Königs und der Frau Sigbrit. An seiner unbestechlichen Gemüthsruhe scheitern die Pläne der Parteien, bis Dyveke sich ihm in einem Zustande innerer Zerrüttung zeigt, bei der die alte Jugendliebe neu erwacht. Sie ist nicht mehr das flatterhafte Wesen, sie ist leidend, und so übt sie auf den scheinbar gegen ihre Reize gewaffneten Freund eine neue Gewalt, für die er keinen Widerstand weiß. Ihretwegen ist Christian Tyrann, Geistlichkeit und Adel bluten um ihretwillen, das Bewußtsein ihrer verderblichen Gewalt macht sie demüthig, nicht minder der Anblick der rechtmäßigen Gemahlin des Königs, die das Schicksal, vor einer Buhlerin erniedrigt zu sein, mit der Würde eines angebornen Adels zu tragen weiß. Sie verachtet sich, und so gewinnt das leidende, gramgebleichte Weib, auf deren Wangen die Rosen der üppigsten Jugendlust erloschen sind, eine Macht über Zabern, die sie zu üben sich nicht mehr für fähig und für würdig hält. Er bietet ihr Herz und Hand. Sie fliehen, aber ihre Flucht wird vereitelt. Die Wogen des aufgeregten Lebens umschlingen von allen Seiten die bedrohten Gemüther, Dyveke nimmt Gift und erfüllt die astrologische Deutung ihres Schicksals. Die letzte Scene zwischen den Liebenden, die Erscheinung des Königs bei ihrer Leiche, die Gestalt der nachtwandelnden Sigbrit, sind vortrefflich gehalten, von ergreifender Einfachheit und einer durchdringenden Gewalt, wie sie sich sonst nur bei der nachhaltigen Wirkung eines Selbsterlebnisses bekundet. Dasselbe Thema wäre unter den Händen französischer Novelliſten dämonificirt, in der Behandlung der meisten deutschen Romandichter sentimental verschlammt. Mit den simplen, naturkräftigen Pinselzügen des nordischen Darstellers steht es wie eine Tragödie da, die der Schöpfer in aller Unschuld der Seele hingibt. In der Manier liegt das Geheimniß solcher dichterischen Wirkungen: zugegeben, daß diese echte Manier nichts anders ist, als eine unmittelbare, ungesuchte Handhabung, die in der reinen Urkraft eines gesunden Geistes ihre Quelle hat.

Mit Dyveke's Tod ist das eigentliche Schauspiel zu Ende; aber wo die Tragödie abschließt, bleibt es dem Romane noch gestattet, die aus dem Umsturz übriggebliebene Welt zu organisiren. Hierin liegt eine Eigenthümlichkeit, die sich diese Dichtungsgattung vorbehalten darf, obschon nicht zu läugnen, daß

Digitized by Google

in vorliegendem Falle der dritte Abschnitt des Romans in seinen poetischen Interessen schwächer ausläuft. Christian ist übriggeblieben in seiner verworrenen Welt, die auch der Tod der Geliebten nicht zu lichten vermag. Der König hält die Todte für ein Opfer der Verfolgung, das Gefühl der Rache verwildert sein Gemüth, und der Roman gibt ein historisches Gemälde jener Zustände, die ich oben in der Kürze andeutete. Wir sehen Zabern in die Verwirrung der Verhältnisse geschleudert, sein zwiefaches Kerkerleben wird sehr anziehend geschildert, aber die erfinderische Romantik läuft der Historie doch schließlich den Rang ab, wir sehen ihn zwei Mal befreit und an seiner Seite als Preis und Lohn der Lebensschicksale Gustav Wasa's Schwester, zu der sich schon im Vorspiele des ganzen Schauspiels seine Neigung ankündigte. Mit ihr, die er, selbst vom Tode bedroht, wunderbar errettete, kehrt er nach Bergen in die Stille des Privatlebens zurück. Nach einigen Jahren erscheint der gestürzte Christian an seinem Herde. Mit dieser vortrefflichen Contrastirung schließt der Roman.

Vom Verfasser des »Wilhelm Zabern« nehmen wir jede neue Production mit dem günstigsten Vorurtheile zur Hand. Die kindliche Liebenswürdigkeit des Dänen, der sich heimisch zu machen strebt im Tiefsinn des besten deutschen Lebens, ist eine höchst erfreuliche Erscheinung. In Wilhelm Zabern athmet eine frische Naivetät, verräth sich eine so gesund kräftige Munterkeit des Geistes, wie man sie in der deutschen Literatur ebenfalls nur bei einem Nichtdeutschen, beim Schweizer Ulrich Hegner, in dessen »Molkenkur« und »Saly's Revolutionstagen« findet. Hauch's Tiberius mag immer für einen interessanten Versuch gelten, eine dem Naturell des Autors ganz fremdartige Welt zu erobern, während er im »Zabern« mit dem größten Glück Heimisches schildert. Seine »polnische Familie« ist ebenfalls ein Versuch, ganz fremde Natur und Menschenwelt zur Darstellung zu bringen; es liegt in der Kindereigenthümlichkeit dieser Dänen und Norweger, sich über Fremdes und Entlegenes herzumachen. Aber der Versuch ist diesmal nicht geglückt, dieser polnische Familienroman hat den Fehler, gar nicht polnisch zu sein. Es sind keine Polen, die der Autor uns vorführt, am wenigsten der Held, dieser ruhig Zuschauende. An diesem Helden des

Digitized by Google

Romans ergibt sich wieder der Übelstand, daß Wilhelm Meister, dieser anstellige Lernmensch, der überall Anfänger bleibt, nie fertiger Mensch wird, als Norm für Romanhelden nachgeahmt wird. Ich zweifle, ob hier mit Bestimmtheit auf Wilhelm Meister zu deuten ist, aber es ist der gäng und gäbegewordene Typus, der allgemeine Zuschnitt, der nach dem Goethe'schen Schülermenschen sich eingeschlichen hat. Von den übrigen Figuren im Hauch'schen Romane kann man, wie gesagt, eben so wenig behaupten, sie seien echte Polen. Nur Obrist Zeltner dürfte nationale Wahrheit haben, und dieser ist gerade antipolnisch, ein Russomane. Der Staroſt, der die Person des Großfürsten preist, der Anarchie die Despotie vorzieht, und Rußland liebt, weil es in den Schmuz des aufgelösten Polens Halt und Ordnung bringe, ist ein phlegmatischer Diplomat, wie er nie, so verbreitet seine Ansichten dort auch sein mögen, in Polen zu finden war. Im Pater Vincent, auf dessen Charakterzeichnung der Autor viel Raum und Vorbereitungen verwendet, steckt dasselbe niederländische Phlegma, das aller Polennatur entschieden fern liegt. Während die geheime Verschwörung sich rasch im Lande verbreitet, erzählt dieser Vincent gemächlichst seine Erziehungsgeschichte. Er ist in Danzig erzogen von einer alten Jungfer und einem hageſtolzen alten Manne, dessen Katzenliebhaberei der Autor bestens zu einem niederländischen Genrebilde benutzt. Vincent ist ein träumerischer poetischer Dilettant, hat viel Mondschein im Herzen, und läßt es zu, daß ein Anderer mit seinen Versen Glück macht. Dieser Betrüger ist jener Obrist Zeltner. Jene Züge aus dem Leben eines Hageſtolzen, jene Kindheitsträume des poetisirenden Knaben, die Sentimentalität der einen religiösen Frauengestalt, eine gewisse liebenswürdig linkische Unbeholfenheit in Zeichnung einer Coquette, Alles dies zusammen in dem Gemisch von niederländischem Behagen, dänischer Kindlichkeit und deutscher Sentimentalität bezeugt die Autorschaft Hauch's in Bezug auf Abfassung dieses Romans. Die Vorrede besagt, das Manuscript sei dem Herausgeber von einem durchreisenden polnischen Officier überliefert. Möglich, daß einige Familienpapiere zur Grundlage dienten; denn als freies, selbstwilliges Erzeugniß genommen, wäre das Buch zu sonderbar, indem es sich in Familienscenen

Digitized by Google

ergeht und für die große Gewalt der Volksereigniſſe ſo wenig Raum behält. Nur in ganz flüchtigen Zügen geht der Aufruhr in Warſchau und manche Schlachtſcene vorüber. — Wir haben eine Erzählung von Georg Döring, welche in drei Bänden die polniſchen Situationen zur Zeit des Aufruhrs zum Thema hat. Die polniſchen Juden hat er glücklich geſchildert; ſonſt aber war Döring zu weich, um Geſchichte dreiſt anzufaſſen. Heinrich Laube ließ die Fortſetzung ſeines »jungen Europa« auf polniſchem Boden ſpielen, allein ſeine Helden ſind deutſche Reflexioniſten, die ſich noch dazu wie eitele Dandies vor dem ungeheuern Hintergrunde der Ereigniſſe hin- und herbewegen und um den Schlund der Geſchichte herumſchleichen. — Die große Völkertragödie Polens, die am 29. November 1830 begann und im September 1831 endigte, wartet noch auf ihren Dichter.

Digitized by Google

8.

Hermann Marggraff.

1837.

Hermann Marggraff hat eine interessante Reihe seiner Phantasiestücke, Lebensbilder, Charakteristiken und kritischen Skizzen unter dem Titel: »Bücher und Menschen« gesammelt. Die Bücher hat er auf dem Titel den Menschen vorangestellt. Das ist sehr deutsch und riecht nach Stubenluft. Man kann nicht sagen, daß Marggraff die Menschen nur wie Bücher nimmt, aber die Bücher nimmt er jedenfalls wie Menschen, mit so viel Liebe und Drang des Verstehens erfaßt er die literarischen Erscheinungen. Es gereicht Marggraff auch zum Verdienst, daß er einige verschollene Figuren, vereinsamte und verunglückte Menschenbilder, hervorzieht, um an ihnen das Leben zu erforschen; dazu gehören: Wezel, der Sonderling von Sondershausen, Gasparini, Ferdinand Weisse u. A., deren Leben er zum Theil aus ihren Büchern, und deren Bücher aus ihrem Leben deutet. Man hat oft geklagt, daß die junge Literatur die Persönlichkeiten scharf anfaßt, die öffentlichen Figuren um ihr Stillleben bringt. Mich dünkt, dieser Drang, Öffentliches und Privates Stirn an Stirn zu rücken, hat schon zu wichtigen Aufschlüssen geführt. Es kann mißbraucht werden, aber daß die Schranke gefallen ist, war jedenfalls gut. Es ist schon viel damit gewonnen, daß das Leben vor der Literatur nicht mehr sicher ist, sich vor der Kritik nicht mehr hinter der Ofenbank wahren kann, jeder wirklich geheime Satrap sich fürchtet, jeder geheime Hof- und andere Rath ängstlich thut. Auch ohne Preßfreiheit ist es schon ein Fortschritt zur Öffentlichkeit, zur Unsträflichkeit des ganzen Lebens.

Digitized by Google

Marggraff gibt unter seinen Lebensbildern einige ganz vortreffliche; ich nenne nur »Pfingstschießen und Schützenplatz,« »die Poesie des kleinstädtischen Bürger- und Sonntagslebens,« »die Provinzbewohner in der Hauptstadt« u. a. Durch die Provinzialen wird das Treiben in den Brennpuncten der Civilisation jeder Zeit erkräftigt und erfrischt. So in Paris, in Berlin. Marggraff war in Bezug auf die Literatur selbst ein solcher Provinziale, als er mit der ganzen Ehrlichkeit, mit der heißen Wissenslust eines solchen sich der literarischen Zeitfragen bemächtigte, und die Welt des Geistes langsam und mit sichern Tritten zu erobern begann. Nun schweift sein Blick schon bis nach England und Indien, man lese die Skizzen: »John Clinton,« »Ignaz Pudding's Leiden und Schicksale,« »Schinschu in der Registratur des Marionettentheaters zu Peking« u. a. Überall lauscht Marggraff's Spürblick auf die Regungen des Lebens und hängt an den Offenbarungen in der Welt mit einer fast zähen Innigkeit und Stetigkeit. Schwung des Geistes hat er nicht, aber viel Treue des Gemüthes. Nur muß ihn diese nicht hindern, fortzuschreiten. Seinen Styl kann man noch ungleich finden, oft ist er naiv und schön, oft aber verbrämt mit erzwungenen Zierrathen und gelehrter Umständlichkeit. Dies bezeichnet noch den Mann der Provinz, oder auch den deutschen Gelehrten in ihm.

1838.

Marggraff hat Deutschlands jüngste literarische Epoche zum Gegenstand einer ausführlichen Darstellung gemacht. Er schildert den Norden und Süden, die katholischen und protestantischen Lebenselemente, das Zerwürfniß beider seit der Reformation, die Zerstückelung des politischen Nationaldaseins; wobei er natürlich weit ausgreifen und im westphälischen Frieden die Anknüpfungspuncte suchen mußte, um den Stand der Gegenwart historisch zu erläutern. Die literarische Vergangenheit wird dann ebenfalls umschrieben, hier und da, mehr nach Lust und Neigung, als nach Nothwendigkeit, treten Excursionen ein, um diese oder jene Persönlichkeit mit nachdrücklicher Ausführlichkeit zu erörtern. Erst gegen die Mitte des Buches hin eröffnet sich mit dem Jahre 1830 der Schauplatz für die Thaten und Leiden

Digitized by Google

der jüngsten Epoche. Vorläufer und Propheten neuer Richtungen werden auch in außerdeutschen Zuständen aufgesucht, Byron, Shelley, Puschkin werden leicht und nebenbei herangezogen, dann treten Rahel, Börne, Heine, Bettina, Menzel und die Spätern in den Kreis der Betrachtung. — Marggraff hat die Zustände seiner Zeit auf das sorgsamste mitdurchlebt, er hat, ein fleißiger Notizensammler, ein emsiger Zuschauer, memoirenartig seine Gedanken und Gefühlsmeinungen zusammengetragen, und das Aneinandergeheftete durchschießt er nun mit der Compilation von Belegstellen. Es war so viel Mißliebiges hinausposaunt, so viel edler Wille war geknickt, so viel Misère ist frech geworden über Zustände und Personen einer kämpfenden und in ihren Kämpfen sich selbst verwundenden Zeit, daß es wirklich erwünscht sein konnte, nun einmal den Common sense, wie er kritisch in England ruhig und solid neben den Ereignissen der Leistungen und der Leidenschaften herläuft, als eine parteilose Stimme des Allgemeinen zu vernehmen. Von der Art ist das Verdienstliche in der Marggraff'schen Beschaulichkeit, und ein Buch von solcher Abfassung könnte dem langsam käuenden und verdauenden deutschen Publicum wohlthätig nachhelfen. In England, wie gesagt, dem nutzbaren Beefsteakslande, gibt es in den Reviews solche Kritik ohne Prätension, solche leidenschaftlose Treue, solche subjectlose Naivetät, und wenn Willibald Alexis neuerdings den verstorbenen Wilhelm Neumann für den letzten deutschen Kritiker hält, so war dieser eben eine solche Natur, in welcher sich das Gutachten der Gesellschaft fast ohne Selbstwillen, ohne Eigensinn, ruhig ausprägte. Was Marggraff von der Ehrlichkeit seiner Kritik wiederholt versichert, scheint mir darauf hinzudeuten, sein Urtheil erziele solche Stellung zur Literatur und zum Publicum. Welchen Beifall das Buch in der Lesewelt haben wird: er entspringt aus des Verfassers Bestreben, Organ der allgemeinen Stimme zu sein, zu welchem sich gesunde Bildung, Kraft des Herzens, guter Wille und Ruhe des Verstandes vereinigen, um die Erscheinungen der Zeit vor den Sinn des Jahrhunderts als den allgemeinen Richterstuhl zu ziehen. Manche subjective Trübung, die seinen ruhigen Standpunct beeinträchtigt, läuft freilich störend zwischendurch. Dazu gehört Marggraff's Abneigung gegen Berlin. Über Berlin,

Digitized by Google

diesen einen, allerdings einseitigen Focus deutscher Entwickelung, liefert er eine Schilderung, die auch nicht einmal in der Ahnung die Perspective einer Umgestaltung aufkommen läßt, und weder die letzte große wissenschaftliche Vergangenheit, noch die unerschöpften Quellen des dortigen Geisteslebens zur Gültigkeit bringt. Marggraff's Verhalten zu den einzelnen Persönlichkeiten der jüngsten Literatur nach 1830 ist ebenfalls nicht ganz ungetrübt, sie ist nach Absicht oder Zufall gestempelt. Absicht nenne ich hier den gesteigerten Grad des Eifers, der an sich lauter und rein ist; Zufall persönliche Sympathie oder Abstoßung. Namentlich läuft durch das ganze Buch gegen eine, früher von Marggraff selbst vielfach gefeierte Literaturkraft eine offenbare Gereiztheit, welche ein ruhiges Bewußtsein keineswegs theilt. Von der einen Persönlichkeit frei, bedarf Marggraff bei seiner vorwaltenden Gemüthlichkeit vielleicht des Anschmiegens an eine andere, wodurch dann wiederum die feste Selbstständigkeit des Geschichtschreibers seiner Zeit bedroht wird. Alles zu Allem gerechnet: unsere Epoche ist noch nicht reif zur Geschichtschreibung. Hält Einer sie für fähig, ihm, dem selbst jugendlichen Zeitgenossen und Kämpfer getreulich zum Spiegelbilde Stand zu halten, so muß er mehr thun, als die Stichwörter der Zeit zusammenfügen. Mit wie vielem Eifer und Glück dies geschehen könne, ist eine andere Sache, aber ein Gesammtbild entsteht nicht aus Conversation und Reflexion solcher Art. Nicht einmal einzelne Bilder. Marggraff nennt das Buch seines Raisonnements »Charakteristiken;« allein diese finden sich eben nicht, kein einziges literarisches oder culturwichtiges Leben ist fertig zu einem Bilde ausgezeichnet, der Verfasser hat die verschiedenen Linien rasch und übersichtlich zusammengezogen, ohne doch auch förmliche Geschichtschreibung gegeben zu haben. Und zu fertigen Einzelbildern gehört Abschluß und Rahmen.

Zur Geschichtschreibung ist erforderlich, daß man dem Jahrzehend nicht blos den Puls und den Zahn befühlt, der Zeit nicht blos das Wasser besieht, — um beides ist Marggraff umständlich bemüht, — man muß als Arzt den Geheimpunct des Übels, den Centralsitz der Krankheit, aufstören. Nun findet sich in dem Buche wohl allerdings sehr vieles, das eine sehr richtige Kenntniß des Nervenleidens unserer Zeit verräth. Marggraff

Digitized by Google

eifert kräftig gegen die Erbärmlichkeit mancher Sünden des Jahrhunderts, er wehrt sich mit Hand und Fuß gegen Pedanterie, Philisterthum, Egoismus, er straft die Kleinstädterei, geißelt die Kleinzanksucht und die Persönlichkeitswuth, polemisirt gegen die grämliche, verblichene Stubenvegetation, die »in Töpfen und Scherben wächst,« aber gleichwohl, wie er sagt, »alle zehn Finger nach dem Leben leckt.« Gegen alles dies wehrt er sich mit allen Gliedern, und der Sieg wird zweifelsohne auf seiner Seite sein. Man soll aber nicht dieses Ringen mit schlechten Gewalten, sondern — will man mit Macht einwirken — den Sieg selbst darstellen. Wenn uns Börne geißelte, so war er Godegießel, aber ein hoher Mensch, ein strafender Prophet, nicht dem Kampfe mit den Schwachheiten der Zeit verfallen, sondern über ihn gestellt. Will man aber dem Jahrzehend mit liebendem Gemüth aufhelfen, ihm beispringen mit hülfreicher Hand, so gehe man, wie gesagt, an die Quellen des Übels. Was hilft im Ganzen und Großen eine Polemik gegen die Emancipationsrichtungen in der Socialnovelle der Franzosen und Deutschen! Man ergründe den Saintsimonismus. Was hilft das Abfertigen einzelner Hegelianer, die den Verfasser verletzten! Man erläutere den Kern des Hegel'schen Systems, dann überhebt man sich der kleinen, frostigen Debatte und erreicht den Wärmepunct, wo die Kritik Darlegung der innern Zeitgeschichte wird. Was hilft das gemüthliche Achselzucken über die vorwaltende Herausbildung der materiellen Gewalten! Seht näher zu, wie sich die Zeit von dieser Seite zu helfen beginnt, und seid doch nicht bange, Euch möchte der Geist so schnell entgehen, wenn sich die Materie allmächtig entfaltet. Seid Ihr besorgt um das Heil des Christenthums, so geht nur fest und streng ein auf Strauß, Feuerbach und Bauer, und begnügt Euch nicht mit den gemächlichen Anforderungen der Gemüthlichkeit, die nie forscht, immer nur beschwichtigt und überdenkt oder wehklagt. Marggraff sieht sogar in Strauß nichts als Voltaire und meint, ich huldigte ihm nur aus Wehmuth. Gott soll mich strafen um solcher Wehmuth willen! Es ist meine hellste, freudigste und sicherste Überzeugung, daß in Strauß, Feuerbach und Bauer lediglich derjenige Inhalt steckt, den die Zukunft als das einzig

Digitized by Google

rechtmäßige Christenthum anerkennen wird. Alle übrigen christlichen Formen sind mit sich fertig geworden.

Marggraff muß die Scheu abwerfen, die ihn unsicher macht über Gegenwart und Zukunft. Jene mag untergehen; wenn wir nur diese retten. — In zwanzig Jahren, glaub' ich, schreibt Marggraff sein Buch noch einmal und steht dann als fertiger Geschichtschreiber unserer Epoche da. Er hat nicht das Mark und die Schwere des materiellen Gehalts wie Gervinus, aber er ist dafür freier vom Stoffe. Er hat nicht den Sinn für das Formelle, für den Zusammenhang zwischen Innern und Äußern, wie Laube; aber er faßt reeller und fester Fuß in der Sache.

1840.

Die »Gebrüder Pech« nehmen einen vortrefflichen Anlauf zum komischen Roman. Marggraff schildert ein Krähwinkel in der märkischen Ebnee. Die Poesie der deutschen Krähwinkelei ist nicht erschöpft mit Jean Paul und Leopold Schefer. Marggraff nahm einen echten Ansatz zum komischen Genrestück, localgetreu und allgemein ideal, so was man idyllisch gottselig nennt. Das Leben in dieser beglückten Armseligkeit, die Firma Pech und Compagnie in diesem Getriebe, Vater Pech und Mutter Pech, beide wie Rococobilder in zwei verschiedenen Ausgaben, die eine schweinsledern gebunden, die andere als gutmüthig schwarzledernes Gebetbuch; dazu die Kinderzucht und das Gedeihen der beiden Söhne Pech, das erste Auftauchen ihrer Seelen in dem chinesischen Leben unserer Altvordern; dies Alles ist gut gezeichnet, der Farbenton höchst glücklich, und mit Chrysostomus Pech setzt sich der Autor kurzweg so identisch, daß schon diese naive Ehrlichkeit Bürgschaft gibt, hier werde im Memoirenroman ein guter Humor aufgetischt werden. Allein der Roman hört fast mit dem ersten Capitel auf, Marggraff hat blos einen glücklichen Anlauf genommen, sein humoristisches Fluidum ist schon verflogen, und sämmtliche elf nachfolgenden Capitel kommen weder in die Tonart des ersten zurück, noch geben sie Ersatz für die getäuschte Erwartung. Im zweiten Capitel ist noch das Thema pikant. Justus Pech macht als Gymnasiast ein idealistisches Project zu einem Räuberstaate; allein die Zeich-

Digitized by Google

nung der Figuren ist schon beseitigt, die polemische Debatte beginnt, und der Verfasser läßt seinen Romanhelden Exercitien schreiben über den Zeitgeist. Hier nun hätten wir abermals ein Haargeflecht zu säubern, Debatte mit Debatte zu curiren, wie denn der Verfasser das Gift der Zeit mit dem Gifte der Zeit heilen möchte, gegen die Glaubenslosigkeit eifert, ohne jedoch der Zeit einen Glauben zu geben, oder ihr nur die Ahnung zu erregen, er selber sei durchleuchtet von einem neuen Lebensgeist. Jeder robuste Irrthum ist besser und heilbarer, als trostlose Weisheit, die halbe Verzweiflung, aber förmliche Rathlosigkeit ist. Es wäre Jeder dazu berechtigt, sein Zeitalter trostlos zu finden, wenn er der Poet dazu wäre, wie Lorenz Sterne für seine Zeit. Dann aber genügte ihm wie diesem ein Strohhalm, um Gott zu erkennen trotz aller Menschenwelt. Sterne läuft der kleinen verrückten Marie nach und zeigt, wie unverwüstlich selbst im zerrütteten Gehirn die Göttlichkeit des Menschen ist, nachdem er daran verzweifelt, die Spuren der Gottähnlichkeit unter den gesunden und sogenannten anständigen Leuten zu finden. Sterne kommt nicht von der Remisenthür fort, und vergißt über der schönen Hand der fille de chambre das ganze große Paris, er muß, weil er Humorist ist, die Unendlichkeit im ganz Beengten erfassen, das Universum an der verlornen Zufälligkeit, die sich aus dem zerstörten Paradiese hinausgerettet, preisen und bewundern. Das ist der Zauber Sterne's. Marggraff ist trostloser, weil er weniger Poet ist, er steht einer Welt voll falsch geleiteter Ideen und Personen gegenüber, weil er über der Polemik gegen deren Manieren deren Inhalt vergißt, und nicht, wie Sterne, mitten in der Wüste die Oase findet. Er konnte die glänzenden, die hervorragenden, die mächtigen Gestalten seiner Zeit in ihrer Unzulänglichkeit hinstellen, aber mußte dann nachweisen, daß in den stillen Gemüthern, in den abgelegenen Stätten die Wahrheit langsam aber ohne Schminke heranreift. So aber läßt er seinen Chrysostomus an den Modeideen seiner Zeit scheitern, ohne daß er für sich einen Strohhalm findet; er läßt ihn irre werden an den Manieren der Hegel'schen Doctrin, ohne ihm die Kraft zu geben, deren Gehalt neu zu prägen; er läßt ihn gegen die Reiselust eifern, und schleppt ihn doch als europamüden Nachzügler

Digitized by Google

in den ausgetretenen Geleisen weiter; zieht gegen das mäkelnde Berlin zu Felde, ohne doch für sich selbst einen Standpunct zu gewinnen, wo ein höherer Sinn mit seinen Positionen beginnt; er läßt seinen Chrysostomus an der Dame verzweifeln, ohne ihm am Kammermädchen Trost zu bieten, die Parfümirten bekritteln, ohne doch die Naturkinder so auszustatten, daß sie standhalten vor einem ehrlichen Herzen. Man lese, wie Sterne seine fille de chambre zeichnet, und vergleiche damit Marggraff's Ladenmamsell. Aufgabe der Poesie ist und bleibt es aber, Ersatz zu geben, wo die Reflexion bankerott geworden ist. — Ich glaube, daß Marggraff seinen Roman mit dem zweiten Capitel noch einmal in anderer Gestalt fortsetzt. Die vorliegende Arbeit ist die Fortsetzung des vortrefflichen ersten Capitels schuldig geblieben.

1842.

Marggraff hat sich mit seinem neuen biographischen Roman, »Johannes Mackel,« die Poesie des Häßlichen zum Thema gestellt. Dies verdient absonderliche Beleuchtung. — Das körperlich Unschöne galt immer für ein Element, dessen Behandlung höchst schwierig sei; so lange man nämlich die Gegensätze des Classischen und Romantischen, des Antiken und Modernen im Raisonnement festhielt. Ästhetiker und Literarhistoriker pflegten dann, kamen sie in ihren Darlegungen auf die Behandlung des Häßlichen in der Kunst, auf Thersites in der Iliade zu sprechen, um es zu bestätigen, daß das Häßliche eigentlich gar keine Gegenständlichkeit für die beschreibende Kunst sein dürfe, darauf hinzuweisen, wie in der ganzen weiten Gallerie Homerischer Gestalten nur diese Eine Unform von Persönlichkeit anzutreffen sei, und der Dichter nach seinem großen Naturinstinct in Zeichnung dieses einzigen Häßlichen unter seinen Kindern mit einer naiven Flüchtigkeit sich abgefunden habe. Philoktet in der Sophokleischen Tragödie, wurde dann wohl weiter raisonnirt, habe seine körperliche Unschönheit, ein lazarethmäßiges Übel an den Füßen nur als äußeres Motiv zum Seelenschmerz, und moralisches Unglück sei der eigentliche Inhalt des Stücks. Im Ganzen aber mußte man natürlich dabei bleiben, daß die antike Poesie, schon aus Verwandtschaft mit dem Idealschönen der plastischen Kunst, das

Digitized by Google

Häßliche nicht in den Bereich ihrer Darstellbarkeiten gezogen habe. Erst die Poesie moderner Romantik, die nach dem Zerstören aller sinnlichen Harmonie tiefer und eigensinniger in die Dissonanzen des Menschenlebens griff, hat auf die Unform menschlicher Geburt das Siegel einer geistigen Gewalt gedrückt, vor der wir wenigstens staunen. Shakspeare's gehöckerter Richard ist fünf Acte hindurch der Held eines tragischen Spiels. Dieser Held hat ein dämonisches Gelüst nach Königskronen, er ist Schlange und Tiger in Einer Person, er ist geistig so häßlich wie körperlich; aber die Macht des Geistes soll alle äußere und innere Mißform seines Wesens überbieten und hinwegheben über die Häßlichkeit, die ohne den Geist, der sie hebt und beflügelt, immer nur eine Misère bleibt. Und bei alle dem ist dieser Shakspeare'sche Versuch, die Scheußlichkeit zur Geistesgröße zu erheben, ein verfehlter; das Drama ist in seiner Anlage schief und kann durch die Gewalt der Charakteristik diesen Hauptfehler nicht zu jenem harmonischen Ausgleich bringen, den das echte Werk der Kunst liebt und bezweckt. Die Häßlichkeit des Geistes und Leibes kann es nicht zu der Höhe bringen, die wir für die Glorie des rein Tragischen verlangen. Nach meinem Gefühl leidet auch die Tragödie Othello an diesem Wagniß, das Häßliche zu adeln, so daß es ein Träger des Hauptinteresses werde. Für die äußere Häßlichkeit des Mohren ist seine Gutmüthigkeit und die Neigung des zarten Täubchens Desdemona, deren Aussage der Dichter sogar vor Gericht accentuirt und stark in die Wagschale legt, ein hinlängliches Gegengewicht zum Ausgleich, um uns für den Haupthelden und mit ihm sympathetisch und brüderlich zu stimmen. Allein seine spätere blöde und blinde Wuth, diese stierartigen Ausbrüche einer verhängten, wo nicht bornirten Seele, diese Häßlichkeiten des Geistes heben den Zusammenhang zwischen ihm und uns wieder auf, da wir nur bei den Irrungen des geistig Edlen und Schönen brüderlich mitfühlen können. Die Shakspeare'sche Romantik hat viel Hinneigung zum Häßlichen. Nahm sie doch ihre Stoffe aus der Entartung einer seltsam verstrickten, mit den Naturbedingungen des ersten Daseins ringenden, mittelalterlichen Menschenwelt. Sie hat die häßlichen Elemente in Lustspielen zu den glücklichsten Effecten benutzt, aber sehr häufig in unerquicklichen Wag-

Digitized by Google

niſſen fehlgegriffen, wo ſie dieſe Elemente zu tragiſchen Wirkungen verwenden wollte. Ich brauche nur an die Scheußlichkeit des Timon, an die elende Beſtialität der beiden Töchter im »Lear« zu erinnern und es bedurfte fürwahr der ganzen glorreichen Heiterkeit der claſſiſch gewiegten Goethe'ſchen Poeſie, um in deutſcher Literatur jener, an Shakſpeare genährten Richtung nach dem dämoniſch Häßlichen ein wohlthuendes Gegengewicht zu geben.

Doch muß ich einlenken, um auf Marggraff's »Mackel« zu kommen. Kann das Element des abſolut Häßlichen es nicht bis zur idealen Höhe tragiſchen Intereſſes bringen, ſo gibt es doch für daſſelbe zwei Arten der Faſſung, um es dichteriſch zum Mittelpunct der Theilnahme zu machen. Die Mißform des Individuums kann uns durch die Güte des Herzens rühren. Oder ſie erſcheint in einer Beleuchtung, wo ſie ergötzlich iſt, komiſch wirkt. Oder auch, die Darſtellung macht es zu beiden Wirkungen geſchickt, wie denn der komiſche Roman es ſich nicht gern entgehen läßt, an ſeinen Figuren dies doppelte Intereſſe zu pflegen. Wie Marggraff über dieſen Punct denkt, erfahren wir aus einer, ſtatt Vorrede gegebenen Anmerkung. »Der Verfaſſer fühlt,« ſagt er witzig, »wie gewagt es iſt, einen häßlichen Menſchen zum Mittel- und Schwerpunct eines Buches zu machen, während ſonſt in unſeren Romanen die ſchönen Menſchen und zwar in den ausgeſuchteſten Exemplaren dutzendweis feilgeboten werden. Und doch liefert jeder Spaziergang auf den belebteſten Promenaden der belebteſten Städte den Beweis, daß die ſchönen Häute oder Schönhäute, — man verzeihe dieſen durch das Analogon »Rothhäute« gerechtfertigten Ausdruck, — ſchwerlich die Majorität bilden, und man wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß die Häßlichen von aller Romantik des Daſeins ausgeſchloſſen werden müßten? Wer am liebſten im feinen Aether der Schönheit ſchwelgt, für prächtige Coſtüme, untadelhafte Taillen, künſtleriſch gepflegte Locken in das Feuer und den ſüßen Tod der faſhionablen Begeiſterung geht und ſich durch das in unſeren Romanen ſo reichlich ausgegoſſene Schönheitswaſſer nur an fleckenloſe Stirnen gewöhnt hat, für den ſchrieb der Verfaſſer nicht; er ſchrieb vielmehr Stunden der Andacht für Häßliche und nahm die Wirklichkeit, wie und wo er ſie fand, zu

Digitized by Google

seinem bescheidenen Vorbilde.« Wie und wo er sie fand? — Entschlüpfte dies dem Verfasser vielleicht als Abstraction und Gewinn aus Boz? — Nun, für die Annahme, der komische Roman dürfe die Trivialität und Misère, wie und wo er sie finde, zur Darstellung bringen, spricht, wenigstens was Boz betrifft, der Reichthum eines ausgesuchten Pöbellebens, wie es der englische Autor bei seinen energischen Griffen gleich zur Hand hat, es mit kecken Blicken nur aufzufassen, zu copiren braucht. Der deutsche komische Roman findet das nicht so vor in grotesken Massen, hat nicht, will er copiren, solchen Absud von auserlesener Gemeinheit vor sich, kann also nicht so naiv höllenbreugheln und bozen, oder er müßte denn bei dem Mangel großer Residenz- und Pöbelstädte sich auf nationalem Grund und Boden mit Schwächlichkeiten und Kleinigkeiten begnügen. Aber Schiller läßt schon seinen Franz Moor, um ihn imposant zu machen, beten: Herr, ich habe mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben! Ganz mit Fug und Recht; denn das moralisch Häßliche muß wenigstens stark sein, wo es nicht groß sein kann; die beiden Fälle ausgenommen, wo es rührt oder komisch wirkt. Für diese beiden Fälle benutzt es die Behandlung des Darstellers zu wirklich künstlerischen Zwecken, und der komische Roman hat in Deutschland an nationalen Elementen eine Fülle von Gemüthlichkeit und Philisterthum, um ohne die crasse Gemeinheit der englischen Volkshefe richtige und bedeutende Wirkungen zu erzielen. Die Äußerung Marggraff's, er wolle Stunden der Andacht für Häßliche schreiben, erweist in ihm das durchaus richtige Bewußtsein, wie denn Marggraff's Äußerungen immer auf das Richtige losgehen, selbst wo sie wie aus einer Art von Scheu und Schwanken es nicht in gerader Linie festhalten wollen. Jener Ausspruch beweist, daß der Autor weiß, was mit der Mißgestalt seines Helden anzufangen sei; er rührt uns durch Mackel's Herzensgüte; er stellt ihn andererseits so, daß der Kobold entweder witzig wird oder Anderen zum Witz verhilft. Die Elemente eines kleinstädtischen Lebens und einer moralischen Verworrenheit in der Familie selbst machen die richtigen Decorationen für den Knaben Johannes, der von der schönen, coquetten und frivolen Mutter um seiner Mißgestalt willen gepeinigt wird. Die Scenen seiner Kindheit sind vortrefflich gehalten;

Digitized by Google

wir erleben die Zustände und werden heimisch in dieser Welt, die dem Knaben zu seinem eigenthümlichen Werden den Stempel aufdrückt. Wir stehen endlich mit ihm am Rande des schäumenden Baches, in dessen Wellen ein kühler Tod für die Qual des gepeinigten Lebens Erlösung winkt. Johannes ist sich selbst zum Widerwillen geworden, weil ihn alle Welt als eine Mißform verabscheut, und ein Sprung in den Mühlbach erlöst ihn leicht von sich selber. Nur der Gedanke, sein freiwilliger Tod werde als unmittelbare Folge der so eben ihm widerfahrenen Mißhandlung der schönen Mutter zur Last gelegt werden, hält ihn zurück; sein gutes Herz triumphirt also über sein Mißgeschick und knüpft ihn wieder an's Menschenleben fest. Inzwischen hat ein gutes Herz doch auch seinen Stolz; Johannes kehrt nicht in's elterliche Haus zurück, sondern sucht beim alten Onkel Blinzing eine Zuflucht. Der alte Sonderling Blinzing ist ein nomineller Onkel in der Familie Mackel. Zu Madame Mackel, die früher in der Residenz als ledige Person einem vornehmen Staatsbeamten zur angenehmen Ausfüllung seiner Nebenstunden behülflich gewesen, muß Blinzing in einem besonders anzüglichen Verhältniß gestanden haben; denn als er sich im Provinzialneste ansiedelte, wo sie auf Verfügung der oberen Götter auf Erden an den jungen blonden Regierungsrath Mackel verheirathet wurde, und als er zum ersten Male vor ihr erschien, sehr höflich that, aber boshaft war, da hatte sie gezittert und einen schwarzen Fleck der Erinnerung vor Augen bekommen. Bei alle dem ist Blinzing für die Dame Mackel unentbehrlich geworden, ja er hat durch ein Darlehn zur Bestreitung üppiger Bedürfnisse die ganze mackelige Familie gleichsam in Händen. Wie nun der Knabe Johannes zum Onkel Blinzing kommt, an jenem stürmischen Abend, der über sein Kinderleben entschied, sitzt ein alter Stelzfuß bei ihm, ein Schwadroneur vom siebenjährigen Kriege, der nunmehr über Bonaparte und die Franzosen lärmt. — Diese Figur ist nicht neu, ist eine von denen, die das Lustspiel schon so mannichfach abgebraucht hat, aber sie ist richtig benutzt, fleißig und vortheilhaft ausgeführt, während die Figur des alten Blinzing selbst den Anspruch auf Eigenthümlichkeit mit Glück durchsetzen wird. So ein alter bissiger Heimchenfänger, wie ich ihn nennen muß, ist noch nicht da gewesen, und

Digitized by Google

es bleibt zu bedauern, daß die später erfolgende Enthüllung seines frühern Lebens, sowie seines Verhaltens zur Dame Mackel dem Autor verunglückt ist. Es kommt nämlich schließlich heraus, daß das coquette Weib seinen Sohn, einen Fähnrich von der Garde, ruinirte. Sie fesselte ihn und vergeudete all' sein moralisch und reelles Hab und Gut in dieser Neigung. Wäre Blinzing selbst ehedem ein Liebhaber der freien Dame in der Residenz gewesen, die Sache hätte ein besseres Schick und unser Vermuthen ginge nicht fehl. Der Roman geht überhaupt im weitern Verlauf hin und wieder fehl. Mit den bewegten Scenen aus Johannes Kindheit nimmt die Zeugungskraft des Poeten fast ein Ende. Es ergeht dem Autor hier wie in seinen »Gebrüdern Pech.« Diese meine Wahrnehmung kann keine zufällige, keine nur subjectiv gültige sein, da sie sich bei dem zweiten komischen Roman Marggraff's so bestimmt wiederholt, und am Buche selbst sich so genau abscheiden ließe, was der Poet und was der witzige Kritiker daran gearbeitet. Mit dem Abschluß der Kindheitsepoche geht dem Darsteller die Poesie aus. Er führt sein Thema als witziger Beobachter weiter, begleitet als solcher den Helden, der aus dem väterlichen Hause davonläuft, auf die Wanderschaft in die weite Welt; Johannes wird Gymnasiast, herumziehender Komödiant, Schriftsteller, — und in allen diesen Sphären weiß der Autor sehr viel Treffendes, Hübsches, er hat oft die besten Einfälle; aber er ist hier fast ganz auf den Standpunct der kritischen Beobachtung getreten, er läßt auch uns nur beobachten, statt erleben, was er uns vorführt, — und hierin liegt der Unterschied zwiefacher Darstellungsweisen. Es muß mit dem absolut komischen Roman ein eigen Ding sein. Der Humor ist ein flüssig Wesen, der Spiritus geht gern aus und Phlegma bleibt zurück. Jean Paul hat dann für diese Steppen, wo der Genius erlahmt, seine großen Zwischenlagen voll sterneglänzender Sentimentalität, seine Stapelplätze, wo er den großen Marktwagen seiner gelehrten Collectaneen umstülpt. Boz portraitirt die an Furchtbarkeiten unerschöpfliche Verworfenheit der Kellerregionen seiner großen Weltstadt und wird als Sittenmaler wichtig, wo ihm die Erfindung ausgeht, während unser deutscher Roman in solchen Pausen so ziemlich auf dem Trocknen sitzen bleibt. Das ganze Buch ist

Digitized by Google

in einem gereizten Styl geschrieben, und diese gereizte Stimmung bringt es zum Witz; allein Witz und Satyre machen noch nicht den komischen Roman, wenn die Schöpferkraft es nicht zu wirklichen Scenen bringt, die der Poet erleben läßt, der kritische Beobachter nur bespricht. In der Kindheit Mackel's ist jenes der Fall, aber wir werden nicht mehr mit ihm Gymnasiast, gehen nicht mit ihm unter die Komödianten, lassen uns nicht mit ihm vom Buchhändler Quisel zu Räuberromanen engagiren. Warum das nicht? Sind wir doch ganz und gar betheiligt, als der Junge Hans Schläge kriegt, als er am Mühlbach steht, als er zum Onkel Blinzing läuft und Soldat werden will, als er die Flöte bläst und in Gestalt der alten Jungfer ein mitleidiger Genius ihm die blassen Wangen streichelt. Schauspieler und Schriftsteller werden wir nicht mit ihm. Woran liegt das? — Wir könnten sagen, der Darstellung fehlten sogar die moralischen Nöthigungen zu diesen beiden letztgedachten Lebensschritten, und dies ist allerdings ein grober Verstoß in Marggraff's Roman. Beantwortet ist aber die Frage damit noch nicht; die Antwort gehört vielmehr zu dem Unsagbaren, zu den Geheimnissen des dichterischen Schaffens. — An interessanten Beobachtungen, an productiven Einfällen ist das Buch, wenn nicht jederzeit neu, doch bis an's Ende reich; zu fertigen, vollen, lebendig ausgearbeiteten Menschengestalten bringt es die Darstellung im weiteren Verlauf nicht in gleichem Maße. Der alte berliner Wetterbeobachter ist glücklich angelegt, entschädigt aber nicht für den dürren Entschluß, den komischen Jungen nach Berlin auf's Gymnasium zu schicken, wo der Humor nichts zu suchen hat. Das Komödiantenleben ist nicht intim, nicht kräftig genug erfaßt. Madame Schnofel, die in Jamben und Sentimentalität überfließende Directrice, der buckelige Director reichen nicht aus, um den Trödel zu Mutzenstapel lebhaft in Scene zu setzen. In der Schriftstellerlaufbahn stößt Mackel auf einen Journalisten, in welchem der Autor die angewandte Praxis der absoluten Philosophie witzig carikirt. Der Schluß des Romans hat manche guten Anflüge. Der letzte Wille des Onkels Blinzing erinnert, nicht zu seinem Vortheil, an das Jean Paul'sche Testament, ist aber ergötzlich, noch mehr die Todesart des alten Sonderlings. Felix Waldner, eine im Roman herumlaufende Figur, die einen

Digitized by Google

Auswurf moderner Zeitconflicte abgibt, ist zu dürftig liniirt; die Erklärung, die das jederzeit verständige Bewußtsein des Autors gibt, die Züge zu Waldner's Lebenswandel seien aus den fliegenden Blättern des wirklichen Lebens abgeschrieben, entschuldigt nicht, da Misère und Demoralisation, wollen sie sich uns darstellungswerth zeigen, entweder imponiren und schrecken, oder komisch wirken sollten. Das weibliche Wesen, das an jenen Verbrecher geknüpft ist, kann man eben so wenig für eine fertig ausgeführte Figur nehmen; dagegen sind die Bemerkungen des Autors, als die sündhafte Komödiantin die gefallene Ophelia spielt, sehr ergreifend und wirksam. — Die letzten Erlebnisse der »häßlichen, aber doch ehrlichen Haut« gleichen die Unbill früherer Schicksalsfügungen gemüthlich aus.

Digitized by Google

9.

Ernst Willkomm.

1837.

Willkomm's Civilisationsnovellen könnten einen verführen, wieder auf allen Vieren zu kriechen. Sie sind sehr schmerzliche Geburten des raisonnirenden Zeitgeistes. Der unglückliche Zeitgeist fühlt seine Confusion, allein er irrt, wenn er glaubt, durch Reflexion sich und seine Zeit aus dem Wirrwarr retten zu können. Einem Volke hilft nur die Thatkraft, nicht die Grübelei der Empfindung über gedrückte und beklommene Zustände hinweg. Willkomm hat sich mit viel Erbitterung und mit schmerzlichen Gefühlen der Zeitideen bemächtigt, seine Phantasie ist sogar schöpferisch im Reflectiren. Allein die Phantasie soll gestalten, eine Welt, ein lebendiges Leben schaffen, Willkomm's Phantasie ergeht sich zu weit im Raisonnement, und eine Phantasie, die raisonnirt, lügt sich allerlei vor und wird ohne Noth hypochondrisch. Diese Civilisationsnovellen sollen Spiegelbilder der Zeit sein, welche die Reflexionsstoffe eines im Widerstreit mit sich selbst befangenen Jahrzehends reproduciren. Hierbei liegt noch außerdem die Gefahr nahe, daß die augenblicklichen Stimmungen der Zeit zu unmittelbar, zu unreif in die Erfindungen der Novelle mit hinübergenommen werden. Die deutsche Lyrik und die deutsche Novellistik fangen an, Zeitungsneuigkeiten in ihre Sprache zu übersetzen. Damit hilft man aber dem werdenden poetischen Deutschland, fürcht' ich, nicht auf. Die Lyrik kann Unmittelbares geben, die Eindrücke subjectiv und so zu sagen brühwarm wieder loswerden. Aber wenn die Novelle die Ereignisse des Tages blos in's Mährchenhafte zieht, die Debatte wiederkäuet, so schwächt sie die Interessen nur ab, entzieht der

Digitized by Google

Wirklichkeit die Kraft. Wollen auch die Poeten noch raisonniren, so geht uns der Athem aus. Der Poet, hoffen wir, soll uns durch die Kraft der Erfindung, durch die Erhebung seines Gedankenfluges vor dem Bankerott des Zeitraisonnements bewahren, die Ideen des Jahrhunderts, welche die Poesie aufzunehmen hätte, sollten uns von der Misère des Jahrzehends befreien: statt dessen bringt uns die Novelle den Aufhub dessen, was der Zeitgeist auf der Table d'hôte stehen ließ, der schlechte Zeitmagen nicht mehr mochte. Will uns der Poet diese Überbleibsel von der Tagestafel mit allerlei possierlichen Seltsamkeiten würzen, so macht er das Gericht dadurch keineswegs schmackhafter. Über diese Maxime, aus dem Raisonnement über die Zeit Novellen zu machen, wird Willkomm's Production hinwegkommen, sie ist zu rührig, um hierbei stehen zu bleiben; auch bezeichnet der Verfasser damit nur einen Übergang in seiner Entwickelung. Allein in seiner Novellendichtung liegt noch ein anderes Gebrechen. Willkomm scheint sich zu den Schriftstellern zu rechnen, welche die Poesie nur als Mittel zu einem Zwecke gebrauchen. Mit dem Menschenleben, das er schildert, mit den Verhältnissen, die er erfindet, will er etwas beweisen. Dadurch hören seine Figuren auf, menschliche Wesen zu sein, sie sind Automaten seiner Absichten. Hierin liegt die ganze unschuldige Verirrung dieser Novellistik. Alle diese Wesen, die Willkomm in seinen Civilisationsnovellen als Vertreter der Zeitrichtungen reden läßt, diese sinnlos Bornirten der alten und diese maßlos Verzückten der jungen Zeit, diese rücksichtslosen Unnaturen sind nur möglich, wenn man sie nicht für Menschen nimmt. Denn, Gott sei Dank! Menschen waren und sind nie so schauderhaft verworren, als es uns hier die Dichtung glauben machen will. Der Autor wollte Satyren auf seine Zeit liefern. Man denke nicht, daß ich Pfeffer und Salz nicht möchte; die Satyre muß erst noch erfunden werden, die mir zu scharf vorkäme. Allein der Satyriker hat sich hier schrecklich geirrt: statt uns in die Familie, in den Salon, in das Volksleben zu führen, führt er uns in's Wachsfigurencabinett, und sagt: schaut mal her, wie die Zeit sich ausnimmt, so steht's mit Euch, so lösen sich die Bande des Lebens, so weisen sich Jung und Alt die Zähne! — Wer kann, wer darf hier sympathisiren!

Digitized by Google

An diesen Fratzen hat die Gesellschaft, das Menschenleben keinen Theil. Willkomm hat Talent zur niederländischen Komik, das könnte man aus der ersten Novelle: »Dioramenbilder« herauslesen, vielleicht hat er sogar Talent zu einem novellistischen Hogarth. Mit diesem Vielleicht thu' ich ihm, wie ich glaube, eine nicht geringe Ehre an, denn dieser Maler der Menschenwelt, der mit dem Pinsel Zeitbilder schrieb, war ein großer satyrischer Poet. Mit den Civilisationsnovellen hat unser Autor aber nur gezeigt, was für Abirrungen des Geschmackes auf diesem Gebiete möglich sind. Die Verirrungen in der Ideenwelt seiner Zeit kennt Willkomm, aber es steht sehr gebrechlich mit seiner Kenntniß der Menschenwelt. Dieses Gewühl von Seltsamkeiten, das Widersinnige in den Verhältnissen der Personen zu einander, dies Übermaß des Unmöglichen in den Situationen, die seine Figuren einnehmen, alles dies läßt sich auf keine Weise rechtfertigen, es läßt sich nur erklären, wenn man diese angeblichen Vertreter der alten und neuen Zeit als Automaten ansieht, die der Dichter mit grausamer Erbitterung hin- und herschiebt. Der Verfasser raucht und dampft im Schweiß seines Eifers und bläst den Maschinen seinen Athem ein; nun sprühen und schlagen auch diese um sich, und so geht es eine Weile fort, bis Alles in Ermattung endigt. Diese Figuren in »Herz und Geist« sind sehr beredt, sie sprechen oft halsbrechend, oft aber wirklich mit Schwung und Phantasie, und auf das, was sie sagen, kommt es dem Verfasser auch in der That blos an, er will mit diesen Figuren Abhandlungen in die Welt schleudern. So scheint es, und so ist es. Die eine Abhandlung enthält eine sittliche Empörung der alten Zeit gegen die neue, er nennt diese Abhandlung »Geheimerath Anastasius«. Diese Abhandlung schickt der Verfasser auf die Reise, sie tritt eine Wanderung durch Deutschland an, kommt nach Frankfurt, München, Wien, und stößt nun überall auf andere Abhandlungen, die sie widerlegen sollen. Dies sind die Reflexionsausbrüche des neuen Zeitalters über Eisenbahnen, Emancipationsfragen u. dgl. Diese oft mit vieler Phantasie geschriebenen kritischen Aufsätze hetzt nun der Verfasser gegen einander zu einem dialektischen Proceß, aus dem aber nichts hervorgeht als eine schließliche Ermattung aller Kräfte. Und was das schlimmste ist, diese lebendigen Aufsätze,

Digitized by Google

die mit kritischer Schärfe gegen einander wüthen, nennt Willkomm Vater, Kinder, Enkel. Selbst die kleinsten Buben verhöhnen auf empörende Weise den alten Großvater, weil er das alte Deutschland vorstellt und von den Ideen des neuen Jahrhunderts nichts wissen will. Diese gegenseitige Zerfleischung der Familienmitglieder ist wahrhaft entsetzlich, eine solche sociale Hundekomödie ist unerhört. Dergleichen ist als Gegenwart wie als Zukunft falsch, wir bedauern Jeden, der so häßliche Träume hat, ist es ein Poet, der seine hypochondrischen Träume für Lebensgemälde ausgibt, so zerschlagen wir ihm ohne Schonung diese falschen Bilder. — Man hat über die Zukunft, der unsere Gegenwart den Arm bietet, schon viel Trübes ausgeklügelt. Niebuhr's umflorte Ahnungen gingen auf eine Demoralisation der germanischen Völkerwelt, der kluge Schleiermacher wurde weich und traurig, wenn er sich die Zukunft dachte, wo man vergeblich nach den Tugenden des Familienlebens fragen würde. Aber die Jugend hat uns bisher noch immer vor den Hypochondrien des Alters gerettet, Anastasius Grün malt uns als Zukunft sogar einen goldenen Frieden, eine Versöhnung der aufgestörten Elemente, eine Vereinigung aller Kräfte zum Heil der kommenden Geschlechter. Und in der That, wenn wir eine neue sociale Ordnung anstreben, so kann es nur das Einfachste, das Gesundeste, es kann nur eine klare Wiedergeburt der Natur sein, was wir in's Auge zu fassen haben. Die harmlose Kraft der ewig guten, von Uranfang liebevollen Menschennatur, diese Ursprünglichkeit, die von der Gewalt des Herkommens, vom Fluch der Satzung niedergehalten wurde, diese zeichne uns der Poet, wenn er der Zeit aufhelfen, der Menschheit den Glauben an das Menschliche erhalten und erfrischen will. Solche armselige Barbareien der Kinder gegen die Eltern erfinde uns der Dichter nicht in so engen Kreisen der socialen Gewöhnlichkeit. Hat er den Drang, dies Unglück, diese Empörung der Jugend gegen das Alter zu schildern, so gehe er hinaus in die Weltgeschichte und male es als eine Tragödie des Menschengeschicks im Gewühl der Völkerrevolution, wo ein großer Gedanke die Persönlichkeiten zwingt, die kleinen Freuden des Lebens in die Schanze zu schlagen, um auf Gräbern den Thron eines neuen Jahrhunderts zu eröffnen.

Digitized by Google

1839.

Willkomm hat einen eigenen Trieb, die kleinen Züge der Mystik des Naturlebens zu belauschen. Man erinnert sich seines »Geisterfühlers«, wo sich diese Richtung zu breit machte; aber auch im Drama »Erich« schilderte er, wenn mir recht ist, einen Geistesirren, der eine Art Heimchenfängerei treibt. In seiner Skizze: »der Seher des Todes«, macht sich dies Element der Willkomm'schen Muse vorherrschend geltend. Die Skizze gehört in die Reihe seiner böhmisch-lausitzer Grenzbilder, und gibt eine Parallele zu der schottischen Sage vom »zweiten Gesicht«. Im Belauschen solcher kleinen geheimen Falten des Naturlebens zeigt Willkomm, wie gesagt, viel Talent. Die Beziehung der Menschen zu einander zeichnet er weit weniger sicher, als den Rapport zwischen Seele und Natur. So hat er hier seinem Uhrmacher, der die Gabe, den Tod überall zu wittern, in sich cultivirt, einen profan orthodoxen Alltagsmenschen an die Seite gestellt, aus dessen Widerspruch weder eine erkleckliche Logik, noch die bezweckte poetische Wirkung hervorgeht. Die Unterhaltung zwischen beiden verwischt mehr das Thema, als daß uns die Gegensätze beider Naturen klar herausträten. Der Widerpart des Mystikers mußte ein radicaler Skeptiker sein, der durch die Wendung der Ereignisse plötzlich erschüttert, über seinen Zweifel an dem geheimen Ineinanderweben räthselhafter Einwirkungen zwischen Natur- und Seelenleben selbst irre wird. So hätte sich die Skizze dialektisch und poetisch gehoben und gelöst.

1840.

Byron, diesen dämonischen Menschen mit der großen Lyrik im Herzen, im Roman darzustellen, könnte nach erstem Bedenken als ein Wagniß ungewöhnlicher Art erscheinen. Inzwischen durften sich vielleicht nicht geringere Bedenklichkeiten erheben, um William Shakspeare, den dramatischen Heros mit der tiefen Stille seiner simplen Persönlichkeit, im Roman figuriren zu lassen, und Heinrich Koenig hat die Person des großen Dichters so glänzend und sinnig novellistisch in Scene gesetzt, daß wir in dieser epischen Vermittelung des Romans des Dichters Wollen

Digitized by Google

und Streben, William's dichterische Eigenheiten, Maximen und Stimmungen zu vollen Erlebnissen des Menschen erwachsen sehen, so daß sein inneres Leben an seinem äußeren klar wird. Die moderne Novellistik hat sich nun einmal zum Ziel gesetzt, all unser Wissen und Fühlen als Erlebniß hinzustellen. Der Novellist Byron's hat für sein Thema dieselbe Aufgabe. Stößt er hier auf eine unsäglich schwimmende Gefühlswelt in seinem Helden, wodurch ihm allerdings eine bedeutende Schwierigkeit erwächst, so entschädigt ihn dafür der glänzende Reichthum an Gestalten, in deren Wirbelkreis sich sein Held mit dem Blutdurst der Genußsucht stürzte, und der mannigfachste Wechsel in äußerer Staffage, die bedeutsamsten Localitäten in den Zuständen unseres Jahrhunderts nehmen den Lord wie einen Liebling auf, als wollten sie ihn mit Schätzen überladen und ertödten. Byron als Jüngling auf Newstead-Abtei, in deren Nähe seine erste Blume im Morgenglanz der Liebe blüht, — welch' ein Stoff zu einer balladenhaften Novelle! Byron mit dem ersten Todesschmerz in der Seele, mit dem ersten tödtlichen Überdruß am Occident, auf den Boden des Orients versetzt, — welche Situationen, um das metaphysisch zernagte, durch die Coquetterien der Gesellschaftszustände unterwühlte Europa mit der gesunden Üppigkeit des Morgenlandes in Gegensatz zu stellen. Byron in London, in einer Ehe ohne Liebe, in der Gesellschaft, die dem Genie den Boden des Daseins heimlich untergräbt, wäre schon allein Stoff genug für einen modernen Roman. Byron in Venedig, wo er seinen »Don Juan« erst lebt, um ihn zu schreiben, — welch' Thema für den Pinsel eines Heinse-Ardinghello! Ferner in Ravenna, als Carbonaro, in die politischen Gedankenstoffe des Jahrhunderts getaucht, während er an der Seite der Gräfin Guiccioli zum ersten Male wieder vom Gefühl der Heiligkeit der Liebe beglückt wird! In diesem Umgange adelt sich seine Leidenschaft wieder und ein großer Weltzusammenhang in jener politischen Verbindung läßt den dämonischen Jünglingsschwärmer zum Manne seines Jahrhunderts reifen, als welcher er, nach abermaligem Schiffbruch aller seiner Pläne und Gefühle, in Griechenland den Heldentod sucht und findet. Trotz der Unfaßlichkeit seiner innern Gestalt, weil sie weder fertiger Charakter, noch geschlossene Intelligenz ist, und

Digitized by Google

von der Lyrik der Stimmungen auf- und abgetragen wird, kann Byron mit der äußerst pikanten Färbung seiner Mischung von Faust und Don Juan sehr wohl als ein auserwählter Vertreter seines Jahrhunderts genommen werden. Der Apparat zu seinem Lebensgemälde ist, wie gesagt, eher überreich, die Staffage kann dem Biographen nicht glücklicher geboten werden, und wenn seine Person uns zu nahe steht, um sie uns objectiv zu machen, so ist doch der Boden, auf dem er erscheint, London, Venedig, Griechenland, fern genug und in eine Romantik gestellt, die der Erfindung des Poeten alle Möglichkeit bietet, um die Fäden ganz frei und selbstständig zu knüpfen. Kurz, der Stoff ist der üppigste, auf den die Novellistik stoßen kann, obschon das Gefühlsleben eines dämonischen Lyrikers nicht leicht plastisch zu machen ist. Der Roman, der dies unternimmt, muß um desto mehr die Gruppirung um die Figur des Helden fest, sicher und wirklichkeitsvoll gestalten. An der Umgebung, an den Wirkungen auf Andere, muß Byron's Wesen klar werden, so wie Faust, der immer auch mehr ein Inbegriff von Ideen ist, uns erst an Gretchens lebensvoller Wirklichkeit zur individuellen Person wird. An Byron's Herzen lag mehr als Ein Gretchen, eine ganze Galerie von Frauengestalten umgab, bald enger, bald in weitern Kreisen, den seltenen Mann, den sich die Dämonen und die Grazien zum Liebling erwählten. Jene Mary zunächst, der »Morgenstern von Annesleyhall,« der seinem Jugendherzen leuchtete; in Albanien griechische Gestalten, die er sich aus dem Gewühl eines abenteuervollen Lebens eroberte, in Venedig jene wunderbare Fornarina, die Gräfin Therese Guiccioli. Gelingt die Zeichnung dieser Weiblichkeiten, weiß uns die Romandichtung die Lieblingsneigungen dieser sehr verschiedenartig gestalteten Individualitäten zu wahrhaften Erlebnissen zu machen, so wird auch Byron's Natur damit zur plastischen Person, und die Schwierigkeit, aus den gähnenden Elementen seines Fühlens, Denkens und Wollens eine wirkliche Gestalt heraufzubeschwören, ist überwunden. — Wie hat nun Willkomm sich in diesem überreichen Stoff zurecht gefunden? Koenig wählte sich aus Shakspeare's Lebensaltern den Moment seiner blühenden Manneskraft, die Stufe seines vollen Glücks als Mensch und Dichter, wo sich ihm eine Gestalt entgegendrängt, aus deren Neigung

Digitized by Google

ihm die üppige Lust seiner Komödien erwächst; das Zeitalter steht dann in trefflichen Gruppen um ihn. Auch Meister Tieck zeichnete den Dichterheros in bestimmt geschlossenen Momenten, auf der Stufe des Kindes, auf der Stufe des ersten scheuen Jünglingsalters. In einem andern Meisterwerke, wo er ebenfalls ein großes Dichterleben zum Thema nahm, gab er die letzten Entwickelungen der poetischen Persönlichkeit, faßte Camoens auf der absteigenden Lebenslinie und recapitulirte, was aus seinen frühern Schicksalen zur Ergänzung des vollen Gemäldes diente. Weder Tieck noch Koenig hat seinen Helden in allen Lebensmomenten hinter einander aufzufassen versucht, und diese Selbstbeschränkung ist künstlerische Weisheit. Willkomm hat das Schwerere unternommen, er hat seinen Helden in fortgesetzt laufender Lebenslinie von Anfang bis zu Ende festhalten wollen und seine Darstellung Byron's ist eine Biographie geworden, an der nicht blos der Leser, auch der Pinsel des Darstellers sichtlich ermüdete. Die erste Novelle ist ein schönes Novellenbild, Byron als Knabe ist als beginnende Gestalt sehr gelungen, Mary ist eine Individualität, das Verhältniß beider in ihren Stimmungen zu einander ist von dem Erzähler als ein wirkliches Erlebniß hingestellt. Sämmtliche übrigen Beziehungen Byron's zu den oben genannten weiblichen Figuren sind von Willkomm nur berichtet, wie der Biograph, wenn er sich zugleich Raisonnement erlaubt, es zu liefern weiß. Selbst wo sich Ungeheures ergibt, wo jene Fornarina, von Liebesqual gefoltert, sich in den Canal stürzt, übersteigt die Darstellung nicht das Maß des Berichterstattens. Die pikantesten Männerfiguren, Shelley, Fletcher, Ali Pascha, Trelawney, sind höchstens Silhouetten, keine Ölbilder. Hierin liegt der Unterschied zwischen dem, was der Biograph, und was der Romandichter zu liefern hat. Ich läugne nicht das Verdienst breiter biographischer Mittheilungen aus dem Seelenleben, somit läugne ich auch nicht das Verdienst der Willkomm'schen Arbeit um Byron's Verhältnisse und Zustände; aber es kommt darauf an, sich klar zu machen, was der Roman kann und soll. Wer Willkomm's sehr glückliche »Grenzwanderungen« liebgewann, kennt ihn hier nicht wieder. In jenen kleinen Bildern ist oft so viel Emsigkeit im Einzelnen, so viel sorgfältige Stetigkeit, um eine Ansicht an der

Digitized by Google

Thatsache, nicht im Raisonnement, sondern als Ereigniß hinzustellen; in dem großen Dichterleben dagegen eine Flüchtigkeit, die über die schönsten gegebenen Situationen hinwegeilt, von Punct zu Punct schweift, ohne den Werth eines großen Menschenlebens an irgend einer Stelle zu begreifen, ohne die Aufgabe der Kunst zu erledigen, die selbst an einem Steine so lange mit den Lippen hängt, bis er als fertige Gestalt vom Postamente steigt und von seinem Dasein lebendiges Zeugniß gibt. Ich muß es als verfehlte Manier bezeichnen, seinen Helden wie auf der Reise zu begleiten, ihn blos zu beobachten, statt ihn zu schaffen und selbstkräftig sich selbst vertreten zu lassen. Hieraus erwächst eine Monotonie, der sich auch die rüstigste Darstellungskraft nicht entwinden könnte.

1841.

Willkomm's Heimath ist die Grenze zwischen Sachsen und Böhmen. Dort ist Willkomm Herr aller Elemente, wie seine »Grenzwanderungen« bekunden, die offenbar das Beste sind, was seine phantasiereiche Feder leistete. Er gehört auch als Poet einer Grenze an, der Grenze zwischen Wachen und Träumen. Darum ist er an Mährchen productiv. Seine Mährchenpoesie athmet aber keine Feen-, keine Elfenluft, sie ist meistens eine unerquickliche, gespenstische Koboldwelt, wie sie die halbböhmische Gebirgsnatur seiner Heimath erzeugen mag. Nächst dieser Grenze, wo das Wachsein von einer hereinragenden Geisterwelt beschattet wird, liebt unser Autor auch das somnambule Element in den Krankheitsstoffen des menschlichen Gemüthes. Was sich in seinem »Traumdeuter« als Beitrag zu Justinus Kerner's und Eschenmayer's Krankenliteratur der deutschen Gemüthswelt vorfindet, ist zwar weder Neues noch Überraschendes, gehört aber wesentlich dieser unsichern Sphäre an, obschon hier bei Willkomm das klare Bewußtsein im Kampfe mit den Elementargeistern des menschlichen Naturlebens sich tapfer wehrt und sperrt. Um diesen Kampf handelt es sich im Roman. Das Thema ist bedeutend, weniger die Gestalten, die es als lebendige Menschen durchführen sollen. Der Prälat ist mehr Schwätzer als Denker oder Schwärmer; er überzeugt in einer großen Scene seine Zuhörer von der Macht der Träume, weil

Digitized by Google

es dieſen an Esprit fehlt, ihn zu widerlegen; der Leſer bleibt kalt und unergriffen. In der Zeichnung des Baron Otto vermiſſen wir das Geſchick, eine Figur aus der Geſellſchaft richtig hinzuſtellen. Die Frauen ſind zu wenig wirkliche Weſen. Die Art und Weiſe, wie z. B. Roſalie und der Prälat ſich zu einander ſtellen, iſt durchaus unwahr. Sennenbinder, ein curioſer Gebirgsmenſch, iſt dem Dichter eigenthümlich. Man vermuthet freilich nach dem, wie er ſich ankündigt, ein bedeutenderes dämoniſches Element in ihm; der Autor täuſcht uns, indem er uns einen Mephiſtopheles wittern läßt, ergötzt uns aber doch mit ſeinem wunderlichen Kauz. — Sehr glücklich ſind die Partien des Buches, wo der Autor über ſein Thema, das halbwache Traumleben der Seele, reflectirt; hier iſt auch Willkomm's Sprache bedeutend, ſeine mitunter etwas loſe und lockere Proſa hebt ſich, ſchließt ſich und iſt hier vom warmen Hauch poetiſcher Stimmung beſeelt.

Digitized by Google

10.

A. von Sternberg.

1839.

Schriftstellernde Frauen geben in ihren Büchern nichts weiter als eine Meinung des Herzens. A. v. Sternberg ist in der Literatur eine Meinung der Gesellschaft. In seinen Novellen producirt sich weder ausschließlich das Talent mit seinen neuen Entwürfen, noch gibt ein Charakter sein Glaubensbekenntniß, noch eifert ein Priester, um seine Religion zu verkünden. Alles das liegt versteckt im Autor Sternberg, aber diese Elemente kommen nicht frei zur Entfaltung, so wie es im Salon zum Ton gehört, alle frei erschlossene Individualität, die der Charakter oder ein Talent, ein religiöses Gefühl, oder ein politisches Wissen ausgeprägt hat, mäßig abzudämpfen, um das bequeme Niveau des Verkehrs nicht aufzuheben. Es würden nur Capricen sein, die A. v. Sternberg verführen könnten, als einzelne Gestalt sich fester zu bestimmen, und die Function aufzugeben, Organ für eine Sphäre der Gesellschaft zu sein. Die Wahrnehmung kann nicht entgehen, daß das Talent von heute ganz anders zur Welt steht, als in früheren Literaturepochen. Damals gab es eine Literatur großer Einzelheiten, Offenbarungen großer Einsamkeiten, an denen sich eine Gemeinde heranbildete. Heutzutage muß das Talent weit mehr der Welt dienen, und hat nur Geltung, je nachdem es für diese oder jene Lebenselemente Organ ist. Denn so weit ist die Gesellschaft bereits, ihre literarischen Abgeordneten zu haben. Eine Menge

Digitized by Google

schreibender Federn sind nur so zu betrachten, indem man wahrnimmt, daß eben das Publicum selbst literarisch wurde, und die allgemeine Bildung auch die Befähigung und die Berechtigung zu öffentlicher Mittheilung allgemein erlangt hat. Dazu kommt, daß die höhere Gesellschaft von heute nicht blos die Mode hat, geistvoll zu sein, wie Herr v. Sternberg in seinem »Kallenfels« æinmal hinwirft, sondern das Bedürfniß, die Nothwendigkeit fühlt, sich mit den Stoffen des drängenden Lebens zu füllen. Der Begriff der Vornehmheit ist lächerlich geworden, wenn er nicht über die Mächte der Gefühlswelt zu verfügen weiß, die Schätze des Geistes nicht sein eigen nennt, für die große Sache des Lebens nicht empfänglich ist. Ganz klar steht das leider nicht geschrieben in A. v. Sternberg's Schriften, aber sein literarisches Ich bewegt sich doch im Luftzuge dieser Ergebnisse und äußerlich auf einem Boden, der lange Zeit hindurch die auserlesenste Werkstätte der deutschen Geister war, und gegen dessen poetischen Höhepunct Berlin und Wien bei ihren mehr wissenschaftlichen, geschichtlichen und zugleich eitel weltlichen Anforderungen lange Zeit zurückstanden. Einen Schritt im Bewußtsein weiter, und der Autor Sternberg würde selbst den Begriff des Adels anders construiren. Ein Herr v. Armin vertritt in seinem »Kallenfels« die Nothwendigkeit der Aristokratie, kann sie aber nur in den österreichischen Zuständen möglich finden, weil hier das Privilegium auch äußerlich der Bevorzugung zu Hülfe kommt, während in Niederdeutschland kein Adel mehr vorhanden sei. Ich weiß nicht, ob man das sagen kann. Wenigstens ist Aristokratie in Niederdeutschland, im Adel, der auf die Bedürfnisse des modernen Staates einging. Allerdings ist der Landadel heruntergedrückt, seit Aufhebung der Steuerlosigkeit und seitdem der Kaufmann und Fabrikherr den Gutsbesitzer überflügelt. Was als Junkerthum übrig blieb, ist ohnmächtig. Der Adel ist verloren und vernichtet, sobald er sich in den neuen Lebenselementen nicht geltend zu machen weiß. In Preußen ist er militairisch oder büreaukratisch, er geht in das Bedürfniß des Staatslebens ein und hat freilich aufgehört, Adel von ehedem zu sein. Und es gibt noch eine feinere Seite eines modernen Adels. Diese besteht darin, sich die Blüthe der Cultur in socialer und künstlerischer Hinsicht zu eigen zu machen, sei es genie-

Digitized by Google

ßend oder selbstthätig. Genießend ist man ein Mäcen, muß dann aber begütert; selbstthätig muß man ein Talent sein. Aber Kunst und Wissenschaft sind in der That ein Rettungsarm für den Adel. Ob die Stoffe, mit denen sich der Adel befaßt, absolut gewinnen? Sie gewinnen soviel, als sie einbüßen unter seinen, verwöhnten Händen. Darüber läßt sich streiten. Aber der Adel kann nur dabei gewinnen, und er gewinnt das Höchste dabei, nämlich er rettet sein Leben, wenn er mitten im zerfallenden Glanz seines alten Herkommens sich mit den ewig jugendlichen Mächten des Lebens verbrüdert. Alexander v. Humboldt, Rumohr, Auersperg und viele Intelligenzen und Talente von alter Familie haben Kunst und Wissenschaft bereichert; Baron Rumohr ging in seinem Eifer für die Kunst sogar so weit, das interessante Stück »Ahnenstolz in der Küche« aufzuführen; aber noch mehr als Kunst und Wissenschaft ist ihnen der Adel selbst verpflichtet, sie haben durch diesen Umgang mit Kunst und Wissenschaft den Adel von heute — erst geadelt, wenigstens in einen neuen Adelsstand erhoben, der neben den materiellen Mächten des Geistes lediglich gilt. In diesem Sinne, muß man sagen, ist A. v. Sternberg noch nicht adelig genug. Er eifert gegen die Macht des Geldes, aber er eifert nicht genug für die Macht des Geistes, für diese einzige Aristokratie der Zeit. Er ist der Schriftsteller der Capricen seines Standes, der Vertreter der aristokratischen Mode, der Repräsentant des vornehmen Comforts. Dieser Comfort ist in seinen socialen Novellen mit Sorgfalt und Liebe entfaltet, aber das größte Vorrecht des Adels, das in der freiesten Herausbildung der Persönlichkeit besteht, ist hier zu wenig vertreten. Dies Element der Aristokratie ist aber nur haltbar, wenn es sich ganz in die Strömungen der Zeit getaucht hat. — Was im Roman »Kallenfels« den Roman selbst betrifft, so steht er wohl an Charakteristik und Erfindung der »Galathee« und der »Psyche« nach. *) Die Maximen der Gesellschaft sind mit gleicher Virtuosität wie früher dargelegt; manche Partien sind sehr flüchtig und willkürlich geschrieben, wenn auch nicht ohne die Grazie jener liebenswürdigen Nachlässigkeit, womit man sich in's Sopha wirft.

*) S. die Briefe über den deutschen Styl.

Digitized by Google

1840.

»St. Sylvan« ist ein Roman in Form von Bekenntnissen, indem der Held desselben einem spätern Jahrhundert über sich und sein Zeitalter beichtet. Der Memoiren-Roman dieser Art muß als eine höchst glückliche Gattung bezeichnet werden. Er hilft der Geschichte nach, indem er die historische Thatsache als psychologische Möglichkeit erläutert, die kleinen Züge am Jahrhundert ergänzt, um für die großen Gestalten Zufall und Schicksal gegen einander auszugleichen und die Erscheinungen eines Zeitalters als menschliche Erlebnisse begreiflich zu machen. Indem die Dichtung in diesem Fall blos Berichterstattung oder Ausfüllsel und Lückenbuße zu sein scheint, hat der Poet hier doch die Functionen des feinsten Psychologen, den glücklichsten und dankbarsten Spielraum als Portraitmaler, und vermag, wenn er nicht an der historischen Größe feig und zaghaft vorbeischleicht, die größten Aufgaben der Geschichtschreibung zu erledigen. — Im Roman »Saint-Sylvan« schreibt ein Greis die Geschichte seines Lebens, der den Wendepunct des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts und das letztere bis über dessen Mitte hinaus (den siebenjährigen Krieg) kennen lernte. Als Sohn eines protestantisch sächsischen Grafenhauses wird er in idyllischer Stille bei einem Landpastor erzogen. Dort entwickeln sich die gemüthlich germanischen Regungen, seine Schwärmerei und seine sentimentale Glückseligkeitslust. Im Schloß seines Vaters, der sich noch in der eisengeschienten Grandezza der mehr spanischen Mode gefällt, wird er mit dem Ceremoniell des mittelalterlichen Rococo in die Stammreihe seines Hauses aufgenommen. Sein Vater bringt ihn an den dresdener Hof und hier überfluthet ihn denn der parfümirte Strom des französischen Modegeistes, der Esprit und die Frivolität des Zeitalters von Louis Quatorze. Der Gegensatz der beiden Herren vom Lande, Vater und Sohn, dieser Gegensatz des damals alten und damals modernen Lebens ist im ersten Bande vortrefflich festgehalten. Mit gleicher Virtuosität ist der Hof selbst geschildert, die Soupers bei der Gräfin Kosel, das Trinkgelag des Königs mit einer Auswahl burlesker Figuren aus Polen und Sachsen, die Toilette der Zeit, der Comfort des damaligen Wohllebens, die grenzenlose Verwahrlosung aller innern Lebens-

Digitized by Google

güter, der parfümirte Sumpf der Wollust, und dicht daneben einzelne einsiedlerische Naturen, die gleichsam im Schilf versteckt am Ufer sitzen und in diesem Unglück grenzenloser Verlorenheit nach einem Halt im Gedankenleben suchen; — das Alles ist vom Autor nicht blos richtig gefühlt, nicht blos bekenntnißartig ausgesprochen, sondern lebendig in Ereignissen und mit dem frischen Eindruck erlebter Tagesbegebenheiten hingestellt. Musterhaft ist besonders im ersten Bande die Art und Weise des damaligen Reisens anschaulich gemacht. Die Erscheinung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm am Hofe zu Dresden ist zu flüchtig skizzirt, wie denn Alles nur leicht und rasch kommt und geht, obschon überall graziöse Bewegung und bei aller Vorliebe für den Menuettschritt der Etiquette ein kluges Zusammenhalten der Figuren ersichtlich. Das Alles betrifft den ersten Band, der zu dem Besten gehört, was A. von Sternberg schrieb. Der zweite ist fabrikartig gemacht. Das Thema, Schilderung des siècle de Louis XV. in Deutschland, wird verfolgt, der Held gibt Bericht über die geistlichen Fürstenhöfe in Bamberg und in Trier, verliert jedoch über die Nebendinge sich und sein Jahrhundert, über die Toilette des Zeitalters die Seele desselben, über lüsterne Boudoirgeschichten die heranrückende historische Größe des Jahrhunderts. Über Friedrich den Großen wird nur nebenher berichtet, die schlesischen Kriege werden kaum für das Interesse des Zeitungslesers genügend aufgeführt, der Verfasser begnügt sich, in der Gestalt des sächsischen Grafen Dohna diesen Widerspruch alter Anhänglichkeit an die Rococozeit und an das neue Jahrhundert Friedrich's matt und schlaff hinzustellen. Es ist als wäre des Autors Feder in der Schilderung der eitlen Liebeshändel an den Höfen der geistlichen Fürsten ganz abgenutzt und der in schwächliche Frivolität getauchte Pinsel untauglich geworden, sich moralisch zu waffnen, um einem höheren Dienste obzuliegen. Diese grenzenlose Ermattung des Buches ist beklagenswerth und auffällig, selbst wenn man sich gewöhnt hat, in des Autors Schriften nie etwas Ganzes, das in sich festgehalten wäre, finden zu wollen. Auch erweist sich im zweiten Bande der Romanfaden selbst als ein leichtfertig angelegter, der sich ohne ganz widersinnige Leichtfertigkeit gar nicht fortführen ließ. Die Geheimnißkrämerei, die sich auf die

Digitized by Google

Schwärmerei des Jugendfreundes gründet, ist eine lächerliche Grimasse, die auf keine Weise als Romanfaden gerechtfertigt erscheint. Der zweite Band des Buches ist eine dürftige Übereilung; auch das Raisonnement des Autors wird flach, und die Bekenntnisse des Greises arten in Kammerdienerconfessionen aus, die sich mit dem Gewöhnlichsten begnügen.

1841.

A. von Sternberg hat den Vortheil und den Nachtheil, ganz Product der exclusiven Gesellschaft zu sein; ihr gehört er, um plebejisch zu sprechen, mit Haut und Haaren an. Daß der Lebensgeist dieser Sphäre für die Gestaltung der großen und allgemeinen Processe machtlos geworden ist, kann man dreist einräumen, ohne doch aufzuhören, in diesem Gebiete die Ergebnisse der comfortablen Bildung, wo nicht mit Vorliebe, doch mit Eifer zu beachten. Stimmungen in ihrem Verlaufe richtig in Anschlag zu bringen, ist immer von großem Interesse. Haben sie ein Talent zum ungesuchten Organ, das die Reize des poetischen Behagens kennt, so werden sie in ihrem literarischen Ausspruche sogar wichtig. Diese Wichtigkeit haben Sternberg's Erzeugnisse, sie sind Memoiren der bevorzugten Gesellschaft; was geistreiche Gewandtheit, was Parfüm, was Misère an ihnen ist, fällt dieser zur Last; der Hauch von Poesie, der seine Darstellungen auf Momente begeistet, so daß sie mehr als bloße Copien der Wirklichkeit sind, kommt allerdings dem schaffenden Talente zu gute, und daß Sternberg in der Welt des Salons ein Dichter ist, wird wohl keine Kritik widerlegen können. — Zu den eigenthümlichen Launen dieses Autors gehört in den raisonnirenden Partien seiner Bücher der dictatorische Ausspruch, die darstellende Thätigkeit poetischer und künstlerischer Kräfte müsse die Welt erheitern, absolut erheitern. Diesem Hange gegenüber erscheint das Streben, Kunst und Poesie sollte coute qui coute nichts als Wahrheit geben, vielleicht nur als demokratische Unbeholfenheit. Hierüber ist nicht zu rechten. Seltsam ist nur, daß auf jeder Seite, wo sich der Drang nach Heiterkeit fast wie verzweifelte Zerstreuungslust zum Ausspruch bringt, sich eine wahrhaft beängstigende Melancholie einschleicht. Dies ist ein Symptom der Gesellschaft. Die lähmendste Gewalt

Digitized by Google

dieser Stimmung, das Gelüst zum Selbstmorde, ist im Roman »Georgette« das Thema. Es erscheint hier nicht als Ergebniß der denkenden Hamletsgrübelei; was aus Patrik's, des Helden, Tagebuch hier mitgetheilt wird, sind zwar Accorde zu dieser Musik des in sich selbst verlorenen Denkens, das über Gott und Welt zusammenbricht und den eigenen Fallstricken erliegt, aber ausgedacht und ausgelebt wie im »Werther« ist dies Thema hier nicht, das Gelüst zum freiwilligen Enden ist vielmehr als nervöse Stimmung genommen, als Familienerbtheil, als Spleen, als Ergebniß des parfümirten Müssigganges. Diese furchtbarste Art der Selbstzerstörungslust tritt in diesem Romane auf, es sind nicht Geister, mit denen sich kämpfen ließe, es sind höhnische Gespenster, von denen man sich mit Gründen sagt, sie sind nicht, und deren Dasein doch in ihren Wirkungen eben als Stimmung ersichtlich wird. Für jedes Mitglied in Lord Palmston's Familie wird mit dem dreißigsten Jahre dieser gespenstische Glaube eine tödtliche Krankheit, und steigert sich dämonisch als endlicher Entschluß, den Qualen des ungewiß dauernden Leidens durch raschen Entschluß zu entgehen. Selbst das Datum steht in der Familie fest, wo diese Manie als That zum entscheidenden Durchbruch kommt. Mit diesem Gespenste, das die Seele des Leidenden durchschauert, ringt nun eine kleine Mädchenseele, ein deutsches Kind, das der Lord auf dem Continent sich zum Spielzeuge heranzog. Georgette folgt dem Manne, sie bietet allen despotischen Versuchen, sie bei Seite zu schleudern, Trotz, sie hängt sich, wie das Mädchen in der irländischen Sage vom Phokah, fest an sein Herz, und will eher mit ihm zu Grunde gehen, als ihn an sein Schicksal preisgeben. Wie die Kleine aus der leichtsinnigen Dirne langsam zum ebenbürtigen Geschöpf erwächst, beichtet sie in den Bekenntnissen, wie denn die ganze Entwickelung des Romans in brieflicher Form geschieht. Zu der großen Scene zwischen beiden ist Alles Vorbereitung; sie erledigt auch die eigentliche Poesie des Romans, der sonst weiter nichts an Gestalten oder Interessen bietet. Die wahnwitzige Irländerin, welche in beiden Lords, Vater und Sohn, den Entschluß zum Selbstmorde erhärtet und das Feuer der Krankheit schürt, ist eine unklar gebliebene, verfehlte Gestalt. Was zur Coulisse des Themas gehört, und die Lebens-

Digitized by Google

luft, in der es athmet, ist mit vielem Glück und mit einer gewissen intimen Kenntniß dieser Gemüthszustände ausgemalt, wie sie nur einem wirklichen Dichter eigen sein kann.

1842.

Die große Fruchtbarkeit der Sternberg'schen Muse wird zum Theil durch die Flüchtigkeit seiner Schöpfungen erklärt. Aber diese seine Flüchtigkeit hat viel Grazie, viel Geschmack, die Reize des Salons, die Virtuosität einer exclusiven Gesellschaft von heute, der es keineswegs mehr gestattet ist, den Charakter ihrer Ausschließlichkeit orthodox festzuhalten. Dem Inhalte nach ist diese bevorzugte Bildung aufgehoben, weil sie sich an die Stoffe des ganzen vollen Lebens hingibt; nur in den Formen behütet sie sich noch, und zu ihren Formen, falls sie novellistische Sprache gewinnt, gehört es eben, flüchtig, aber amüsant und mit Grazie nachlässig zu sein. A. von Sternberg's Novellistik hat eine ganze Galerie von Darstellungen geliefert, in denen vielleicht bereits alle Themata der Gegenwart herangezogen sind. In seinem neuesten Romane »der Missionair« ist das Thema sogar ein religiöses, natürlich nicht mit pietistischen Sympathien, sondern vom Standpuncte der freien Weltbildung aufgefaßt. Der erste Abschnitt dieser Lebensgeschichte eines Missionairs führt uns nach Herrnhut. Man kennt den Grafen Zinzendorf aus Steffen's Romantik, aus Varnhagen's Biographie. Hier sind die Nachwirkungen seines Lebens, die Zustände seiner Gemeinde kurz nach seinem Tode aufgenommen. Auf seinem Sterbebette hatte er eine seiner Töchter, Barbara, zur Nachfolge in der Herrschaft über die Brüder bestimmt, aber Barbara heißen sie alle drei. Man hält Sitzungen und berathet sich, endlich entschließt man sich, die verwitwete Gräfin Bruce, Elisabeth Barbara, ob sie schon in dem Getriebe des frivolen Weltlebens aus aller Verbindung mit den Ideen des Heilandsgrafen verloren gegangen, aus Paris zu berufen. Die Weltdame kommt mit ihrem Gefolge zu Herrnhut an. Wir werden gestehen, daß hier Sternberg's Feder sich ein pikantes Feld aufgefunden; dieser Widerstreit zwischen den Elementen der blasirten Weltdame

Digitized by Google

und den pedantisch frommen Grillen der Brüder und Schwestern zu Herrnhut ist ganz ein Stoff, für den er die richtigen Farben auf seiner Palette hat. Der ganze erste Abschnitt des Romans gestaltet sich zu dieser zahmen, aber lebendig und echt menschlich durchgeführten Parodie des Herrnhuterthums, das freilich auch seine gemüthlichen Triumphe feiert, seine vortheilhaften Gestalten entwickelt, schließlich aber doch in der Leidenschaft des jungen Calixt zur Gräfin seine gänzliche Niederlage erlebt. Er huldigt den Reizen der Gräfin; noch mehr erliegt er den Einflüssen des Weltverstandes, dem Zauber der feinen Lebensluft, die Elisabeth um ihre Existenz breitet. Die weltliche Gesellschaft, die sie aus Paris mitgebracht hat, entwickelt sich immer mehr mit Geräusch und Übermuth, zum Ärgerniß der Frommen, und obschon die Gräfin selbst niemals die in noblen Formen behütete Haltung verliert, so fühlt sie sich doch zu reich, um in dieser Enge und Kargheit der Gemeinde ihre Lebensaufgabe zu finden; sie sieht in der Gestaltung der frommen Secte eine Ausartung der Ideen ihres großen Vaters. Calixt ist ganz und gar willenlos von ihr verstrickt. Seine Großmutter, die alte seltsame Böhmin, drängt sich eines Abends in den Spielsaal der weltlichen Dame, findet dort den Enkel und gibt ihm und der Gräfin ihren Fluch. Calixt ist seitdem verschwunden; er irrt in den Wäldern umher, auch innerlich irre an dem Heil seiner Seele. Er hat das Loos zur Mission nach einer fernen Colonie im Ocean ziehen sollen, jetzt ist sein Herrnhuterglaube mit der Macht der Leidenschaft in einem Kampfe, der sein Gemüth verwildert. Die Gräfin ist seit dem Verschwinden ihres Lieblings scheu und schüchtern; sie wandelt gern in der Abendstille allein in der Gegend um, verirrt sich und trifft mit Calixt zusammen. Die Scene eines gegenseitigen Ergusses zwischen den gequälten Herzen ist sehr schön. Er spricht seine volle Verzweiflung über Gott, Welt und menschliche Wahrheiten aus; sie, die Weltdame, ist es, die den Gebeugten wieder aufrichtet, ihm neue Flügel gibt, indem sie ihn beschwört, die Sache der Gemeinde nicht zu verlassen; im Namen ihres Vaters, der als heiliger Geist auf seine Pflanzung auf Erden mitleidig herabblicke, beschwört sie ihn, das Herrnhuterthum zu weiteren Formen und

Digitized by Google

reicherem Inhalte weiter auszubilden und den schönen Kern der Sache für die Saat der Menschheit nicht ungenutzt liegen zu lassen. Sie schließen einen Bund der Seele, Calixt weiht sich ihr und wird Missionair. — Hiermit schließt eigentlich Sternberg's Roman, seine Function, seine Eigenthümlichkeit ist mit diesen Zügen erledigt; was nachfolgt liegt fast ganz außerhalb seiner Sphäre, außerhalb seiner Empfindung und Darstellungsfähigkeit. Calixt geht nach St. Thomas. Er sieht das Leben der Holländer in Westindien, den Zustand der Schwarzen; er greift als Lehrer der milden Religion Christi helfend und sühnend ein; Schilderung dieser Zustände, Versuch, einige Gestalten in diesem Conflict zu entwerfen, Alles flüchtig nicht allein, sondern schwach und matt. Die Episode vom armen protestantischen Pfarrer, dem man plötzlich in die Ohren raunt, Christus habe gar nicht gelebt, sei eine Fiction der Menschen, und der nun über die Erschütterung, die sein ganzes inneres Leben dadurch erfährt, halb wahnsinnig in der Welt herumläuft, um die verlorene Gestalt des Heilandes wiederzufinden, — dieser schwere Stoff ist von Sternberg viel zu leicht wie eine Federskizze hingeworfen. Freilich ist man vom Verfasser schon gewohnt, nur Crayonblätter zu erhalten, selbst seine Lieblingsfiguren, in deren Luft er sich wohlgefällig ergeht, werden keine festen Bilder, er hat nicht Farben genug, um die feinen, aber dünnen Linien seiner Stiftführung zu füllen. — Der dritte Abschnitt führt uns nach Paris. Der Schlund der Revolution ist geöffnet, das Volk bricht schon in Raserei aus, alles Feste wankt, vor dem Hohn über die Ruchlosigkeit der alten Menschensatzungen kann auch das Heiligste nicht bestehen. Sternberg gibt hier wieder kleine Züge, gleichsam aus Liebhaberei dem großen Weltprocesse abgenommen und abgelauscht. Sie sind interessant, aber zu dünn und leicht, um an dem gewaltigen Stoffe auch nur eine Seitenpartie zu bezwingen und zu erledigen. Calixt findet Elisabeth dort wieder. Die Weltdame ist voll hohen Muthes über die Neugestaltung aller Menschenwelt, während er sie beschwört, den Schauplatz zu verlassen, wo eine unverstandene Wildheit aller Zügel baar zu werden droht. In dieser Scene trennen sie sich für immer, ihr Bund ist gelöst. Daß Elisabeth die Hand einem

Digitized by Google

Manne gab, der schon in Herrnhut an ihrer Seite erschien, hatte den Seelenbund der Liebe zwischen beiden nicht gestört; jetzt aber verkennen sie sich, sie hält seine Besorgniß um das Wohl der Menschheit für Feigheit, und dies Mißverständniß trennt sie entschieden. — Der Schluß führt uns wieder nach Herrnhut. Calixt kniet am Grabe der Großmutter, der alten strengen Herrnhuterin, sagt sich aber los von den engen Formen der Secte.

Digitized by Google

11.

Theodor Mügge.

1837.

Mügge's »Vendéerin« ist eine eben so wichtige als interessante Erscheinung. Der Verfasser des »Chevalier« geht consequent auf der Bahn fort, welche der deutsche Roman seit dem »Aufruhr in den Cevennen« eingeschlagen hat. In diesem glorreichen Werke Tieck's sahen wir nämlich der Novellenpoesie ein Feld eröffnet, das der deutschen Production früher fern geblieben. Die deutsche Muse gab hiermit das erste Kunstwerk im historischen Styl, wie es der romantischen Phantasie und dem psychologischen Tiefsinn deutscher Geistesart eignet. Die zwischen den vier Pfählen eingepferchten Familienereignisse gestalteten sich jetzt zu weltgeschichtlichen, die nicht mehr dem gewärmten Platz am Ofen angehören, sondern mit weiten Armen in's offene Leben hinausgreifen. Aus dieser Richtung erwächst der Romanpoesie ein doppeltes Interesse: sie gibt das öffentliche Leben, die großen Strömungen einer Zeitepoche und daneben den Reflex der häuslichen Zustände, beides oft im Gegensatze, oft in Harmonie mit einander. Wie sich in Familie und Staat eine religiöse Revolution gestaltet, dies Gemälde bot der »Aufruhr in den Cevennen.« Steffens' Novellen fassen gleicherweise das gesammte Leben in bestimmten Zeitsituationen auf. Spindler's stürmische Gewaltsamkeit brachte es zu keinem epischen Kunstwerke, aber seine thatendurstige Phantasie trieb die deutschen Gemüther von Haus und Herd und der Scholle der Familienbeschränkung fort, und nöthigte sie, sich dem Strome geräuschvoller Welthändel anzuvertrauen. Alexis wurde durch seine Hin-

Digitized by Google

neigung zur Walterscottmanier zu derselben Richtung genöthigt, welcher auch Rellstab huldigt, obschon er sich mit Vorliebe in die gemüthlichen Familienwinkel zurückzieht, und auch in »1812« von den Weltbegebenheiten sich gern in Gesellschaftskreisen erholt. Sternberg faßte ohne historischen, aber mit vielem gesellschaftlichen Takt factische Persönlichkeiten in literarischen Zuständen der Vergangenheit auf. So wurden die Interessen des Romans nach der Goethe'schen Zeit immer weitgreifender und reicher. Schefer führte sogar den sentimentalen Jean-Paul'schen Roman in die Geschichte, in fremde Länderstriche, in buntes Lebensgewühl. Eine Menge Tabulettkrämer boten in Taschenbüchern ihre Waare ebenfalls nach historischem Zuschnitt aus; das historisch-romantische Genre wucherte in allen Spielarten und Unarten. In letzter Zeit gab der geistvolle Däne Hauch in seinem »Wilhelm Zabern« ein vortreffliches Romanbild historischer Zustände, während Immermann den Goethe'schen Familienroman in seinen »Epigonen« wieder anbaute. Es soll nicht gemeint sein, als dürften wir im Fortschritte der poetischen Entwickelungen irgend einen Gewinnst, der schon gesichert ist, fahren lassen; die sociale Novelle wird mit ihren psychologischen Interessen stets ihren Spielraum behaupten, allein die historische Novelle bedarf wesentlich unserer Pflege, damit die Formen der Poesie nicht zurückbleiben hinter der fortschreitenden Entwickelung des Zeitalters. Theodor Mügge steht mit seiner Novellenpoesie in dieser Zeitrichtung. Um sie mit Bewußtsein einzuschlagen, hat er Speculation des Geistes genug; dazu kommt eine nicht gewöhnliche Fähigkeit zur Situationsmalerei und ein bedeutendes Talent zur leidenschaftlichen Schilderung von Volksscenen, besonders in kriegerischer Bewegung. Diese Eigenschaften des historischen Romandichters liegen in der »Vendéerin« am Tage. Das Thema ist der Kampf der fanatischen Vendéer gegen die Heere der Republik. Die Principien des Kampfes sind Gegenstand der Conversation in den Kreisen des Adels, die Priester schüren die Flamme der Begeisterung für den alten Gott und den alten König; die Sache der Bauern wird ein blöder Fanatismus, und Charette und Bonchamps mühen sich vergeblich ab, den Kampf der Vendéer gegen die Republik militairisch zu organisiren. Der Präsident Trouffard ist eine Zwischenfigur; er hat der Republik

Digitized by Google

geschworen, aber sein Schwur galt nur dem geordneten Rechtszustande, der sich aus dem Umsturze erzeugen müsse. Dieser Glaube wird eben so wankend als sein Familienglück; seine Tochter wird fanatisch und stürzt sich in den Strudel des Kampfes für die heilige Jungfrau. Sie zieht mit den Bauern in's Feld, Alles huldigt ihr wie einer Gottbegeisterten; ein junger Schwärmer, Jean Quetineau, weiht ihr sein Herz und sein Leben; in einer bewegten Scene drückt sie selbst auf den Vater das Pistol ab. Alle Familienbande zerreißen, die größte Verwilderung bricht sich Bahn unter den Kämpfern für Recht und Ordnung, und der Abbé Bernier ist unter der Fahne der Religion der Abschaum des Jakobinismus. Diese Auffassung des Vendéekrieges ist neu, sie ist aber die einzig richtige. Die Revolution selbst konnte nicht scheußlicher sein, als diese Bekämpfung derselben. Auf der Seite der Republik stehen glänzende Bilder spartanischer Heldenseelen voll Ruhe und Sicherheit des Bewußtseins; der jugendliche Marceau, der das Fräulein von Troussard liebt, sie mehrmals rettet und doch der Sache der Freiheit getreu bleibt; der alte Quetineau, der seinen verirrten Sohn zum Blutgerüste geleitet; später erscheint Kleber's Heldengestalt. Diesen militairischen Republikanern voll Charakterstärke stehen aber fanatische Jakobiner zur Seite und so wird auch die Sache der Republik ein Gewebe leidenschaftlicher Verwirrung. Dies sind die Gegensätze des Gemäldes, eine Fülle von Figuren auf beiden Seiten, deren Geschick zu tragischen Conflicten in einander greift. Mügge's Hauptstärke liegt aber nicht in der Zeichnung der einzelnen Gestalten; selbst die Heldin, Marie von Troussard ist kein fertiges Menschenbild, wir erleben zu wenig ihre Entwickelung. Andere Figuren, die fester ausgezeichnet sind, haben nicht die Bedeutsamkeit, um die Faden des Ganzen mit Glück an sie geknüpft zu sehen. Mügge's Hauptstärke liegt in der Situationsmalerei, und auch hier vornehmlich in der Darstellung kriegerischer Scenen. Hier ist das Talent des Verfassers außerordentlich reich, frisch und gewaltig; die Gefechte zwischen Vendéern und Republikanern, besonders die Affairen bei Chollet und Saumur sind meisterhaft geschildert. Der Verfasser fühlt sich auch hier am sichersten, seine Vorliebe für solche Partien in sei-

Digitized by Google

nem Stoffe läßt ihn hier ordentlich schwelgen. Der Roman nimmt in der Novellistik denselben Rang ein, den in der Malerei ein Reitergefecht von Rubens behauptet.

1841.

Eine bedeutende Production ist Mügge's »Toussaint,« bedeutend durch die heiße, flammende Poesie des Stoffes und durch den Feuergeist, der die Darstellung durchlodert. Wäre in Mügge die gestaltenschaffende, charakterzeichnende Kraft so groß wie seine Virtuosität in der Situationsschilderung, wir hätten an ihm einen unserer glücklichsten Romandichter. Die alte Theorie, die in Wilhelm Meister gepredigt wird, das Drama habe vorherrschend Charaktere, der Roman Begebenheiten darzustellen, reicht aber nicht mehr aus, seitdem sich die Romanpoesie der Geschichte bemächtigt. Schon Walter Scott lieferte wesentlich Charaktergemälde, und wenn man erwägt, wie sich das neuere romantische Drama der Franzosen wo nicht lediglich, doch vorzugsweise in kecker Erfindung pikanter Situationen gefällt, so muß man gestehen, daß sich die Functionen beider Dichtungsgattungen in der Praxis fast umgekehrt haben, man mag diese Praxis für eine Ausartung oder für eine einseitige Erweiterung halten. Der deutsche Roman hat sich die schwere Aufgabe zu stellen, beides zu bewältigen, Charakterzeichnung und Situationsmalerei zur künstlerischen Vollendung durchzubilden. Er stößt mitunter auf Themata, die sich nicht anders zur Darstellung bringen lassen, als in einem Menschenbilde, in einer Gestalt, die sich thaten- und begebenheitslos nur als Complex von Gesinnungen erledigt. Ich will mich deutlich machen an einem naheliegenden Beispiel. Mügge muß in seiner Geschichte der Negerempörung auf Domingo die Republik vertreten lassen. Nicht blos die Republik Frankreich als militairische Macht des Directoriums und des ersten Consuls; diese wird durch die abgesandten Flotten und Soldaten vertreten; ich meine die Republik als eine Sache der Religion, sie sei Überzeugung und Bewußtsein, oder Fanatismus der Schwärmerei. Mügge führt uns in dem jungen Franzosen Vincent einen beobachtenden Menschen vor, der den Gedanken der Republik aus Frankreich nach

Digitized by Google

Domingo mitbringt, die Menschenrechte dort auf Gleichheit aller Farben und Racen ausdehnt, Toussaint's Freund wird und diesem bis zu dem Moment, wo sich ihm das Gelüst nach der Königskrone wiederholt aus der Lage der Dinge aufdrängt, getreu zur Seite bleibt. Vincent zwingt den schwarzen Helden kraft seiner republikanischen Überzeugungen, das Diadem, das ihm die Engländer als Lockung bieten, in's Meer zu werfen, und verläßt den schwarzen Helden nicht eher, bis sich dieser der Nöthigung zu absoluter Machtführung doch sachlich, wenn auch nicht formell, hingibt. In Frankreich erst sehen sich beide wieder, beide als Gefangene. Der Republikaner Vincent wagte es, der Tyrannei des ersten Consuls Vorstellungen zu machen. Toussaint ist seinem Geschick erlegen; die Sache seiner Farbe, das Heil seiner schwarzen Brüder galt ihm mehr, als ein für ihn abstracter Begriff, er heiße Frankreich oder Republik; das hat ihn gestürzt, und versöhnt liegen die Freunde beim Austausch ihrer Gefühle sich in den Armen. — In diesem Vincent galt es, den Geist der ruhigen republikanischen Charakterstärke zu personificiren. Eine zweite Gestalt, welche das Glaubensbekenntniß der Republik als religiösen Fanatismus zur Erscheinung bringen mußte, ist Blanca Blanchelande, die Tochter des französischen Gouverneurs, den das Directorium nach Domingo sandte. Sie wird Verrätherin am Vater, als er sich in Sachen der Freiheit lässig erweist; später findet sie Toussaint als eine Wahnsinnige, deren Prophetien vom Herannahen des allgemeinen Heils vom Pöbel verhöhnt werden, in Frankreich, wo sie ihn als einen falschen Mohrenkönig verflucht, während sie früher vor dem Bürger Toussaint anbetend niedersank. Beide Gestalten, welche die Republik vertreten sollen, sind mißlungene: Vincent ist zu unbedeutend für den Inhalt dessen, was er darzustellen hat, ein zu schwaches Gefäß für das ewig mahnende Gewissen der Freiheit und Gleichheit; Blanca Blanchelande ist ganz und gar verfehlt, ein Wesen, das keinen Glauben an seine Möglichkeit erweckt. Das aber soll eine jede Figur, zumal eine solche, die eine Idee zum Leben zu bringen hat. Eine Menschennatur mit republikanischen Überzeugungen, die uns zum Glauben an ihre innere Möglichkeit und Wahrheit zwingt, macht die Existenz der Republik glaublich; anders ist diese nicht darstellbar,

Digitized by Google

denn sie ist ein geistiges, körperloses Etwas. Ganz anders ist es, wo es die Darstellung einer Äußerlichkeit gilt, wo ich mit Massen, mit Thatsachen, mit Erfolgen wirken kann. Mügge's Kraft liegt nicht auf jener Seite. — Toussaint ist die einzige gelungene Gestalt im Romane, die zugleich geistig bedeutsam. Es ist kein schwieriger Charakter; seine Größe beruht auf der Rührung, die er für sein gutmüthiges Herz, für seine Liebe zu den schwarzen Brüdern, für den heißen Antheil an seiner heiligen Sache, für sein tragisches Schicksal einflößt. In allen diesen Situationen erscheint der edle Schwarze liebenswürdig und bedeutend; an ihn hat der Autor all' seine Liebe und Sorgsamkeit gewendet, und die Darstellung ist überall, wo es eine Feier, eine glückliche Stellung des Helden gilt, ergreifend, fesselnd, nicht selten hinreißend warm und lebensvoll. Um so mehr ist zu bedauern, daß Mügge's Darstellung durch äußerliche Nebendinge verunstaltet wird. Wie ursprünglich gutmüthige Gesichtszüge durch Pockennarben in ein moralisches Gegentheil verwandelt werden, so ist die Diction durch sprachliche Nachlässigkeiten, die sich kaum durch die Hitze eines raschen Hinwurfs erklären lassen, stellenweise ganz und gar entstellt. — Gehen wir zur Sache, so entzückt uns die Größe und die Fülle des Themas, das sich hier deutsche Romandichtung eroberte. Dies Thema ist nichts Geringeres, als die Revolution der schwarzen und der farbigen Menschheit gegen die Tyrannei der Weißen, der Kampf der Neger auf Hayti gegen das directorische und das consularische Frankreich, das nicht Republik genug war, um die Menschenrechte in aller Welt festzustellen. Wie sehr heimisch sich Mügge gemacht hat auf dem heißen Boden, in der glühenden Luft der Tropenwelt, erweisen die reichen Naturschilderungen. Mügge ist ein Meister in der Decorationsmalerei. Hier sucht sein saftiger, üppiger Pinsel Seinesgleichen. Mügge hat sich bis zum Taumel der Schwelgerei an die Gewalt der tropischen Naturgeister ergeben, die Gluth der Luft, die üppige, fast wahnwitzige Willkür der Vegetation, die fieberhafte Leidenschaft der sammetfarbenen Menschen von St. Domingo hat er eingesogen, seine Gemälde brennen von Glanz und strotzender Farbenpracht. Sein Held steht vielleicht zu häufig nur in der Decoration, im Hintergrunde, statt, wie es ihm zukommt, in's Proscenium zu treten.

Digitized by Google

Die Historie, die Natur der Sache und die Eigenheit des Charakters rechtfertigen jedoch dies Hinhalten des Stoffes, dies Aufsparen des Helden. Toussaint Breda selbst spart sich auf. Er ist keine schäumende Jünglingsnatur, als er an die Spitze der schwarzen Brüder tritt; er ist der schwarze Fabius Cunctator. Wir treffen ihn gleich anfangs als Sclaven und als Kutscher auf der Plantage Breda, von der er seinen Namen entlehnte, ziemlich betagt; wir sehen ein sinnendes Grübeln auf seiner faltenreichen Stirn, ein zähes Nachgeben seines gebeugten Nackens; uns fällt sein weisheitsvolles Dulden auf, wo die Rohheit der Machthaber den Menschen in ihm mit Füßen tritt, zugleich sein tiefgehender, eben so kluger als aufrichtiger Respect vor der Überlegenheit der weißen Race. Nach seiner Überzeugung würden die Schwarzen sich nicht als berechtigte Menschen neben ihre weißen Brüder stellen können, nicht eher die äußern Vorrechte der Cultur ihnen entwinden, bevor sie es ihnen nicht an Talenten, an der innern Macht geistiger Befähigung gleich- oder zuvorthun. So in aller Rohheit der eigenen Unselbstständigkeit gegen die Herrschaft der Weißen im Aufstande, — dies ist seine Meinung, — werden erst viele Laufgräben gefüllt werden müssen, um Brücken schlagen zu können, über die hinweg die Position der Weißen mit Glück zu stürmen ist. Er für seinen Theil ist ganz eingegangen in die geistige Cultur der Europäer, er liest sogar die Bücher griechischer Weltweisen, studirt die strategischen Memoiren französischer Feldherren; man nennt ihn auf der Pflanzung den schwarzen Epiktet, übergibt ihm, obschon er als Kutscher figurirt, den Unterricht der Buben. So erscheint er denn anfangs sogar mit dem Fluch des Wissens, dem Schatten des selbstbewußten Denkens behaftet; er erscheint thatunlustig, in seine Gedankenwelt versponnen. Seine Natur häutet sich sehr langsam. Und diese Klugheit des Sichselbstaufbewahrens ist nicht Egoismus, sie ist der Instinct einer großen, sich tief und langsam auf sich selbst besinnenden Natur. Zu Anfang des Aufstandes fühlt er sich noch nicht fähig, das Oberhaupt der Schwarzen zu sein; auch weiß er dunkel, daß die Ersten, welche Bresche machen, nur Futter für Pulver sind; die Revolution der Schwarzen, das fühlt er, muß eine Schule der Erfahrung werden, die Talente her-

Digitized by Google

anbildet, sie muß ihre Epochen haben. Jean François ist das Oberhaupt der Neger im Vorspiel ihrer Revolutionsgeschichte. Toussaint verzichtet freiwillig auf die Ehre des ersten Platzes, er huldigt dem eitlen Enkel alter Kongokönige, ist und bleibt aber geheim die Seele des ganzen Aufstandes. Dieser Aufstand geschieht anfänglich unter Mitwirkung der spanischen Regierung, die hier in Domingo mittelbar gegen die Republik Frankreich zu wirken gedenkt. Toussaint fühlt die moralische Unselbstständigkeit der Negerrevolution, er läßt die Hülfe der spanischen Majestät und der spanischen heiligen Jungfrau zu. Jean François wird Excellenz, wird Marquis und steigt dem Range eines spanischen Vicekönigs entgegen. In dem Augenblicke aber, wo der ganze Aufstand für Freiheit und Menschenrecht Sache der katholischen Mönche zu werden droht, bringt Toussaint die große Wendung hinein, indem er aus dem Verborgenen heraustritt, das Vorspiel der schwarzen Revolution beendet, von der spanischen Majestät abfällt und der Republik Frankreich schwört. Es ergibt sich, daß er, die Seele des Ganzen, auch den Körper regierte; hunderttausend Neger folgen ihm, Jean François, der Marquis der Pfaffen, ist alsbald auf einen ohnmächtigen Bandenführer zurückgedrückt. Von nun an ist Toussaint activer Leiter des Ganzen; der stille Weise, dem man schon immer Zauberkräfte, die Gabe der Prophetie und die Allmacht des urschöpferischen Wollens und Könnens zuschrieb, ist in einen feurigen Helden verwandelt. Als Sohn der Republik zügelt er nun ihre wilden Gewalten, wird der Schöpfer einer neuen Ordnung, organisirt die ganze Insel, macht die Schaaren der Schwarzen wieder zu Plantagenarbeitern, aber zu freien Menschen, von denen jeder selbst der Werkmeister seines Schicksals ist, und führt das System der kleinen freien Pächtereien auf ganz Domingo ein. Alles geschah im Zusammenhange mit Frankreich; die Krone, die ihm England schickte, hatte Toussaint in's Meer geworfen. Er nennt sich jeder Zeit einen Sohn Frankreichs, einen freien Schwarzen unter gleichen Brüdern, in der That aber und der Sache nach ist er, indem er die Republik auf Domingo organisirt, nicht Republikaner mehr, er ist der König dieser Republik, wird deren Heros, nachdem er lange Zeit deren Philosoph gewesen. Seitdem er die Insel unter seiner Herrschaft als Ober-

Digitized by Google

general frei gemacht, die Schwarzen mit ihm zur herrschenden Kaste geworden, nannte er sich Toussaint l'Ouverture, andeutungsvoll, daß das Drama jetzt beginne. Er fühlt sich als absoluten Herrn der Insel, die Schwarzen vergöttern ihn, die Europäer beugen sich vor der Größe seines Genius. Er hat einen Abgesandten der Republik fortgeschickt, der sich seinem unabhängigen Commando widersetzen wollte; man sendet einen zweiten, Hedouville; Neid und Eifersucht treiben die Gelben unter Rigaud auf dessen Seite. Frankreich fürchtet einen neuen, einen freien Negerstaat, will aber noch immer unterhandeln mit Toussaint, der die Rolle eines Generals der Republik klug festzuhalten weiß. Die Scene der Begrüßung zwischen Hedouville und Toussaint ist in diesem Sinne gehalten. Erst in dem vierten Bande beginnt Toussaint sich als erklärter Spartacus der Schwarzen zu entwickeln, und der Roman nimmt einen erhöhten Schwung. Hier, wo die Ereignisse drängen, hebt sich Mügge's Darstellung und die Gewalt der Eindrücke reißt uns mächtig fort. Der erste Consul ist eifersüchtig auf den Ruhm, neidisch auf die selbstständige Haltung des Schwarzen, der sich ihm gleichzustellen Miene macht, obwohl das liebende Gemüth Toussaint's nur nach einem freundschaftlichen Gruße von dem Manne dürstete, den er aus der Ferne still und scheu bewunderte. Bonaparte sendet seinen Schwager Leclerc, den Gatten seiner Schwester Pauline, die ihn mit dem ganzen Comfort eines schon kaiserlichen Pompes begleitet, als Generalcapitain nach Domingo, mit dem bestimmten Befehle, die Unterwerfung Toussaint's zu betreiben. Flotte und Heer sind ansehnlich genug, um diesen Willen der rücksichtslosen Herrschsucht zu unterstützen. Toussaint ist klug genug, hinter den Schmeicheleien der Machthaber Verrath zu wittern. Seine Unterbefehlshaber warten vergeblich auf sein Commando, die Flotte im Hafen aufzunehmen. Leclerc dringt mit Gewalt ein, die Capstadt der Insel wird ein Opfer des ersten feindlichen Schrittes. Die Pracht der Schilderung, als die Capstadt in Feuer aufgeht, ist hier besonders rühmenswerth. Auch die folgenden Scenen des ganzen Bandes sind mit Kraft ausgeführt: Toussaint's Heldenthaten, der Abfall seiner treulosen schwarzen Freunde, die Charakteristik Christoph's und des Ungeheuers Dessalines, die Scene zwischen diesem und dem schwar-

Digitized by Google

zen Obi, dem Fetischpriester, den Dessalines in Folge seiner Prophezeiungen in den Abgrund stürzt, die rührenden Familienscenen Toussaint's, seine Niederlage, sein freier endlicher Entschluß, sich der Republik zu unterwerfen, da er jetzt zu sehr auf die Redlichkeit der Menschennatur gebaut habe, die Zeit der Rache, wo er auf Gott bauen werde, aber noch kommen müsse. Vortrefflich ist die Schilderung der Pest im Heere der Franzosen und in der Capstadt; sie sucht Ihresgleichen in Darstellung ähnlicher Naturereignisse, und ist viel reicher und bedeutender, als die Erzählung in dem bekannten Manzoni'schen Romane. Der Contrast der glänzenden Lustbarkeiten, die Madame Pauline gibt, thut seine Wirkung; die Ballscene, wo Leclerc selbst von der Seuche ergriffen wird, ist vortrefflich ausgeführt. Toussaint scheint plötzlich ein stiller Einsiedler geworden zu sein, er lebt als Privatmann, aber er wirkt im Verborgenen. Die Eifersucht auf seine geheime Macht stürzt ihn, eine Unvorsichtigkeit, die er begeht, führt den Vorwand herbei, ihn als Gefangenen auf die Flotte zu bringen. Rührend sind die Scenen der Überschiffung, sein Abschied von den Seinigen, endlich sein stiller, klangloser Tod zwischen den feuchten, kalten Kerkerwänden zu Besançon. Der vierte Band erhebt den Roman zu einem höchst gelungenen; die Poesie der schwarzfarbigen Menschheit hat in Mügge ihren glücklichen Vertreter gefunden.

Digitized by Google

12.

Julius Mosen.

1837.

Was wir Mythe nennen, ist die Ahnung dessen, was die Geschichte zur Wirklichkeit bringt. Selbst die heiligste der Wahrheiten, vor der alle Wirklichkeit in Staub sinkt, die Wahrheit, daß es einen Gott gibt, verkündigte sich im Anfange nur als eine Mythe. Die alten Kindervölker hatten nur die Sagen vom Dasein eines Gottes. Eine fieberhafte Todesqual, eine zitternde Sehnsucht: so regte sich der erste Glaube an Gott, und als namenlose Angst, als unerklärtes dunkles Weh lief die Sage von Geschlecht zu Geschlecht, durchaderte die Fibern der Völker und nöthigte sie unbewußt zum Thun und Handeln. Und was sie thaten und auf der Scholle des Erdenlebens vollbrachten, war nur die Äußerung des still verborgenen Glaubens, der als Seele seinen Leib gebar. In der Geschichte erfüllte sich nur, was die Sage dunkel verhieß, jedes Volk, das Geschichte machte, rief damit nur seinen Mythus zur Wirklichkeit. Wie sie den Gott, von dessen Dasein die Sage ging, begriffen, so weit brachten sie ihn auch nur zur Erscheinung, und Gott selbst wurde im Thun der Menschen aus einer Sage zur Geschichte. Die christliche Welt wird erst dann in ihrer Entwickelung fertig sein, wenn ihr Mythus, Gott sei Mensch geworden, vollkommene Wirklichkeit geworden. Und an der Verwirklichung dieser Sage werden die Geschlechter Jahrtausende lang arbeiten; ihr Endziel ist unabsehbar. Hinter dem Glauben an die Menschwerdung Gottes schleicht als sein Schatten der Zweifel. Als der Herr auf dem Wege nach Golgatha von der Kreuzeslast erdrückt zu Boden

Digitized by Google

fiel, da sprach er bittend zu einem finstern Mann, der an der Pfoste seiner Thür mit müssiger Schauluſt lehnte: O, laß mich rasten auf der Schwelle Deines Hauses, meine Last ist übergroß, ich erliege! — Aber spottend rief jener: Du willst ein Gott sein und bedarfst der menschlichen Hülfe? Und wie er ihn mit dem Fuße von der Schwelle stieß, richtete sich Christus auf und sprach: Weil ich Gott bin, will ich in den Tod gehen, mich hingeben und den Wandel erprüfen, wie sich aus Tod ewig Leben erzeugt. Weil ich Gott bin, kann ich sterben, nur das Göttliche gibt sich hin. Du aber, der Du im Wandel das Ewige nicht begreifst, bleibe wandellos und lebe ewig, so ewig wie die Materie, die der Fluch des ewigen Bestehens gebannt hält!

So hat sich die Sage vom ewigen Juden als eine Andeutung dessen gestaltet, was der Kampf der Weltgeschichte durchführt. Christus der Geist, und Ahasver die Materie. Der Geist geht in den Wandel ein, er hat in ihm sein Leben, und weil er die Freiheit ist, so kann er auch sterben wollen, denn er ist seines Daseins gewiß, er stirbt wirklich, aber im Tode fühlt er sich zum höheren Leben beflügelt. Die Materie trotzt auf ihr Dasein; weil sie keinen Tod kennt, meint sie ewiges Leben zu haben, und dies ewige Leben ist der Fluch, der sie für die Frevelthat der Empörung wider den Geist trifft. Dieser Gegensatz liegt in der Schöpfung, er läuft durch die ganze Entwickelung der Menschheit, er tritt in den mannigfaltigsten Gestaltungen im Leben jedes Volkes, im Dasein jedes Einzelnen hervor. Er bestätigt sich in religiösen Dingen als Glaube und Zweifel, in dem Kampfe der modernen Geschlechter als Wollen und Gebundensein, als Freiheit und Nothwendigkeit. Auch die Freiheit stirbt, und doch ist sie ein ewig auferstehendes Leben, eine Gottheit, die sich in den Tod stürzt, um in neuen Wandelungen das alte Dasein zu beginnen. Die Nothwendigkeit stirbt nicht, aber ihr Leben ist die Starrheit des immerdar gefesselten Todes.

Die Metaphysik dieses Themas hat Julius Mosen in seinem Epos nicht erschöpft; auch ist dies kaum Zweck eines einzelnen Gedichts; er hat nur den Gegensatz zwischen Glauben und Zweifel festgehalten. Christus spricht zu Ahasver, der ihn verhöhnt, weil er Gott sein will und doch stirbt:

Digitized by Google

»An's Erdenleben hast Du Dich verwettet,
Es werde Dir zu Theil, was Du begehrt,
So sei an dieses Leben angekettet!«
»Vorüber spurlos sollen Dir die Zeiten,
Vorüberschreiten machtlos an Dir hin,
Vorüber, aber lang wie Ewigkeiten!«
»Versagt sei Dir des Todes süßer Frieden,
Versagt des Menschen letzter Trost, der Schlaf,
Versagt von nun an alle Ruh' hinieden!«

Ahasver war auch unter jenen Schreiern gewesen, die das »Kreuzige!« anstimmten. Er hatte Christus gebeten, seine Kinder vor dem Gelüst des römischen Cäsar zu schirmen; sie waren seine einzige Freude, der Inhalt seiner Lebenswünsche. Christus rettete sie nicht, und Ahasver verhöhnte die Ohnmacht eines Menschen, der Gott sein wollte. In dem Bannfluche aber, den der Herr über ihn verhängt, wird ihm eine dreifache Frist und die Wiedergeburt seiner Kinder verheißen. Nun beginnt der Versuch Ahasver's, das Glück seines Lebens, diese Kinder, sich zu erhalten, ohne dem Gott der Christen anheimzufallen. Titus stürmt Jerusalem. Lea, Ahasver's Tochter, wird von einem Christenjüngling geliebt, und im Momente der Entscheidung stürzt Ahasver die Abgefallenen in die Flamme. Er selbst steigt unversehrt aus dem Brande der alten Judenstadt. Die zweite Frist beginnt, die Kinder sind wieder sein; der Himmel versucht noch einmal, ihn und die Kleinen zu gewinnen. Ahasver birgt sie in die Wüste, eine Hirschkuh wird ihre Amme und Mutter; im Schooße der einsamsten Natur hält er sie sicher, während er mit Kaiser Julian, dem Apostaten, gegen Jerusalem zieht, um das Grab des Erlösers zu zerstören. Sehr schön schildert Mosen den letzten Frühling, den der heidnische Naturdienst unter Julian erlebte. Julian war es, der zum letzten Male in den Hades stieg, um die alte Mutter Cybele und die Götter in's Leben der Menschen zurückzuführen:

»Da jauchzte die Natur im innern Herzen
Und brannte an und schwang durch Flur und Hain
Wie Feuerbrände alle Blüthenkerzen.« u. s. w.

Allein der Heidenfürst wittert am heiligen Grabe die Nähe eines Gottes; Blut soll den blutigen Tod des Christenheilandes sühnen. Der Zufall ist tückisch und Ahasver's Kinder sind die

Digitized by Google

Opfer, aber Engel steigen nieder und schirmen sie mit der rettenden Wolke, wie die Göttin einst Iphigenien entführte. Sehr schön ist die nachfolgende Schilderung Ahasver's. Er steht wieder allein in der Schöpfung, die ewige Liebe hat seinen Zorn entmannt. Er wandert über Berg und Thal. Die Blumen, die Felsen, die Sterne fragen ihn: wo sind deine Kinder?

»Da schreit er auf: Er hat sie mir gestohlen!« u. s. w.

Zur dritten Frist verbündet sich Ahasver mit den fanatischen Söhnen des Islam, um die Wiege des christlichen Glaubens zu verwüsten, allein auch zum dritten Male fallen seine Kinder als vergebliche Opfer. Das Gedicht schließt ohne Ende, wie der Kampf selbst endlos fortbesteht. Der Zweifel arbeitet noch immer am Glauben, der Verstand, sein Vater, ist rastlos bemüht, die Menschheit in sich selbst das Heil suchen zu lassen, ohne des Himmels zu bedürfen. Den Hinweis auf diese Deutung der Sage von Ahasver gab schon Goethe im dritten Theile seines Lebens; Mosen hat diesen Sinn der Mythe noch mehr ausgeführt. Allein seinem Gedichte fehlt aller Bezug auf das moderne Zeitalter, der moderne Ahasver ist noch von Niemand zur Gestalt gebracht, noch von Niemand als der moderne Prometheus erfaßt, der aus Zorn gegen den Gott die Menschheit beglücken will. Auch dürfte sich hierzu schwer die Form des Epos eignen, wie sie Mosen wählte. Zum Roman ist Ahasver's Gestalt zu mythisch, zum Drama zu wenig Gestalt und Person. Es geht dem ewigen Juden wie dem Faust, seinem Gegenstück. Er ist wie dieser ein Complex von Ideen, wofür eine Mischform tauglich scheint, wie sie sich dem Goethe'schen Gedicht aufnöthigte. Byron hatte den Sinn dazu, den modernen Ahasver zu dichten; er hätte auch die zutreffende Form dafür gefunden. Soweit Mosen die Sage führte, eignete sich sehr wohl diese Art Epos dazu, allein weiter hinaus und den Interessen unseres Jahrhunderts näher gerückt, würde der Versuch, diese unvollendete Terzine beizubehalten, nicht glücklich ablaufen. Mosen hat nicht ohne Bewußtsein diesen Vers gewählt, den er auch schon früher in seinem »Lied vom Ritter Wahn,« jener altitalischen Sage, anwandte, die in vieler Beziehung einen Gegensatz zum Ahasver bildet. Das rasch Vordringende der gereimten Zeilen steht mit der mittleren, durchgängig reimlosen, und vereinzelt bleiben-

Digitized by Google

den, in bedeutungsvollem Bezug. Das Gefühl der Unbefriedigung, die unfruchtbare Sehnsucht, liegt in diesem Maße wie in dem Inhalt des Gedichtes und dem Charakter des Helden.

Wer von den deutschen Dichtern wird für einen modernen Ahasver die geeignete Form finden?

1842.

Der deutsche Roman, dessen Erschöpfung und Endschaft man schon wittern wollte, fährt fort, sich neuen Grund und Boden zu erobern. Man erinnere sich an Friedrich v. Heydn's »Intriganten.« Mosen's »Congreß von Verona« ist der zweite Roman, der sich diplomatischen Inhalt gibt. — Mosen auf dem Parquetboden des Salon? in den Spinngeweben der Diplomatie? — Man sollte meinen, seine Natur drängte ihn mehr dahin, heldenmüthige Löwen zu schildern, als lauernde Füchse, schleichende Marder, eierausaugende Iltisse! In der That, liest man diese Mosen'sche Darstellung eines europäischen Congresses, wo man sich berieth, die Naturkraft der Völker langsam zu untergraben, so gibt man leicht dem Argwohn Raum, ein neckischer Geist treibe sein Spiel auch mit den poetischen Kräften des Zeitalters und nöthige die Talente zu Stoffen, die ihrer Natur widerstreben. Wer Mosen's Poesie kennt, wird wissen, daß sie immer nur Nationalelemente in's Feld schickt, Völkereigenthümlichkeiten in Gegensatz bringt und in heißen Kampf verwickelt. Völkergemälde ist er der Literatur schuldig, und wenn ein Dämon in ihm nach Blut lechzt, so schildere er die wilde Auflösung der Revolutionen. Statt dessen hat er — es ist dies seine umfassendste Production — einen Roman von zwei starken Bänden geliefert, in dem er die Finessen der Civilisation geißelt, die Intriguen der Diplomatie verspottet, die blasirte Verlorenheit eines parfümirten Culturlebens an den Pranger des Lächerlichen stellt. In seinen Dramen verhindert den Dichter die ihm eigenthümliche kaustische Kürze, fertige, vollauf in Scene tretende Gestalten zu liefern; er gibt ein Epigramm auf einen Charakter und glaubt damit den Charakter gegeben zu haben. Die heißblutige, ich möchte sagen brennende Lyrik Mosen's wird immer der Hauptlebensnerv seiner Muse genannt werden müssen. Allein die Waffen seines Geistes sind zu mannigfaltig, die

Digitized by Google

Fülle seiner Weltanschauung zu reich, die aufgeregte Stimmung seines, wenngleich hastigen und überschäumenden, doch auch tiefen und unerschöpflichen Gemüthes ist zu unruhig, um nicht auch nach anderer Gestaltung als blos lyrischer zu neigen. Zum Roman, so scheint es, fehlt ihm die Ruhe des Behagens, die Plastik des Gestaltens, die sich nicht blos in epischer Breite, vielmehr in tiefer Verinnigung des Geistes mit den Stoffen der Welt erringen läßt. Sein Scharfsinn gibt vom lebendigen Wesen das Skelett; er vergißt, dies mit dem blühenden Fleisch zu bekleiden, und muthet der Welt zu, sich mit dem scharfen Knochenbau zu begnügen. Die Welt genießt aber weit lieber, als sie denkt und arbeitet, und die Poesie, so lange es Poesie gibt, ist dazu da, den strengen Gedanken zu mildern, die Sonne zu Hülfe zu rufen, um den Inhalt des Geistes zu fassen, und kraft der Reize der Phantasie den empfindenden Menschen in einen Rausch zu versetzen, der ihn beflügeln soll, wo der stufenweise Gang des Denkens für die leichtfertige Menschennatur zu mühevoll scheint. Diese Vermittelung, welche die Poesie zu übernehmen hat, fehlt Mosen vielleicht bei allen Stoffen, die er bisher behandelte. Ein neidischer Dämon schiebt ihm immer ein scharfsinniges Epigramm unter, wo er ein organisches Leben in seinem natürlichen Proceß sich entwickeln lassen sollte. Er gebe uns ein Gemälde voll Blut und wilder Empörung, er schildere uns die Orkane in der Völkergeschichte; vielleicht kann er hier, wo er ganz vollauf in seiner Welt zu stehen scheint, entfalten, statt zu referiren, die Ereignisse und Thaten erleben lassen, statt sie lyrisch hinzuströmen, oder sie nach ihrem Inhalt blos auszuschütten.

Doch wer gibt uns die Befugniß, eine Natur sich in sich selbst orientiren zu helfen? Mosen schildert uns in seinem Romane keine Revolution, sondern einen Congreß, keine Völkerversammlung, sondern Festivitäten hoher Herrschaften, ein Gemälde, wo kein Blut, sondern Tinte fließt, wo Opfer fallen, aber heimlich, wo statt der Schwertspitze Gift seine Dienste thut. Es galt damals, die Carbonaja zu beseitigen, die Burschenschaften zu unterdrücken, Spanien zu pacificiren, Griechenland, das den Ruf nach Hülfe zugleich mit dem Schrei nach Rache erhob, dem türkischen, »rechtmäßigen« Herrn wieder zu unterwerfen.

Digitized by Google

Alles das berieth man auf dem Congreß, oder wollte man zu berathen scheinen. Es war die Zeit kurz nach Napoleon's Tode, wo die Völker, die wie betäubt von der Anstrengung der Selbstbefreiung wieder in die alte Ordnung zurückgekrochen waren, hier und da eine Zuckung machten, die sich als Verschwörung kund gab, da die ehrliche offene Regung keine gesetzmäßige Äußerung finden durfte. Man nannte alle diese Zuckungen der Nationalität Verbrechen; sie machten Miene, es zu werden, weil man sich mit Glück Mühe gab, den gesunden Naturtrieb in einen Zustand kränkelnder Erhitztheit zu versetzen; nur der Aufstand Griechenlands wurde durch eine europäische Sympathie sanctionirt, und die Cabinette bequemten sich, hier mit den Völkern Hand in Hand zu gehen, um einen Strom, dessen Quell sich nicht mehr stopfen ließ, wenigstens in seinen Mündungen zu beherrschen. Wir sind heut' zu Tage in den Vierzigern des Jahrhunderts um Vieles klüger geworden, wir sträuben uns weniger gegen die Macht der Nothwendigkeiten im Völkerleben, und können wir sehr wohl den Zeitgeist der zwanziger Jahre als einen uns fremden hinstellen, jene Entartung des modernen Geschlechtes als Krankheitszustand behandeln. Mosen beginnt das letzte von den zehn Büchern seines Romans mit folgenden Betrachtungen, die mit der trüben Schwere, mit der trocknen Bitterkeit eines Tacitus jenes Jahrzehend schildern: »Wo kein naturwüchsiger Staat besteht, welcher sich so zu dem Geiste seiner Nation verhält, wie der menschliche Leib zu seiner Seele, welche ihn belebt, da vertritt seine Stelle der mechanische Polizeistaat, welcher keine Staatsbürger kennt, sondern nur träge Massen von nutzbaren Spießbürgern verwaltet nach den Grundsätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränk, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemessen wird. In diesen Polizeistaaten, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er sich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert, wird jeder Einzelne auf den Standpunct des Egoismus versetzt. Ist der Mensch so von dem idealen Staatsleben verdrängt, welches allein den Menschen aus der Engherzigkeit erheben kann, so bleibt ihm nichts als der gemeine sinnliche Genuß übrig, welcher durch Geld vermittelt werden kann. In die größere Menge eines solchen Volkes, welches sich seine Seele hat stehlen

Digitized by Google

lassen, fährt nun der Heißhunger nach Amt und Geld, mit welchem sich die niederträchtigste Gesinnung von selbst verbindet, wenn auch innerhalb der Schranken der Polizei. Jede Tugend wird da zum Schein und Deckmantel der Habsucht. Liebe und Freundschaft werden Mittel zum materiellen Zwecke, und wo sie aufhören, dienstbar zu sein, treten der grimmigste Haß, Verläumdung und Verfolgung und alle Kinder der Undankbarkeit schamlos an das Licht. — Solche Krankheitszustände der Staatsgesellschaft charakterisiren sich durch Selbstverachtung und Zerrissenheit der Gemüther, woran sich, als nächstfolgendes Glied der Kette, die allgemeine Feigheit schlingt. — Die Heilung solcher Völkerkrankheiten erfolgt in babylonischen Gefangenschaften oder in Revolutionen. Griechenland und Italien gebrauchen die erstere, Frankreich und Spanien die letztere Cur.« Hätte Mosen uns den Zustand Europa's in dem Jahrzehend des veroneser Congresses geschichtlich beschrieben, so kalt, so scharf, so erschütternd und niederschmetternd wahr, wie er es abstract in diesen Sätzen hinwirft, wir hätten, wie ich sage, die Historiographie eines modernen Tacitus. Die epigrammatische Verkniffenheit, das bittere Verschweigen, der jähe Wechsel von Kälte und Hitze, die sich nicht leicht oder niemals zur dauernden und getreuen Wärme zusammenschließen, alles Das sind Züge in Mosen's Natur, welche eine Geschichtschreibung solcher Art möglich machen.

Allein Mosen wollte uns einen Roman geben. Der Geschichtschreiber schildert, der Dichter entwickelt; jener berichtet, dieser läßt eine Epoche der Geschichte als eine menschlich mögliche vor uns erstehen, er läßt sie uns in ihren Bedingungen erleben, indem er uns Gestalten unterschiebt, für die und mit denen wir fühlen. Nun muß ich freilich sagen, daß Mosen nicht stark ist in der Poesie der Individuen, nicht stark in der Schöpfung der creatürlichen Welt, welche seine Gedankensphären verkörpern soll. Was ich von seinen Dramen kenne, belegt mir diese Behauptung. Sein »Rienzi« ist ein Monodram, gibt die Stufenfolge und die Momente einer sich lyrisch entwickelnden Natur, die dem Leser wie dem Dichter selber ganz subjectiv bleibt. Alles Übrige am Stücke, zur Motivirung der monologisch entwickelten Hauptfigur, besteht in Linien und Conturen, in Gedankenstrichen, Frage- und Ausrufungszeichen, ist keine wirkliche

Digitized by Google

Welt lebendiger Persönlichkeiten. Man nehme ein anderes Drama. Mosen's »Kaiser Otto« bricht, wie mit der Thür in's Haus, so mit dem Schrei: »Ich bin der Atlas dieser Welt!« in's Thor von Rom. Dieser Otto ist kein Individuum, sondern Stellvertreter der Kaiseridee. Für solchen Repräsentanten empfinden wir mit, wenn er etwas zum Ausspruch bringt; aber wir können nichts mit ihm erleben, die Welt der Thaten und Ereignisse ist für ihn verschlossen, oder er bewegt sich in ihr als Puppe nur, als gehorsamer Automat auf den Wink dessen, der ihm, statt ihm den Athem einzublasen, das Räderwerk aufzieht, um das System seiner Gedanken in Gang zu setzen. Je bedeutender Mosen ist als geistige Potenz, als Organ gewichtiger Wünsche, heiliger Überzeugungen, desto mehr thut es noth, seine Natur einmal dreist zu beleuchten, um klar zu werden über das Gewirr von Position und Skepsis, Poesie und abstracter Speculation. Die Welt der Individuen ist bei ihm schwach, das Reich der Ideen mächtig. Lebendige Individuen sind die Wesen der Mosen'schen Dichtungen nur, sofern sie die Elemente ihrer Nationalitäten vertreten, falls sie nicht ein noch Allgemeineres darstellen sollen. Auf den Gegensätzen der Volksthümlichkeiten beruht ein hauptsächlicher Accent seiner dramatischen Conflicte. Und von dieser Art ist denn auch vorzugsweise das Interesse seines Romanes. Das Gemälde eines europäischen Congresses konnte eine Galerie von Portraits liefern, nach Autopsie oder künstlerisch fingirt. Das gibt Mosen nicht; er führt uns die Diplomaten vor, er läßt Metternich und Gentz, Hardenberg, Chateaubriand und manche andere Zeitgenossen reden, aber in der Portraitzeichnung, für die hier Spielraum war, ist er nicht glücklich, weder Contur noch Farbengebung ist treffend und bestimmt genug.

Mosen hat auf ganz anderm Felde seine Stärke. Er gibt in seinem »Congreß von Verona« ein Panorama von Nationalitäten. Alle Völkerstämme senden in Fürsten, in Regierungskünstlern, will sagen Staatsmännern, und in Jünglingen aus dem lebendigen Schooß der Massen Stellvertreter, und so haben wir in Mosen's Darstellung einen Congreß von Nationalcostümen und Nationalcharakteren, die er, effectvoll beleuchtet, neben einander balancirt, um an dem Reiz der Contrastirung seinen

Digitized by Google

Scharfsinn und seinen tiefsinnigen Witz zu erschöpfen. Wir haben in dem alten Ritter Malavilla spanische Etiquette, in seiner Tochter Isabella den Schwung spanischer Romantik; an der Italienerin Francesca das köstliche Element weiblicher Geistesgröße, wie sie uns in Bildern alter Maler aus der Schule Tizian's entgegentritt und in der Physis der untersten Classen des italienischen Volkes hier und da noch in seltenen Exemplaren auftaucht. In dem Journalisten Jouy haben wir den blasirten Esprit französischer Modernität, in dem freiheitsdurstenden Phanarioten Achilleus den Aufschwung griechischer Jugendkraft, in dem Burschenschafter Arnold die Ehrlichkeit deutscher Idealistik, in dem diplomatischen Grafen Frankenstein das beschämende Gegenstück unsers modernen Verhaltens; der Chevalier Bartolo, der mit allen Hunden gehetzte Gauner, ist ein von allen Volkseigenthümlichkeiten abgeriebenes Etwas, wie es nur die treulose Verlorenheit moderner Zustände aufweisen kann. Und während Mosen diese und ähnliche Figuren in bunte und mannigfache Verhältnisse zu einander zu bringen weiß, und sich und den Leser an den Verschlingungen dieser Bezüge weidet, bricht hier und da der lyrische Poet mit voller Macht durch, der Sache und dem Wesen, wenn auch nicht der Form nach. Ein spanischer Mönch schildert die einsame Mystik seines Lebens auf dem Montserrat, der Industrieritter seinen Aufenthalt in den Gefängnissen der Inquisition, wo er die gnadenreiche Mutter Gottes in einer hölzernen, mit hundert Dolchen gewaffneten Figur umarmen mußte. Der deutsche Arnold malt seine erste phantastische Liebesneigung in der grünen Waldromantik seiner Heimath; der Grieche Achilleus schildert die Verwüstung der Insel Chios. In diesen brennenden Gemälden sehen wir, obschon in ungebundener Rede, den lyrischen Poeten Mosen mit der ganzen Gewalt seines Feuers. Den Hintergrund für alle diese Einzelnheiten, die sich in den Vorgrund drängen, machen fortgesetzt die Festlichkeiten der hohen Herrschaften und die Verhandlungen der Diplomatie zum angeblichen Heil der Völker, wo wir sehr viel breites Detail erhalten, weil Mosen durchaus einmal episch sein will. Hier stoßen wir jedoch zugleich auf die Seele des Buches, hier entladet sich die ganze Bitterkeit der Mosen'schen Lebensanschauung, und das Bewußtsein von heute hat hier Fug

Digitized by Google

und Recht, den Inhalt heiliger Überzeugungen mit einem Anstrich von fanatischer Erbitterung zu schirmen und zu wahren. Ein exclusiver Haufe abgefeimter Regierungskünstler will mit den höchsten Lebensgütern ein Spiel treiben, die Wahrheiten des Zeitalters Lügen strafen, die Völker um das heilige Gefühl ihrer Freiheitslust betrügen. Die Väter der Nationen machen ihre Kunst zum geheimen Handwerk, lassen sich herab zur niedrigen List, und treten mit der Carbonaja, in der sie den Feind der Menschheit zu verfolgen vorgeben, in den Bund. Mosen hat den modernen Jesuitismus der Diplomatie mit der bittersten Ironie geschildert. Auf eine Ensembleſcene voll lachendem Pomp und strahlender Heiterkeit folgt der Monolog einer geheimen Polizeispionseele in der dunklen Kammer, wo die Briefgeheimnisse des Publicums enträthselt und die verschiedenen spitzbübischen Arten der Siegellösung mit der vertrauten Genauigkeit eines eingeweihten Advocaten erörtert werden. Erschütternd, tragisch ergreifend ist die Scene, wo der menschenfreundliche Kaiser Alexander den Verrath eines seiner Staatsdiener entdeckt, der die sündliche Begier schnöder Regungen unter dem Deckmantel politischer Geheimnisse zu befriedigen sucht. Widerwärtig ist der Eindruck des deutschen diplomatischen Gauners im Glacé, der die Carbonari im Namen Gottes zu verfolgen sich die Miene gibt und damit nur dem kleinlichsten Gelüst erbärmlicher Empfindsamkeit und Nebenbuhlschaft Genüge gibt. Wie ein Polizeispion Diebe in seinen Sold nimmt, um eine Dieberei ausfindig zu machen, so verfolgt dieser Frankenstein die Demagogie mit Hülfe der Demagogen, in deren Vertrauen er sich stiehlt, und intriguirt gegen die Sache der Griechen, weil der edle Phanariot Achilleus von dem Mädchen geliebt wird, das er selbst in den Schlund seiner Begier ziehen will. Eine frühere Geliebte, ein junges Kind aus dem Tempel Thaliens an der Leopoldstadt in Wien, wurde von ihm betrogen und verstoßen. In Verzweiflung darüber verfiel sie in Krämpfe und wurde visionair. Der deutsche Diplomat benutzt diese Hellseherin, um das Volk zu bearbeiten, so daß die Somnambule hier gleichsam den verklärten Polizeispion macht und in des Grafen Dienst tritt. Ekelerregend ist die Gemeinheit seiner Abkunft und seiner ganzen Familiensippschaft. Grausen-

Digitized by Google

haft ſind ſeine letzten Stunden, nachdem er ſich dicht am Ziele ſeiner Wünſche ſieht; ein tragiſcher Hohn ſein Tod in der Brautnacht. Der bitterſte Hohn, das tiefſte Grauen aber liegt in dem Lug und Trug ſchamloſer Ränke, womit hier von der excluſiven Menſchenclaſſe, welche Fürſten und Volk vermitteln ſoll, im Namen heiliger Intereſſen, unter dem Vorwande groß-müthiger Pläne, der Egoismus ausgeübt wird und mit der gemeinſten Cabale Hand in Hand geht. Die Fürſten ſind in Moſen's Gemälde die Düpirten, die Camarilla beherrſcht und betrügt Gott und Welt. Der Hofrath von Gentz hat zu jeder Action im Staatsleben eine Parallele aus der Sphäre des Gourmands, einen culinariſchen Vergleich auf der Zunge. Er wird als der blaſirte Schlemmer geſchildert, der die Bereiche aller Wiſſenſchaften plündert, um ſeinen materiellen Genuß zu ſtacheln, und auf Koſten der erhabenſten Intereſſen mit geiſt-reicher Verworfenheit witzig iſt. Hin und wieder grenzt die Zeichnung des Herrn von Gentz an Caricatur, wie in der Toilettenſcene; Moſen's Ironie begnügt ſich hier, wie auch in andern craſſen Scenen, am Skandal. Seine Satyre iſt über-haupt nicht fein, ſondern grotesk. Dies liegt weniger an der mangelnden Fähigkeit, die feine Gemeinheit auch fein zu gei-ßeln, als vielmehr in Moſen's Stellung zu ſeinen Stoffen über-haupt. Seinen Figuren fehlt es an der ſtummen Beleuchtung, die ihnen der Romandichter ſchuldig iſt. Moſen iſt nicht innig genug mit und unter ihnen, er ſteht zu fern über ihnen. In der Vogelperſpective genommen, wird aber das creatürliche Menſchenleben leicht zum Puppenſpiel. Vor lauter Scharfſinn, womit Moſen Conturen oder Linien faßt, entgeht ihm das ſanfte ſüße Farbenſpiel der Welt. Selbſt wo er ſich gemächlich in's Detail einzulaſſen ſcheint, bleibt man ungewiß, ob er nicht perſiflirt, mitten in der Gemüthlichkeit nicht geißelt. Nur eine tiefſchmerzliche Milde des Herzens hält ihn ab, das Leben ganz und gar als Caricatur, als abgefallen vom Geiſt Gottes, zu nehmen. — Und was gibt er nun, da er doch Poet iſt und bei der Negation nicht verharren kann, als Entſchädigung für dieſe negative Welt voll Gräuel, die er ſchildert, für dies Gewühl raffinirter und cultivirter Gemeinheit eines modernen Jahrze-hends? Hat er die belebende Macht, uns mit vollen Zügen

Digitized by Google

wieder aufathmen zu lassen? Findet er Oasen in der Wüste? — Es wird immer das Gefühl der Jugendkraft sein, was ein Poet in seinem Gemälde der Welt von heute als ein Positives hinstellt; das aufkeimende Geschlecht verbirgt ihm immer eine Zukunft, eine Sühne für die mißgestaltete Welt hergebrachter und alt und fest gewordener Gebrechen. Die Liebesneigung des Griechen Achilleus und des spanischen Mädchens Isabella ist der Lichtpunct im Mosen'schen Gemälde. Leider will uns aber nach so viel wüstem Lärm einer glänzenden Gemeinheit, nach so viel heimlicher Tücke moralischer Entartung, diese Welt der Jugendliebe etwas leer und arm bedünken. Der Darsteller fühlte das, wie mir scheint; er suchte dies Element zu steigern und vergriff sich in dieser Steigerung; die Scenen zwischen Achilleus und Isabella sind theatralisch geworden, statt Innigkeit und des Siegs des wahren Naturgefühls, geben sie ein Schaugepränge, das verletzende Wirkung macht und auf keine Weise ausgleicht und begütigt. Dazu kommt die Leerheit, um nicht zu sagen die Lüge, des Schlußgedankens. Der Phanariot und das spanische Mädchen, die beiden echten Naturen in der verlorenen Menschenwelt, retten sich heraus aus dem Gewühl der Intrigue. Sie segeln nach Griechenland und rufen: Freiheit! Aber das freie Griechenland, wie es die Wirklichkeit gibt, ist kein Trost, keine Genugthuung. Die Politik der Staaten konnte diese Freiheit nicht hindern, aber wo sie nicht hindert, kann sie doch verderben. Das befreite Griechenland ist keine Zuflucht für freie Naturmenschen. Der Poet Mosen hat hier mit einer Täuschung den Schluß gemacht, während er doch sonst allen Illusionen feind ist. — Es ist immer schlimm um einen Dichter, der seinem Zeitalter keinen Glauben zu geben vermag. Hat ein Zeitalter keinen Glauben, der es selig macht, so sollte es sich auch nicht einbilden, eine Poesie zu haben. Ich will nicht so düster sein, zu behaupten, daß unser Zeitalter bereits auf diesem Puncte der Überzeugung angelangt sei. Wäre das der Fall, so muß ich doch sagen, daß dieser Endpunct, wo man keine Poesie mehr hat, weil man alles positiven Glaubens baar ist, nur ein Wendepunct sein kann, an welchem das gesunde Bewußtsein, das mit dem Volke in Eintracht bleibt, alsbald vorüberschreitet, um ein festeres Ziel zu finden.

Digitized by Google

So steht es nach meinem Ermessen mit Mosen's geistvollem aber oft unerquicklichem Buche. Die Sprache des Romans ist hier vielleicht zu raffinirt, um immer wahr und gesund zu sein. Die groteske Phantasie der Mosen'schen Poesie bemächtigt sich auch seiner Diction; er gefällt sich oft in schwierigen, studirten und ausgesuchten Bildern. Die liebe Gewöhnlichkeit verfällt freilich nicht in diesen Fehler. Es gehört viel Geist dazu, um in der Phantasie und im Witz des Scharfsinns so ausschweifend zu sein, wie Mosen; auch in seinen Fehlern ist er ein ungewöhnlicher, ein seltener, mitunter seltsamer Geist.

Digitized by Google

13.

Heinrich Koenig.

In Heinrich Koenig sind zwei Naturen lebendig, der Mensch und der Künstler. Er gab Bekenntnisse und er gab Dichtungen. In beiden aber ist er Poet. In jenen lebt er sich aus den Wirren eines ihm überkommenen Lebens als freier Mensch heraus. In seinen Dichtungen lebt er sich gleichsam zurück in's Mittelalter. Man nennt das Talent gewöhnlich nur dann, wenn es fremde, äußere Welten gestaltet, ein schöpferisches, ein poetisches. Goethe's Selbstbekenntnisse sind aber fast mehr ein Werk der Poesie, als manche seiner objectiven Gestaltungen. Und so nimmt, was Koenig »aus dem Leben« gab, unsere Theilnahme vorherrschend in Anspruch. Wir haben an Koenig nicht den Philosophen, den abstracten Denker, sondern den Poeten, den ächten Menschen, der die geistigen Stoffe seines Zeitalters erlebt, durchfühlt und überwindet. Es ist die Poesie einer freien Persönlichkeit, die hier ihre Bekenntnisse gibt, in der Geschichte ihrer Excommunication ihre Beichte dem Jahrhundert ablegt.

Heinrich Koenig ist mit seiner Lebensgeschichte schon von Kindheit an mit den religiösen Wehen unserer Zeit sehr eng verflochten. Die katholische Kirche erlebte an ihm eine Opposition in ihrem eigenen Schooße, und zwar die kindlich reine Opposition der harmlos prüfenden, leidenschaftlos denkenden Vernunft. In seiner ersten Jugend war Koenig aus einer gewissen poetischen Empfänglichkeit gläubig, aber die orthodoxe Strenge des Gymnasiums in Fulda und die fast gewaltsame Bemühung eines Priesters, ihn zum Franciscaner zu erziehen, störten ihn aus der Hingebungslust der Empfindung und nöthigten ihn, nach

Digitized by Google

und nach sein Heil in der Selbstständigkeit des freien Willens zu suchen. Die nachherige Verbindung mit dem freisinnigen Benzel-Sternau wurde für ihn später Veranlassung zur Mitarbeiterschaft am »Protestanten«, einer gegen den »Katholiken« in Frankfurt a. M. von Friedrich herausgegebenen Zeitschrift. Die dort gelieferten Aufsätze stellte Koenig 1829 unter dem Titel »Rosenkranz eines Katholiken« zusammen, ein Rosenkranz, der allerdings an jedem Kügelchen einen Dorn bot. Der Bischof von Fulda *) gestattete dem Verfasser eine Frist zum Widerruf. Statt dessen begründete Koenig 1830 in einer neuen Schrift: »der Christbaum des Lebens,« die selbstbewußte Freiheit seines apostolisch reinen, vernunftgemäßen Christenthums. Jetzt drohte der Bischof mit förmlicher Excommunication, welche noch im Jahre 1831 allerdings erfolgte, aber nach Aufruf des weltlichen Schutzes der Regierung nur in der Stille ohne Verkündigung von der Kanzel, ohne Anschlag an der Kirche, als Bann über ihn verhängt wurde. Zum Protestantismus trat Koenig nicht über.

Unter dem Titel: »Was ist christlich am Christenthume?« lieferte Koenig zu der Untersuchung von David Strauß über das Bleibende im Christenthume eine Ergänzung. Der Poet ergänzt hier den Philosophen, der Mensch mit seinem lebendigen Bedürfniß den abstracten Denker. Strauß streift alle Formen vom Inhalt ab, hält die Gedanken und die innere Bedeutung für das einzig Wahre und Dauernde im Christenthume. Der Mythus ist nach ihm das Hinfällige, das Symbol, das Ceremoniell erscheint ihm gebrechliche Menschensatzung. Es ist gut, daß die gesammte Überlieferung der Luftpumpe dieser kritischen Experimente unterzogen wird. Allein es genügt dieser dünne Aether nicht zur Existenz für die der Atmosphäre bedürftigen Geschlechter. Strauß hätte einen neuen Cultus schaffen müssen, wollte er mehr als wissenschaftliche Wahrheit geben. Was ist richtig,

*) Koenig ist 1791 in Fulda geboren. 1835 bethätigte er seine Bestrebungen für politische Freiheit in seiner Schrift: »Leibmacht und Verfassungsmacht, oder über die Bedeutung der Bürgergarden«. In den nächstfolgenden Jahren war er Mitglied des ersten kurhessischen Landtags.

Digitized by Google

was unverfälscht göttlich im Christenthume? Diese Frage stellt sich die Philosophie, die in dieser Abstraction auszudauern vermag. Eine andere Frage ist: Was hielten die Völker für wahr am Christenthume, welche Bedürfnisse haben die Geschlechter der Menschen, was muß und was soll ihnen nach dem Bedürfniß ihres Gefühls das Christenthum sein? Diese Frage stellt sich die denkende Betrachtung auf dem historischen und auf dem poetischen Standpuncte. Koenig erinnert auf keine Weise an Strauß, weder anschließend noch widerstreitend; ich selbst nur komme auf die Parallele dieser Aufsätze und ihrer Ergebnisse. Koenig geht auf den Orient zurück, sucht in den Religionssystemen der alten Jahrhunderte Anknüpfungspuncte für das Christenthum und findet für Inhalt und Form die Spuren uralter Verwandtschaft. Koenig gibt sich dem ganzen Tiefsinn dieser Betrachtung hin. Was der alte Zschocke in seiner Geschichte der Verbreitung des Christenthums aufwies, tritt hier bei neuem Bedürfniß in ein neues Licht. Die Hegel'sche Religionsphilosophie und Marheineke's speculative Theologie weisen nach, wie viel Christliches bereits in den vorchristlichen Religionen sei. Es ist ein umgekehrter Weg, aber das Ziel ist dasselbe, aufzusuchen, wie tief die Glaubenssätze des Christenthums, ja sein Cultus und selbst sein Ceremoniell schon im Orient wurzelten unter den Urvölkern, die sich langsam wie in dämmernder Ahnung aus dem Schooß der Natur aufrafften. Ich will hier nicht an die indischen Trimurti erinnern, die uns überzeugen, daß die Lehre von dreieiniger Gottheit keine Erfindung der Priester, keine Speculation der Philosophen, sondern schon eine uralte Ahnung kindlicher Völker war. Ich will nicht an Krischna erinnern, den von einer Jungfrau gebornen Gottmenschen der Inder, der, von einem Pfeilschuß getroffen, an einem Baume stirbt, — ein am Todesholze leidender Gott. Budda, der 600 Jahre vor Christo lehrte, sprach Glaubenswahrheiten, die den Nerv des Christenthums berühren. Noch bestimmter in Einzelnheiten ergibt sich die Verwandtschaft des Christlichen mit dem Altpersischen. Es ist einseitig, das Christenthum blos als Fortsetzung und Erfüllung des Judaismus zu nehmen; es ist vielmehr ein Schlußpunct aller Religionen des Orients, eine göttliche Befreiung des Selbstbewußtseins aus dem verworrenen Drange der Elemente

Digitized by Google

zwischen Gott und Natur. Selbst was im christlichen Cultus und Ritus Geltung hat, reicht weit über Christi Person hinaus. Zoroaster, wie gesagt, gibt die nächste Vermittelung. Gott war nach allen orientalischen Religionen vom Uranfange der Einsame, der Schweigsame, bis er das Wort fand. Mit dem Worte brach die Gestaltung der Welt hervor und es begann der Schöpfungsmorgen, denn diese Klarheit des Sichselbsterfassens ist Allmacht. Der Mensch hat durch das Gebet Antheil am Göttlichen, das Gebet ist das Echo des göttlichen Wortes. Zoroaster, der zuerst diese Bedeutung des Gebetes erkannte, und ihm die Macht zuschrieb, die bösen Geister zu scheuchen, ordnete in den Tempeln ununterbrochene Betstunden an. Ein Gürtel aus weichen Ruthen, ein Rosenkranz also, dient, die Gebete abzuzählen. Wasser, mit dem Worte gebraucht, vernichtet des Bösen Kraft. Alle Weihungen zu höherer Vollkommenheit geschehen durch die Taufe. Eben so ist der Satz von der Auferstehung des Leibes schon eine Lehre Zoroaster's. »Erde und Gewässer,« lehrte er, »sollen die Gebeine ihrer Begrabenen zurückgeben. Dann versammeln Gute sich zu Guten, und die Verdammten bestehen ihre letzte Reinigung zur Seligkeit. Die Natur ist dann Licht, die Materie wirft keine Schatten mehr. Ausgeglichen ist der ewige Abgrund, und des Ormuz Reich umfaßt ein seliges All!« — Und wenn das Alles, was wir für christlich halten, Gebet und Taufe, selbst das Katholische mit seinem Rosenkranz und Weihwasser, so tief im Orient wurzelt? — Mich dünkt: je allgemein menschlicher, desto unerschütterlicher sind Glaubenssätze. Was Satzung eines Sectenmeisters ist, darüber läßt sich streiten, was aber so weit hineinreicht bis in die Unschuld kindlicher Geschlechter, deutet auf eine unbewußte göttliche Quelle. Ahnungen der Naturvölker lassen sich nicht widerlegen, Ihr habt sie nur zu deuten; sie erscheinen wie Naturgesetze der menschlichen Seele. — Hat das Heinrich Koenig mit seinem Artikel darthun wollen? — Nicht geradezu. Er wollte den Begriff des Exclusiven am Christenthume tilgen. Jene Folgerungen stellen sich aber nicht minder wie von selbst. Wenn, was wir christlich nennen, älter selbst ist als das Christenthum, das Jesus lehrte, nun so muß es wohl gewisse Dinge darin geben, die als Ureigenthum der Menschheit unerschütterlich fest stehen.

Digitized by Google

Zur Einweihung des Bonifaciusdenkmals in Fulda hielt Koenig dort eine Festrede, in welcher er seine Ansicht von den Epochen des Christenthums niederlegte. Der Redner schildert das Jahrhundert des deutschen Apostels, der den Germanen das römische Christenthum brachte, die wilde Natur zugänglich machte für den Glanz der innern Erleuchtung, für die Herrschaft des Geistes über die rohe Gewalt. Er entwickelt dann als Parallele die Aufgabe unseres Jahrhunderts, das nicht mehr das Fleisch und die Natur zu knechten berufen ist, sondern zu erlösen durch die Eintracht mit dem Geist in der Liebe, welcher die kommenden Geschlechter Tempel errichten werden. Auf das Zeitalter Petri, dessen Glauben die Kirche gebaut, war mit der Forschung der Reformation das Pauliniſche Zeitalter gefolgt; wir stehen jetzt — wie Koenig die Schelling'sche Deutung benutzt, — an der Schwelle des Johanneiſchen. In seiner »Excommunication« hat er diese Elemente des Christenthums, wie sie auf einander folgen und als Bedürfniß der Menschheit ihre Nöthigung haben, ausführlich charakterisirt. Seine religiöse Humanität, eben so tief wie hell und klar, eben so stark wie sanft und schmiegsam, gibt hier noch einmal den Zusammenhang ihrer Anschauungen. Besonders beredt ist Koenig's Rede, wo sie den Segen der freien Persönlichkeit, in welcher freilich die Auflösung der alten Kirche liegt, für das Heil der Menschheit entwickelt und feiert. Er nennt die individuelle Religion, zu welcher uns die Opposition Luther's verholfen, die Blüthentriebe des christlichen Baumes, deren Früchte die Zukunft bieten wird.

In einer kleinen »Wanderung von Pillnitz bis Sonnenstein« zieht er seine Bekenntniſſe auf das Bereich der gesellschaftlichen Fragen hinüber. Es ist die kleine Gebirgswelt der sächsischen Schweiz, diese Felsenpartie en miniature mit ihren civiliſirten Wegen und Stegen, die wir hier an Koenig's Seite durchpilgern. Sind doch die Elemente überall dieselben, der Himmel, die Sonne, die Sterne, und der Mensch dieser Zeit mit seinem Leid und seiner Lust der immerdar bedrohten, erhobenen und gedrückten Seele. Koenig hat einen kleinen novelliſtiſchen Faden aus dem socialen Zustand der Gegenwart in seine Wanderung geschlungen. Eine emancipationslustige Dame gibt ihm Gelegenheit, seine Ansichten über die in unserer Zeit angesprochene

Digitized by Google

freie Selbstständigkeit des Weibes zu entwickeln. Er sieht die Functionen des Männlichen und des Weiblichen in allem Dasein, schon in der Schöpfung als wesentlich verschieden, überall ein schaffendes und ein empfangendes Princip, das schöpferische Element waltend, das empfangende sich hingebend. So sei auch der bürgerliche Zustand bedingt, nicht durch die Willkür der Menschensatzung, sondern in der Natur des Daseins begründet; alle Vermischung der Thätigkeiten beider Geschlechter sei Unnatur, die Umkehr des activen und passiven Verhaltens nach Saint-Simon Unsinn. Koenig gab in seiner »Excommunication« sein religiöses Verhalten zu den Ideen der Zeit; jetzt vervollständigt er sein Glaubensbekenntniß durch diese Debatte über ein soziales Thema, und seine ganze geistige Person tritt immer fester in den Verband der wichtigsten Fragen, mit deren Lösung sich das Bewußtsein der Zeit beschäftigt. — Der Poet gab diese Beiträge zu den Debatten des raisonnirenden Zeitalters. Der Poet widerlegt den Mythus nur, indem er ihn als menschliche Nöthigung erklärt. Und in den Theorien des Zeitgeistes nimmt er nichts an. als was ihm die Natur der Sache gebietet. Wir verstehen unter dem Begriff eines Poeten gewöhnlich ein Wesen, das in allerlei erkünstelten Illusionen lebt, in krankhafter Erhitzung seine Ausgeburten gestaltet. Und in der That, im Laufe der Zeiten ist die Natur unserer Poeten verderbt. Mit Heinrich Koenig hat sie sich in aller Gesundheit zur Wahrheit des Zeitalters wieder zurechtgefunden.

Soll ich von seinen Romanen sprechen? Er erfindet nichts, was von Lüge oder Fiction nur den Schein hat, er ist hier gerade so wahr und schlicht wie in seinen Bekenntnissen. Seine »Waldenser« stecken sogar noch im naiven Chronikenstyl. Seine vielgefeierte »hohe Braut« war einer der ersten deutschen Romane, die ohne Nachahmung in Walter Scott's Kraft und Gesundheit athmeten. Sein »William's Dichten und Trachten« veranlaßte mich zu einer Parallele mit einem englischen Buche, das gleichzeitig den großen Briten zum Helden hat. Ich gebe die Parallele, wie sie in jener Veranlassung entstanden ist.

Die Forschung des Commentators und die Erfindung des Dichters, beide sind noch immer gleich sehr thätig, um Shakspeare's Welt, die Welt seiner Poesie und die Welt seines Zeit-

Digitized by Google

alters, zu erläutern. In England erschien ein vielbegrüßtes Werk: »Shakspeare und seine Freunde,« deutsch von W. Alexis; in Deutschland H. Koenig's Roman.

Die schwerfällige Behaglichkeit des englischen Werkes könnte der Vermuthung Raum geben, dasselbe sei ein Gewinn aus bisher verschlossenen und jetzt einem unbekannten Verfasser zugänglich gewordenen Familienarchiven. Inzwischen darf die Unbehülflichkeit der darstellenden Feder nicht irre führen, uns nicht eine größere Glaubwürdigkeit vorspiegeln, als wir sie einer Arbeit kluger und geschmackvoller Combination zuwenden. Diese insipide Naivetät des feisten Chronikanten, die sich in dem Buche, »Shakspeare und seine Freunde« breit macht, jene bedientenmäßige Treue, die stets hinter ihrem Helden herläuft, ihm den Hut nachträgt, das Kleid säubert und ihm doch aus lauter Vertraulichkeit etwas Respectwidriges am Zeuge flickt, jene ganze Handwerkermiene, in welcher die Chronik über Shakspeare und sein Zeitalter auftritt, ist zu sehr gemeinsame Eigenheit des englischen Romans überhaupt, als daß sie zu dem Glauben berechtigte, hier sei mehr als Production der Gegenwart, hier sei alterthümliche Treuherzigkeit eines Zeitgenossen, der ungeschminkt und simpel aus den Erlebnissen des Tages in jener Zeit ein Buch voll Denkwürdigkeiten zusammengestellt. Was ungeschminkt ist an dem Werke, verräth doch zugleich ein großes Maß von Bornirtheit, das Populäre daran ist doch weiter nichts als Unfähigkeit, in Shakspeare's Poesien die tieferen Motive, in seiner Person die geheimeren Anlässe zu entdecken, oder sie so zu erfinden, daß die Erfindung einen genialen Commentar bildet. Beides hat die deutsche Dichtung vermocht, und Koenig's Roman ist ein Triumph in dieser Beziehung. Inzwischen ist das englische Werk, wenn auch als Memoir und Chronik erlogen, und als Combination ohne alles feinere Verdienst, doch interessant genug, um es als Mittel zum Zweck, als Beitrag zur Erforschung des Shakspeare'schen Zeitalters, werthzuhalten. Es wird mit einer Scene zwischen Shakspeare und seinem Heldenspieler, Richard Burbage, eröffnet. Beide erinnern sich ihrer Knabenstreiche im Forste des sehr ehrenwerthen Sir Thomas Lucy in Stratfort. Die berühmt gewordenen Wilddiebereien lösen sich hier in bloßen Unfug und knabenhaften Muthwillen

Digitized by Google

auf; die wilden Burschen führten den Förster irre auf die Spur von Wilddieben, die sie fingirten, damit William während dessen der Nichte des Sir Ehrenwerth im Gebüsch den Hof machen konnte. Sodann der Besuch eines jungen Poeten, der dem berühmten Meister eine Tragödie überreichte, und nun, als er ihm die Aufwartung macht, Worte des Tadels, mit verbindlichem Wohlwollen vermischt, in Empfang nimmt. In alle dem ergibt sich Shakspeare als eine derbe Gutmüthigkeit, als eine gesunde Mittelmäßigkeit, zu welcher der englische Roman so gern seine Helden jeder Zeit herabdrückt, weil er dem Geschmack eines Publicums zu fröhnen hat, dessen grobkörnige Moral, dessen rothbäckige Beschränktheit nur materielle Größen duldet. Der Pinsel der englischen Romandichter niederländert zu stark, und vor der Niederländerei dieses Styls, für welche neuerdings Boz-Dickens in seinen Pickwickiern den Grund und Boden des untersten Volkshaufens aufgefunden hat, müssen auch die Figuren eines wahrhaft großen, heroischen und keck verwegenen Zeitalters sämmtlich der Trivialität einer lustigen Bornirtheit verfallen. Auch Königin Elisabeth tritt mit der jungfräulichen Grandezza ihres Wesens sammt ihren Horffäulein in diesen beengten Rahmen. Shakspeare liest ihr die lustigen Weiber von Windsor vor, wie denn der große Dichter hier überall nur als der gutmüthige Harlekin von Alt-England erscheint, der aus Instinct und mit der Sicherheit des angebornen Handwerks die Pritsche schwingt. Sind wir nun hier vor jener unfruchtbaren Vergötterung der Persönlichkeit sicher, die auch im Tieck'schen »Dichterleben« noch hinlänglich thätig war, um den angebeteten Briten zum Ideal einer göttlich lächelnden Kinderseele zu machen, so sind wir doch auf englischem Grund und Boden fast aller geistigen Würde los und ledig. Jene Vagabunden, die in Eastcheap bechern und toben, jene lustigen Gauner, die die Welt für trocken erklären, weil sie sich vor ihren lechzenden Zungen nicht in ein einziges großes Faß Sect verwandeln will, jene Küfer, die an Flüchen so reich sind, wie der Ocean an Fischen, an todten und lebendigen, jene Hofschranzen, die auf Stelzen um den Teich der Liebe tanzen, weil eine Jungfrau gebliebene Königin als Richterin auf dem Stuhle sitzt, jene Hoffräulein, die aus vergällter Liebeslust bitter witzig sind, oder wie Kätzchen um den verbote-

Digitized by Google

nen Rahm der süßen Neigung schleichen; jene Flibustier der Leidenschaft, die auf den verunglückten Sturm ihrer ausschweifenden Jugendfahrten schelten; alle jene Figuren, die wir Shakspeare'sch nennen, und an denen allerdings nicht blos das Zeitalter, sondern auch die Person des Dichters ihren Theil hat, sind doch nur die Hefe seines Weines, nur der Unterrock seiner Poesie, die des Zeitcostüms bedurfte, wollte sie zeitgemäß sein, und allerdings auch, ohne Reflexion und Wählerei, ganz harmlos, instinctmäßig und naturwüchsig in das buntgewürfelte Kleid des damaligen Lebens sich stürzte. Alles was für Portraitirung an seinen Dichtungen gelten muß, was als niederländische Kraft der Genremalerei an ihm zu rühmen wäre, ist doch nur die Spur, die sein Fuß in den nachgiebigen Boden seiner Zeit, seiner Nation und seines Landes eingedrückt. Ohne den inwohnenden Geist, der das Leben erst beflügelt, ist doch selbst ein Heldenzeitalter nur gemein und bedeutungsleer. Es stecken Elemente eines Teniers, eines Rembrandt in den Shakspeare'schen Gemälden; diese Elemente macht uns eine Erkenntniß jenes Zeitalters klar, dessen Art und Weise, ja dessen Abart und Ausart Shakspeare theilte. Nur aber dann, wenn wir zugleich die Raffael'ische Kraft seiner innern Weihe und Beseligung kennen, das geheime Feuer seiner Anbetung, das mitten im Bereiche der vorhandenen Welt hellflammig gen Himmel lodert, nur wenn wir Shakspeare's Religion kennen, wird uns die Seele, nicht blos Körper und Kleid seiner Dichtung, erklärlich. Denn dies war neben seiner weltlichen Natur zugleich in ihm, diese Hoheprieſterschaft des Menschenlebens, dieser Augurdienst, der nach den tiefsten Problemen sucht, sie löst oder als Hieroglyphe hinstellt. Und diesen Raffael im Shakspeare zeigt uns die Dichtung von Koenig.

So drängt es mich sogleich auf das deutsche Buch einzugehen, bevor ich die Betrachtung des englischen recht erledigt. Bei alle dem seien die Vorzüge der fremden Arbeit nicht mißachtet. Wir sehen hier Shakspeare als Menschen im Wochenhabit, als Poeten auf dem Soccus, und selbst wo die banaussische Breite des anonymen Autors langweilig ist, bleibt sie doch lehrreich. Es finden sich manche Partien in diesem Werke, welche in die Sphäre des Boz-Dickens einschlagen, zuweilen

Digitized by Google

nimmt die Darstellung auch mit Glück jene Färbung alterthümlicher Naivetät, in die sich das »lustige England« von damals kleidet. Von dieser Art sind Gestalten wie Gib, der Klingeljunge aus der Rose, auch ein Barbierjunge aus Eastcheap. In dieser Weltkneipe agirt ein feister Schnitthändler, George Taffent mit Namen, der einen Prototyp zu Falstaff abgibt. Auch der Koenig'sche Roman bringt zur Commentation des Sir John eine Figur ähnlicher Art in einem alten Kriegscameraden, dessen Trunkenheit stets im Vollmond steht. Wenn der Novellist solche Gestalten im damaligen Lebensverkehr aufweist, als ganz naturgemäß dem dortigen Boden entsprossen, so thut er, was seines Amtes ist, er commentirt das Lebenselement dieser Gattung, wenngleich auf einem andern Blatte geschrieben steht, wo der Schöpfer des Sir John die Kraft hernahm, diese gottvolle Verlorenheit seines Komus und Jocus so glücklich und so geistig bedeutsam zu concentriren, zu steigern, und ihr den Stempel allgemein gültiger Wahrheit aufzudrücken. So lange der Novellist seinen Dichter als ein bloßes Erzeugniß seiner Zeit faßt, als ein Geschöpf jener romantischen Wirren, die der letzte Athemzug einer mittelalterlich katholischen Welt im Widerstreit mit dem ersten Anbruch des Puritanerthums hervorrief, so lange commentirt er nur die Äußerlichkeiten. Faßt er aber den großen Dichter zugleich im Kampfe mit den Mächten seines Zeitalters, aus dem sich mit allen Schmerzen der liebebedürftigen und doch einsam hingestellten Seele eine ungeheure Kraft des Selbstbewußtseins entwirrt und entspinnt, so weist er in ihm nicht blos die Creatur, sondern auch den Schöpfer nach, der seine Welt sich selbst gestaltete. Dies eben ist wie in Goethe so in Shakspeare die Eigenheit des Genies, daß es sich an die Stoffe des Lebens, an die Bildung seines Zeitalters in Liebe, ja in Schwärmerei hingibt, und doch nach furchtbarem Kampfe die freie Selbstständigkeit wieder siegreich rettet, Lust und Leid in sich begräbt, und nach vielen Todesschmerzen immer wieder als Herr seiner selbst aufersteht. So und nicht anders ist nun einmal der Lebensprozeß des Genies. Es wirft sich immerfort in die Strudel seiner Welt, aber das ferne Felsenufer bleibt sein Ziel, wo es wieder dem Lauf der Menschenart entzogen wird; — es ist einsam in der Welt, Gott hat es gezeichnet.

Digitized by Google

Merry England ist ein abgöttischer Begriff, und das Genie vom goldenen Zeitalter des lustigen Alt-Englands soll nun einmal, wie die Leute wollen, ganz und gar darin aufgelöst sein. Erheben wir uns also nicht, so lange von den Opfern die Rede ist, die man diesem Begriffe bringt. Zu diesem Idole gehört vor allem auch jene rothsaftige, vollwangige Lustigkeit, die sich über Beefsteak und Porter herstürzt und daran ihre Lebensgeister anzapft, die Teufeleien der Menschen für gemüthliche Schelmenstreiche erklärt und Gott einen guten Mann sein läßt. Shakspeare hat sich an der Tafel dieses Daseins sattgeschwelgt, aber eine geheime Geisterhand servirte, wenn er schwelgte, wechselte ihm geschäftig die Teller und flüsterte ihm dabei einige Offenbarungen in's Ohr, die sein Behagen an dem Bacchanal des Lebens dämonisch, wo nicht mephistophelisch anhauchte. Von jener blos physischen Gesundheit gesundete er; denn für den forschenden Geist, der die Erscheinungswelt durchbricht, um hinter der Schminke dem Dinge bis auf's Gerippe zu spähen, ist jenes Wohlbehagen keine Gesundheit mehr, sondern ein kränkliches Aufblähen von Haut und Blut, ein Übernehmen der Creatur, die den Schöpfer in sich übertäubt und übertödtet. Freilich bricht erst in der dritten Periode seines Schaffens der denkende Mensch sich vollauf in ihm Bahn. Der patriotische Jubel seiner Jünglingsnatur hatte sich in den historischen Festspielen, in welchen die Heroen Englands auf Leben und Tod triumphiren, sein Genüge gethan. Ein zweites Blüthenalter rief der vollendete Mann in sich auf, als jener Liebesharm und jene Liebeslust, welche die üppigen Komödien schufen, über sein großes Herz gewaltig hereinbrachen, und die Wunder der Gefühlswelt in Traum und Seligkeit eine Wüste in ein Paradies verwandelten. Mit »Romeo und Julie« setzen wir den Beginn dieser seiner glücklichsten Dichtungsepoche. Da wird auch geschwelgt an der Tafel des Lebens, der Mensch feiert seine unsterblichen Götterspiele, denn sein Herz ist ewig jung, so lange er liebt. Genien der Lust gaukeln um seine Seele, der Becher kreist, ein Becher voll Freudenthränen, — und im Rausche der Beseligung wiegt die hohe Stirn des Dichters ihre sorgenvollen Gedanken in Schlaf. Mit dem Erwachen aus diesem Traume beginnt die dritte Epoche seines Schaffens, die mit »Hamlet« und »König Johann« in der

Digitized by Google

neuen Gestaltung datirt. Er schreibt die Römertragödien und schildert in einer ganzen Reihe dunkler Bilder das tragische Menschenloos. War er anfangs Patriot, der die Helden seines Vaterlandes schildert, dann Festspieldichter, der in Lust und Leid die liebevolle Schönheit des Lebens feiert, so wird er jetzt Geschichtschreiber der Menschheit und sein stählerner Griffel zeichnet die Hieroglyphen des Schicksals.

In dieser Periode, wo die großartige Einsamkeit sich seines Geistes bemächtigt, wo er bei allem Wogendrang des Lebens um ihn her sich auf einer Insel fühlt, hat noch kein spätgeborener Pinsel den Dichter zu zeichnen versucht. Tieck gab ihn in seiner Kindheit und in seinem ersten, traumbefangenen Erwachen. Koenig's Roman schildert ihn in der Periode seines Glücks, er führt ihn in den anmuthigsten Wendungen durch die Zeit seines Lebens, wo alle Genien sich wetteifernd um seine Muse und um seine Person bemühen, und begleitet ihn bis an jene Puncte, wo sein Auge für den bunten Farbenschmelz der äußeren Welt erblindet, wo eine nagende Skepsis in ihm nach dem Ding-an-sich zu suchen beginnt, über das die Natur ihren mitleidsvollen Schleier breitet.

Die Scenerie dieses trefflichen Gemäldes, das Koenig entwirft, ist äußerst bunt und reich, und im Dialog wie in der epischen Objectivirung der Thatsachen mit einer gleich großen Meisterschaft ausgeführt. Mit dem Hange zu einem beschaulichen Leben, den Koenig's Schriften durchgängig verrathen, vereint sich hier eine ungewöhnliche Bildnerkraft, die über den Reichthum an vorgefundenen Gestalten und Situationen sorgfältig, sauber und geschmackvoll verfügt, und mit dem tiefsinnigen Drange nach Lösung der Lebensräthsel eine diplomatische Anmuth in Form und Wendung zu verbinden weiß. In den »Waldensern« konnte vor lauter chronikartiger Enthaltsamkeit eine freie Gliederung des Stoffes nicht aufkommen. Hier ist sie in Form und Inhalt gleich bedeutend, und die deutsche Literatur ist um eine ihrer gelungensten Dichtungen reicher. Unter den historischen Portraits, die uns Shakspeare's Zeitgenossen vergegenwärtigen, sind besonders die Bilder der Elisabeth und des Grafen Essex hervorzuheben; sie sind so fein und durchsichtig zart ausgeführt, wie man im Felde der Ölmalerei Bilder von

Digitized by Google

Vandyk kennt. Sehr glücklich ist als Widerpart des Dichters die Gestalt des Philosophen Francis Bacon benutzt, der zu dem Lebenskreise des Grafen Southampton gehörte. In diesem Philosophen der Erfahrung wurde der englischen Nation schon in der Schlußperiode ihres romantischen Lebens ein Vorbild ihres späteren Werdens vorgesteckt. Nicht minder brachen sich die Regenbogenfarben des ritterlich schönen, katholisch üppigen Lebens an der Kopfhängerei der grauen Puritaner, die Koenig meisterhaft zeichnet. Die Stutzer von damals mit den aufgekräuselten Bärten und Redensarten, die Hoffräulein der absolut jungfräulichen Elisabeth mit dem Witz ihrer gezierten Prüderie, die Hofschranzen mit den Seiltänzereien einer balancirten Bildersprache, die Küfer, die sich auf der Rennbahn der Wortspiele zu Tode hetzen, der lustige Mummenschanz der altkatholischen Welt und die dürre, scheinheilige Prüderie des puritanischen Zeitalters, alles das mit seinem bunten Gemisch, das die damalige Sitte und Lebensart im Wendepuncte zweier Jahrhunderte so pikant und reizend macht, hat Koenig sehr glücklich erfaßt und in plastischen Gruppen lebendig dargestellt. Von einzelnen Gestalten aus der Masse muß noch besonders der auch von Tieck eingeführte Henslow aufgezählt werden. In Koenig's Darstellung ist dieser Käufer des Globus ein höchst ergötzlicher, witzhafter Dummkopf, der aus Gewinnsucht dem Dichter hofirt und ihm mit barocker Geckenhaftigkeit huldigt. Auch der alte Narr im Southamptonhouse, der in dem abgetragenen Talar die herabgekommene Würde seiner Zunft beklagt, gehört zu den besten Figuranten des Zeitgemäldes.

Was nun dem Ganzen einen innern Halt gibt, und was als Faden im Romane zu bezeichnen ist, so liefert Koenig hierin zugleich einen psychologischen Commentar zum Verständniß des Dichters. Die spannende Intrigue schlingt sich um eine Frauengestalt, die des deutschen Poeten Erfindung ist. Aus den Shakspeare'schen Sonetten, die an Heinrich Southampton gerichtet sind, ergibt sich die Existenz eines Weibes, das mit der Schönheit einer Nymphe lockt und reizt, und kaum erhascht, sich mit einem trügerischen Spiel, mit allen Neckereien und allen Schrecken einer Wasserfee den Händen des Beglückten wieder rasch entwindet. Graf Southampton war in ihren Netzen ge-

Digitized by Google

fangen, und des Dichters Verse enthalten deutlich Warnungen vor der List der Gauklerin, bis plötzlich die Sprache des Reimers sich ändert, er selbst ebenfalls als der Besiegte erscheint. Mit einer Dissonanz, einer gewaltsamen Trennung und mit dem Hohne eines tief Verletzten endet das Sonettenspiel. Diese andeutungsvolle Gestalt in den Sonetten hat Koenig in den Mittelpunct seines Romans gestellt. Beide Freunde nach einander und ohne es zu wissen, daß sie demselben Gegenstande huldigen, sind gefesselt von den Reizen dieser londoner Helena, die dem Einen Rosalie, dem Andern Thekla heißt, bald als Page ein abenteuerndes Leben führt, mit politischen Umherzüglern in Verbindung steht, bald als vornehme Dame die Etiquette der feinen Welt verräth, Allen ein Geheimniß, mit Allen ein Spiel treibt, und als zaubervolle Nixe die Herzen beglückt, quält und verwirrt. Nur dem Dichter, weil er der liebebedürftigste von Allen ist, hält sie endlich Stand; vor der geistigen Kraft seiner Neigung erstirbt die ränkevolle Täuschungslust ihrer Proteusnatur, sie erwächst an ihm zur Ehrlichkeit. Die Intrigantin ist Italienerin von Geburt, sie erzählt ihm jene Novellen, nach denen er seine Dramen dichtet. In ihren Augen brennt die Gluth des Südens, die seine Dichtung athmet, in ihren Umarmungen empfindet er die Wunder der Hingebung, die er in seiner »Julia« zeichnet, in der nixenhaften Laune ihrer üppigen und doch immer schalkhaft harmlosen Lebenslust fühlen wir den Prototyp zu jener ganzen Reihe von Frauengestalten, die keck und graziös, feurig und doch sylphenartig durch die Shakspeare'schen Komödien, bald wie lichte Sterne, bald wie täuschende Kometen gaukeln. Dies Weib ist für William der Lebenspuls seiner Dichtungen, das **Perpetuum mobile** geworden, das seine innere Welt belebt. Dies Verhältniß Shakspeare's zu Thekla ist als Combination eben so glücklich, wie als Dichtung schön, tief und in der Bedürftigkeit beider Naturen zu einander psychologisch wahr. Dies ist der Kernpunct und die Pointe des Romans, Shakspeare in ein Verhältniß zu stellen, aus dem die Dichtungen, die der Periode seines Glückes angehören, ganz naturgemäß wie üppige Blüthen sprossen, wie lachende Früchte reifen. Schade nur, daß die Koenig'sche Darstellung zu lange bei der Zeichnung dieser Gruppe verweilt! Nicht, als wollt'

Digitized by Google

ich das epische Behagen, das sich gegen Ende hin des Romans bemächtigt, für eine störende Dehnung erklären, sondern der Reiz an dem Verhältniß erwächst zu einer moralischen Nothwendigkeit, deren gesunde Vollgültigkeit sich ohne Mißklang, ohne psychologischen und poetischen Fehler im Abschluß der Dichtung nicht wieder aufheben ließ. Für Shakspeare war der Genuß seines Glücks allerdings in dem Glauben an die Untrüglichkeit der Geliebten bedingt, nicht blos der Egoismus des Talents in ihm, auch die kindliche Ehrlichkeit seiner gesunden Mannesnatur verlangte das Wesen, das an seinem Herzen lag, nicht allein fortan so treu, wie es augenblicklich war, sondern auch unsträflich in allen Verpuppungen seiner früheren flatterhaften Schicksale. Dieser Terrorismus der Forderung steckt in ihm, weil er so ungeheuer ehrlich und treu fühlt, und seinen ganzen dichterischen Himmel in der Ehrlichkeit dieses Verhältnisses bedingt sieht. An seinem Terrorismus zerbricht die sylphenhafte Gestalt des schönen Leichtsinns. Erst im Umgange mit ihm war das wetterwendische Mädchen treu und gut geworden, hingebend, warm und liebevoll; aber noch lange Zeit auch gegen ihn mit Lug und Trug im Bunde, ertappt er sie auf der Fährte ihrer Doppelgängerei, wo sie als Rosalie Southampton's Geliebte war. Erst trifft des Dichters Argwohn auch den Freund, schließlich fällt er zermalmend auf das arme Kind zurück. Er stößt sie von sich, und ihr Ausgang ist tragisch. Am Herzen des Dichters hatte sie die letzte Wandelung ihrer Schmetterlingsnatur erlebt; hier war sie hangen geblieben mit ihrer Neigung, und muß nun zusammenbrechen, da dieser Ankergrund sinkt. Dieser Verlauf ist an sich naturgemäß und steht auf Shakspeare's felsenfester Stirn unter den Gedanken der eisernen Nothwendigkeit zu lesen. Aber der deutsche Dichter hat mit einer an Verliebtheit grenzenden Neigung die Situation, wie Thekla in Shakspeare's Armen die moralische Kraft zum festen Liebesbande gewinnt, zu lange fest gehalten; seine Darstellung hat sich zu sehr darin gefallen, beide Gestalten als zu einander gehörig zu beleuchten, so daß nun der naturgemäße Wendepunct nicht ohne den gerechten Vorwurf tyrannischer Härte, grausamer und undankbarer Willkür möglich wird. Wie eine Frucht grade im Moment ihrer vollsten Reife den Beginn

Digitized by Google

der Verwesung spürt, so birgt auch oft eine Dichtung grade in dem Blüthenpuncte ihrer vollsten Eigenthümlichkeit den versteckten Keim ihrer Auflösung oder einer fehlerhaften Endschaft. So steht es mit Koenig's Roman. Er hat seinen Helden mit so viel zärtlicher Sorgsamkeit gepflegt, daß die historische Gestalt jenes Shakspeare unter seinen Händen fast zu einem Ideal menschlicher Liebenswürdigkeit wurde, und plötzlich mußte er zu dem geschichtlichen Shakspeare zurückkehren, und die Wendung ist hart und disharmonisch. In der Natur des historischen William liegt durchaus dieser Drang, die gesunde Freiheit seiner selbst gegen den Eingriff fremder Elemente und trübender Gewalten zu schirmen, aber der Held des Romans, Koenig's William, der im Umgang mit Thekla weich und warm gewordene Dichter der Julia, kann nur durch einen Gewaltstreich, der keine Nöthigung in sich trägt, diesen Act schmerzlicher Trennung vollziehen; ihm ist Thekla zu viel geworden, und den deutschen Dichter trifft der Vorwurf der Grausamkeit. — Dies ist der schließliche Eindruck, den uns der Roman hinterläßt.

Ein Rückblick auf das englische Werk nöthigt mich noch, eine Gestalt aus Shakspeare's Umgebung namhaft zu machen, die Koenig bei Seite ließ. Es ist jener Ben Jonson, der Widerpart des großen Dichters. In einer lustigen Trinkscene führt der englische Autor beide Zeitgenossen sehr glücklich zu einem Duell ihrer witzig scharfen Zungen zusammen. Vornehmes Publicum ist versammelt, um sich an beiden großen Männern, den damaligen Nebenbuhlern auf dem Parnaß von Alt-England, zu weiden. Beide große Männer überwerfen sich aber, und die gezogenen Klingen ihres zornigen Humors verwunden Kopf und Herz, bis es schließlich doch wieder zu einem Versöhnungsacte kommt, und Haß und Feindschaft von Gesang, Jubel und Becherschall übertönt wird. Auch führt ein lustiger Kumpan mit einem Simpel von Kellner jene Scene auf, die der joviale Prinz von Wales mit dem Küfer Franz in »Heinrich dem Vierten« spielt. — Über Burbage und die Intrigue, die ihm sein Dichter spielt, bringt der deutsche Roman eine andere Nüance im Vergleich mit dem englischen Werke. Auch sind beide Wendungen in England selbst im Umlauf. Nach dem gewöhnlichen Bericht erhält Burbage bei einer Dame auf das Losungswort:

Digitized by Google

»Richard der Dritte« nächtlichen Einlaß, und William, der ihm die Fährte abschneidet, kommt ihm zuvor, ist ein glücklicher Eroberer, und nennt sich, als sein Heldenspieler erscheint: »Wilhelm der Eroberer.« Auf jenes Losungswort im Nachtbesuche konnte Burbage leicht fallen, da sein Taufname Richard war. Ob das Duell zwischen beiden, das hierauf erfolgt, geschichtlich ist, bleibt gleichgültig. Jedenfalls aber reizt es die Wißbegier, ob manches Andere im deutschen Romane Combination oder Erfindung des Dichters ist. Dies trifft vorzüglich die Schwester des Grafen Southampton, jene Alice, die Koenig in ihrem Bezug zu William so vortrefflich zeichnet. Sie ist eine jener nervenzarten, schwachathmigen Naturen, die sich zur Frömmigkeit neigen. Dieser Zug des Gemüthes führt sie in Verbindung mit der Gesellschaft der Puritaner. Von dieser Kränklichkeit der Seele erholt sie sich aber langsam, indem sie an Shakspeare's Poesien gesundet und in einer leisen, versteckt gebliebenen Neigung zur Person des Dichters die Wiedergenesung ihres schönen Naturells feiert.

Digitized by Google

14.

Ludolph Wienbarg.

Im Sommer 1837 sah ich Wienbarg in Hamburg. In meinen Tagebuchsblättern von damals find' ich über seine äußere Erscheinung einige hingeworfene Bemerkungen, die der Beschäftigung mit seiner innern Natur vorangehen mögen.

Hamburg, d. 11. August.

Gestern in Tivoli wurde Wienbarg von uns begrüßt. Er war wenig zugänglich, fast karg und trocken. Vielleicht hätt' ich ihm allein mehr abgewonnen, aber Fürst Schwarzenberg nahm Theil an der Begrüßung, und Mundt machte den Vermittler. Er sieht wie ein Protokollführer aus, sagte Fürst Friedrich, als wir bei Seite gingen. — Ja, er schreibt auch Protokolle, Protokolle über sein Zeitalter. Und er schreibt sie mit einer attischen Grazie, die sie fast zum Kunstwerk stempeln.

Er verfaßt die französischen Artikel in der hamburger »Neuen Zeitung.« Er knüpft Hoffnungen an dies Blatt; er wurde warm, als er vom weiteren Ausbau dieser Zeitung sprach. Mundt äußerte, es sei ein bedeutendes Verdienst, in die politischen Blätter ein feines Deutsch zu bringen, die Rohheit und Plattheit der bisherigen politischen Journalsprache sei empörend; man müsse den Stylisten der neuen Zeit die Berichterstattung übertragen.

Sie schreiben, sagte Mundt zu Wienbarg, diese Mittheilungen von oft unbedeutenden pariser Ereignissen so schön, wie Sie Ihre eigne Production schreiben würden.

Das ist das Einzige, sagte Wienbarg, was man uns nicht nehmen kann. Man nimmt uns unsern Inhalt, hetzt die Poli-

Digitized by Google

zei gegen unsere Richtungen, verbietet unsere Gedanken. Den Styl werden sie uns doch wohl lassen!

Es lag in diesen Worten wie in seinen Zügen die ganze ironische Wehmuth über das Geschick, von der Welt in seinem besten Wollen, im Heiligthum seines Lebens verdächtigt und verworfen zu sein. In der Kargheit seiner Mittheilungen liegt der Argwohn einer reinlichen Seele, sich mit den Nüancen der unklaren Menschenwelt nicht gemein zu machen. Sein Zürnen hat etwas vom Drachen, der ein verborgenes Kleinod bewacht. Vom Poeten hat er bei aller spartanischen Festigkeit seiner Meinungen die leichte Reizbarkeit, wo er sich verkannt glaubt. Er ist nicht eitel, so scheint es, und sein Stolz hält ihn aufrecht. Aber dies Selbstgefühl, das ich ehre, weil die Zeit es ihm aufnöthigte, wird ihn doch, fürcht' ich, isoliren.

Er hat in seiner Erscheinung etwas Edles, sagt' ich, als wir nach Hause gingen zu Fürst Schwarzenberg.

Sehr etwas Nobles, äußerte der Österreicher, in ihm.

Nobles? wiederholt' ich, er ist innerlich Demokrat.

Die Aristokratie liegt auch meist nur in der Sitte, sagte Fürst Schwarzenberg. Innerlich ist jeder bedeutende Mensch hochgeboren. Äußerlich zeigt sich Gewohnheit und was man nobel oder unnobel heißt. Man nehme dem Salonmann Hut und Handschuh, wofür er das Meiste ausgibt, so hebt man ihn aus seiner Sphäre, und es fragt sich, was er dann ist. Ohne von der Gewohnheit des täglichen Bedarfs getragen zu werden, ist niemand Aristokrat. —

Über François Wille mit dem zerfetzten Gesicht und dermalen einem Pflaster über dem Auge äußerte sich Schwarzenberg mit einem eigenthümlichen Behagen. Er hätte von dieser »geistreichen Blocksbergsnatur,« wie er Dr. Wille nannte, gern jede Geschichte erfahren, die ihm diese und jene Schmarre über's Angesicht gebracht. Wir saßen und tranken im Freien Thee, den Wille sehr gut macht. Er eiferte arg gegen G—'s Charlatanerien in der Literatur, sprach von Schiff mit einer lebhaften Wärme, die ein gutes Herz verräth. Er hat sich verloddert, sagte er von Schiff, aber es ist viel Poet in ihm.

Ist kein Phraseur, sagte Fürst S., eher ein Braveur der jungen Zeit.

Digitized by Google

Ein Bravo, sagt' ich, von der Wahrheit und Ehrlichkeit gedungen. Keck, hart, unfruchtbar ist er, aber voll kräftiger Maximen, ein verzweifelter Sohn der neuen Zeit. In Frankreich spricht man von einer Literatur der Verzweiflung. In Deutschland absorbirt das Kneipenleben diese lustige Desperation, in der Gott und Teufel in gleichen Funken sprühen.

Wille's Leben müßte die richtige Feder finden. Er erzählte von Kiel; er ist aus sämmtlichen dänischen Staaten, also auch aus Grönland und St. Thomas verbannt.

Später rückten wir mit Wienbarg näher zusammen; aber ich finde nichts über die weiteren Begegnungen in meinen Blättern, und muß mich also mit dem begnügen, was ein oberflächliches erstes Berühren mich aufzeichnen ließ.

Nach wenigen Monaten erschien sein »Tagebuch auf Helgoland.«

Wienbarg auf Helgoland.

Wienbarg's Tagebuch liegt vor mir. Der freie Athem seiner Gedanken, der helle Wogenschlag seiner Rede versetzt mich auf das seltsame Eiland, dessen Felsen die Nordseewinde langsam zerbröckeln. Gleicht dies Eiland vielleicht der germanischen Freiheit von Alters her, die der feuchte Westwind Jahrhunderte hindurch mürbe gemacht? Es war einst ein Land, man zählte es zu den drei großen Nordseeinseln der Sachsen, sprach von neun Kirchspielen auf Helgoland, maß acht römische Meilen Länge, vier Meilen Breite. Jetzt ist es ein lockeres Steingerölle, an dem sich zur Sommerzeit ein müdes Häufchen Culturmenschen anklammert, um die verweichlichten Glieder in's Meer zu tauchen und auf einige Wochen aus der Seeluft Genesung zu trinken von den Freuden und Leiden einer jämmerlichen Verfeinerung. Die neun Kirchspiele hat die Fluth verschlungen, in den versunkenen Saatgefilden nisten Unken und Meergethüm, und wo einst blühendes Menschenleben jubelte, schreit die heisere Möve ihr kläglich Lied. An dem Steingebröckel sitzt ein Rest alter

Digitized by Google

Frieſen, deren Heldengeſichter ſehr träge Falten ziehen, weil ſie ſonſt Seeräuber waren und jetzt die Bedienten ſchwächlicher Badegäſte ſind. Die großen ſchlanken Mädchen mit dem bunten Turbantuch und den rothen Röcken mögen noch germaniſche Keuſchheit haben, von Patienten läuft man wenig Gefahr, und in dem »rothen Waſſer« im Oberlande tanzen ſie ihre ſchlichten Sprünge. Im Unterlande bei Madame Mohr geht es ſchon civiliſirter zu, koſtſpielig aber oben wie unten, und wenn Du die lodderigen Buben mit den ſchönen Gliedern los ſein willſt, mußt Du zum »Pfenniggrabbeln« eine Münze hinwerfen, dann ſtürzen ſie haufenweiſe zu Boden und ringen mit kunſtgeübter Hand nach dem ſchimmernden Dinge, das die Helena der modernen Welt geworden. Dieſe kräftige Keckheit der helgolander Burſchen iſt noch ein Stück Erbtheil von den germaniſchen Ahnen, die Seeräuber waren und ein freies Meervolk.

Auf den Zinnen des Eilands ſteckt die engliſche Fahne. In ihrem flatternden Schwunge weht noch ein Athemzug altgermaniſcher Freiheit. Vieles Andere iſt ſchon ſehr deutſch, denn der Menſch dieſer Zeit mit ſeiner Cultur verfälſcht Alles, nur das Meer nicht mit ſeiner Balſamkraft; die donnernde Brandung überſchreit er noch nicht, gegen den freien Hauch der Nordlandsluft ſind ſeine Gifte noch ohnmächtig geblieben. Zitternd ſteht er vor der ſalzigen Fluth, wie ein ohnmächtig Mädchen vor dem Brautbette, wo es ſeine Bewältigung wittert. Und wenn er auf der Felszacke ſitzt, an deren Fuß die Woge ſchäumt, und hinausblickt in die Ferne, wo Meer und Himmel verſchmilzt, ſo muß er ſein Auge und ſein Herz erſt mühſam gewöhnen an die leuchtende Unendlichkeit der Elemente. Ich weiß wohl, daß das Geſchlecht immer höher ſteigt im Laufe der Zeiten, der Natur ſich immer mehr bemächtigt, ihren Kräften den Zügel umwirft und ſelbſt den Ocean überbrückt mit der Klugheit ſeiner Maſchinen. Aber der Einzelne verliert, wo das Geſchlecht gewinnt, und ich wüßte nicht, daß das Zeitalter der Maſchinen zugleich das Zeitalter der Heroen ſein könnte.

Wienbarg und Helgoland! Als ob die Natur zwei Mal daſſelbe ſchaffen wollte, um geiſtig zu wiederholen, was ſie im Kreiſe der phyſiſchen Welt hervorgerufen. Wienbarg iſt das Nordſeeeiland, das feuchte Winde langſam zermürben. Aber ſeine

Digitized by Google

Stirn bleibt Fels, das kräftige Meer wäscht seine Füße rein und ein heller Athemzug der Freiheit umstürmt seine Brust. Auf Helgoland fehlt alle Vegetation, der üppige Saft des grünen Lebens in Wald und Wiese. Gleicht Wienbarg dem Inselande auch hierin? Es ist wahr, er gibt keinen Gemüsegarten, keine Küchenkräuter, auch keine Blumenbeete, die sich der Mensch zu seiner Freude anbaut. Er hat nichts als den Felsen der Gesinnung, den schäumenden Wellenschlag des Meeres und die freie Nordlandsluft, die um die Küsten schnaubt und mit ihrer reinigenden Kraft nicht hineinreicht bis in die Atmosphäre des Binnenlandes. Ihm ist Alles verhaßt, was den Süden bezeichnet: diese schwelgerische Ausbeute der Kräfte bis zu ihrer Erschlaffung, das schmachtende Hinsterben im üppigen Genuß. Alle Erscheinungen im Reiche der Natur wie des Geistes sind ihm zuwider, wo das weibliche Element das männliche überwuchert, und in dem, was der Süden erzeugt, auch der Süden der geistigen Welt, ist das Weibliche die vorherrschende Macht.

Sein Tagebuch enthält auch sein ästhetisches Glaubensbekenntniß. Aus jener Eigenthümlichkeit, die ich eben bezeichnete, entspringen seine Gedanken, die auch in abgerissener Haltung wie helles Nordlicht schimmern, und selbst barocke Einzelnheiten in klare Seeluft tauchen. Wienbarg scheidet sehr streng die weiblichen und die männlichen Elemente des menschlichen Geistes, und verfolgt diese Scheidung bis in die einzelnen Dichtergestalten, bis in die Formen der Poesie. »Petrarca,« sagt er, »war ein Weib, Tasso war ein Weib, nur Dante war ein Mann, und schrieb daher im großartigsten dramatischen Styl, obgleich seine göttliche Komödie die epische Form hatte und er genöthigt war, die Coulissen, nämlich die Beschreibungen, selbst hinzumalen. Einige erhabene Geister, wie Dante, Milton, Klopstock,« sagt er, »rannten mit drei Schritten über die irdische Bühne hin und standen dann gleich hinter den Coulissen der Welt. Menschen waren ihnen nicht genug, sie mußten Geister schaffen, welche dem Himmel und der Hölle angehörten. Schönheit ward ihnen nicht zu Theil, ihre Muskeln waren zu entblößt, ihre Adern zu geschwollen, ihre Blicke zu geisterhaft. Das Männliche, das im Dichter nur vorherrschen, nicht allein herrschen soll, führte in ihrer Hand ein zu schweres Scepter über das Weibliche. —

Digitized by Google

Byron war ein Mann, das zeigen seine Tragödien, aber er war verzogen und liederlich, und gefiel sich oft in der Rolle des Herkules am Spinnrocken. Schiller war ein Mann, aber ein kränklicher,« sagt Wienbarg, stellt also einen Begriff von Gesundheit fest, den man erst näher erörtern müßte. »Jean Paul,« sagt er, »war ein Mann, ein Weib und ein Kind zu gleichen Theilen. Eben so Yorik, doch war in diesem das Kind mehr ein Schauspieler. Shakspeare,« sagt er, »war vielleicht nicht der größte Mann unter den Dichtern, aber der größte Dichter unter den Männern. Sein Männliches war blitzend, groß und erschütternd, sein Weibliches zart, sinnlich, phantastisch, ungeheuer fruchtbar. Die Ehe zwischen beiden die glücklichste seit Sophokles.« — In Goethe sieht Wienbarg ebenfalls Männliches und Weibliches, »Götz« der Degen und »Werther« die Kunkel sind Eine Person, aber beide Elemente sind nicht treu vermählt, das Weibliche war überwüchsig. »In seinem hohen Alter,« sagt er, »streifte er alles Geschlechtliche ab, und da gefiel er weder den Männern noch den Frauen.« Philosophie, Politik und im Dichten das Dramatische und Epigrammatische, hierin sieht er die Functionen der männlichen Kraft. Seine Ansicht von der Zwitternatur des Romans ist treffend. Die lyrische Poesie, wenn sie nicht philosophirt wie Pindar, oder die Tuba bläst wie Tyrtäus, gehört nach seiner Meinung auch den Frauen an. Ein Jüngling, der Liebeslieder dichtet, sei ein Narr; der Fall ausgenommen, daß er sich dadurch bei seiner Geliebten einschmeichelt, gleich dem singenden Troubadour. Sappho und Corinna überstrahlten in ihren Liebesliedern das ganze Alterthum. Ihre Empfindungen nahmen den Schwung der Poesie, dagegen die männlichen Liebesdichter, Griechen wie Römer, die faunische Natur besangen. Die Liebesgedichte des Mittelalters sogen die religiöse Mystik in sich ein, eine mönchische Essenz, die freilich den Bocksgeruch des sinnlichen Alterthums vertrieb, aber die Liebe mit einer fremden Schwärmerei ansteckte, die mit ihrem ewigen Wesen nichts gemein hatte. Das konnten nur Männer,« sagt er, »Frauen hätten die Liebesrose an ihrem Busen erblühen lassen und mit keinem andern Weihwasser sie benetzt, als mit dem Thau ihrer Thränen. Die profane Minnesängerei war ganz unausstehlich. Mit solch allgemeinem Singsang von der Liebe

Digitized by Google

und ihrer Süßigkeit konnten nur Männer die Poesie und sich selbst entwürdigen; Frauen nicht. Bei unseren neueren großen Dichtern verhallte das Liebeslied mit der Nachtigallenzeit. Die Schiller'sche, an Laura gerichtete Begeisterung ist zwar männlich oder vielmehr heftig, aber nicht dichterisch. Der Katarakt der Leidenschaft hat sich vielleicht niemals so wilddonnernd über die Felsblöcke der deutschen Sprache ergossen, als in diesen rauschenden Gedichten. Goethe's Lieder aus der Jugendzeit reflectiren das sanfte Bild eines unter dunklen Zweigen dahinwandernden tiefstillen Baches, in welchem ein geliebtes Antlitz sich traumhaft abspiegelt. Es ist das schöne naive frankfurter Gretchen, seine erste, reichsstädtische, altfränkische innigliche Liebe, der Veilchenduft seiner Seele, das Symbol seiner deutschhäuslichen Gemüthsart, die Elfe seiner liebevollen Naturstudien, die ihn in Wald und Feld hinauslockte, das weiblich Treue und Sehnsüchtige seines Busens, das noch im »Werther« zwischen Lotte und den Blumen und Gräsern sich theilte, noch im »Faust« zwischen Gretchen und der Bergeshöhle kämpfte, und sich später nach der Naturseite ganz verlor, so daß dem Weibe nur der gewöhnliche Antheil durch Schönheit bewegter, genußbefriedigter Männlichkeit übrig blieb, eine Stimmung, die in seinen spätern italienischen Liebesgedichten sattsam unpoetisch in fröstelnder Kunsthülle zum Vorschein kam. — Resultat, ich meine nicht, daß die Männer unfähig sind, Poeten der Liebe zu sein, aber ich glaube, daß sie die Metaphysik der Liebe erst von den Frauen lernen, oder vielmehr von ihrer frauenhaften Natur borgen müssen.«

Wienbarg auf Helgoland! Mich dünkt, ich sehe die hohe schlanke Gestalt über das dürre Eiland schreiten; sein blondes Haar flattert in heller Nordluft, sein lichtblaues Auge trinkt hier die Nahrung, die ihm zusagt. Ich höre seine Stimme mitten durch das Geräusch der Brandung: Und wäre Helgoland nicht der schönste Versammlungsort für deutsche Jünglinge? Könnte die ehemals heilige Insel, ruft er aus, nicht auf's neue der Mittelpunct eines frommen Dienstes werden? Welch ein Altar, um der ewigen Jugend ewige Treue zu schwören — und gelegentlich die Bundbrüchigen vom Fels des Capitols hinabzustürzen! — Über die deutsche See, nach Helgoland,

Digitized by Google

weiter nach Norwegens wunderbaren felsigen Küsten, dahin fliege die junge deutsche Adlerbrut! — In früherer Zeit war die Schweizerreise ein romantisches Bedürfniß. Die Jugend begegnete sich in Tell's Bergen, lange Alpenstäbe in der Hand. Die Schweiz hat viel von diesem Magnetismus eingebüßt. Die Poesie und die Freiheit suchen die Inseln und Küsten der Meere. Byron schon fand nirgends Ruh, als wo er die See athmete. Ach, und die arme beklommene und verkommene deutsche Literatur, wie zuträglich wäre ihr die See! Von dort kam das Heldenkind, die deutsche Sage, und ihr Flügelschlag peitschte die leuchtenden Wogen. Am Stern der geschnäbelten Schiffe, hoch über den gewappneten Ruderern, stand der Sänger und sang kühne Lieder den Kühnen, die nach Kampf und Abenteuern zogen. Die deutsche Poesie ist auf der See geboren, im Binnenlande vergreiset und kindisch geworden. — In der englischen Literatur ist der frische Seehauch niemals ausgestorben. Shakspeare verräth nicht allein in seinem »Sturm,« sondern in allen Dramen den Insulaner, den Vertrauten des Meeres, den Umschauer am weitesten Horizonte, zu dessen Füßen sich die fernher vom Nordlande, von Italien, von Griechenland, von Indien anrauschende Fluthung des Weltlebens und der Weltgeschichte bricht. Die englische Literatur ist ein Segelschiff, die deutsche ein Frachtkarren. — Zu früh hat die deutsche Literatur ihre Mutter, die See, verlassen und verloren. Die mittelalterige schwäbische Poesie ist schon ganz Landratte; alle spätern Dichterschulen stammen aus dem Innern Deutschlands. — Grausames Geschick, das den nordischen Geist, die norddeutschen Stämme verfolgte. Hingelagert an Küsten und mächtigen Strömen, derb und freiheitssinnig, unternehmenden Geistes, in dem Augenblick, als sie einem starken, großen Verbande entgegenreiften, getroffen durch cäsarischen Blitzstrahl, politischer Ohnmacht, jeder Art Erniedrigung zugeschleudert! — So tönt Wienbarg's Stimme, — die Stimme eines Propheten in der Wüste?

Und er kniet voll Unmuth nieder, wirft sich auf die harte Lagerstätte und möchte zerbrechen, wie der unfruchtbare Fels, von dessen Rücken die Fluth der Zeit alles weiche Erdland fortgespült und in die Tiefe verschlungen. Vor Herzeleid wird seine Rede karg, bei aller Helligkeit werden seine Gedanken

Digitized by Google

unluſtig, ſeine Hand wird zäh wie der Griffel des Tacitus. So ſitzt er auf Helgoland und denkt in der Geſchichte des Vaterlandes an den großen Moment zurück, wo Norddeutſchland ſeinem Süden erlag. Dies geſchah mit dem Falle Heinrich des Löwen. Die Urſitze der Deutſchen, Frankenland, Schwabenland, Sachſenland, dieſe großen Herzogthümer, welche der norddeutſche Heinrich an ſein Haus gebracht, wurden durch ſeine Niederlagen ſchändlich zerſtückt, und das alte Deutſchland verlor ſeinen Schwerpunct, ſeine Kraft und Herrlichkeit. Wäre Norddeutſchland durch Heinrich den Löwen zur Obmacht gediehen, es hätte ſich nicht in Italien verblutet, deutſches Reich und Geſetz nicht dem römiſchen geſchlachtet, der ſlaviſche Oſten hätte ſich nicht eingedrängt, und wir hätten ſpäter, ſtatt einer habsburgiſchen und brandenburgiſchen Geſchichte, eine deutſche behalten. »Heinrich der Löwe! Friedrich Barbaroſſa! Warum mußte Deutſchland zu gleicher Zeit zwei Männer zeugen, die im Zuſammentreffen ſich zermalmten! Norddeutſchland Siegerin und Sängerin — und die Jahrhunderte rauſchten von einer andern Poeſie, als jene franzöſiſch-chevalereske des Mittelalters, jene ſchuſterhafte Meiſterſängerei und jene freilich ſehr geiſtreichen ſchleſiſchen Ausgeburten des Ungeſchmacks im ſiebzehnten Jahrhundert. Daß man in der Mitte des letztern anfing, die Engländer zum Muſter zu nehmen, dies war der erſte Schritt zur Beſſerung, die Rückkehr an das herzerweiternde Meer, an die Wiege des germaniſchen Volks und der germaniſchen Poeſie. Seltſam! die großen Dichter, die aus dieſem Drange hervorgingen, ſchauten nicht das Seegeſtade. Goethe und Schiller, in ihrer Jugend vom durchſtreichenden Nordſeewinde kräftig berührt, wandten ihm ſpäter den Rücken zu und ließen ſich nach des Südens helleren, behaglicheren Kunſtregionen verwehen.«

Dies Wienbarg's Klagen. So abgeſchieden vom Tumult der Menſchen ſind ſeine Gedanken: er braucht nicht nach Helgoland zu gehen, um einſam zu ſein. So wenig ſich das Meer die verſchlungenen Triften wieder abzwingen läßt, ſo wenig gibt der Schlund der mächtigen Zeit das Begrabene heraus. Wienbarg iſt zum Eremiten geworden. Wenn Ihr aber Sonntags früh, bevor der Lärm des Tages Eure Wünſche kreuzt, einen einfachen Spruch hören wollt, ſo gehet hin und trinkt

Digitized by Google

vom Bronnen dieſer ſchlichten Weisheit! Ihr haltet Wienbarg für keinen Poeten. Aber Ihr ſelbſt könnt Dichter werden an ſeinen Worten!

Wienbarg über ſich ſelbſt.

Es war nicht lange nach meiner Rückkehr von Hamburg, als ich mit der Nachricht von Wienbarg's Zurücktritt von der Leitung der hamburger Neuen Zeitung zugleich einige Selbſtbekenntniſſe von ihm erhielt. Es war damals eine lithographirte Galerie von Zeitgenoſſen im Werke. Ich wurde beauftragt, dieſe Portraits mit meinen Worten als Cicerone zu begleiten. Das Unternehmen zerſchlug ſich, weil der Lithograph willkürlich handelte. Wienbarg hatte mir ſeine Selbſtſchau wie ein Vermächtniß übergeben. Ich ſtelle ſie hier in meine Reihe Portraits, zu deren Worten nun freilich die Bilder fehlen. —

»Ein altes goldſchnittiges, in rothen Sammet gebundenes Geſangbuch belehrt mich auf den erſten weißen genealogiſchen Blättern, daß ich am 25. December (am 1. Weihnachtstage) 1802 geboren bin. Meine Familie, väterlicherſeits, ſtammt aus Schwediſch-Pommern, der Sage nach aus Schweden ſelbſt. Mein Urgroßvater rettete durch die Kenntniß der ſchwediſchen Sprache ſein Haus, als Altona durch den General Steenbock in Brand geſteckt wurde. Er war ein Hufſchmidt, wie mein Großvater, mein Vater und jetzt mein einziger älteſter Bruder, der aber zugleich, wie mein Vater, mit der Schmiede ein anſehnliches Geſchäft als Wagenbauer verbindet. Mein im 82. Jahre geſtorbener Vater war ein ſtarker, ehrenfeſter, freimüthiger, etwas leidenſchaftlicher Mann, von viel natürlichen Gaben, und wie in Allem, ſo auch in der Religion Naturaliſt, dabei Zeitungen- und Bücherfeind, obwohl er in ſeinen Knabenjahren mit dem ſpäteren gelehrten Generalſuperintendenten des Herzogthums Schleswig-Holſtein, Adler, durch die lateiniſche Schule gelaufen war und ich die erſten Brocken Latein ſcherzhaft aus ſeinem Munde lernte. Von Verfaſſungen hatte er keinen Begriff, aber er war in ſeiner Perſon gründlicher Republikaner,

Digitized by Google

wie noch jetzt mein Bruder, der sein Ideal in den nordamerikanischen Freistaaten sieht. Meine ebenfalls verstorbene Mutter war die Tochter eines Advocaten aus dem hannoverschen Flecken Ottersberg bei Bremen, nie rastende Hausfrau und ein liebes, treues, frommes, heiter ernstes Gemüth, aller Armen Mutter, und für ihre Kinder, namentlich für mich, ihren Liebling, die aufopfernde Liebe selbst. Nur zufällig kam ich in meinem 13—14ten Jahre auf das altonaer Gymnasium, da ich erst eine Stadtschule, dann eine Handelsschule besuchte und zu einem Vetter in Baltimore auf's Comtoir wollte. Die Erinnerungen meiner Knabenzeit bis zu diesem Alter sind rosig. Mein Gedächtniß geht bis zur Pockenimpfung zurück, wo ich auf dem Arm nach dem Doctor getragen und für meine Angst durch ein Spiel Soldaten entschädigt wurde. Ich war ein großer Taugenichts, Perückenzupfer meiner Lehrer, Dachkletterer, Generalanführer in den Schlachten der Gassenjungen, doch gutmüthig und bei Groß und Klein beliebt. Daß ich neben dem Schulbesuche und dem frohen tollen Wesen heimlich immatriculirter Studiosus einer Leihbibliothek war, versteht sich von selbst. Meine Gymnasiastenjahre wären ohne Zweifel fruchtbarer für mich gewesen, falls nicht die aufgelöste Zucht, die Unfähigkeit mancher Lehrer und der todte Buchstabenbetrieb Anderer meinen guten Willen paralysirt hätten; doch verwahrte mich das heiter glückliche Familienleben, das ich führte, vor allem Rohen. Meinen Schwestern (die eine starb inzwischen, die andere wurde an einen Pfarrer, die dritte an einen Beamten verheirathet) verdanke ich viel, so wie ihren weiblichen Bekanntschaften und den Hausfreunden; ich kann sagen, daß ich unter Gesang, Guitarrenspiel, hübschen Mädchen, froh unschuldigen Tänzen, belehrenden Gesprächen die Abende dieser unvergeßlichen Zeit hingebracht habe. Ostern 1822 bezog ich die Universität Kiel, nachdem ich in einer gereimten deutschen Abschiedsrede, im Hörsaale des Gymnasiums, unter manchen Thränen der weiblichen Zuhörerschaft, namentlich bei den sentimentalen Schlußworten, die Kraft und den Einfluß der Schönheit zu schildern, mich unterfangen hatte. Den Aufforderungen, diese Rede in Druck zu geben, widerstand ich klüglich, denn sie war mit den Urania-Liebhabereien meiner Freundinnen, auf deren Gefühl ich meine Rednerei berechnet hatte, her-

Digitized by Google

vorschimmernd ausgespickt, und das einzig Eigenthümliche die frühauf in mir brennende und nur mit meinem letzten Athemzuge erlöschende Liebe oder Knechtschaft für das Schöne (vis superba formae), aus der ich Alles, Religion, Menschlichkeit, Liebe abzuleiten und zu erklären mich gedrungen fühlte. Aber schon damals, als ich jene Rede schrieb, wie jetzt, hatte ich »die Scheu des Wortes,« wie überhaupt der persönlichen Äußerung des Tiefsten in meinem Gemüth, was ich (familienfehlerhaft) als Profanation empfinde und wodurch meine bisherige Schreiberei den gar besondern Charakter, bald wortschwellender Bilderberedsamkeit, bald wortkarger Hack- und Schlaggedanken angenommen hat. Dies läßt mich glauben, daß ich im Dramatischen, wo man unpersönlich für Andere redet, das Feld meines Talentes suchen muß, wie ich denn schon im 14—15ten Jahre den, leider verlornen Versuch machte, die Historie des Cato von Utica zu dramatisiren, und beim spätern Drange dramatischer Gestaltung nur durch den Hinblick auf Bühnenzustände der Zeit und durch unstäte Schicksale von der Ausführung mancher eigenthümlichen Pläne abgehalten wurde. (Ein dramatisches Fragment liegt in Jul. Campe's Pulte, es sollte als Sternbild im Thierkreise erscheinen, wurde aber von der Censur als Schnuppe behandelt und ausgeputzt.) — In Kiel ließ ich mich als studiosum theologiae immatriculiren, mehr meiner Mutter, als einem innern Antriebe zur Liebe. Ich studirte Kirchengeschichte und Dogmatik, oder vielmehr Dogmatiker, einen hinter dem andern, bis endlich Schleiermacher den Reigen beschloß und mich, wider seinen Willen, zur Philosophie führte. Dem ganzen Studium der Theologie und jeder darauf gebauten Lebensaussicht sagte ich im Stillen Lebewohl, und dies ist der einzige Kampf, den mich die Religion oder vielmehr der Kirchenglaube gekostet hat: der Kampf zwischen der Liebe zu meiner Mutter und der Pflicht, mich vor der Heuchelei eines ungläubigen Priesterthums zu bewahren. Die Religion selbst hat mir niemals Gewissensunruhe und Glaubenskämpfe bereitet. Ich erinnere mich, daß ich schon als kleines Kind den dogmatisch-mythischen Inhalt der Bibel und der Gebete und Gesänge, die ich auswendig lernte, dunkel als fremde Poesie aus dem Heiligendreikönigslande auffaßte, und, ohne zu zweifeln (von Zweifel konnte

Digitized by Google

überhaupt nicht die Rede sein), doch eine gewisse kindlich naive Subjectivität dagegen behauptete; ja ich kann sagen, daß ich mit allen diesen Lehren und Wundern nur durch die Liebe zu meiner frommen und gläubigen Mutter zusammenhing, — wie ich noch jetzt in keinen christlichen Tempel treten und die Orgel hören kann, ohne zugleich an den Verfall einer ehemaligen religiösen Herrlichkeit und an die im Grabe ruhende Vielgeliebte trauernd wehmüthig zu denken. Später, in meinem gereifteren Lebensalter reichte ein einziger unvergeßlicher Moment, ein Gedankenblitz in einer schönen Nacht unter Sternenhimmel hin, um mich für Zeitlebens vor allen bornirten Vergötterungen und dogmatischen Ausschließlichkeiten auf dem dunkeln Erdenkloß in Schutz zu nehmen, und mich statt dessen mit dem einzigen positiven Gefühl zu durchdringen, daß die Menschen, wären sie minder blind und egoistisch, ihr flüchtiges Erdendasein göttlich froher genießen könnten. — Epoche in meinen philosophischen Studien machte die Bekanntschaft mit dem edlen Erich von Berger (†), dem leisen, frommen, dichterisch tiefen Naturdenker, den Hegel nur durch Keckheit und Alles umschnürende Systembauerei überragte, dem einzigen sokratischen Geist der neuern Philosophie. Unvergeßlich werden mir die wöchentlichen Zusammenkünfte sein, denen er präsidirte, wo ein halbdutzend Studenten (worunter Forchhammer, jetzt Professor in Kiel) in disputatorischen Unterhaltungen um einen Lehrer gruppirt waren, der sich ganz in die jugendlichen Gedankengänge versetzte und dieselben unmerklich nach dem lichten, umfassenden Standpuncte hinleitete, auf den er selbst durch religiös gewissenhaftes Forschen sich versetzt hatte. Das erste Object unserer Disputatorien war die Kant'sche Philosophie, bei der mein Selbststudium (denn der alte Reinhold, der in dieser Zeit starb, konnte mich um nichts fördern) Posto gefaßt hatte. Mit Vergnügen ließ ich mich verdrängen, ja wurde einer der ersten, welche den Speer gegen die Kategorien kehrte und mich für die Geltung der Natur der Dinge und der aus dem Nichts bis zur Gottheit aufsteigenden Weltwesenverkettung erklärte. Ich glaube, daß Berger und Hegel in den Resultaten zusammentrafen; aber ein Unterschied hielt mich an jenem fest und von diesem zurück. Berger eilte und drängte nicht zum systematischen Abschlusse, wie Hegel, er gab seinen

Digitized by Google

Schülern nicht den unseligen mechanischen Schlüssel dialektischer Witzspiele, in dessen Besitz der Dümmste sich vermißt, die Geheimnisse des Alls und die Tiefen der Geschichte aufzuschließen, er setzte schöpferische, naturbegabte, aus sich heraus philosophirende Talente voraus. Wie rasch und freudig ich in diesem, leider nur kurzen Abschnitte meines Lebens an Erkenntniß (die zur geistigen Gewißheit und Ruhe führt) gewachsen bin, kann ich mit Worten nicht aussprechen. Es war im letzten Semester meines drittehalbjährigen Aufenthalts in Kiel. Im Grunde komme ich nur, nach manchen geistigen Irrfahrten, auf unsern alten Wolfgang Goethe zurück, der mir bereits in frühester Zeit, wo ich die erste Ausgabe seiner Schriften — zufällig, wie Alles — in die Hände bekam, Priester meines Natur-Menschencultus war, und den ich damals in seinen physikalischen Werken bewunderte. Diese Studien, mein Burschenleben (ich war einer der besten Fechter der Universität), und eine leidenschaftliche Liebe zu der Tochter eines dortigen Professors lassen mich jene Zeit als die Pointe meines Lebens betrachten; und in der That nahm ich mit dem schwersten Herzen Abschied von ihr. Drittehalb darauf folgende Jahre war ich Hauslehrer bei den Kindern des Grafen von Bernstorf-Gyldensteen, Enkels des berühmten dänischen Staatsministers. Unter den düstern einsamen Tannen seiner Güter im Lauenburgischen führte ich als freiwillig Verbannter ein melancholisches Einsiedlerleben, das ich durch Briefwechsel, Studium der griechischen Tragiker, Entwürfe, namentlich aber durch spaziergängerische Liebeserinnerungsschwärmereien ausfüllte. Die Liebe führte mich sogar zurück nach Kiel — auf's Carcer, wo ich in meiner Eigenschaft als gräflicher Hofmeister über vier Wochen nachträglich Buße that für ein unglückliches Pistolenduell zwischen einem Studenten, der erschossen wurde, und einem dänischen Officier, an dem ich weiter nicht betheiligt war, als durch pflichtmäßige Lieferung von Waffen und Geld. Der Proceß wurde erst nach meinem Abgange von der Universität entschieden. Leicht hätte ich, besonders durch die mir angebotene Vermittelung des Grafen die zuerkannte Carcerstrafe in Geldbuße verwandeln oder wohl ganz frei ausgehn können, aber ich zog Gefängniß in der Nähe eines geliebten Wesens meiner Tan-

Digitized by Google

nenwälderfreiheit vor. Einige Abwechslung in diesem öden Leben boten Reisen nach Kopenhagen und den dänischen Inseln dar, wodurch ich mit jenem schönen, aber unglücklichen Lande bekannt wurde. Außerdem ward ich mit dem Leben und Treiben des norddeutschen und dänischen Landadels bekannt. Dieses Lebens vielfach überdrüssig und voll Sehnsucht nach einer jugendlicheren, geistig belebteren Existenz erkor ich auf Anrathen eines Freundes (Trendelenburg, jetzt Professor in Berlin) die Rheinuniversität zur Fortsetzung meiner philosophisch-philologischen Studien. Hier beschäftigte ich mich vornehmlich mit griechischer Philosophie, Plato und Aristoteles. Die Frucht dieser Studien war eine Abhandlung über die eigentliche Natur der Platonischen Ideen (de primitivo idearum Platonicarum sensu, später in Altona bei Hammerich gedruckt), worin ich, wie ich glaube, auf originelle Art die Ansicht entwickelte, daß Plato's Ideen, wie sie in einigen mehr populären Dialogen erscheinen, seinem in andern, mehr wissenschaftlich ausgeführten Dialogen begründeten System des Einen und Vielen als mythologisch populäre, plastisch künstlerische Einkleidung dienen, und in demselben Sinne nicht als Begriffe, sondern als phantastische Realien (ein Widerspruch allerdings, aber ein Widerspruch, der in Plato's Ideenlehre selbst liegt und auch von Aristoteles aufgedeckt wurde) aufgefaßt werden müssen. — Mein Bleiben in Bonn war leider nicht von langer Dauer. Wider Willen wurde ich, der ich mich sorgfältig von allem zerstreuenden Studentenverkehr abgeschieden gehalten und nur mit einigen Wenigen Umgang gepflogen hatte, in die ärgerlichsten Händel mit der gesammten Landsmannschaft der Westphalen verwickelt, die sich, nach Allem was ich sonst höre, einmal ausnahmsweise studentisch schlecht gegen einen Einzelnen benahm, der im Rufe eines furchtbaren Krummsäbelschlägers und überhaupt eines im Beleidigungsfall verzweifelten Menschen stand. Bei dieser Gelegenheit lernte ich den famosen Herrn Rehfues kennen. Er machte sich, wie ich nicht anders sagen kann, anständig, ertheilte mir jedoch den Rath, die Universität zu verlassen. Die letzten Wochen meines Rheinaufenthaltes, den ich zu manchen Streifereien in diesen schönen Gegenden benutzte, brachte ich in einem Bonn benachbarten Landhause des Präsidenten Wurzer zu, wo ich ganz

Digitized by Google

allein hauſete und den wüthenden, brauſenden Eisgang des Rheins im Frühling 1829 unter meinem Fenſter vorüberrollen ſah. Auch meine Seele war damals voll Eiſes, aber nicht aufgehenden, nicht durch Frühlingsſonne gelöſten! Das mondſcheinbeleuchtete, zerriſſene Siebengebirge mit ſeinen zerbröckelten Burgen, der toſende Schrei, die furchtbare, nächtliche Einſamkeit harmonirten mit meinen Gefühlen, die Welt ſchien mir eiſig an meinem Herzen vorüberzuſtürzen und dies Herz war ſelber kalt gemacht durch den Tod der Geliebteſten, der Mutter, und durch die Hochzeit Juliens (ſo hieß ſie), und alles Hoffen und die Herrlichkeit meines Lebens ſchien mir todt und abgethan wie Ritterburgenvorzeit. Etwas beſſer wurde es mit mir, als ich die Fußreiſe nach der Heimath machte. Ich ging über Gießen, Marburg und Göttingen und lernte manchen wackern Geſellen kennen, und gedenke noch jetzt mit Freuden der brüderlichen Aufnahme, die ich fand. Das Juliſcenenjahr 1830 traf mich in Hamburg, im Umgange mit Heine, Zimmermann, Maltitz u. A. Die franzöſiſche Begeiſterung war mir zuwider und ſelbſt ihr Umſchlagen in deutſche konnte mich für den fremden Urſprung nicht entſchädigen. Etwas früher gab ich eine metriſche Überſetzung einer epiſchen Epiſode des Argonautenzuges, im Pindar unter dem Namen Viveta heraus. Ich ſchrieb eine Vorrede dazu, die mir Heine's Bekanntſchaft, Gunſt und die von mir gewürdigte Schmeichelei zuzog, er beneide mich um meine Proſa. Da ich dem Ding eine Zeitbedeutung geben wollte, verglich ich den Argonautenzug mit dem Zuge der Ruſſen über den Balkan und widmete es Diebitſch, dem ich, um dies beiläufig zu bemerken, in einem prophetiſchen Sonett ſeinen ſpätern Fall vorausſagte. Dieſer Zufall und die Dankſagung des Diebitſch aus ſeinem Lager in der Türkei (der Brief wurde mir durch den ruſſiſchen Geſandten in Hamburg, Herrn v. Struve, eingehändigt) verleihen noch jetzt in meinen Augen jener Überſetzerarbeit einigen Werth. — Mein nun folgender Aufenthalt in Holland iſt der Leſewelt durch das Werk dieſes Namens bekannt geworden, minder die Stellung, die ich dort hatte und daß ich aus Discretion manche intereſſante Aufſchlüſſe für mich behielt. Ich befand mich im Hauſe des däniſchen Geſandten im Haag, dem damaligen neutralen Zuſammenfluſſe des Geſandtſchafts-

Digitized by Google

personals, der Hofleute und der vornehmen Welt. Baron von Selby hatte außer mehrern Töchtern einen einzigen Sohn von 17 Jahren, der zur Universität vorbereitet werden sollte. Zufällig wurde mir dieses Amt angetragen und ich nahm es um so lieber an, da der Krieg zwischen Belgien und Holland obschwebte und ich mir einen, in vieler Hinsicht interessanten und fruchtreichen Aufenthalt in diplomatischer Sphäre unter solchen Zeitverhältnissen versprach. Worin ich mich denn auch nicht betrog. Mein Aufenthalt fällt in das Jahr 1831. Mit der Familie nach Dänemark zurückkehrend, ließ ich meinen Zögling in Kopenhagen und begab mich nach Kiel, wo ich später als Docent der dänischen Literatur und Sprache auftrat, mit dem geheimen Vorsatze, mich zu Geschichtsvorträgen gründlich vorzubereiten, wozu allerdings der Zustand der Universität aufforderte, indem die Geschichte damals, wie noch jetzt, durch einen einzigen Lehrer, ursprünglich Juristen, gleichsam in Pacht genommen war. Ich las Gothisch, Mitteldeutsch (die Kenntniß des Holländischen hatte mich auf altdeutsche Studien geführt), Geschichte der deutschen Literatur privatim, und trug publice jene Vorlesungen über die Ästhetik vor, die ich hinterher unter dem Titel der »Feldzüge« herausgab. Sie können denken, daß ich mir durch solche direct gegen den akademischen Plunder und die geheiligten Lebensmisèren angehende Vorträge mehr den Beifall der Studenten (ich sehe sie noch, das ganze große Auditorium vollgepfropft, selbst Fensterbänke und Thüren besetzt, in begeisterter Stille um mich her), als die Gunst meiner Collegen und der Regierung mir erwerben konnte. Ich hätte mich dieser auch wohl entübrigen können, wäre der kieler Student nicht im Durchschnitt mittellos und der Lehrer genöthigt, jedem sogenannten Convicturisten, oder mit einem testimonium paupertatis versehenen, behufs der Unterstützung durch das Convict, in Baarzahlung von 50 Thaler, besonders examinirten Studenten die Collegiengelder auf eine bestimmte Zahl von Jahren nach Abgang von der Universität zu creditiren, was einem Anfänger, zumal wenn er Humaniora und nicht ein bestimmtes Fachwerk und Examensrequisit liest, die Existenz erschwert oder wohl gar unmöglich macht. Auf den Erfolg einer Petition, welche meine Zuhörer zu meinen Gunsten für eine mir zu bewilligende Pro-

Digitized by Google

fessur an die Regierung zu richten gedachten, konnte ich um so weniger Rechnung machen, als mir durch den Universitätscurator selbst ein bescheidenes Gesuch abgeschlagen wurde. Ich faßte daher den Entschluß, zu resigniren, und verlebte darauf einen Winter in Eutin, wo die Tischbein'sche Familie den schönen Rest früherer Vossisch-Stolberg-Jacoby-Tischbein'scher Zeiten bildet, und wo mir die künstlerische Nachlassenschaft Tischbein's viel Genuß und Erheiterung gewährte. Ich wollte sogar das Leben dieses malenden Naturkindes schildern, mußte es aber unterlassen, weil die Familie seinen Aufenthalt in Italien nur von Hörensagen kannte und ein braunschweigischer Gelehrter, wenn ich nicht irre, ein alter Freund des Verewigten, sich zum Behufe einer zu schreibenden Biographie (man sollte darüber einmal öffentlich anfragen!) im Besitz eines großen Theils seines Briefwechsels befand, zu dessen Auslieferung man mir keine Hoffnung machte. In Eutin schrieb ich die polemische Abhandlung für die hochdeutsche, gegen die plattdeutsche Sprache, wozu ich speciell durch einige Schandprocesse aufgefordert wurde, welche die Eutiner Justiz gegen einige unglückliche, verzweifelte, eigenthumlose, ja beinahe obdachlose Landarbeiter und gegen, wie sich später erwies, unschuldige, des Mordes eines dänischen Gesandten (Herrn v. Quelen) angeklagte Bediente führte, die beinahe sämmtlich der hochdeutschen Sprache nicht mächtig und also so gut als vertheidigungslos und der Willkür preisgegeben waren. — Von Eutin ging ich nach Altona, wo mich Karl Gutzkow aufsuchte, der damals, im Sommer 1834, noch mit Menzel im Briefwechsel stand, und durch denselben vor dem Verfasser der ästhetischen Feldzüge gewarnt wurde. Mir war schon damals und früher Menzel's aufgeblähtes, grobes, nichtssagendes Wesen zuwider. Im Winter schrieb ich Recensionen für die Blätter der Börsenhalle.*) Im Frühjahr 1835 machte ich die Reise durch die Niederlande, den Rhein bis Mainz hinauf, nach Frankfurt, wo ich, auf Gutzkow's Antrag, mich freudig zur Mitherausgabe einer dem Zeitgange und den Bedürfnissen der zersplitterten Literatur entsprechenden Wochenschrift unter dem

*) Diese sind zum Theil unter dem Titel: »Beiträge zur deutschen Literatur« besonders gedruckt.

Digitized by Google

(wohl schlechten) Titel einer »deutschen Revüe« willig fand. Menzel's persönlich diffamirenden Angriff auf Gutzkow entgegnete ich durch das »Programm der deutschen Revüe«, eine Broschüre, welche den zwiefachen Fehler hat, daß sie sich 1) zu viel mit Menzel und zu wenig mit der deutschen Revüe beschäftigt, und 2) daß sie mich in der Aufregung des Augenblicks und meiner Freundschaft zu Gutzkow die parteilose höhere kritische Stellung vergessen ließ. Aber Menzel's Schnödigkeit war derartig, daß sie mir nur eine persönliche Züchtigung zu verdienen schien, und die Verleumdung Gutzkow's war so platt und niederträchtig, daß ich mich seiner, ohne weitere kritische Abwägung, mit Haut und Haar annehmen zu müssen glaubte. Der Fehler blieb indeß derselbe, oder vielmehr, ich hätte diese persönliche Streitsache besonders abmachen und nicht mit der Sache der deutschen Revüe zusammenbringen sollen. Zu Ostern dieses Jahrs waren meine »Wanderungen durch den Thierkreis« erschienen, ein Product des vorhergehenden Sommers und Winters, und größtentheils einer Stimmung, die ich von leidenschaftlicher Bitterkeit nicht ganz freisprechen will. Jetzt begannen die Regierungen, auch durch Menzel's böswillige Taktik aufgereizt, auf eine junge Literatur aufmerkam zu werden, in der sie eine geschlossene staats- und sittengefährliche Verbindung zwischen politisch-radicalen und sittlich-leichtfertigen Grundsätzen zu erblicken glaubten. Zufällig wurde mir das aufsteigende Gewitter schon ziemlich früh verrathen, und ich erhielt actenmäßige Kenntniß von den Verhandlungen, die im Schooße des frankfurter Bundestages über und gegen das sogenannte junge Deutschland (ein Name, der auf wunderliche Weise aus einer Dedication der Feldzüge an die gesammte und namentlich die studirende deutsche Jugend zu einer reichsofficiellen Geltung oder Brandmarkung für fünf Schriftsteller gelangte) sich erhoben. Der preußische Gesandte machte den Anfang mit der Anzeige, daß die »Wanderungen durch den Thierkreis« von Preußen verboten worden, weil sie Haß gegen die bestehenden Ordnungen, gegen die Reichen (!) u. s. w. verbreiteten; worauf der Bundestagspräsident, Herr Münch-Bellinghausen, mit einem bedenklichen »überhaupt« das Wort ergriff, und auf die höchst gefährlichen, combinirten Tendenzen einer auftauchenden sogenannten jungen Literatur oder eines jun-

Digitized by Google

gen Deutschlands aufmerksam machte, die um so gefährlicher, da sich das Talent der Darstellung damit verbinde, wobei dann die bekannten Fünf namentlicher Designation gewürdigt wurden. Daß er bei dieser Gelegenheit, wie ich glaube, meinen Namen voraufschickte, scheint mir zu beweisen, daß die politische oder unmittelbare Tendenz der Hauptdorn im Auge war; sonst traue ich dem Onkel des Dichters der Griseldis mehr Geschmack und Einsicht zu. Hieran knüpfte sich die Aufforderung an sämmtliche Gesandte, an ihre resp. hohen und höchsten Höfe über dies Unwesen zu berichten, und gemeinschaftliche Maßregeln zur Unterdrückung desselben zu treffen. Ich war also so ziemlich auf die Schläge vorbereitet, welche die junge Literatur treffen sollten. Mittlerweile war man, nach Menzel's Vorgang, perfid genug, einen Roman wie die Wally, dessen größtes Verbrechen seine Gebrechen, als die Quintessenz der jungen Literatur umherzutrommeln, und wie diese theologisch, moralisch, ästhetisch herunterzumachen. Um dem Skandal die Krone aufzusetzen, wurde der Verfasser dieser Wally vor ein Sittenvehmgericht in Mannheim geladen, dort in's Gefängniß geworfen und zu einer processualischen Komödie verurtheilt. — Die Resultate obiger Bundestagsverhandlungen, die unerhörten Verbote aller Schriften der deutschen Literatur in Bausch und Bogen, die noch unerhörtere Castrirung ihrer productiven Kraft und Thätigkeit für alle Folgezeit sind zu bekannt, um mich länger bei ihnen aufzuhalten. Weniger bekannt oder beachtet sind die persönlichen Widerwärtigkeiten, die ich in Folge dieses Verbotes erleben mußte. Es schien, als wenn nicht allein meine Schriften, sondern auch meine Person in Deutschland verboten werden sollte. Aus Frankfurt verwiesen, ging ich nach Mainz; aus Mainz verwiesen (durch den Festungscommandanten, wogegen sich der Civilgouverneur Präsident von Lichtenstein auf das humanste, jedoch erfolglos, meiner annahm) ließ ich mich in Nieder-Ingelheim nieder; von hier vertrieben (es wurde mir sogar im Weigerungsfalle mit Dragonern gedroht), reiste ich nach Cassel ab, wo mir, nach vierwöchentlichem Aufenthalte, ebenfalls die Weisung, die Stadt zu räumen, ertheilt wurde, bis ich endlich in meinem Geburtsorte Altona die Erlaubniß erhielt, deutsche Luft zu athmen. Den Schmerz und die Entrüstung über dies Verfahren

Digitized by Google

und die Unwürdigkeit so mancher Behörden, mit denen ich bei dieser Jagd in Berührung kam, habe ich in dem Vorworte zu meinem, so eben erscheinenden »Tagebuche von Helgoland« ausgesprochen, freilich nicht in der Stärke, wie ich's empfand. Nach Helgoland begab ich mich, im eigentlichsten Sinne aus Ekel vor dieser continental-deutschen Polizeiluft, im Frühlinge 1836 und lebte dort bis zum Herbste. Ein anfangs mit großer Lust begonnener Roman gerieth in's Stocken; doch ist aufgeschoben vielleicht nicht aufgehoben. Zu meinen auf der Treibjagd durch Deutschland unternommenen und gefertigten literarischen Arbeiten gehört »das classische Alterthum, dargestellt durch deutsche Classiker«, geordnete Auszüge aus Winkelmann, Lessing, Goethe u. s. w. über die Griechen und Römer, mit einem Vorworte über das Studium des Alterthums aus meiner Feder begleitet, in zwei Bänden, im Verlage einer mainzer Buchhandlung. Ich weiß nicht, warum es bis jetzt nicht erschienen. Im Frühjahre 1837 schrieb ich einige Aufsätze in das hamburger Kunstblatt und übernahm dann die Redaction der hamburger Neuen Zeitung, die ich vom Juni vorigen bis April dieses Jahrs führte.«

Wienbarg und vier Zeitfragen.

Wie eine Möve am fernen Meeressaum erhebt Wienbarg dann und wann sein Haupt; hell und lichtgetränkt leuchtet seine weiße Gestalt, in scharfer Contur, ohne Störung nebenstehender Objecte, ganz auf der silbernen Linie, wo Luft und Meer verschmelzen will. Immer ertönt seine Stimme wie von fern herüber. Wen das volle, weiche, warme Leben verstrickt hält, der hat gar nicht Zeit, allabends an den Strand zu laufen und nach der Möve zu schauen, die oft auf lange hinuntertaucht, tief verdrossen, seelenbitter, lebenskarg. Man muß sich aus dem Gewühl des lebendigen Bestrebens bis zu jenem Punct der Einsamkeit, auf welchem er selber steht, herausretten, um Wienbarg's Rede zu hören, zu verstehen. Bis in's volle, strotzende Binnenland hinein reicht der Schall seiner Worte nicht; er ist zu spröde, man muß zu ihm; Wallfahrten aber liebt das Zeitalter

Digitized by Google

von heute nicht, die Propheten müssen sich Colporteurs halten, geschäftskundige Mäkler und Courtiers, die als gemünztes Gold vertreiben, was der Genius in Barren gibt. Wienbarg's ganze Weisheit ist in allen Dingen eine sehr simple, und es ist jeder Zeit das Schicksal einfacher Wahrheiten, daß sie Stimmen eines Priesters in der Wüste sind. Drüben hinter Eurem Rücken ist bunter Lärm, das Volk will bei seinen Leidenschaften erfaßt, es will geschmeichelt oder geschüttelt sein, lichte Aetherweisheit macht es nicht satt und treibt nicht sein Blut sei's auf oder nieder. Wenn Ihr immer so viel da droben auf dem Sinai mit Eurem Gott allein verkehrt, hört der goldene Kälberdienst im platten Lande schwerlich auf.

Propheten aber brauchen für sich Einsamkeit; sie nennen diese Einkehr in sich Gebet; Mißliebige schreien über unfruchtbare Selbstgenügsamkeit, Mangel an Lust zum Vegetiren, Kargheit im Hingeben an's Menschenleben, das mit allen seinen lächerlichen Wirren heilig ist quand même! Wienbarg's drittes Wort ist: ich bin Poet genug, um —. Nämlich um die Süßigkeiten des Irrthums zu schmecken, mir das Verständniß der seltsamen Strebungen, die von der geraden Straße abschweifen, zu erleichtern, oder wie seine Rede die Wendung erheischt. Er sollte in allen jenen Fällen sagen: ich bin Einsiedler genug, um so zu denken und der Weltgeschichte ihren tumultuarischen Lauf zu lassen, mir aber den stillen, geraden Gang meiner Gedanken. Wienbarg's Themata sind immer Dinge, die er dem Zeitalter in's Gewissen rückt. Mit Gewissenssachen ist es aber eine eigene Sache. Die Weltgeschichte ist noch nie roth geworden, und auf den Vorwurf, daß sie nicht anders als in krummen Linien auf ihr Ziel losgehe, hat sie noch niemals mit einer stricten, logischen Theorie geantwortet, so sehr ist sie ihrer eigenen, geheimen Vernünftigkeit gewiß.

Wienbarg ist nicht reich an Interessen. Er gibt sich nicht an die Welt hin, er läßt sie an sich kommen und ist dann noch sehr wählerisch im Abschneiden dessen, was in den Kreis seiner Wahrnehmungen gehören kann und was nicht. Dadurch erhält er sich in einer gewissen abgegrenzten Harmonie seiner Kräfte und Elemente, und wenn er auf seine innere Poesie hinweist, so meint er eigentlich diese karge, streng festgehaltene Architektonik

Digitized by Google

seiner innern Welt, die simple Eintracht und das rhythmische Einverständniß seiner Gedanken zwischen ihrem Mittelpunct und ihren Außenlinien. Aber Wienbarg hat sich in keine systematische Enge hineingearbeitet, er ist kein abstracter Kopf, nur scheinbar steht er den Objecten gegenüber. Auch ist ja das Verhalten des ächten Einsiedlers keine Flucht vor der Körperlichkeit der Welt, er zieht sich nur aus der lauten Bewegung ihrer Glieder zurück, deren sinnbethörender Lärm ihn stört, er versenkt sich in die keusche Stille leidenschaftsloser Betrachtung, um den Herzpunct der Welt zu finden. Ist er ein Religiöser, so nennt er diesen Herzpunct Gott, ist er weltlich, so nennt er ihn Wahrheit, oder nennt ihn Schönheit und meint mit beiden das einfache Gesetz, das leise als stetiger Pendelschlag durch den scheinbar verworrenen Lärm der Bewegung tönt.

Ludolph Wienbarg gehört zu denjenigen Autoren, die immer recht haben und die niemals beleidigen würden, wäre die Form ihres Ausspruchs weniger spitz und dünn. Es steht fast schlimm mit solchen Naturen, die immer recht haben. Schon um deswillen vielleicht sind sie keine Poeten, weil ihnen die Kraft zum Irrthum, die Leidenschaft zu Wagnissen fehlt. Und die Welt hört nicht auf sie, weil sie aller Illusionen baar sind. »Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen!« klagte der große Weise, der sich durch seine Irrthümer ein Recht erworben hatte, der Welt die Wahrheit zu sagen. Was die Menge an Wienbarg tadelt, ist gerade der reine Inbegriff moderner Tugenden, der sittliche Drang der Tugendlust, die freie Schönheit der hellenischen Grazie, und die nordgermanische Ehrlichkeit in der gutmüthigen Forderung einer freien unbescholtenen Volksentwickelung. Ich weiß unter den Männern unsers Zeitalters, auch wenn ich nach andern Völkern hinüberblicke, keinen, dessen Glaubensbekenntniß aus diesen drei Cardinaltugenden gleich fest gefugt wäre. Nur freilich verlangt jedes Zeitalter mehr als den in sich fertigen Cyklus von Überzeugungen, den die geschlossene Männerkraft aller Welt gegenüber ein für alle Mal hinstellt. Das Geschlecht der Menschen verlangt immerwährende Thaten, fordert unaufhörliche Opfer, will die Persönlichkeit jeden Augenblick an die Nüancen der Weltlage preisgegeben sehen.

Digitized by Google

Wer sich zurückziehen wollte, um in der Wüste seine Stimme zu erheben, müßte doch erst sicher sein, ob ihm die Menge folgt.

Doch wozu die Bildersprache, deren Schlaglichter das einfach ruhige Verhalten einer Persönlichkeit, die parteiloser Zuschauer sein will, in falsche Beleuchtung zu bringen drohen. Früher schilderte ich Wienbarg auf dem Felsen von Helgoland, dessen Geschichte seine Feder schrieb und von dessen Hochpunct er auf die Wirren der germanischen Geschichtsentwickelung hinunterblickte. In seiner »Quadriga« *) finden wir ihn auf den Alpenspitzen der norwegischen Gebirgswelt. Das gehört so zu seiner Natur, zwischen Klippen zu stehen, hoch oben, wo »der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual,« zwischen karger Vegetation, wo der Saft der Thäler vertrocknet, der warme Brodem der Mutter Erde verdampft; zwischen steiler Härte und erhabener Einfalt, sonnebeglänzt, aber ätherdünn, kühl und still, aber von dem Athemzug eines reinen Geistes beseelt.

Die »Quadriga« ist ein Gespann von vier Broschüren. Keine derselben hat aber, wie Flugschriften bezwecken, in das Getriebe des fraglichen Parteikampfes eingreifen sollen, jede ist mit der nachträglichen Ruhe einer classischen Sorgsamkeit gehegt, gepflegt, empfangen und an's Licht gestellt. Ein Publicist von leidenschaftslosem Hellenismus in der saubern Formgestaltung seiner Glaubenssätze, ein Volksredner, der so viel Feinheit in der Nervenstimmung seiner Versammlung voraussetzt, ein Tribun, der es der Welt offen bekennt, er wolle lieber Diogenes in der Tonne sein, ein moderner Tyrtäus, der vor Aller Augen die Leier zerbricht, weil sein Zeitalter ihm nicht gleich die besten Saiten über den Bogen spannt, eine solche Natur scheint räthselhaft, scheint mit allen ihren Kräften ein Bann widersprechender Antriebe, scheint uns eine Unmöglichkeit und ist doch ein Ergebniß deutscher Zustände, ist in Wienbarg eine eigenthümliche Person geworden. Zum Publicisten und Tribun hält er sich selber nicht geschaffen. Könnte er die Welt durch ein Wort nach seinem Geschmack ändern, er würde sich bedenken. Bei Allem, was er schreibt, überschwebt ihn nur der Gedanke: dies ist kräftig, schön, im lebendigen Sinne künstlerisch und dichterisch; jenes

*) Vermischte Schriften. 1ster Band. Quadriga.

Digitized by Google

häßlich, ideenlos, feige, nichtig oder gleichgültig. Ungleich ferner steht ihm die Frage: was die Partei dazu denkt, ob es sich in die Verhältnisse fügt, ob es unmittelbare Erfolge verspricht. Er wünscht wohl, daß die Idee Macht hätte, und malt sich die Zustände aus, die sich von den unsrigen etwas entfernen; aber mit der größten Absichtlosigkeit, denn alles Predigen und Überreden ist ihm zuwider.

Ich will die vier Aufsätze in kurzem charakterisiren. Nach dem, was ich vorausgeschickt, um Wienbarg's Stellung zum Ideenkreise und zu den Stoffen unseres Lebens zu bezeichnen, bedarf es weiter nicht einer speciellen Kritik; da am wenigsten, wo meine eigene Ansicht mit der seinigen in einander läuft. Mag der Leser, von welcher Seite, welchem Bekenntniß oder Vorurtheil er zu uns herantritt, das Geschäft der Beurtheilung und Nutznießung selbst übernehmen.

Der erste Aufsatz ist »über das Studium der Alten.« Unser Zeitalter hält sich in der Erziehung der Jugend noch immer für alterthumspflichtig, die gelehrte Bildung sieht auf unsern Gymnasien noch immer wie die scholastische Saloppe des Mittelalters aus, unsere Primaner sollen in Rom und Athen mehr zu Hause sein, als in deutscher Heimath. Sie sind es nicht, aber sie sollen es sein; sind sie es wirklich, so geschieht es auf kurze Examensfrist hin, und die Masse, diejenigen ausgenommen, die aus Amtsberuf das specielle Feld weiter beackern, wendet sich, je strenger der Zwang war, um so rascher vom Alterthum ab; bis zu seinem Kern sind sie nicht durchgedrungen, und die pedantische Werthaltung der Hülse widert sie an. Die philologischen Kathederprahlereien von der hohen Würde und dem veredelnden Einfluß der Alterthumsstudien dürfen nicht irre führen; von allen Wissenschaften ist keine — und das mit Recht — gleich sehr für sich selbst begeistert, in keiner aber hat sich zugleich das Handwerk gleich sehr breit gemacht, so daß man über der technischen Vorarbeit gar nicht zur Sache, geschweige zur inwohnenden Seele kommt. — In der Geschichte der humoristischen Studien hat deutsche Kunst und Wissenschaft von den drei Perioden, die zu unterscheiden sind, die dritte durchlebt. Die erste Epoche, die begeisterte Wiedererweckung des Alterthums, gehört den Italienern; die Holländer eröffneten eine scholiastische, die

Digitized by Google

Deutschen eine wissenschaftliche Epoche. Jene erste war die schönste, weil fruchtreichste für Gestaltung des eigenen Nationallebens. Die wiedererweckten Alten traten gleichsam persönlich herein in den Kreis der Bewegung, ein wunderbarer Glanz strömte von ihrer Stirn, leuchtete aus ihrem Augenspiel. Tausend Denkmäler gaben die Decoration zum großen Schauspiel, geschichtliche Erinnerungen wurden zu neuer Gegenwart, die sieben Hügel sahen Raffael und Michel Angelo, classisch gewiegt, aber volksthümlich erwachsen, ganz im Sinn eines neuen Daseins mitten unter den erlauchten Trümmern des alten Lebens. Päpste, Fürsten, Dichter, Künstler und Gelehrte traten unter den Auspicien antiker Symbole wie zur classischen Maurerei zusammen, und man wußte nicht, ob in Italien die Alten verjüngt wurden, oder Italien das alte Leben mit frischer Kraft fortsetzte. Petrarca, Dante, Ariost, Tasso, Alle sahen sich nur wie Fortsetzer an, aber die ganze Entfaltung des italienischen Lebens war eine vollendet neue, die Vermählung mit dem Alterthum war eine productive, eine künstlerische, eine wahrhaftige. — Die Holländer mit ihrer philologischen Alterthumsepoche haben die Alten vor ihren Kleiderfalten nicht gesehen, die Ideen Griechenlands und Roms konnten bei ihnen vor lauter antiquarischen Noten nicht aufathmen. — Die Deutschen in ihrer wissenschaftlichen Epoche sind zur Sache gekommen, aber die Personen sind uns fern geblieben, statt der persönlichen Einwirkungen haben wir begriffliche gewonnen, wir suchen das Wesen der Alten zu begreifen, statt unser Wesen an ihren Ideen zu entzünden, zur Entfaltung der eigenen Nationalkraft. Winkelmann, Herder, Goethe stehen als große Anreizungen vor uns; ohne den großen Act der Vermählung des Hellenischen und Germanischen ist die deutsche Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts gar nicht denkbar, aber wir haben die Pfade verloren, welche diese Altvordern zu ihrem Ziele führten; der schöne Begriff der Humanität erfüllt die Studien von heute nicht mehr in gleichem Maße, in gelehrten Barbareien oder im Labyrinth der Speculation müdet sich unsere Kraft ab und erreicht kein Ziel. Niebuhr hat uns auf das Vagste die Historie verdunstet, Creuzer die individuellen Naturanschauungen der Völker durch einander gewirrt, die ganze Alterthumswissenschaft ist bodenlos geworden und ohne

Digitized by Google

centrale Kraft, ihre Umlinien zu beherrschen. Was uns Herder und Goethe in theoretischen und praktischen Darstellungen kraft ihrer Hinneigung zur classischen Welt vor Augen geführt, geistig verklärte Natur, dem ist unsere Entwickelung seitdem nicht näher gerückt. Mechanische Civilisation tödtet in unserer Jugend den Naturgeist ab, und so lange wir uns an der Natur ganz und gar aus unserm Naturell herausstudiren, wird uns das Natürliche des Alterthums kein frischer Quell werden. Die Wege, die uns über Griechenland und Rom zu uns selber führen sollten, waren Umwege, sie wurden im Sinne Herder's und Goethe's zu Triumphzügen des germanischen Geistes, der sich im Fremden erkennt, der universalkräftig seine Glieder dehnt; seitdem aber sind wir wie Verstockte oder Irre auf halbem Wege liegen geblieben. Weit eher könnten wir uns in unseren eigenen alten Mythen, an den Brüsten unserer eigenen Natursprache, an dem rauschenden Quell germanischer Naturpoesie, zurecht finden, um zu uns selbst zu kommen. Auch ist uns jetzt klar geworden, eben durch jene weiten Abschweifungen der Alterthumswissenschaften nach morgenländischer Weisheit und Gestaltung, daß im Germanischen eine weit tiefere, elementarische Unverwüstlichkeit steckt als im Hellenischen, eine unerschöpfliche Kraft menschlicher Allgemeinheit, die allen Mangel und alle Zerbrechlichkeit der Form, die unserem Genius zu entfalten bisher noch gestattet war, überdauern zu wollen scheint. Das Griechische hätte schnell die Eine schöne, mit seinem Inhalt harmonische Form gefunden; mit dieser Form war auch die Idee des Hellenenthums erledigt, mit ihr zerbrach ihr Inhalt. Im Germanischen steckt ein ungeheures Wollen, ein tiefer Hunger und Durst des Geistes, der sich am Griechischen nicht für immer sättigt und stillt, eine Faust'ische Kraft, die nach weitergreifenden Geburten ringt. Wir möchten und müssen jetzt ein Volk sein, aber der Fond, den wir zugleich zu einer universellen Menschheit in uns tragen, will gleich voll und mannigfach gepflegt werden. Wienbarg sucht die deutsche Jugend mit dem Alterthume nicht zu verfeinden, vielmehr zu versöhnen, die Liebe zum Classischen, die sonst stärker war, weil sie auf dessen Seele ging, zu beleben, indem er die Pflege des germanischen Naturells als Ziel und Zweck hinstellt.

Digitized by Google

Der zweite Aufsatz ist eine Darlegung der norwegischen Verfassung. Diese Verfassung ist ein Triumph des freien, ungetrübten, vollauf seinem eigenen Naturgesetz hingegebenen Germanenthums. Manneskraft hat die Grundsätze dazu lange in sich gehegt, die Gunst des Augenblicks, der Drang der Nothwendigkeit verhalf mit der Schnelle des Blitzes zu einer gentalen Geburt. Sie ist kein Machwerk schwächlicher Berechnung, künstlerisch furchtsamen Calcüls, sie ist nicht Nachgemächt eines Vorbildes, sie ruht auf eigenen Schenkeln, sie ist aus Einem Stück. Das ist ihre Kraft und ihr Segen. — »Die Norweger,« sagt Wienbarg, »haben keinen Höker mit den Gütern der Freiheit getrieben, sie haben mit ihnen im Großen gehandelt.« Allgemeine Menschenrechte enthält ihr Grundgesetz nicht; ihre Verfassung hat kein Hehl, sich ganz protestantischen Geistes Kind zu zeigen, sie schließt die Juden aus, weil sie offen genug ist, zu sagen, für voll und gleich berechtigt wolle sie diese nicht gelten lassen, eine Zwittereristenz der Menschenanerkennung aber möge sie ihnen nicht bieten. Sie schließt die Juden aus, wie sie Chinesen und Irokesen von sich geschieden halten würde, um alle Begriffsverwirrung unmöglich zu machen. Ich nenne das eng gedacht, aber edel, und bin überzeugt, daß die Art und Weise, wie die Juden in Polen hausen, wie Altösterreich sie duldet, das heißt in Duldung hält, eine gemeinere Demüthigung, eine tiefere Verletzung heiliger Menschenrechte verschuldet hat. — Eigenthümlich und großartig neu erscheint die norwegische Verfassung wesentlich in zwei Puncten. Die Stellung des Königs ist so ohne Lug und Trug, daß sie aller germanischen Entwickelung als musterhaft vorleuchten könnte. Die gesetzgebende Macht gehört dem Volke kraft seines Storthing. Der König hat die ausübende, aber er hat sie in höherem Grade, unverkürzter als in England. Das Oberhaupt, das die Majestät der Nation in Person darstellt, ist hier keine heilige Puppe. Die Bevorzugung der Unverantwortlichkeit erhält der König in Norwegen nicht dadurch, daß er im Rathe eine wichtige Person ist, welche den verantwortlichen Ministern die Beschlußnahme zu überlassen hat. Das norwegische Grundgesetz sagt: Ein Jeder, der Sitz im Staatsrathe hat, ist verpflichtet, seine Meinung mit Freimuth zu sagen, welche der König zu hören verbunden ist, während es

Digitized by Google

dieſem vorbehalten bleibt, ſeinen Beſchluß nach eigenem Ermeſſen zu faſſen. Zum Widerſpruch iſt Jeder, kraft der Verfaſſung, verpflichtet. Wer nicht proteſtirt, gilt für einſtimmig mit dem Könige, er iſt dafür verantwortlich und darf vom Odelsthing vor ein Reichsgericht gezogen werden. Der König verhandelt hier mit ſeinen Räthen und den Vertretern des Volkes wie ein Mann mit Männern, ehrlich, offen, derb. Der norwegiſche Bauernſtand beſchämt die großen engliſchen und franzöſiſchen Herren, unter denen nur der König kein Mann ſein darf, und wo ein Louis Philipp, ein Talent der Speculation, ſich verleitet fühlt, mit der Verfaſſung, mit der ganzen Nation ſein Spiel zu treiben. Dabei iſt die Macht des Königs, in Fällen, wo ein böſer Dämon mit der Krone ſich gegen des Landes Wohl verſchworen hätte, nicht übergreifend genug in Norwegen, um abſolut zu werden. Der König hat das Recht, den Geſetzesvorſchlag des Storthing, der jedes dritte Jahr neu gewählt wird, zwei Mal zu verwerfen; ſein drittes Veto iſt nichtig; der Vorſchlag wird Geſetz, ſobald der dritte Storthing, in beiden Thingen, im Lagthing (Geſetzesverſammlung) und im Odelsthing (Verſammlung der Beſitzhabenden), ihn abermals im Gefühl nationaler Wohlfahrt ſtellt. Zu dieſen beiden Abtheilungen nämlich ſcheidet ſich die Reichsverſammlung, ohne daß Norwegen dem Zweikammerſyſtem huldigt. In Norwegen gibt es nur König und Bürger. Dieſe Ausſcheidung alles feudaliſtiſchen Elementes, ſo daß es keine Claſſe gibt, die von Geburt mehr oder anders zur Wahrung des Staatswohles, oder gar zur arroganten Bevorzugung ſachlich oder perſönlich berechtigt wäre, die gänzliche Unkenntniß eines ſolchen volkswidrigen Adels bezeichnet vor allem andern die norwegiſche Verfaſſung. Der gute Inſtinct, der freie Verſtand, das ungetrübte Herz des Norwegers, als er ſeine Urkunde verfaßte, hat ihn hier ſicher geführt. Das Zweikammerſyſtem in Ländern einführen wollen, die aus den Trümmern mittelalterlich ſtändiſcher Verfaſſungen zu einer neuen bürgerlichen Exiſtenz übergehen, heißt den Genius der Zeit, heißt den Charakter der Gegenwart wie ſie ihre Zukunft anſtrebt, heißt den Fortſchritt der Menſchenwelt mißkennen. Die Spaltung der Volksvertretung in eine erſte und zweite Kammer beruht eben auf dem, was die Zeit negirt, auf dem

Digitized by Google

Unterschiede zwischen den politischen und bürgerlichen Rechten einer Classe der Staatsbürger vor den übrigen. Pairie, Ritterschaft sind historische Organe, um die Privilegien einer Aristokratie oder eines großen Landbesitzes geltend zu machen und zu handhaben. Sind die Adelsprivilegien hinweggefallen oder im Verschwinden mit den großen Gütern, und zwar auf die Weise, daß die Nation keineswegs gesonnen, der Wiedereinführung derselben Vorschub zu leisten, oder die letzten Reste reliquienartig aufzuheben, so wird sie, die Nation, unmöglich, wenn es nach ihrem Willen geht, in ihr neues Verfassungsleben ein Organ aufnehmen, dessen historische Elemente die Zeit und ihr Wille vernichtet hat. »Das Volk,« sagt Wienbarg, »ist zu klug, um den Bock zum Gärtner zu setzen. Und wäre die Aristokratie eines Landes die nobelste, die man sich denken kann und wie sie etwa nie gewesen, ja wollte sie aus eigenem Antriebe alle ihr noch zustehenden Rechte auf dem Altare des Vaterlandes und des gemeinsamen Bürgerrechts darbringen, nur mit der Ehre, eine erste Kammer oder oberständische Körperschaft zu bilden, zufrieden, — ein weiser Gesetzgeber unserer Zeit würde diese bescheidene Unbescheidenheit, die in der einzigen Ausnahme liegt, zu würdigen wissen, mitsammt allen den nichtigen Staatstheorien von Mittlerschaft zwischen Thron und Nation, parlamentarischer Bewegung und Hemmung, die sich an jene Forderung knüpfen, und so recht eigentlich nur ausgeheckt und gewoben sind, um dem alten, nackten, unverwüstlichen, vor der Anerkennung des Gleichheitrechtes und der Ehre des Bürgerthums bis in der letzten Fiber sich sträubenden aristokratischen Stolze als Philosophenmantel zu dienen.« — Die beiden Abtheilungen des norwegischen Storthings gehören einzig und allein der innern Maschinerie der Gesetzgebung an, sie bilden keinen genetischen, und nicht einmal stehenden Unterschied, treten zusammen und aus einander, werden durch den gesammten Storthing aus seiner Mitte jedesmal selbst gewählt, so wie der Storthing aus der einen großen Wahlquelle, der Nation, ohne Unterschied in den Proceduren hervorgeht; kurz, sie sind Ein Leib und Eine Seele. Das Zweikammersystem dagegen stellt zwei Leiber und zwei Seelen vor. Während die zweite Kammer von der Nation gewählt wird, ergänzt sich entweder die erste allein in sich selbst

Digitized by Google

und erbt sich fort, wie ein ritterschaftliches Gesetzgebungsfideicommiß, oder wird zu gleicher Zeit von der Regierung ergänzt, oder endlich, wie in Frankreich, neuerdings ohne Erblichkeit ganz allein von der Regierung. Im ersten Falle ist die erste Kammer aristokratische Hemmung und Schranke der königlichen Macht, die auch im zweiten Falle durch die Prärogative derselben nur wenig erweitert wird, im letzten ist sie fügsames Werkzeug derselben; in allen Fällen aber im Widerstreite mit dem Geiste einer Gesetzgebung, die auf dem obersten Grundsatze der Volkssouverainität beruht, und weder sich selbst, noch die ausübende Macht durch ein egoistisches Werkzeug hemmen oder aus der vorgezeichneten Bahn willkürlich herausschleudern lassen will. Wo jener Grundsatz nicht anerkannt ist, wo man hinsichtlich der Quelle der Souverainität anderer Meinung ist oder in Unsicherheit schwankt, wo das mittelalterliche Ständewesen nicht aus dem Grabe geholt werden muß, sondern leibhafte Ritter und Gemeine in thatsächlicher Einzelbevorrechtung sich und dem Throne gegenüber stehen, wo »die Ehre dem Adel anvertraut ist, weil sie, dem eigenen Gefühle der Nation und den übrigen Einrichtungen des Staates zufolge, doch schwerlich bei allen Bürgern vorhanden sein kann,« da ist die Pairie und Ritterschaft an ihrem Platze, und es wäre thöricht, in dies schöne alte Spiel von dem Gleichgewichte der Staatsgewalten, ihrer gegenseitigen Eifersucht und lähmenden Furcht vor einander und Aller vor der Übermacht der königlichen Gewalt, mit Theorien eingreifen zu wollen, die darum nur so einfach und in ihrer Anwendung so stark sind, weil sie auf die moralischen Grundlagen der Gleichheit, auf Gemeinehre und Gemeingeist fußen. Nur mit den Feudalbedingungen steht und fällt das Zweikammersystem. Dies Wienbarg's Bekenntniß, und mit ihm Aller, welche die Schärfe der Einsicht nicht scheuen.

Wienbarg's dritter Aufsatz: »Hannover und die deutschen Doctrinaire« berührt uns schmerzlich; aber wir dürfen uns nicht scheuen, über diesen Schmerz öffentlich Rede zu stehen. Es gilt hier die Aufrechthaltung einer Sache, die für das hannoversche Volk, bevor sie beseitigt wurde, noch gar keine Wahrheit war, es gilt das an sich ehrenwerthe Rechtsgefühl für einen Inhalt, den sich noch Niemand zum Bewußtsein gebracht hatte. Haben

Digitized by Google

die Sieben auf stärkere Sympathie im Lande gehofft, so fragt sich: was haben sie gethan, um den politischen Sinn des Volkes zu pflegen? Haben sie nicht darauf gerechnet, so müssen wir um so dringender fragen: wie können sie, da sie das höchste Sittlichkeitsgefühl für den politischen Eid fordern, der Meinung sein, Rechtsgefühl lasse sich ohne politischen Sinn in einem Volke anbauen und pflegen? Die Sieben haben sich verwahrt, um nicht im Schein von Revolutionairen zu stehen. Jakob Grimm unter Andern sagt, er sei zu keiner politischen Partei gehörig. Nun wohl, so wundere er sich nicht über den Mangel an politischem Rechtsgefühl im Volke. Er sagt, er sei eingenommen für alles Bestehende, beseelt von dem Wunsche, in stiller Abgeschiedenheit, zufrieden mit der Ehre, die ihm die Wissenschaft gibt, sein Leben im Dienste eines von der Liebe und Ehrfurcht seines Volkes umgebenen Herrn zuzubringen. Klingt das nicht fast wie Horazens feiges Wort: dat princeps otia! Oder wenn es nicht so klingt: wer heißt die deutsche Wissenschaft, sich die ewige Möglichkeit, die unerschütterliche Wirklichkeit eines idealen Friedenszustandes zwischen Fürsten und Volk zu erträumen? Und wie anders ist denn der Fürst von Liebe und Ehrfurcht seines Volkes mehr umgeben, als wenn sein Volk mit selbstbewußter Kraft um ihn steht, so daß er nichts Anderes ist, als die in Einer Person zusammengefaßte Nationalmacht, als die Seele des Volkes selber? So lange deutsche Wissenschaft so gemüthlich unmännlich ist, die Sicherheit der vaterländischen Zustände vorauszusetzen, statt Alles zu thun, um wie jeder Bürger für sie verantwortlich zu sein, so lange sie nur hinter dem Ofen ihr Werk fördern zu können glaubt, thut sie besser, sie ist ganz indifferent und huldigt jedem Herrscherwort, das von oben schallt. Jakob Grimm erklärt Jeden für einen Eidbrüchigen, der nicht wie er denkt. Lieber Himmel! wie hart! Von all' den Tausenden, die von der Hand in den Mund leben, verlangt die deutsche Wissenschaft ein politisches Gewissen, ohne zu bedenken, daß sie nichts gethan hat, um dies Gewissen im Volke zu wecken, oder wach zu erhalten und stark zu machen. Die Sieben wollen zu keiner politischen Partei gehören, und doch verlangen sie, daß das ganze Volk für sie und gegen den königlichen Willen Partei sein soll! Fühlt sich die deutsche Wis-

Digitized by Google

senschaft ganz als Fürstendienerin, so kann sie auch keinen constitutionellen Eid leisten. Deutsche Wissenschaft nehme sich in Acht, daß sie hinter dem bürgerlichen Wissen nicht zurückbleibt! Wenn wir darauf verzichten müssen, daß sie uns voranleuchte, so erlaube sie uns, ihr diese Warnung zu stellen. Dies unser bescheidenes Gutachten. — Wienbarg für seinen Theil beschäftigt sich in seinem Aufsatze wesentlich mit einer Charakterzeichnung Dahlmann's. Wer Dahlmann's früheres Verhalten kennt, wird in ihm immer den Ehrenmann sehen; aber man kann sich kaum des Glaubens erwehren, das Schicksal habe eine leise Ironie mit ihm getrieben, wenn man erwägt, daß dies derselbe Mann ist, der streng und ängstlich die überwiegende Macht des Volkes zu behüten suchte, keine andere Furcht kannte, als eine zu rasche Entwickelung der öffentlichen Meinung. Hierüber wird sich die deutsche Doctrin getröstet haben. Ja, wir entwickeln uns sehr langsam, gehen mit unserem Sittlichkeitsgefühl sammt und sonders noch in die Klippschule, wo nicht in die Kleinkinderbewahranstalt.

Der letzte Aufsatz Wienbarg's »über die Kunst und ihre Ausstellung«, setzt die Nöthigung keuscher, stiller Einsamkeit dem mercantilen Lärm der jetzigen Schaustellungen und Betriebsbeflissenheit scharf gegenüber. Was jedoch die Kunst an Weihe verliert — müssen wir hinzufügen — gewinnt das Publicum an Intelligenz und an Reife der Umsicht. Wienbarg wolle nicht glauben, daß das Genie in der Kunst noch seine Mysterien festhalten könne, während die Menge sich nach allen Seiten auf jedem Felde Bahn bricht, um das Exclusive sich zu eigen zu machen. Führen öffentliche Schaustellungen zur coquetten Profanation, so ist das schlimm für die Kunst, aber sie bilden den Sinn und das Urtheil der Masse heran. Vivat mundus, pereat justitia!

Digitized by Google

15.

Theodor Mundt.

1835.

Die deutschen Poeten machen zuviel Doctrin. Nur das Erlebte hat die Berechtigung, da zu sein, denn das Erlebte trägt sein Gericht, weil seine Freuden und Schmerzen, in sich selber. Deshalb kann ich auch jener Rahel mit Andacht zuhören, wenn sie von der Aufhebung der Ehe spricht und von der Süßigkeit der fesselloſen Neigung der Geschlechter. Sie hat ihr gut Theil Schmerzen dabei; der Hülfeschrei aus wunder Brust ist mir heilig. Was eine Menschenbrust erlebt, ist ein Stück der Geschichte Gottes, d. h. seiner Offenbarung, die ja nirgends fertig ist bis an das Ende der Welt. Hat einer die Hölle erlebt: — dann küß' ich ihm zwei Mal die Hand, wenn er sein Erlebniß hinstellt. Wenn es nur erlebt, wenn es nur Product der Nothwendigkeit seiner Natur ist. Ich lasse nichts leben als das Leben, aber dies ganz, völlig und mit aller Freudigkeit. Selbst die Tugenden des alten Europa lasse ich gelten, wenn sie noch einer erlebt und in ihnen sich der Pulsschlag des warmen Blutes und die geistigen Bedingungen seines Daseins bekunden. — Ich will an Mundt's Madonna alle Doctrin vergessen. Ich meine damit die kleine Weltheilige im Kloster Offek, das wunderbare Mädchen mit der jungfräulichen Keckheit. In dem Buche »Madonna« ist viel Weisheit, treffliche Weisheit, aber immer gepredigte Weisheit. Diese Selbstbekenntnißschrift in Form eines Reiseberichtes, obschon sie wie eine Wanderung von Menschen zu Menschen erscheint, ist eine schwimmende Insel auf der Woge der Zeitreflexionen über Gott und Welt, Geist und Fleisch, ih-

Digitized by Google

ren Widerstreit und ihre Versöhnung; aber es ist eine Insel Delos, und drinnen die Grotte, wo eine lebendige Gottheit wohnt. Freilich tragen sämmtliche Reflexionen einen eigenen Stempel an sich. Das Buch gibt Reiseberichte aus Teplitz, Prag und Wien. Die Themata sind Katholicismus, Legitimität und Wiedereinsetzung des Fleisches. Aber jeder Gedanke ist ein Erlebniß, und aus Allem erwächst uns der Lebensbaum der Zeit, die sich hier wie ein Individuum belauscht, belacht, beweint, verwundet, todtschlägt und wie ein Gott am dritten Tage wieder aufersteht. In Mundt's »Lebenswirren« hat sich blos der Autor gerettet als solcher; die Wirren blieben der Zeit, alle Parteien konnten ihre Bekenntnisse dort gefeiert finden, und aus ihrer Wiederlegung erwuchs nur für den Autor eine Einheit der Ergebnisse. In dem vorliegenden Buche hat sich die Zeit selbst erlöst aus ihren Irren, aus ihrem Dämon hat sich ihr Heiland wie ein Phönix aus der Asche gestaltet, das Christenthum hat seinen Zunder von sich geschüttelt und sieht aus dem Buche so lachend neu uns an, daß nur der blinde Pietismus weil er hier seine Verkohlung und sein branstiges Wesen wittert, die Augenbrauen mürrisch schüttelt. Daß der aller Kirchenluft enthobene, allem Moder der Satzungen entstiegene Heiland, der hier gepredigt ist, von der Welt an's Kreuz geschlagen wird, ist weiter kein neues Wunder, denn der Heiland hat keineswegs blos damals unter Pilatus gelitten, ist nicht damals blos vor Herodes geführt, nicht auf Golgatha blos an's Kreuz geschlagen. Es ist die Aufgabe des Heilandes, daß er alle Tage, so lange die Menschlichkeit eine Geschichte hat, gemartert und begraben wird, aber auch immer wieder aufersteht und wandelt. Er muß ewig wieder bluten und ewig wieder auferstehn, denn er ist von Anfang bis in alle Ewigkeit, er ist die Sehnsucht Gottes, die Welt zu umarmen, das Streben des Geistes, sich mit der Leiblichkeit zu begatten. Dieser Begattungsproceß ist die Geschichte. Die von Ewigkeit in der Idee gesetzte Harmonie hat keinen andern Verlauf als durch diese Dissonanzen hindurch, die am Ende der Tage in Glorie versöhnt sein werden.

Mundt ist bei aller Reflexion, aus der er sich seine Stoffe nimmt, ein *Dichter* der Reflexion, weil er seine Ansichten entweder als Selbsterkenntnisse gibt, oder sie in Gestaltungen zur

Digitized by Google

Anschauung bringt. Will er die Weltlust in ihrer Donjuanerie zeigen, so führt er uns nach Dux und zeichnet uns den Casanova, der dort seine Memoiren schrieb. Will er die das Fleisch durchdringende Herrschaft des Geistes zeigen, so führt er uns auf die Esterhazy'sche Galerie nach Wien und entwickelt uns Rembrandt's Bild: »Pilatus wäscht seine Hände in Unschuld.« Hier haben wir die Feier eines neuen, reinen, freien und schönen Christenthums. Aber die Doctrin hilft dem Menschen nichts, das sei Gott geklagt! sie kommen doch immer mit Stangen und Spießen gezogen, und wollen den Geist fahen, als wenn er sich so fangen und arretiren ließe. Wenn einem bei solchen Finsternissen in der Stalllaterne seines Kopfes der Witz ausgeht, so ist's kein Wunder. Das haben die Menschen nie haben wollen, daß Christus in die Welt gekommen ist, um Fleisch zu werden, daß der Gott sich in die Materie versenkt, um sie zu durchleuchten, damit sie geheilt werde! Es ist eine alte Geschichte; viele von dem jungen Deutschland und die unglückseligen Saint-Simonisten sagen, es sei eine ganz unwahre Geschichte, was dermalen passirt sei zu Jerusalem: lieber Himmel! es ist die einzig wahre Geschichte in dem ganzen Weltlaufe, die das, was damals zu bildlicher Gestalt sich concentrirte, täglich in den Millionen Menschenseelen sich wiederholt, in denen alle Zeit ein Christuskind geboren, von den Satzungen der Welt erstickt, und oft genug begraben wird, ohne die schreckensvolle Decke des Wahnes, der ihn begrub, von seinen Gliedern abzuwerfen. — Das Kind Madonna, das sich, von der Sünde der Welt verfolgt, der Natur an die Brust wirft, und Gott dankt für die Erlösung, die in der Hingebung an ein zweites Wesen gefeiert wird, das Kind Madonna ist mit dieser Heiligung des Fleisches eine sehr reine keusche Wahrheit. — Nur soll man aus dem einzelnen Fall, der als Erlebniß seine psychologische Richtigkeit und Geltung hat, keine allgemeine Doctrin machen wollen!

1837.

Mundt's Novelle »Mutter und Tochter« gefällt sich in psychologischen Wagnissen. Sie gehört zu dem Schönsten, das er schrieb, weist aber auch die Grenzen seiner Novellistik auf. Das

Digitized by Google

Intereſſe derſelben liegt im Geſchicke von vier Menſchen, deren Lebensloose ſich in Haß und Liebe verſchlingen. Der Zufall führt ſie auf dem rheiniſchen Dampfſchiffe gleichgültig zuſammen, die Leidenſchaft hält ſie bald an einander gebannt. Eine ruſſiſche Gräfin, deren Gatte die Theilnahme an gewaltſamem Aufruhr mit dem Tode in Sibirien büßte, reiſt mit ihrer Tochter. Hippolyta ſteht im hohen Sommer der weiblichen Natur, das Hochfahrende, das Stolzgehobene ihres Äußern entſpricht dem innern Hange zur Romantik abenteuerlicher Gelüſte. In Ada, der noch kindhaften Jungfrau, beſtimmt ſich daſſelbe Element zu einer harmloſen Sehnſucht nach Freiheit. Was in der Mutter Phantaſtik iſt, die Gewagtes will, ſei's in Liebe oder in Haß, das verräth ſich in der Tochter als eine fröhliche Luſt, das hohe Meer des Lebens ſelbſtſtändig zu befahren. Zu dieſen Geſtalten treten zwei männliche. In Falk ſehen wir eine einfache, ſchlichte Erſcheinung, die den deutſchen Gelehrten bezeichnet und den Weltmann vermiſſen läßt. Hinter ſeiner blaſſen Miene brennt das ſtille Feuer der Sehnſucht nach einer geſtorbenen Geliebten, deren Augenlicht vor dem ſeinigen noch nicht erloſch, deren Athemzug in den Stunden ruhiger Einkehr in ſich ſelbſt ihn noch umweht. Dann wird die Todte um ihn lebendig, und er verkehrt mit ihr, als gehöre ſie noch zu ſeinem augenſcheinlichen Leben. Durch einen Zufall hört Ada, wie er einem Freunde ſeine Gefühle hierüber mittheilt, und faßt für ſich daraus die Ahnung von der Allgewalt der Liebe, die auf dieſe Weiſe ihre erſte mährchenhafte Exiſtenz in der jungen Seele gewinnt. Zu den beiden Frauen trat jedoch ſchon ein anderes männliches Weſen, Cimaletti mit Namen, der ſtrengſte Gegenſatz zu Falk. Dieſer Sultan der menſchlichen Gefühlswelt, wie man ihn nennen muß, iſt eine vortrefflich gezeichnete Figur; die Poeſie hat hier in das Gewühl des Menſchenlebens einen ganz eigenthümlichen Griff gethan, ſie hatte bisher die Natur des Mannes noch nicht von dieſer Seite aufgedeckt. Mundt perſonificirt in dieſem Cimaletti den männlichen Egoismus, der das Leben nur als ſeine Beute nimmt, um darin zu ſchwelgen. Alle Blüthen der Cultur hat er ſich gepflückt, alle Höhen des Gefühls und Gedankens, alle Weiten des Lebens überſchritten und durchmeſſen, in die verborgenſten Bergſchachtadern des menſchlichen Gemüths iſt er

Digitized by Google

hinabgestiegen, und von Schätzen, die er hier rechtmäßig erworben oder eigenmächtig geraubt, hängt ihm gleich viel Gold und gleich viel Schlacke an seiner verderbenschwangern Seele. Auf der Ottomane seiner Lebensgenüsse liegt er wie ein sybaritischer König, dem der Moment mit allen seinen schwelgerischen Freuden gehorcht. Die einfache, spärliche Gestalt seines Freundes Falk, der an ein traumhaftes Wesen sein Leben geknüpft fühlt, macht einen sehr entschiedenen Gegensatz zu Cimaletti. Während Falk erst nach einer Wirklichkeit sucht, in der er Fuß fassen könne, hat Cimaletti, ein glühender Sohn des Südens, schon alle Nüancen menschlicher Zustände durchstürmt; für Himmel und Hölle gleich reif, haftet seine nimmersatte Lebensgier am neuen Augenblick, den ihm der Zufall oder das Geschick bietet. Er hat ein gescheitertes Leben hinter sich, aber ein zweckloses erträgt er nicht, die Mittel seines Geistes sind zu ungeheuer. Die russische Gräfin sucht, wie er weiß, einen Hofmeister für die fertige Geistesbildung der Tochter. Cimaletti, in allen Verhältnissen bürgerlicher Zustände gewiegt, erbietet sich zum Erzieher. Die dreiste Sicherheit, womit das Anerbieten geschieht, schreckt die Dame zurück, allein Cimaletti weiß bald die romantische Laune Hippolyta's zu benutzen; sie ist träumerisch, das reizt ihn, hier eine Seele zu erobern, und er stiehlt sich bald in ihre geheimsten Gefühle. Er liebt sie, wenn es Liebe genannt wird, was der eroberungsdürstende Sultan für die stolze Königstochter, die ihn noch verachtet, fühlt. In vielfacher Gestalt erscheint er ihr unvermuthet wieder, Talente eines ritterlichen Geistes entfaltend, die das Gemüth des Weibes bestechen und verwirren. Seine Chamäleonsnatur hat plötzlich Alles von sich ausgeschieden, was nicht harmonirt mit der Gräfin; er schwärmt wie sie, denkt vom Leben wie sie, und in die Lüge spielt er sich so tief hinein, daß sie ihm zur Wahrheit wird; eine Wahrheit, die immer in ihm wechselt, die er bald für ein neues Phantom, für eine Maske vertauschen wird. Endlich kommt das Geschick seinem Talente der Herzenseroberung zu Hülfe. — Mit dem Freunde stand er schon in frühern Jahren in enger Berührung. Falk kannte ihn als Theilnehmer der schweizerischen Demagogie; er verlor ihn dann schnell aus den Augen, gleichzeitig auch einen Verwandten, dessen verschollenes

Digitized by Google

Daſein auf ein Räthſel deutet, das ihm Cimaletti jetzt löſen ſoll. Dieſer Verwandte war mit großen Geldſummen entwichen; durch Vorlegung einiger Papiere weiſt nun Cimaletti deſſen Entweichen nach Amerika auf. Falk, die einfache Schweizernatur, iſt vor der Hand befriedigt. Aber jener Verwandte war ein Verräther an dem geheimen Bunde der Empörer. In ſtürmiſcher Nacht, an dem dunklen Ufer des Rheins, ermorden ihn die Bündner, und indem ſie ſeine Leiche, eiſern eingeſargt, dem verſchwiegenen Elemente überliefern, glauben ſie ihr Geheimniß geborgen. Dieſe Scene hat Hippolyta belauſcht, das blutige Traumbild hat ſie erſchreckt, aber dem Reiz am Geheimnißvollen widerſteht ſie nicht. Cimaletti gewinnt ſie, weil jetzt ein Myſterium über ſeinem Leben liegt, und was der dämoniſche Menſch im frevelhaften Leichtſinn als eine Wette aufgeſtellt, dies Weib ſei in kurzer Zeit ſein eigen, geht nun mit raſcher Haſt in Erfüllung. Die Schauer jener blutigen Nacht werfen ihn auf's Krankenlager. Hippolyta, ſchon wie die Taube gefangen, die der Hauch eines verderblichen Weſens in ihrem Fluge hemmt, iſt willenlos beſiegt. Cimaletti kämpft mit den Qualen des Todes: da drängt ſich, was noch von Herrſcherluſt des Lebens in ihm übrig iſt, in den einen Wunſch zuſammen, ſie möge ihm auf der Grenze des Daſeins noch ihre Hand ehelich geloben. Er iſt kein Atheiſt, vielmehr Katholik, auch in den Schauern des religiöſen Gefühls hat er mit Luſt geſchwelgt, und nun er im goldenen Schimmer ihrer Gegenliebe ſterben ſoll, gelüſtet es ihn nach den Sacramenten der Kirche; nur ſo, mit der ſtolzen Gewißheit, eine Seele noch erobert zu haben im Moment des Überganges, will er und kann er ſterben. Der Gewalt ſeines Dämons erlag Hippolyta's Herz, dem Wunſche des Leidenden, über den ſchon der Engel des Todes ſein Panier ſchwingt, weicht jede andere Rückſicht, und ein Prieſter ſegnet ihren Bund ein. Aber dies Gefühl ſeines Gelingens ſchnellt die Kräfte des Kranken wieder auf; er iſt plötzlich geneſen. Er ſtellt es der Gräfin frei, ihn von ſich zu ſtoßen; aber er weiß, daß ein Weib, wo ſie einmal liebt, alles Widerſtandes gebricht. So hat er ſchnell einen Gipfel des Lebens erſtiegen. Ada aber bekreuzt ſich vor ihm, Falk weicht vor dem Schauſpieler erbebend zurück. Die Unſchuld der Mädchenſeele erſchrickt vor dem Ungeheuer in ſeiner

Digitized by Google

Natur, der berechnende Verstand schüttelt den Kopf und hält Alles für frevelhaftes Spiel. Diese merkwürdige Katastrophe ist mit einem seltenen Glanze der Phantasie und mit der beredtsamsten Wahrheit geschildert.

Bis zu diesem Puncte schenken wir der Production unsern völligen Glauben, bis dahin beherrscht sie uns durchweg, später erwachen Bedenklichkeiten über die Wahrheit der Erfindung. Es kommt hier freilich darauf an, wie weit der Glaube an die Wunder der Gemüthswelt beim Leser reicht, und Mundt's Poesie stützt sich sehr stark auf diesen Glauben. Der Wechsel der Gemüthszustände ist immer der Stoff seiner Dichtung; in dieser Musik der Gefühle, die losgebunden bald als Sturm, bald als leiser West durch die Aeolsharfe der menschlichen Seele fährt, hat seine Muse ihr Gebiet; wie sich die Seele in sich selbst verwandelt, ist sein Thema, und auf den Wogen dieses Gebiets schwebt träumerisch bis in's Mährchenhafte hinein sein Phönix Phantasie. Aber Mundt's Novellistik faßt nicht festen Fuß auf dem Boden einer irgendwo heimischen Wirklichkeit, sie spielt, zumal wo sich die zart oder keck gesponnenen Fäden lösen, meist in's Gebiet des Mährchens über; an der ganzen Reihe seiner dichterischen Productionen: »das Duett,« »der Basilisk,« »Madelon,« die »Geschichte der Maria,« läßt sich das nachweisen. Mundt's Novellistik entbehrt jenes Vorzugs des französischen Romans, dessen Speculation sich wie vom Parquet des Salons verläuft, trotzdem sich in der Stellung der Personen zu einander die keckste Wendung menschlicher Gemüthszustände zur Offenbarung bringt. Mundt's Novelle ist wesentlich Seelengemälde, sie gibt die Dialektik der Gefühlswelt in dem ganzen Zauberreiche der Möglichkeiten. Er hat auch stoffliche Erfindung, allein er phantasirt doch noch lieber über eine Situation, als er sie erfindet und schildert, macht lieber eine Variation auf das Thema, als daß er das Thema selbst wirken läßt. Cimaletti ist vom Dichter fertig hingestellt, allein Ada's Wesen will nicht in eine wirkliche Gestalt eingehen, ihre schwankende Natur wirft sich zu leicht über die Grenze der Möglichkeit hinaus. Ada, dies Mädchen auf der Schwelle von Kind und Jungfrau, ist eine von Mundt's Lieblingsfiguren, und bei solchen macht die Phantasie des Poeten häufig die stärksten Zumuthungen, unter der Be-

Digitized by Google

haglichkeit der Ausmalerei entgeht ihm die besonnene Sorgsamkeit des Motivirens. Ich verkenne nicht die Schönheit dieses Elements, in dem diese kindhafte Jungfräulichkeit sich bewegt, ich sehe es nur nicht zur Person geworden. Ada's Stellung zu Cimaletti wird unwahr, indem ihre gesunde Natur vor dem Dämonischen in ihm nicht mehr erbebt, und sie im Stande ist, mit ihm in die Welt hinaus zu flüchten. Auch hebt sich ihre Harmlosigkeit zu sehr auf, indem sie zu viel von sich weiß, zu sehr ihre Gefühle reflectirend bespiegelt. Diese Bespiegelung des eigenen Naturells, die mehreren Novellenfiguren Mundt's eigen, ist störend genug. Wo ein unbewußt Kindhaftes sich offenbart, da erscheint ein Göttliches in reinster, noch ungetrübter Färbung; wo sich aber dies als seiner selbst zu klar bewußt hinstellt, da tritt ein Wirrwarr ein, in den Ada geräth. Der begebenheitliche Verlauf ist nämlich dieser: Cimaletti erscheint an Hippolyta's Seite in der Heimath der gräflichen Familie, wo er einen neuen Boden für sich findet. Aber er verliert plötzlich Hippolyta's Liebe. Sie wagte, ihn an die blutige Nachtscene am Rhein zu erinnern, sie gesteht ihm, sie sei Zeuge gewesen. Da webt er eine täuschende Lüge, die ihn aber doch entlarvt. Mit der Larve fällt auch die Schminke seines chevaleresken Wesens von ihm, und er bietet dem Weibe, das um sein Geheimniß fleht, schnöden Hohn. Hippolyta's Liebe wandelt sich rasch in blutdürstigen Haß, sie beschließt, sich von dem Elenden, der ihren Stolz gebeugt, zu befreien. Das Gift, das sie ihm bereiten will, fällt in Ada's Hände, und im Erbeben über das frevelhafte Rachegelüst der Mutter rettet sie den ihr bisher verhaßten Cimaletti. Dieser hatte auch schon um Ada seine magnetischen Kreise beschrieben, in die sie nun tritt. Mitten aus seiner verlorenen Seele mehrt sich die Sehnsucht nach einem reinen Dasein; an Ada's Seite, in der Nähe dieser klugen Unschuld eines weiblichen Gemüthes, hofft er auf eine Wiedergeburt seines innern Lebens, und als sie ihn fliehen heißt vor den Nachstellungen der Mutter, gewinnt er sie halb, halb regt sich in ihr selbst die Lust nach der Freiheit in weiter Welt. Dies ist der Punct der starken Zumuthung in diesem Mädchencharakter. Genug, sie fliehen und betreten bald wieder den alten Schauplatz am Rhein. Hier erscheint Falk von neuem. Der

Digitized by Google

stille Mensch hat seine Bestimmung im Leben gefunden: er ist — geheimer Polizeiagent, und Cimaletti, sein Gefangener, wird als ganz gemeiner Betrüger von ihm entlarvt. — Was uns ein Talent schien, mit dem der Verfasser uns schwärmen ließ, wird also als Verbrecher erfunden, und die verständige Unschuld als Spion. Wir staunen jetzt, daß wir für beide fühlten, und sind unwillig, daß uns der Poet durch die Wahrheit seiner Darstellung überzeugen wollte. Statt eines Trauerspiels erhalten wir plötzlich eine ironische Satyre auf den Zeitgeist, der sich in die Wahrheit hineinlügt. Selbst die Poesie von heute, wie diese Novelle beweist, gefällt sich darin, uns in unseren besten Empfindungen und Erwartungen zu täuschen. Um der poetischen Gerechtigkeit willen mußte man wenigstens verlangen, daß Cimaletti's erstes Wollen und Streben ein aufrichtiges für ihn selber war. Er stand dann als Opfer einer *großen* Verirrung da. An dem Glauben an Weltverbesserung konnten seine großartigen Talente erst scheitern, und ihn dann an die Welt des Scheines und der Lüge überliefern. Es empört und überzeugt nicht, daß große Mittel an erbärmlich kleinen Zwecken zu Schanden werden. Ich erinnere an Bulwer's Eugen Aram.

1838.

Auch Mundt hat über Görres geschrieben, im »Freihafen.« Gutzkow gab die Satyre auf Görres. Er zeichnete mit scharfem Griffel die Caricatur des Phänomens. Laube machte einen kleinen Aufruf an's Volk. Mundt's schmiegsamer Geist versetzt sich in die Gemüthsstimmungen der Zeit und sucht aus ihrem Schooße dies Ereigniß eines merkwürdigen Anachronismus zu erklären. Seine Abhandlung ist die am wenigsten populäre. Sie ist nur jener Bildung zugänglich, die sich über die confessionellen Beschränkungen hinweggehoben fühlt, weder eine rein protestantische, noch eine rein katholische Weltanschauung gelten läßt und erst nach Abwerfung der sperrenden Einseitigkeiten eine Perspective für die Zukunft findet. —

Sobald die Stimme des persönlichen Selbstbewußtseins laut wurde, das Individuum in der Opposition gegen alte Satzung sich frei zu machen begann, mußte der mittelalterliche Katholi-

Digitized by Google

cismus sich an seiner Wurzel erschüttert fühlen, gleichviel ob die Gewalt dieser bewegenden Kraft zu einer Reform des Glaubens oder zu einem Umsturz des staatlichen Lebens ausschlug. Auch innerhalb der katholischen Welt mußte sich die Bildung für erlöst halten. Nahm nun gar ein protestantischer Staat die katholische Kirche in seinen Verband, so konnte das Bestehen mittelalterlicher Satzung nicht viel mehr als ein bloßes Fristen, Zulassen und Hinhalten sein, womit beiden Theilen ein Genüge geschah. Nur dem aufgestachelten Fanatismus, der sich in der Blüthe seiner Jahre reichlich mit Revolutionsgedanken nährte, war es möglich, die veraltete hierarchische Anmaßung rednerisch zur Sprache zu bringen. Es ist in Görres viel Coulissengepränge und zwischendurch lugt und lächelt der Alte mit diabolischem Gelüst. Weder dem Katholicismus, noch dem Protestantismus kommt es in den Sinn, ein ausschließliches Leben zu führen. Beide religiöse Entwickelungen fühlen sich in ihrem Inhalt und in ihren Formen erschöpft. Die Bildung auf beiden Theilen empfindet das. Die Hauptinteressen des Zeitalters liegen in der Heranbildung des echt Menschlichen inmitten des bürgerlich gesellschaftlichen Lebens. Das Christenthum möchte gar gern aus der Kirche heraustreten und Welt werden. Der Staat ist wichtiger als die Kirche geworden, denn das Kirchliche gibt der Geist der Zeit an die Bildung und die Persönlichkeit preis. Wäre noch zündbarer Stoff zu religiösen Conflicten vorhanden, was man nach der fanatischen Sprache des alten Görres muthmaßen könnte, dann freilich thäte es doppelt noth für den Staat, den Gesichtspunct des Zeitalters auf ein anderes Feld zu rücken, auf ein Feld, wo es sich um das leibliche Wohl der Gesellschaft, um die drängenden Bedürfnisse einer gesunden Wirklichkeit handelt. In religiösen Zerwürfnissen liegt für den Staat die größte Gefahr, denn aus ihnen erwachsen die Furien der Leidenschaft. Gelingt es dem Staate, das Interesse an der bürgerlichen Wohlfahrt lebendiger zu machen, so setzt er sich weit mehr, als es je die Kirche vermochte, mit dem Volksbewußtsein in den besten Rapport. Auch der Pietismus, wie jede Ausartung, greift nur dann staats- und lebensgefährlich um sich, wenn die Gemüther eben nicht vollauf erfüllt sind mit wesentlichen Interessen. Man ist nur krank, — wenn man nicht gesund sein kann.

Digitized by Google

Mundt's »Komödie der Neigungen« ist ein seltsames Product! Daß dies Drama im Repertoir der Bühne keinen Platz fände, wäre zu verschmerzen, wenn es um seines dramatischen Werthes willen von den Bretern ausgeschlossen bliebe, allein sein durchaus novellistisches Interesse macht hier alle dramatische Haltung unmöglich. Man kennt an Mundt den Hang zu psychologischen Experimenten, die er mit seinen Novellenfiguren anstellt; er bringt dadurch das Mährchen mitten in die blanke Wirklichkeit der socialen Gegenwart. Mährchenhaft ist allerdings alles Seelenleben, aber der Poet hat es zu deuten, und wo nicht zu deuten, doch so zur Erscheinung zu bringen, daß wir es glaublich finden. In diesem Gebiet der Wunder des innern Lebens hat Mundt so viel Erfindungsgabe, daß wir über seine Einfälle staunen, in diesen Geheimnissen der Neigung, diesem Suchen und Fliehen der Lebenstöne, hat er recht eigentlich sein Feld. Auch ist uns kein Wagniß zu keck, keine Eingebung zu verwegen, sobald nur die Brücke von innen nach außen gefunden ist, das Mährchen als Erscheinung in der Wirklichkeit gültig wird. Da liegt's; die zarteste, tiefsinnigste Intention kann wie eine Seele, die keinen Körper hat, herumirren und wirkungslos bleiben, weil sie keine Wirklichkeit findet. Inzwischen verträgt die Novelle noch viel. Aber im Drama rächt sich jede gewaltsame Zumuthung, oder sie müßte denn mit Shakspeare'scher Eroberungskraft uns bewältigen. Mundt hat das langgesponnene psychologische Gewebe einer Liebesgeschichte dramatisiren, einen spinnenfeinen Roman voll Herzensintriguen in Scene setzen wollen. Die räthselhafte Treulosigkeit des Herzens, der Widerspruch im Blühen und Verwelken der Gefühle, diese ganz innere Boudoirgeschichte der Menschenseele wird hier aus der Novelle in's Drama übersetzt. Wir müssen den Versuch durchaus verfehlt nennen. Deutsche Dramen leiden sonst an der Lyrik, hier leidet ein Drama an dem ganz novellenhaften Charakter der Intrigue, ja hebt sich mit allen seinen Wirkungen auf. Wer diesen Hauptfehler durchschaut, erklärt sich auch alle übrigen einzelnen. Der Zufall will hier im Drama hundertfältig tyranniſiren, und er ist schon in der Novelle fraglich, obschon Tieck ihn dort einbürgern wollte. Auch der träge Fluß der Diction im Mundt'schen Drama rührt davon her, daß sich

Digitized by Google

das Thema sträubt, sich dramatisch zu entfädeln. Und der schlaffe Geist der Indifferenz, der sich hier dieser modernen Reflexionsmenschen bemächtigt, steht zum Charakter des Dramas in einem so schreienden Contrast, als hätte Mundt das dramatische Element parodiren wollen. Daß sich im Einzelnen viel schöne, originelle Gedanken zu Tage fördern, läßt sich von einem Product von Mundt wohl erwarten; er thäte wohl, die ihm eigenthümliche Gestalt der Coraly in einer Novelle zu entwickeln, wo sie lediglich zu ihrem Rechte kommt.

Mundt hat sich im dritten Bande seiner Spaziergänge und Weltfahrten neue Triumphe bereitet. Diese Triumphe gesteh' ich ihm zu, soweit sie Persönlichkeiten der Zeit betreffen; er will aber auch die Ideen der Zeit an seinen Wagen spannen, und hier müssen wir ein Veto erheben. Ich meine Lamennais. Diese Persönlichkeit mag Mundt mit dem hellen Glanze seiner Waffen bezwungen, ihre vergeblichen Bemühungen, den Papst als eine Vernunft der Gesammtheit zu construiren, alle ihre Widersprüche mit Witz und Scharfsinn in sich aufgelöst haben, allein das Element, in welchem sich diese Person getragen fühlt, reicht weiter, und ist in Lamennais nicht ausgelebt. Hier erreicht die lächelnde Anmuth, mit welcher Mundt gegen Lamennais zu Felde zieht, ihre Grenze; sie müßte einen geschichtlichen Standpunct einnehmen, um sich nicht zu verirren. Mundt hat sich von Lamennais' Persönlichkeit gegen seine Ideenkreise einnehmen lassen, und sein allerdings glänzend geschriebener Artikel ist doch nur ein gesellschaftliches Herumdebattiren. Wir können Alles unterschreiben, was er zur Widerlegung der katholischen Demokratie beibringt, soweit diese sich in Lamennais mit vergeblichen Versuchen zu entwickeln anhob; die unberechenbare Bedeutsamkeit dieser Erscheinung für die katholische Welt läßt sich nur auf einem andern Standpuncte würdigen, von dem aus die Sache der Völkerbefreiung in ihrem furchtbaren Ernste erscheint. In Lamennais wird, trotz allen falschen Versuchen des rednerischen Priesters, sich in der Welt der Freiheit mit seiner Altgläubigkeit zu orientiren, die hungernde Armuth geistig emancipirt, und dieser Krieg der Armuth mit dem Reichthum, vielleicht der einzige, den die moderne Menschheit im Ganzen und Großen noch zu führen hat, ist mit den Irrthümern eines ein-

Digitized by Google

zelnen Wortführers nicht erledigt. Der Humor hat das Recht, die Persönlichkeit vor der Idee, die sie vertreten will, in ihrer Unzulänglichkeit zu portraitiren, aber mich dünkt, in Mundt's Darstellung habe der Humor die Brücke zum geschichtlichen Überblick, wo der ganze Ernst über die Zukunft der heranrückenden Geschlechter uns überwältigen muß, *nicht* gefunden. Es ist dies ein Thema, das sich auch hier nicht erledigen läßt; als bezeichnend für Mundt's Auffassung deute ich nur noch an, daß der sittliche Spartanismus und die reine Hoheit eines christlichen Radicalismus, der in den Paroles sich neben fanatischer Rhetorik Bahn bricht, ihn wenig ergriffen hat. Auf ähnliche Weise, wie Mundt mit Lamennais umspringt, ließe sich auch mit Börne fertig werden, mit der Person Börne, aber ein solcher gordischer Knoten in dem Gestrick der modernen Culturentwickelung wäre damit weder gelöst noch zerhauen.

1839.

Man sollte die Köpfe der Autoren nicht unter Einen Hut, sondern unter zwei Rubriken bringen. Diese Rubriken nehm' ich, ohne Beleidigung gegen die Schriftstellerwelt, mit Erlaubniß des Anstandes, aus dem Naturreiche. Ich will damit keinen Anstoß erregen, die Autoren mit Geschöpfen parallel stellen, die vermöge ihrer Werkzeuge als anstößige bekannt sind, — kurz, ich theile das gesammte Geschlecht der Schriftsteller in Schmetterlinge und Raupen. Heine z. B. ist Schmetterling, Börne ist Raupe. Auf Seiten jener sind alle die Seelenkräfte, vor denen sich die Welt als Farbenspiel gestaltet; auf Seiten dieser jene nagende Spürkraft des Geistes, die nicht eher ruht, bis vom Dinge nur das Gerippe übrig ist. Dort die treulos flatternde Phantasie, hier der bohrende Verstand, der in den Boden scharrt, um der Sache getreulichst auf den Grund zu gehen, — »und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.« Auf jener Seite stehen die Regenbogenstrahlen der Liebe und Alles, was Rausch der Empfindung ist, Illusion und Fatamorganatraum. Auf dieser Seite steht der Mann im grauen Rock, der Lebenswächter Verstand, mit seinem Drang nach ungeschminkter Wahrheit. Dort wohnt der Genuß, hier der Begriff, und in

Digitized by Google

dieſe beiden Functionen zerfällt die ganze Welt des Daſeins, in die große Welt des Genießens und in die große Arbeit des Begreifens, die ganze Welt des Daſeins iſt Schmetterling oder Raupe. Freilich genießt auch die Raupe, wenn ſie das Blatt begreift, ihr Genießen iſt aber ein Verzehren, ein Entblättern des Blattes, ein Vernichten bis auf's Geäder. Den echten Genuß kennt nur der flatternde Schmetterling, jenen Genuß, dem ſich unter Koſen und Küſſen der Duft, der Honig, die Seele der Blume erſchließt und gibt.

Was dies alles ſoll? — Eine Einleitung bilden zur Kenntnißnahme jedes Autors, eine Hindeutung geben auf das, was die Kritik ſoll, da das überkritiſche Deutſchland anfängt, nicht mehr zu wiſſen was Kritik iſt. Sie ſoll die Natur des Autors erklären. Loben und tadeln iſt ſehr trüglich objectiv, die echte Kritik deutet. Aus dem Naturell des Autors, hat man es erkannt, ſpringen von ſelbſt ſeine Fehler und ſeine Tugenden hervor. Ich wollte, mir ſtände ein Pſychometer zu Gebote, dann wollt' ich jeden Autor vor's Bret führen und nach dem Wärmegrad ſeines Blutes, nach der Miſchung ſeiner temperamentalen Eigenſchaften würde ſich ſein Schriftſtellerwerth ergeben. Ob Schmetterling, ob Raupe, ob von beider Art und in welcher Miſchung, das würde dann ebenfalls der kritiſche Seelenmeſſer nach der phyſiſchen Naturbeſtimmtheit nachweiſen. Die Sanguiniker gehören zur erſten Gattung, die Phlegmatiker zur zweiten, die beiden andern Temperamente greifen nach beiden Functionen hinüber.

Mundt's literariſches Temperament iſt weſentlich ſanguiniſch, in ihm iſt die Schmetterlingsnatur vorherrſchend. Die Phantaſie geht mit ihm auf Reiſen, ſie bedarf des bunten Wechſels in der Erſcheinungswelt, ihr wird die Heimath bald eng und farblos. So lange es noch ferne Menſchen gibt, wird die Phantaſie nicht fertig mit dem Gewebe ihres Glaubens, fern von uns, dort in jenen, da in dieſen Thälern, hinter den Bergen, über's Meer ſei reines Menſchenglück, geſunde kräftige Einfalt, abſolutes Wohlſein möglich. Wie es nun freilich keine abſoluten Temperamente gibt, ſo findet ſich, zumal heutzutage, auch keine Function des Menſchengeiſtes unvermiſcht für ſich, die Phantaſie von heute wird den Verſtand nicht los; geht ſie auf Reiſen,

Digitized by Google

so sitzt er hinten auf, will sie schwärmen, so schilt er dazwischen, will sie singen, so lärmt er, beten, so gähnt er, will sie den langgesuchten Fund von idyllischem Frieden und stillem Glück aufzeigen, so debattirt er scharfzüngig, verdirbt ihr Alles, beweist das Gegentheil. Diese wilde Ehe gleichsam führen Phantasie und Verstand in den Mundt'schen Reiseberichten. Der dritte Band bringt uns von Heidelberg aus, durch Freiburg im Breisgau, eine Fahrt durch die Schweiz nach Südfrankreich. Zürich, Luzern, Bern, das Uechtland, Genf sind dort die Stationen; hier sind es Gemälde von Lyon und Avignon, die uns beschäftigen. An persönlichen Gestalten tritt uns noch auf deutschem Boden Edgar Quinet entgegen, über dessen Stellung zu deutscher Kunst und Wissenschaft wir ausführlich hören. In Freiburg verkehren wir mit Rotteck und Welcker; nur fehlt uns die Stellung dieser Figuren in der Kammer. Eine einzige Debatte, wie sie neulich mit dem Minister von Blittersdorf hervortrat, zeichnet uns mit dramatischer Entschiedenheit weit genauer die Persönlichkeiten, als die umfassendste Erörterung ihres Zusammenhanges mit den Zeitideen. Das ist überhaupt eine Eigenheit Mundt's, wenn er Personen und Charaktere schildert. Er liefert weniger Portraits von ihnen, als eine Abhandlung über ihr Denken, Fühlen und Sein, woran er denn gern den ganzen Ideenstoff der Zeitgeschichte anknüpft, damit sich an jeder Einzelnheit der ganze Mensch dieses Jahrhunderts zum Bewußtsein bringe. Unter Portrait verstehe ich nicht Zeichnung des äußern Formschnittes, sondern die in Scene tretende Seele der Person. Das Ziel für beide Arten der Berichterstattung mag dasselbe sein, aber der Weg, den sie einschlagen, ist ein verschiedener, und die geistvollste Reflexion, die Himmel und Erde umspannt, und das feinste Bewußtsein über unser Jahrhundert verräth, erreicht nur selten so rasch die Wirkung, die eine praktisch in Scene gesetzte Figur ohne dies große Aufgebot an Raisonnement ganz sicher trifft. Mundt gibt seine Reiseberichte als Tagebuchsblätter; allein seine Darstellungen sind mehr. In diesen nachträglich und mit der ganzen behaglichen Ruhe des sorgfältigen Überblicks geschriebenen Berichten über das politische Volksleben in der Schweiz, über die merkwürdige Volksversammlung in Langenthal und den schweizerischen Nationalverein, in wel-

Digitized by Google

chem Troxler seinen Begriff von Volkssouverainetät zu verkörpern strebt, die Erzählung von Troxler's Lebensschicksalen, die Schilderung der Bernerinnen und die geistvollen Reflexionen über Julie Bondelie und ihren Verkehr mit Wieland und Rousseau, die Berichte über den Jesuitismus im freiburger Canton, alles dies sind Abhandlungen, in denen sich zugleich an einzelnen Erscheinungen und Ereignissen des Verfassers gesammte Lebensanschauung umfassend an den Tag stellt. Besonders für Kenntnißnahme der Zustände unserer Zeit ist die Schilderung Lyons, jener Stadt, wo sich der Legitimismus und die Republik dicht neben einander festgesetzt haben, um uns auf kleinem bewegten Boden ein Bild des unaufgelösten Widerspruchs unsers Jahrhunderts abzugrenzen. In diesen Darstellungen ist der Reichthum von Ideenstoff so groß, daß die Feder des Publicisten vollauf zu thun hat, der Pinsel des Genremalers kaum seine Beschäftigung beginnen kann. Dieser beschränkt sich deshalb auf die kleinen Züge, die der Zufall und die Reiseaventüre herbeiführt. Beschäftigt uns dort die Summe der Wahrheiten, die unser Jahrhundert herangeschleppt hat, so erfreut uns hier die Liebenswürdigkeit des Autors, der sich auch von dem trübsten Resultate über den Lauf der Zeit durch eine unerschöpfliche heitere Kraft der Phantasie rasch erholt, und auf kleiner Scholle eine Menschenfreude findet, die im Ganzen und Großen ein finsterer Dämon dem Geschlechte noch auf lange Zeit hin entziehen zu wollen scheint. In solchen Momenten der Darstellung taucht der Schmetterling auf, und die Raupe läßt nach mit dem Fraß des Nachdenkens.

Was Mundt's politische Reflexionen anbelangt, so müßte ich mich erst darüber verdeutlichen, was ich vom Publicisten verlange. Es ist vielleicht noch nicht an der Zeit, hierüber klar zu werden. Nur ein Punct sei angedeutet. Es ist ein großer Unterschied, ob ein Autor ein politischer Charakter oder ob er eine politische Intelligenz ist. Mundt ist blos eine letztere. Nicht als wollt' ich behaupten, er sei als Mensch in politischen Dingen charakterlos, ich rede von dem, was sich in seinen Schriften kund macht. Hier balancirt er die Gegensätze unseres Lebens auf einer fast kitzlichen Spitze der Betrachtung, alle

Digitized by Google

Extreme, die Begriffe des Absolutismus wie der Volkssouverainetät, lösen sich vor seinen Blicken ruhig ab, und was übrig bleibt, jener Geist der Humanität, der, kraft seiner guten Einsicht, dem Geschlechte über Alles hinweghelfen möchte, ist freilich eben so wenig als das Wesen des reinen Christenthums im Stande, Welten zu schaffen oder bei Seite zu räumen. Dieser Geist der Humanität ist, wie es die Bibel verlangt, zu gleicher Zeit schlangenklug und taubenunschuldig, aber ohne schaffende Kraft in den Dingen dieser Welt. Ich sage, an politischer Intelligenz gewinnt das Zeitalter von diesen Darstellungen, aber die Gesinnung verfestet sich nicht darin zum Charakter. Wo freilich in Deutschland bilden sich politische Charaktere? — »Es bildet ein Talent sich in der Stille,« — und der Charakter in der Öffentlichkeit. Die deutsche Öffentlichkeit ist auf die Sitzungen unserer deutschen Kammern beschränkt; und hier im Kleinen beginnen sich wahrhaft deutsche Charaktere zu entwickeln. Aber die Literatur in Kunst und Wissenschaft, die Bildung der Salons und die Diplomatie der Cabinette liefern uns weit mehr Talente und Intelligenzen, als sich dort Charaktere heranbilden. Metternich's Cabinett ist noch immer mächtiger, als die kleindeutschen Kammern. Die Literatur wird erst, wenn sie Preßfreiheit hat, ehrliche Charaktere in's Feld stellen. Was sie an Talenten liefert, kann nur Mittel zum Zweck, nicht Zweck sein.

1841.

Es gibt Menschen und Autoren, die sich sehr streng um ihr Centrum drehen. Sie behandeln lediglich den täglichen, den ersten drängenden Nothbedarf der Seele. Ihre Lebensfragen sind Pulse des klopfenden Herzens. Wissen sie den Schlagtact der Welt, so kümmert sie nicht weiter der vielverstrickte Organismus, sie laufen Gefahr, daß ihnen die Peripherien des Lebens entzogen bleiben, daß ihre Strenge eine Kargheit wird, die vor dem reichen Inhalt der Welt verschrumpft. — Zu solchen Naturen gehört unter neueren Autoren Wienbarg. Mundt ist sein gerades Gegenstück. Er lebt gern in den Peripherien, schweift gern ab in weite, dem Mittelpunct unseres Daseins entrückte Regionen, hat hundert Einfälle, die der Humor um sich streut, und gefällt sich in der Centrifugalkraft seiner Lebensgeister. Auch

Digitized by Google

sein Styl macht zu Wienbarg's Schreibart den bestimmtesten Gegensatz. Mundt ist oft außer sich, wo Wienbarg sich in sich selbst verkriecht. Wo dieser am Mark zehrt, ist jener vollauf mit dem lebendigen Fleisch beschäftigt, phantasirt und ergeht sich elegisch, wo sein Antipode Epigramme macht. Mundt ist ein südlicher Mensch, Wienbarg ein Norde. Die Kraft zur Vegetation ist bei jenem vorherrschend; die schwellende Üppigkeit seiner an Nüancen und Wendungen erfindungsreichen Sprache ist unerschöpflich. Zu diesem Virtuosen im Ausdruck zu sagen: Faß' Deinen Periodenbau straffer zusammen und schürze Dein Kleid, damit Dein reicher Faltenwurf nicht schleppt! — hieße seiner Eigenthümlichkeit Einhalt gebieten. Oft luxurirt sein Ausdruck, nicht an Überkraft, sondern an Übersaft. Diese Üppigkeit, in der sich seine vollbusige Phantasie gefällt, geht selbst in seine Büchertitel über; »Weltfahrten,« »Völkerschau auf Reisen« klingt Vielen zu mundvoll.

In seiner »Völkerschau auf Reisen« finden wir Mundt's Aufenthalt in Südfrankreich. Er schildert Nismes, namentlich das dortige Amphitheater, das Institut der barmherzigen Schwestern und ein kleinbürgerliches Familiendiner, das er im Landhäuschen eines Provinzialfranzosen erlebte. Die Reise nach Montpellier bringt uns noch näher auf Interessen des Provinziallebens; Marseille und Toulon mit seinen Galeeren sind dann die größeren Puncte, wo uns das warme Leben der Mundt'schen Darstellung erfreut. Hin und wieder zerstreut sich sein Sinn zu gemüthlicher Spielerei, oder läuft in der Fremde zu sehr absichtlich den Puncten und Situationen nach, wo er sich zum Phantasiren über sein Thema förmlich anschickt. Dies sind gleichsam die beiden Arten von Luxus, die seine Darstellung treibt. Der Artikel: »Suchen nach dem Meere« ist eben gesucht und gibt beiderseits davon Proben. Dann und wann zerlöst sich bei Mundt die Kraft des Denkens ganz und gar im Behagen der Empfindung. Was in dem Abschnitt über Naturvölker gesagt wird über den Mangel an Traum- und Mythenleben in unserer Gegenwart, das gehört unter Anderm zu dieser müßigen Schwelgerei des Empfindens. Seine Darstellung gibt sich an geniale Momente hin, und opfert diesen alle Kraft und allen Reichthum des Gemüthes. Mundt offenbart, wie nicht leicht

Digitized by Google

ein anderer Autor, eine vorherrschende Charakterseite unseres Zeitalters, die man sich ungern eingesteht, weil zu diesem Eingeständniß sehr viel ruhiger Überblick gehört. Es ist dies der Sybaritismus des Geistes, der in der Welterkenntniß einen leidenschaftlichen Genuß findet. Wo das Zeitalter an einem Autor etwas verpönen will, da ertappt es eigentlich nur sich selbst auf einer vorherrschenden Richtung seines eigenen Wesens. Und mich dünkt, dies bezeichnet Mundt's Natur, und er ist ein genialer Ausdruck dieser Charakterseite seines Zeitalters.

In der Vorrede zu vorliegendem Buche spricht er mit einem gewissen empfindsamen Stolz, er werde jetzt wieder productiv sein in Gestaltung poetischer Werke. Täuschen wir uns hier nicht über ausgetretene, mißbrauchte Begriffe. Was Poet und Poesie, wo sie zu suchen, wo ihre Function in der schaffenden und berichterstattenden Thätigkeit der literarischen Kräfte beginnt oder aufhört, das ist ein streitiger, aber gleichgültiger Punct geworden, seitdem vorzugsweise Werk des Dichters sein soll, was sich als müßige Erfindung, als Laune des Einfalls, der denkenden Betrachtung gegenüber brüstet. Jede lyrische Leierei, jeder Phrasenklingklang gibt sich als Poesie, während der sinnende Menschenfreund, der die ganze Welt durchwandert, sich in Hütten und Palästen eingesiedelt, um das echt Menschliche herauszufinden und an's Tageslicht zu ziehen, auf die fragliche Poetenwürde keinen Anspruch machen darf. Was Mundt in einer Reihe von Jahren an Weltbetrachtung, an Berichterstattung über Einzelne, über Völker und Länder geleistet, dazu gehört ein ganzer voller Mensch, um es zu geben, und ein ganzer voller Mensch, um es hinzunehmen; es ist nicht Poesie des activen Genius, aber macht die ganze Welterkenntniß mit dem ganzen Behagen poetischer Anregung zum dichterischen Weltgenuß. Daß eben die Erkenntniß ein Genuß des Geistes ist, läugnet noch immer der gegen sich selbst mißliebige Mensch dieser Zeit, daß der Genuß nur Werth und Adel hat, wenn er gleich sehr die denkenden Kräfte der Seele in Bewegung setzt, will die Masse nicht wissen, die sich Sonn- und Werkeltag noch immer getrennt erhalten möchte. Der Faust im menschlichen Denken und der Don Juan im menschlichen Fühlen sind aber für den ganzen vollen Menschen gar nicht so

Digitized by Google

getheilt zu nehmen, wie sich die mythischen Gestalten nach dem vorherrschend nordischen oder südlichen Bedürfniß der Völker als besonderte geschieden haben. Die Cultur des Geistes und die Pflege des Herzens greift nach beiden hinüber, um ein harmonisches Menschendasein zu gestalten, dem Himmel und Erde gegenwärtig sein müssen, um den Gehalt der Welt zu erschöpfen. Was darin denkende, was darin dichtende Thätigkeit, was Philosophie oder Poesie, läßt sich kaum noch scheiden. Der Scharfsinn, der betrachtend durch die Welt schreitet, kommt heutzutage nicht weit, wenn ihm die Flügelkraft der Phantasie nicht hilft die Welt besiegen. Erst die Phantasie macht die Schätze des Lebens genießlich.

Welche von beiden Thätigkeiten, Scharfsinn oder Phantasie, in den Mundt'schen Darstellungen überwiegend sei, ist nicht gleich zu bestimmen. Mundt scheint fast nur um zu phantasiren auf Reisen zu gehen, der Scharfsinn im Erkennen scheint bei ihm nur den nöthigen Apparat für den Genuß des Geistes zurechtzulegen, und ich deutete schon an, wie sich bei ihm der forschende, der betrachtende Geist hier und da an die Schwelgerei der Seele, die männliche Function an die weibliche, zu verlieren droht. Noch eine andere Seite seines Wesens scheint der Deutung zu bedürfen. Mundt denkt und schreibt in einem gewissen Rausche des Augenblicks, einem genialen Moment opfert er seinen ganzen geistigen Fond. Wollte man seine Gedanken und Meinungen, aus ihrem Zusammenhange gelöst, seihen und sichten, so erwiese sich mancher Einfall, für sich festgehalten, als nicht stichhaltig. Man lese, was er ganz gelegentlich von Schiller's »etwas künstlich zusammengesetzter Natur« sagt. Die Phantasie verbraucht oft spielerisch, was sonst als unantastbares Capital in der Seele des Jahrhunderts festliegt, sie verpufft ihre eignen Grundsätze, um für einen Augenblick ihre Tafelfreuden glänzend zu bestellen. — Wie schön aber und tiefsinnig Mundt phantasirt, entnehme man etwa aus der Schilderung der Galeerensclaven und Forçats in Toulon.

Den größten Theil des Buches nimmt Mundt's Tagebuch aus Krakau ein. Diese gründliche, vortreffliche Darstellung der Geschichte und Gegenwart Krakaus und Polens ist das Ergebniß seines Aufenthalts daselbst im Sommer 1839. Die meister-

Digitized by Google

hafte Auffassung des polnischen Volkscharakters und der polnischen Juden gibt dem Verfasser auch hier Anlaß, dasselbe Thema, die entsittlichende Macht des Unglücks, zu bereichern.

1842.

Der deutsche Bauernkrieg ist schon oft von unseren stofflichen Romantikern behandelt, unter denen die gesunde Naturkraft Spindler's am glücklichsten und sichersten zutappte. Spindler hat in der That für das Gemälde, deutsche Bauernempörungen, die rechten Farben getroffen, ließ er sie gleich roh und ohne Vertreibung der klecksig aufgetragenen Massen. Für einen feineren Kopf gibt es in dieser Geschichte der deutschen Bauernfaust nur einen einzigen poetischen Moment. Dieser Moment liegt nicht in Thomas Müntzer und seinen Lebenskreisen; er liegt in Luther's Reaction gegen die Freiheit der losgelassenen Volksmacht. Wie? Reaction poetisch? — O ja, nicht blos die Freiheit, auch die Furcht an deren Ausartung hat ihre poetische, weil menschliche Seite. Luther selbst, der Held des freien Denkens, hat den Sturm heraufbeschworen, er hat die deutsche Brust vom römischen Alp befreit, er hat den Menschen im Menschen wieder herausgefunden und von der Satzung gesäubert; die individuelle Freiheit datirt von ihm. Vor dem aber, was die Bauern wollten, schreckte Luther zusammen. Sie beriefen sich auf ihn als ihren Apostel, indem sie in die ganze gesellschaftliche Ordnung den Feuerbrand des wilden Hasses warfen. Dies Erbeben vor den Folgen dessen, was er gelehrt und gewollt, ist die Poesie, die ich meine. Es ist fast tragisch, daß der Held des freien Glaubens an der Macht der Wahrhat, die er gelehrt, selbst irre wird; er verflucht den Mißbrauch seiner Lehrsätze, er hört auf, ein Mann des Fortschrittes zu sein und lenkt zurück; er wirft die bange Creatur rasch unter das Joch des blinden Gehorsams zurück, und es erfüllt uns mit Wehmuth, daß hier wieder der Gedankenstoff größer als der Träger; Luther ist nicht weiter der Held des Fortschrittes. Man erinnere sich, wie ihn Heinrich v. Kleist in seinem Kohlhas auftreten läßt, wo er freilich fast den Anstrich eines Pedanten erhält. Daß Müntzer ein schlechter, ein ziemlich verworrener Held der Sache, wird uns bald

Digitized by Google

fühlbar; daß die ganze Sache, von der Barbarei der Dummheit adoptirt, zu Grunde gehen mußte, ist für sich beklagenswerth. Die Poesie damaliger Weltbewegung, im Innern des geistigen Processes, wie äußerlich in der Stellung der Figuren zu einander, liegt in der Reaction Luther's. Mundt hat diesen Punct gefunden. Die Frühlingsreise Luther's im dritten Bande seines »Thomas Müntzer« ist die poetische Episode in den Verhandlungen, in denen sich sonst bei Mundt der Stoff des Bauernkrieges darlegt. Wir belauschen den wackern Doctor in seiner Junggesellenhäuslichkeit, in seinen Liebhabereien an der Seite seines humoristischen Dieners Wolfgang, sehen ihn auf dem Puncte, sein betrübtes Einspännerleben zu verlassen, um, dem Teufel zum Trotz, der geliebten Jungfrau Käthe die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen. Er rüstet sich, um nach Thüringen zu ziehen, wo er dem Geiste der Willkür durch Wort und Predigt den Zügel der Ordnung um den Hals zu werfen gedenkt. Vor dem Elsterthore zu Wittenberg hat er ein Landhäuschen; da erleben wir die Abschiedsscene mit den Freunden, zu denen sich Melanchthon mit seiner pedantischen Ehehälfte und auch die gottbelobte Jungfrau von Bora gesellen. In Erfurt wird uns der Zwiespalt zwischen Luther's Richtung mit dem zügellosen Sinne des aufrührerischen Pöbels in lebendigen Scenen vergegenwärtigt. Endlich haben wir eine vortreffliche Scene zwischen dem Reformator und dem Herrn von Einsiedel, einem altenburgischen Edelmanne, der, noch auf der Schwelle, wo er Abschied vom Leben nimmt, den erlauchten Mann heimsucht und ihm die Gewissenszweifel beichtet, die ihm den Tod erschweren, wenn er zu seinen Vätern heimgehen sollte, ohne seine Bauern vom Joch der Frohne befreit zu haben. Luther ist auch hier der sorgenvolle Mann der Ordnung, der die bedrückte Armuth auf den Himmel jenseits zu verweisen anräth, statt sie hier als freie Menschen der Last des schweren Dienstes zu entbinden. Was nach heutiger Stellung der Personen zu einander Sache des Philisterthums oder der dumpfen Unklarheit, erscheint in der Beleuchtung des damaligen Zeitalters eben so rührend, ergreifend und dichterisch, wie die steife Haltung einer simplen, aber tiefsinnigen Mutter Gottes von Holbein oder Cranach. —

Digitized by Google

Diese Partien im Buche nehmen die Poesie des Stoffes hinweg. Der Bauernkrieg selbst, die Zustände in Württemberg, Herzog Ulrich's Streit mit seinen Unterthanen, Müntzer's und Pfeiffer's Unternehmungen in und um Mühlhausen, sammt der endlichen Niederlage der Bauern, ist memoirenartig und chronikenhaft gefaßt und entwickelt. Mundt spricht in der Vorrede selbst davon, wie kostbar er das Ganze zusammengetragen. Dies wird in der pretiösen Abfassung der Verhandlungen fühlbar genug. Vom Roman verlangt man aber eine frische lebendige Wiedererzeugung. Der Stoff aber, an den Mundt hier gerieth, liegt mit seiner derben, starken und harten Natur weit ab von seiner Eigenthümlichkeit. Wo Rubens mit Glück den Pinsel führt, dafür hat Guido Reni gar nicht die Farben. Spindler ist der Rubens für solchen fleischigen, markigen Stoff. Mundt läßt die Bauern oft so zimperhaft, oft so auserlesen und speculativ witzig reden, wie nie eine Bauernseele sich entwickelte. Müntzer selbst verliert sich in metaphysische und abstracte Schwärmereien, wenn er Seiten lang von der Schönheit der antiken Plastik spricht, und am Laokoon aufgefunden haben will, daß der Schmerz dem Leben die höchste Weihe gebe.

Digitized by Google

16.

Heinrich Laube.

1835.

Nach einer Wanderung durch die pariser Novelliſtik kehr' ich reuig zu deutſchen Romanen zurück. Hier hat man lauter Liebe ohne Cabale, dort lauter Cabale ohne Liebe. Ich greife zu Laube's »Liebesbriefen«. Sie ſind mit der ungenirten Friſche, der franken Munterkeit geſchrieben, die Laube's Styl bezeichnet. Wir haben hier die Liebe als Sinnlichkeit, als freigegebenen Genuß Aller mit Allen. Eine Geſellſchaft von Ariſtokraten, von denen der Eine Prinz, der Andere Graf, die dritte Figur Baronin, Comteſſe u. ſ. w. heißt, verlebt mit einander eine Badeſaiſon. Müſſiggang und Lebensluſt führen die Gemüther leicht und heiter zuſammen, man luſtwandelt, tändelt her und hin, drückt ſich die Hand, die Lippe, die Wange, es ſind die unſchuldigſten Schäkereien einer ſpieleriſchen Liebe. Es iſt kein Rauſch der Leidenſchaft, keine Gluth des Entzückens, keine raubluſtige Sehnſucht, die ſich durch die Unmöglichkeit, das Ziel des Strebens zu erreichen, gefoltert ſähe, daher aber auch kein Jubel der Luſt, keine Trunkenheit der Seele, kein Schmerz der Vernichtung. Laube hält alle dieſe Tinten vielleicht für verbraucht; auch laſſen ſie ſich nur dem Gemälde geben, wenn die Liebe nicht eine **Tabula rasa** in den ſocialen Verhältniſſen, wie hier, vorfindet. Laube ignorirt eine irgendwie beſtehende Welt, er nimmt eine mögliche, leiht ihr aber keine beſtimmten Züge, keine Formen, keine Bedingungen, und ſchildert in radical aufgelöſten Verhältniſſen die natürlichen Zuſtände einer »claſſiſchen Liebe ohne Pfaffen und Contracte«, wie er ſagt. Er verzichtet darauf, die Conflicte einer ſo harmloſen Liebe mit der Welt vor-

Digitized by Google

handener und gebotener Formen zu schildern. — Darum heißen jene Menschen auch nur Prinzen, Grafen, Comtessen, — aber sie sind weder, was sie heißen, noch tragen sie irgendwie das Costüm einer Zeit oder die Bedingungen eines möglichen Daseins an sich. Laube räumt mit der Wirklichkeit auch die Möglichkeit zu gesellschaftlichen Situationen fort. Hüpfende Nymphen, fliegende Bänder, Finkhähne im grünen Walde, die ihre Weibchen girren, flinke Bursche mit einem, weiß der Himmel von welchem Schneider, entnommenen Aristokratenschnitt im Anzuge, das spielt und tändelt liebeluſtig durch einander, scherzt und küßt und sieht in aller Nüchternheit harmlos drein in die blaue Luft. Es ist die unschuldigste Donjuanerie, diese arkadische Schäferei der Liebe, man bekäme Lust zu solcher Grasemückenheiterkeit, wie sie hier in aller Frische harmloser Sinnenhingebung sich ergeht. Es ist vielleicht nur dieselbe Luft, die Voltaire'n anwandelte, auf allen Vieren zu kriechen, als er Rousseau's Schilderung eines naturgemäßen Menschenlebens auf der ersten Stufe paradiesischer Einfalt gelesen. Es liegt in diesem Farbentone des Gemäldes, das uns Laube entwirft, ungemein viel gesunde Natürlichkeit, in dieser baaren Hingebung der Menschen an einander und in ihrer Begabung für sinnliches Glück so gar viel Anmuth und Grazie. Aber wo sind die tieferen, dunkleren Töne, wo sind die Dissonanzen in dieser doch immer verhängnißvollen Musik des Lebens? Wo sind die Schmerzen der Liebe? Wo sind die Conflicte dieser weltverwirrenden Helena? Die Verhältnisse der hier geschilderten Menschen sind conflictlos, weil sie alles Inhaltes entbehren. Und Laube's lyrisch reflectirende Ergüsse sind, trotz seiner Betheuerung, er wolle nicht doctiren, doch nur eine Doctrin der antiken, fesselfreien, ehelosen Liebe. Daß aber der Held der Geschichte schließlich sich zur Monogamie bekennt, indem er, »wenn es ein Frevel gegen die jetzige Gesellschaft ist, solche natürliche Zustände hervorzurufen, diesen Frevel büßen, aber nicht bereuen« wolle, scheint mir eben keine glückliche Accommodation an Zustände der Gegenwart, noch überhaupt ein Schluß. Die Liebe erscheint hier nicht einmal als Leidenschaft, als Aufregung der geheimen Seelenkräfte, da sie keine Welt voller Hindernisse findet, sie ergeht sich ungenirt, sie ist nichts als ein unplombirtes

Digitized by Google

Gliederspiel. Daß eine Gemse der andern den Bart beleckt, ist doch noch keine Liebe. So kommt es, weil alles Ankämpfen, Ringen, Streben fehlt, auch nicht einmal zu Scenen des innigsten Ergusses. Nur daß gegen Romeo und Julie eine Welt des historischen Herkommens und die vorhandenen Mächte des Familienhasses zu Felde ziehen, macht die Tragödie nicht blos möglich, sondern läßt auch die gefährdete Neigung zu einer Flamme der süßesten Leidenschaften aufschlagen, die in ihrer Gluth die Gewähr niß ewiger Dauer hat. So liegt in den Hemmungen, die das Leben bietet, erst recht die Bedingung zur freiesten Entfaltung dessen, was die Seele still und im Geheimen barg. Will der Dichter uns die Freiheit der Liebesneigung zeigen, so stelle er sie mitten in eine vorhandene Welt des Herkommens; aus diesem Widerstreben der freien Natürlichkeit reinster Hingebung gegen die Formen des gegebenen Daseins entwickelt sich dann ein Schauspiel von Bedeutung. Wie der Mensch frei wird, sei das Thema, da es ein Thema der Geschichte der Menschheit selber ist, das Freiwerden ist ein Drama, das Menschen spielen, das Freisein ist, wie gesagt, ein gutgemeintes arkadisches Schäferspiel, das der Geschichte des Individuums eben so fern steht, als der Geschichte des Geschlechts. Der Dichter gebe uns ein Bild, wie die Freiheit jubelt und weint und blutend untergeht, oder wie sie unter Trümmern aufersteht; aber die Trümmer gehören mit zum Schauspiele. Laube schlägt aber die geselligen Zustände nicht erst in Stücke, wie er doch sollte als Dichter, der das Leben in seinem Weben, seiner Qual und seinem Ringen nach neuen Geburten kennt und gibt; er ignorirt die Zustände der Gesellschaftsformen, und verzichtet auf allen Contrast und alle Conflicte. Dies scheint mir das Irrige, das sich in der Composition seiner Novellen verräth. Ihre ganze Anlage ist nicht die rechte. Und der Glaube des Verfassers an eine antike Liebe beruht auf einem Irrthume. Die Hingebung Aller an Alle ist eine Unmöglichkeit, sobald die Liebe mehr ist als ein bloßer Trieb der Sinne. Wenn Ihr die Ehe aufheben wollt, so fragt Euch erst, ob Ihr nicht damit die tiefere Liebe zerstört. Mit der Aufhebung der Ehe wird das Geheimniß der Liebe profanirt. Das Mysterium, daß zwei Naturen, von dem Reize der Gegenseitigkeit durchglüht, sich völlig

Digitized by Google

als Eine erfassen, dies Verhältniß engster Seelenleibeigenheit ist sachlich schon Ehe, und der Rausch der Gemüther sanctionirt sich selbst, wo nur Rausch, Erfassung der tiefsten Natur und geheimste Eintracht entzückter Seelen sich findet. So ist die Ehe schon im Stoffe des Lebens da, und es darf keine alberne Erfindung der Kirche genannt werden, wenn das, was im Leben sich selbst gibt, durch die Form des Sacraments in bewußter Weise zusammengefaßt wird. Eine Liebe, die der Wunsch ewiger Dauer nie durchzittert, die auch im Augenblicke des innigsten Ergusses von den Schauern der Ewigkeit nicht berührt wird, hat weder leiblich noch geistig den Moment der Hingebung verstanden, weil, wo er ganz gefühlt wird, die geheime Lust zu einer unvergänglichen Angehörigkeit sich in ihm regt. In dieser Unsterblichkeitslust einer in der Gegenseitigkeit zweier Naturen bedingten Liebe liegt zugleich die Ausschließlichkeit des Verhältnisses. Wo der Reiz ewiger Angehörung nie gefühlt ist, blieb das Geheimniß der Liebe unerschlossen. In diesem Reize liegt aber das, was wir das Motiv der Ehe nennen. Die Kirche macht keine Ehen, sie gibt blos die Form für den schon an und für sich berechtigten, weil vorhandenen Inhalt, den sich die Natur der Liebe selbst erzeugt. Daß gegen diese Heiligkeit der Ehe die mannigfach beengte Leidenschaft des Menschen ankämpft, macht den bunten Wirrwarr des Daseins, sowie sich denn oft eine Ehe ergibt, die der Form entbehrt, und umgekehrt weit häufiger, da gar keine Ehe der Gemüther ist, wo die ehelichen Formen vorhanden sind. Wo die Form etwas Anderes ist, als der Ausdruck des Inhalts, ist sie jene Lächerlichkeit, welche die vielen Lustspiele im Leben erzeugt. Wie sehr aber auch in unserer Zeit sich für den Umgang der Geschlechter eine größere Elasticität erzeugen mag und muß, je mehr das Weib anfängt, ihre geistige Freiheit zu begreifen, so wird hierdurch noch auf keine Weise die Idee der Ehe aufgehoben, weil sie vielmehr auch ohne Gebot von außen in der engsten Concentration zweier liebenden Gemüther begründet liegt. Sie ist blos deshalb eingesetzt, weil sie da ist, wird geboten, weil sie sich von selbst gestaltet. Und nicht blos bei Menschen, auch bei zarteren Naturen der thierischen Organisation ergibt sich dasselbe Phänomen. Das monogamische Verhältniß ist durchaus ein naturgemäßes,

Digitized by Google

und was man gewiſſermaßen als ein Gebot Gottes ausſpricht, das birgt die Natur in ihrem keuſchen, verſchwiegenen Schooße als die Bedingung für das, was man Liebe nennt. — Laube's Novellen ſind Linien, Umriſſe. Man möchte Inhalt in dieſe Striche bringen, dann käme auch Wahrheit hinein. Den Inhalt aber macht die Welt wie ſie iſt. Der Geiſt kann anticipiren, was noch nicht im Raume der Wirklichkeit Platz gewinnt; aber er kann dieſe Wirklichkeit nicht verläugnen, und er wird, wenn er ein dichteriſcher iſt, den Widerſtreit ſeiner Anticipationen mit dem Vorhandenen zeigen, damit die Fülle des Lebens in ihrem ganzen Proceſſe ſein eigen ſei. Zu allen Zeiten ringt ſich das junge Leben aus einer alten Welt hervor; auch die Gräber und Trümmer, auch die Thränen und Schmerzen gehören zum Gemälde, wenn man ein junges Geſchlecht über ein altes triumphiren läßt. Muß dies der Stoff für unſere Romandichtung werden, ſo iſt hier nicht von Pietät gegen das Alte, ſondern davon die Rede, daß wir uns nicht einbilden mögen, durch Wegläugnung der Gegenſätze dieſe ſchon wirklich überwunden, durch Entleerung und Ernüchterung des Lebensinhaltes ſchon eine neue Form dafür gefunden zu haben.

1837.

Heinrich Laube fängt an, Idyllen zu ſchreiben. Nicht gerade Geßner'ſche, davor ſchämt er ſich noch, hat auch dazu nicht Sentimentalität genug und zu viel muntere Sinnlichkeit. Aber wie das Heimweh ſelbſt Helden weich macht, ſo hat dieſen Autor das Gefühl ſtiller Einfriedigung und die Luſt an gemächlicher Lebensenge überſchlichen. Schon in ſeinen »Reiſenovellen« war die Idylle von Sprottau bezeichnenswerth und machte mit ihrer zahmen Gemächlichkeit einen bedeutenden Abſtich gegen die frühere Keckheit ſeines Griffels, womit er die großen Strömungen des geiſtigen Lebens entweder corrumpirte, oder ſich anzueignen ſuchte, ſofern ſie ihm unbequem oder angemeſſen erſchienen. Durch die Brandung von Ideen, welche der Drang des Jahrhunderts heraufgetrieben, fuhr er, ein Schnellſegler, mit leichtem glücklichen Kiel, man hielt die anfängliche Dreiſtigkeit des Fährmanns beinah für Sicherheit. Darüber belehrte er die Welt gar bald eines Andern. Jetzt ſitzt er hinter der Brandung in einem

Digitized by Google

Fischerhüttchen bei gesottenen Stinten, das hohe Meer interessirt ihn nur, soweit es ihm Stinte bringt und die Musik der Wellen seine Sinne kitzelt. Und die sprottauer Idylle und dieser neueste Roman voller Bürgerglück sind weit genießlicher und ansprechender, als Laube's frühere Novellistik, wo er eine Heerde abstracter Wesen, die er Graf und Fürstin, Baron und Comtesse nannte, cavalièrement zusammentrieb, und sie unter einander ohne Eifersucht und ohne Hahnrei, ohne Pfaffen und Romantik, eine »classische Liebe« aufführen ließ. Jetzt im Gegentheil gemahnt ihn die versteckte, früher geschmähte bürgerliche Creatur in ihm, er heimelt sich ein in die Stille des häuslichen Herdes, und entwirft mit der Zierlichkeit seiner Darstellung die Doctrin von der Nähe des Glücks, von der Bedingung der Enge der Lebenssphäre, von der Beseligung der Gewißheit des harmlosen Besitzes, und ich hoffe, es wird Laube nicht an stofflicher Erfindung fehlen, um eine Reihe moderner Idyllen zu schaffen. Der schweizer Soldat hat sich eine Weile im Kampf und Noth getummelt: nun tönt ihm das Alphorn. Ich finde diese Wandelungen in einer poetischen Natur so wenig staunenswerth, vielmehr so einfach, daß ich sie nicht einmal für neu und ursprünglich halte. Es ist der Niederschlag Goethe'scher Gefühle, der sich nach Verflüchtigung des idealen Fluidums in den »Wanderjahren« geltend machte, der Bodensatz jener Weisheit, nach welcher Philine ihr Sylphidenleben mit der Schneidernath vertauscht, und Alles vom Kothurn herabsteigt, aber nicht um witzig und ironisch zu werden, sondern blos um classisch zu werkeltagen. Wenn Laube wie für Börne's und Heine's Styl, so für den Goethe'schen gleich starke Sympathien in seiner Natur findet, warum soll er nicht auch wieder nach Goethe'schem Maße arbeiten dürfen? Und wenn ihn der Goethe'sche Styl dazu verführt, sich in eitel Gemächlichkeiten einzubetten, so führt das freilich ab von alle dem, wofür die Herzen des Jahrhunderts erglühen, entspringt nicht einmal aus einer tieferen Kenntniß der Goethe'schen Natur; aber es hat auch wieder, wenn nicht sein Gutes, so doch sein Hübsches; es läßt sich dabei auf das enge kleine Leben, auf die winzigen Anläße und Bedingungen des Daseins en détail lauschen, alle die coquetten Niedlichkeiten, an denen sich die Civilisation in Nebenstündchen ergetzt, lassen sich

Digitized by Google

auf diesem Wege zur Beschauung bringen. Da stürmen Laube's alte Freunde auf mich ein und schreien über Abfall, Sinneswechsel, Charakterschwäche! Mir behagt es aber nie, zu sagen: der Mensch ist schwach; die richtigere Weisheit lehrt überall: der Mensch ist schwach, und zumal an einem, der von je die Eitelkeit als die Sonne des Lebens pries, absonderliche Stärke wahrnehmen zu wollen, schien mir ganz thöricht. — Und Ereignisse schlimmer Art machen unzurechnungsfähig. Man sollte nie für eine Persönlichkeit einstehen, selbst für seine eigene kann man es nicht. Wenn sich nur die Sache durchbringt! Persönlichkeiten sind schwach und mögen schwinden. Wenn sich nur die Sache durchbringt und die Heiligkeit der Idee nicht betteln gehen muß bei abgenutzten Persönlichkeiten! Dafür aber sorgt der Gott des Lebens, der Geist der Menschheit. Gedanken sterben nicht, nur die Vertreter wechseln. Wenn nun auch Laube von dem Ideenstoffe seiner Zeit, in dem er sich aufgesogen, abgefallen wäre: was wäre da zu klagen? Mir für meinen Theil wird es leicht, eine Persönlichkeit fahren zu lassen, sobald sie mehr sein will, als Werkzeug der Idee. Und Laube kann nicht viel ablegen und ändern, als den Styl, denn vom Inhalte der Zeit hat er meist nur die Wendung und den Styl, das Kleid, den Schneiderapparat erworben. Es war sein Verdienst und wird es bleiben, sich den Heine'schen Styl erobert, in die Börne'sche Ausdrucksweise sich hineingeschwungen zu haben. Nun versetzt er diese heiße Schärfe der Diction, diesen durchscheinenden Glanz der freien Rede mit Goethe'scher Behäbigkeit und einigem Schmuck diplomatischer Vornehmheit: was ändert das an der Sache? Von den Principien, von den Stoffen des Lebens, vom Geist des Jahrhunderts war eben nicht bei ihm die Rede, er führte den ganzen literarischen Inhalt der neuen Zeit nur auf eine »neue Schreibart.« Principien sind entweder heilig, oder es waltet in ihnen eine dämonische Macht. Von Principien wollte Laube nie etwas wissen, er hatte nur Maximen, Tics, Launen. Diese können gut, hübsch, ritterlich nobel sein, aber sie sind wandelbar. So habe ich die Sache von jeher angesehen; ob ich mich täusche, mag mir die Zukunft sagen. Deshalb konnte ich leicht mit ansehen, wie Laube auf die naivste Weise den Wandel seiner Ansichten, den Übergang seiner Ge-

Digitized by Google

sinnung in der Mitternachtszeitung den Leuten nach und nach zur Schau legte. So nannten es nämlich die ihm früher Befreundeten; ich sah hierin nicht viel mehr als einen Übergang der Stylarten, einen Wechsel des Federschnitts in diesen Anstrengungen augenblicklicher Rathlosigkeit. Wenn ich mich hierin täuschte, so hatte ich wenigstens den Vortheil, weniger erschüttert zu sein, als ich las, wie er von Börne sagte, dies sei der Autor seiner Knabenzeit gewesen, dessen Werke er »auf der Treppe verschlungen,« und wie er gerade mit einer berliner Schönen bei Jagor »aus der Galopade trat,« als er zufällig Börne's Tod vernommen. Ich meine Börne, jenen Börne, dem Laube einst die Sohlen küßte. Wenn ich nun aber bedachte, wie er früher den alten Jahn, den Pflegevater seiner Frühlingsgefühle, verspottete, so nahm' ich mir die Verläugnung Börne's nicht allzu tief zu Herzen; ich nahm das eben für nichts als eine Wendung des Laube'schen Styls.

Inzwischen wer einmal seinen Styl hat, will auch seinen Gegenstand. Kann man nicht die Blitze lenken, um Himmel und Erde zu erschüttern, so kauert man sich Abends in den Stubenwinkel und bläst Kolophonium durch's Licht. Laube schreibt eine moderne Idylle, und mich dünkt, so zu schreiben habe Laube längst erzielt. Hier wird nichts gewagt, kein Gedanke, keine Situation; frühere Keckheit ist verwandelt in zahme Coquetterie. Die Novelle: »das Glück,« ist eine Idylle mitten im Conflict moderner Gesellschaftsmaximen. Sonst zeichnete Laube den Radicalismus des Naturgefühls, nicht als heiße Leidenschaft, nicht als Überschwang des Gefühls, sondern als Blüthe gesunder Sinnlichkeit; jetzt malt er die Coquetterie der Convenienz im Widerstreit mit den Äußerungen der Natur, und weiß beiden ihre kleinen Freuden abzulauschen. Hierbei wäre nur zu wünschen, daß Laube's Muse leiblich weniger dürr aussähe. Diesen magern Leib weiß er aber in graziöse Gewandung zu kleiden, und so tritt uns doch überall ein gewisser Geist der Delicatesse entgegen. Ich möchte nicht sagen: der Geist der Schönheit. Eine Frauenhand z. B. kann schön sein, delicat ist nur die Manschette daran. Diese Art von Schönheit, eine Manschettenschönheit, ist in Laube's Novellistik, und der Held seines »Glücks« ist in der That ein Manschettenheld. Wie

Digitized by Google

Mancher einen geistig überlegenen Menschen in seiner Nähe nicht dulden will, so erträgt Laube auch in seiner Novelle keinen geistig bedeutsamen Helden, er nimmt ein ziemlich beschränktes, fast nichtssagendes, aber anstelliges Subject. Dies ist zum Theil sehr vortheilhaft für den Romandichter; wir sehen dann auf dem Grund und Boden einer durchaus einfachen Seele alle Regungen ungeschminkt, ungehindert und naturgetreu. Von dieser Art ist »Wilhelm Meister,« und der Reiz der Dichtung liegt dann eben darin, diese einfache nüchterne Seele mit dem Inhalt des Lebens, mit dem Glanz der Verhältnisse, mit dem Reichthum der Erfahrungen zu füllen. Dies geschieht nun freilich in Laube's Novelle sehr mäßig. Nicht blos sein Gustav, der Held, auch andere Figuren sind sehr dünn, beinahe fade; aber durch die lebendige, rasch wechselnde Stellung zu einander werden sie interessant. Ich glaube, die Novelle sollte erst das Geld heißen, nicht das Glück. Hierum dreht sich die innere Katastrophe. Der Held ist lange unglücklich, als er Geld hat; erst als das äußere Glück ihn verläßt, beginnt sein inneres, ein selbstgeschaffenes. Daß so das Glück nur Product der Persönlichkeit, daß Jeder sein Glück sich machen müsse, ist der hübsche Faden, der sich durch die Reihe von Erlebnissen schlingt. Dem nüchternen Kaufmannssohne tritt in der Zeit seines Wohllebens Wlaska entgegen, ein Frauenbild von excentrischer Romantik. Figuren solcher Art wollen Duft und Musik athmen, dafür ist Laube's Styl nicht, er gibt blos flüchtige Skizzen zu plastischen Gruppen. Ihr späterer tragischer Ausgang auf der Bühne ist fast so trocken wie ein Zeitungsereigniß gemeldet. Fertiger sind andere Frauencharaktere gezeichnet, an denen mehr Toilette und Decoration ist. Sehr hübsch ist die Coquetterie zwischen Gustav und einer reichen Kaufmannstochter. Gustav glaubt sie aufgeben zu müssen, weil seine äußern Verhältnisse plötzlich zerrüttet sind. Angelique ist anfangs stärker, aber sie ergibt sich darein. Gustav verzagt beim Sturze seines äußern Glückes auch an dem Glücke seiner Neigung, die Convenienz tyrannisirt ihn und er läuft in die große Welt, sieht Wien, Berlin, Paris. Die Einwirkung der drei Städte auf ein so beschaffenes Gemüth ist nur sehr oberflächlich geschildert, der Novellendichter ließ die glückliche Gelegenheit aus den Händen, eine bestimmt affectirte

Digitized by Google

Persönlichkeit dem Residenzleben gegenüber festzuhalten; die Novelle ist hier nur wie ein Brouillon. Sehr anmuthig ist dagegen die pariser Grisette gezeichnet in der Lieblichkeit des schönen, harmlosen Leichtsinns. Gustav aber findet nirgend sein Glück. Endlich steht er am Rande der Gefahr, von der Möglichkeit zum Existiren fast abgeschnitten. Ein lustiger Kumpan drängt ihn, Schauspieler zu werden. In dieser Sphäre reizt uns Toni, das wildlustige Aristokratenmädchen, die ihre Familienstellung auf eine Zeitlang mit dem Komödiantenleben vertauscht, wo sie für die Entwickelung ihrer Persönlichkeit mehr Freiheit findet. Bei der Darstellung des Regisseurs Müller und des saloppen Schauspielertrödels überkommt dem Autor ein kleiner angenehmer Satyr, der aber nur schüchtern auftaucht. Gustav sieht sich endlich von einer ihm überlegenen Person auf eine Canzlistenstelle und den Besitz einer kindlich harmlosen Drechslerstochter verwiesen. So findet er das Glück in der Begrenzung seines Wesens, in der Arbeitsamkeit für ein bestimmtes enges Dasein, und die moderne Idylle schließt sich nett und sauber ab. Ich glaube nicht, daß ich den Werth des Productes verkenne, seine Eigenthümlichkeit besteht in der Kunst, zu zeigen, wie dünn der Faden ist, der uns an Glück und Leben bindet. Daher die Ausmalerei all der kleinen Flüchtigkeiten, die uns halten und lösen. Nichts Großes, nichts Straffes, weder in den Charakteren noch in den Ereignissen, lauter Münze, aber hübsch geprägte, blanke Silbermünze. Der Ehekatechismus, der am Ende des Buches eingeflochten wird, gibt eine Menge Maßregeln, zum Theil gute, zum Theil lächerliche, aus denen nichts anders hervorgeht als die zweifelhafte Kunst, das eheliche Leben zu einer diplomatischen Spielerei zu erniedrigen.

1838.

Laube schreibt seine »Reisenovellen« weiter. Es ist das ein Buch, das sich mit Grazie ad infinitum fortschreiben und mit großem Appetit fortlesen läßt. Die frische Gesundheit in Auffassung der erscheinenden Welt ermüdet Niemand und ist selbst unermüdlich. Laube führt uns nun in Wien umher, und Wien ist zum Theil seine Welt, denn es ist eine kindlich sinnliche.

Digitized by Google

Alles was er übersieht und beherrscht, schildert er glücklich. Er übersieht und beherrscht nur weniger als er glaubt. Hier in der Kaiserstadt löst sich ihm die Welt ganz auf in bequeme Vergnüglichkeit. Er redet's den Leuten vielfach ein, hinter aller Größe des Gedankens, hinter aller Tiefe des Gefühls stecke doch als das eigentlich Wahre nur die einfach heitere Lust am Dasein. So wie er von Petrarca meint, er sei in Vaucluse doch wohl auch ein ganz fideler Kerl gewesen und habe sich die schmachtende Sehnsucht seiner Lieder nur hergebrachter Weise schematisirt, so läßt er sich's in Wien auch einreden, der Mozart sei ein sinnlich derber Mensch gewesen, der ohne alle Kopfhängerei täglich seine Partie Kegel schob. Es liegt in diesem Glauben, das Große komme ungesehen über Nacht, viel naive Kindlichkeit, aber verhilft nicht zum vollen Verständniß menschlicher Größe. Es ist überhaupt an Laube eine Eigenthümlichkeit, daß er in seiner Entwickelung die Jünglingsepoche übersprang, blos aus Instinct, weil sich in jener so viel des Krankhaften zu regen pflegt, und seine Natur sich durchaus nach Gesundheit sehnte. Laube steht in seinen besten Stunden auf den Stufen der Kindlichkeit; er hat nichts Jünglingshaftes an sich, er ist Kind mit etwas schnurrbärtiger Mannheit. Darum ist das Beste, was er schrieb, die Heimathsscene im vierten Bande der Reisenovellen, wo Laube's Heinrich nach Sprottau kommt und eine harmlos witzige Krähwinkeliade vom Pfingstfeste berichtet. Jene beflügelten Jünglingsmenschen, Naturen, wo der Geist den Leib rasch verzehrte, wie Mozart, oder die Seele den Körper für immer überflügelte und niederhielt, wie Jean Paul, oder gar jene Charfreitagsmenschen wie Raffael, alle solche Naturen sollte er nicht antasten. In Wien faßt er beinahe allzubreiten Fuß, er wird nicht müde, über Soldaten und Mädchen, Essen und Moden, und den wiener Accent zu reden. Er ist im Stande und schreibt seitenlang, ob Cavaliere sich den Rock ausziehen oder nicht, ob man im Stephan mit Glacéhandschuhen beten könne oder nicht, und die Schilderung seiner eleganten Positur auf einem erbärmlichen Zeiselwagen macht ihm viel Gaudium. Von Menschen zeichnet er Figuren der sinnlichen Welt mit dem sichersten Tacte, Phänomene des Geistes nur, in wie weit ihr Boden unter ihm liegt. Wo

Digitized by Google

er geistige Überlegenheit wittert, wird er kleinlaut oder mißgestimmt. Von Geistern über ihm hat er nur zu denen eine Neigung, von denen er lernte und nachahmte, wie Goethe. Seine Lust an Menschen ist auf Reisen groß genug, obschon er sich nur zumeist daran weidet, ihr Habit zu zeichnen. Er macht gern Besuche, wenn es auch nicht aus Hingebung des Gemüthes, nicht aus speculativer Lust, einer Erscheinung die tieferen Seelentöne abzulauschen, geschieht. Er faßt die Zustände des Individuums von außen nach innen mit ungenirter Dreistigkeit auf, berichtet dann munter und ohne Falsch, gibt aber statt des letzten Pinselstrichs einen Hieb mit der Reitgerte. Auch das ist nicht bös gemeint, auch der Kobold in ihm ist kindlich. Karoline Pichler, Kurländer, Grillparzer sind Menschen, die er übersieht; er schildert sie gut. Eine Gestalt wie Zacharias Werner bildet blos eine hieroglyphische Figur für ihn, über Beethoven weiß er nichts beizubringen; aber er schildert Kanne neben ihm, die Seitencoulisse zu Beethoven. Wäre Laube Franzose, so genügte sein Esprit und die Anmuth seiner Schreibart. Daß ich von geistiger Schönheit einen andern Begriff habe, hindert nicht, seine sinnliche Grazie und die Frische seiner Natürlichkeit anzuerkennen. Seelenschönheit kennt er nicht, er erkennt sie auch nicht. Somit hat das Novellistische in ihm nie eine tiefere Folie. Die Gestalten Johanna, Maria, Florentin, die durch diese Reisegemälde schwanken, sind dürftig genug. Vortrefflich zeichnet er aber die beiden polnischen Figuren auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden. Hier überkommt ihn sein schönes Gefühl für Völkerweh. Möchte ihn dies im geistigen Zusammenhange mit den Richtungen seiner Zeit erhalten!

Die kleine Broschüre »Görres und Athanasius« (Leipzig bei Köhler) hat wohl Laube zum Verfasser. — Warum versteckt er sich? Will er es nicht ganz Wort haben mit der unumschränkt ausgesprochenen Ansicht, die weltliche Heiligkeit des militairischen Protestantismus sei den Bedürfnissen des fortschreitenden Jahrhunderts förderlicher als das schwüle Himmelreich des katholischen Priesterthums? In einer früheren anonymen Schrift über die französische Revolution lag, wenn mir recht ist, eine starke Beleidigung gegen den Geist der Zeit ausgesprochen. Nicht in dieser über Görres. Mit ihrem Inhalt ist nicht zurückzuhalten.

Digitized by Google

Auch ist jeder Zoll daran, jede Sylbe im Ausdruck, Laube, und zwar Laube in seiner besten Verfassung. Der frische, kurzangebundene Styl, die leichtgeschürzte Taille und das flatternde Haar der Diction, auch die Logik, die hier und da wie eine Gemse springt, kurz, die bekannte leichte Reiterei und das Tirailleurfeuer, womit Laube in seiner ersten Zeit in's Feld rückte, das tritt hier erkennbar genug hervor. In Bezug auf den Stand der Interessen kommt die Schrift etwas zu spät. Sie hätte die erste sein sollen. Sie erledigt nichts, sie ficht nichts durch, sie ruft blos auf. Gerade das ist Laube's Amt, wenn er sich wahr, seiner Natur gemäß, gibt. Er läuft durch die belebte Volksmenge auf den Markt und schreit Lärm. Diese Behendigkeit der Rede ist recht dazu gemacht, in Zeiten, wo etwas geschieht und die Woge des Lebens Tag für Tag Neues heranspühlt, auf dem Platze zu sein. »Rom will uns fangen!« ruft Laube hier. Seine ganze Schrift ist ein: Halloh, deutsche Kunst und Wissenschaft! mache dich auf, versinke nicht in Schlaf, laß deine Waffen nicht ruhen, denn es ist um dich geschehen, wenn du dein Werk, die Völker zu erleuchten, lässig betreibst!

1840.

Laube hat seine »deutsche Literaturgeschichte« *) durch »französische Luftschlösser« wieder gut machen wollen. Er hat sich mit diesen ein neues Genre Reisebeschreibungen und eine eigene Historiographie erfunden. Seinen frühern Novellen fehlt die Fülle des Inhalts, sie gaben Cartons, wo der Roman Ölbild sein soll. Wir kennen seine Schilderungen deutscher Landschaft, wie seine »Reisenovellen« sie lieferten; aber Deutschland ist für seinen Pinsel nicht fertig, fest und plastisch genug. Seine Historiographie zog ich mindestens auf dem Felde deutscher Literaturgeschichte in Zweifel. Frankreich mußte der Stoff werden, an dem sich alle Kräfte seines Talentes vollständig entwickelten. Daß er seinen Stoff finde, ist für den Autor das entscheidendste Ereigniß; mit seinem Stoffe findet er auch seine Form. Auch seinen Styl; Laube's Diction ist hier frei, keck, glänzend, graziös; der Inhalt ist eben hier ein voller, und der Schöpfungstrieb

*) Siehe den Artikel über Gervinus und Laube.

Digitized by Google

bleibt in der Sache, wirft sich nicht auf die Form, um durch allerlei Scharwenzel von Coquetterien über die Nüchternheit des Inhalts zu täuschen.

Es ist eine Geschichte Frankreichs, was uns hier in einzelnen Scenen geboten wird, die Geschichte dreier Jahrhunderte, von Franz dem Ersten, in welchem Laube seinen ritterlichen Liebling feiert, bis zum vierzehnten Ludwig, der das Sultanat zu Versailles vollendete. Der Form nach ist dies Geschichtswerk eine Wanderung von Lustschloß zu Lustschloß. An die Romantik der Jagdschlösser knüpft sich die Geschichte der alten Könige, und in der Geistesart der Könige liegt die alte Geschichte Frankreichs bedingt. Zugleich entwickelt Laube die Natur der Provinz, aus welcher der große Proceß der französischen Nationalgestaltung zu neuer Wendung Kraft entlieh. Und indem er die Charaktere der Fürsten, jeden auf dem ihm eigenen Boden, jeden in der von ihm selbst hervorgerufenen Schöpfung erfaßt, liefert er zugleich novellistische Scenen voll frischer Munterkeit und plastischer Abrundung. So schlingt sich in dem Buche eine dreifache Leistung glücklich durch einander; es schildert uns Land und Volk, und führt uns in den Hofscenen, in den Liebesintriguen der Könige, in der Stellung der Figuren, die sich um die Krone drängen, die historischen Wendepuncte in der Geschichte Frankreichs vor. Laube's Darstellung ist hier reich an glänzenden Einzelnheiten, an scharfen, kurzen Blicken in's Centrum der Sache, durch ein glückliches Erfassen der sinnlichen Erscheinung trifft er hier nicht selten die Seele des Inhalts. So betritt er jedes Lustschloß der französischen Könige, mit dem Vorgefühl, in dessen Structur liege die Geschichte seiner Bewohner. Er beginnt mit einer Wanderung durch Paris. Fontainebleau ist die erste Ausflucht. Dieses Schloß ist ein Gemisch von gothischer Renaissance- und moderner Bauart, ein Engländer nannte es ein Rendezvous von Palästen, Franz I., Heinrich IV., Ludwig XIV. haben daran gebaut. Napoleon lieferte hier die letzte große Scene seines Lebens. Somit beginnt Laube schon mit dem Schlußstein französischer Größe, er macht uns die Abdankungsscene des Kaisers mit den begleitenden Umständen zu frischer Gegenwart. Er führt uns dann nach den Ufern der Charente, an die Wiege des ritterlichen Franz. Die Entwicke-

Digitized by Google

lung dieses Helden ist sehr gelungen. Wir sehen die Elemente dieses Naturells zur Person werden. Wir erleben seine Abenteuer als König und als Cavalier, folgen ihm nach Italien, in die spanische Gefangenschaft, belauschen in der Bretagne auf Chateaubriand seine Geliebte, confrontiren ihn mit Karl dem Fünften, den Künstler seines Jahrhunderts mit dem Politiker jener Zeit, machen alle seine Freuden auf Schloß Chambord mit, und sättigen uns an der ganzen Lebensluft dieses nicht großen, aber liebenswürdigen Menschen. Diese Wirkung selbsteigener Erlebnisse, wie sie Laube's Darstellung hier erreicht, würde uns für seinen novellistischen Beruf Bürgschaft geben, wenn wir für seinen Inhalt bürgen könnten. Er stößt nur zufällig auf den ihm gemäßen. Seine Literaturgeschichte in vier Bänden beweist, daß auch wo er an Gedanken bankerott ist, Laube mit seinem formellen Schön- und Wichtigthun sich noch immer den Schein von Leben zu geben weiß.

Der erste Band der »Lustschlösser« enthält die historische Novelle: »Franz der Erste.« Der zweite führt uns nach der Normandie. Dort liegt Schloß Eu, auf welchem das gigantische Geschlecht der Guisen hauste. Auch Schloß Chenonceau am Flusse Cher betreten wir. Heinrich der Zweite, seine berühmte Diana und seine Mutter Katharina von Medicis spielen das Drama der französischen Königsgeschichte weiter. Es ist reich an Lustspielscenen, reich an grauser Gewaltthat; in Katharinens Händen bleibt es ein großes Intriguenstück, die Religion hängt nur die Fahnen aus zur blutigen Bartholomäusnacht. Laube führt die Geschichte bis zu diesem Gipfelpunct, und läßt sie dann fallen, um Frankreichs unerschöpfte Kräfte von neuer Seite her in's Feld zu stellen; er gibt nur die Vorbereitungen zur großen Scene, macht sie möglich, aber erledigt die Historie nicht. Es ist zu bedauern, daß seine Feder vor großen Stoffen zurückschreckt. Dagegen führt er eine kleine Katastrophe fertig aus; er führt uns nach Schloß Blois, wo Heinrich der Dritte, um sich der Guisen mit einem Schlage zu entledigen, den Balafré ermorden läßt. Mit dem Sturze des mächtigen lotharingischen Geschlechts schien sich der Norden Frankreichs unter den Valois erschöpft zu haben; Laube wendet sich mit der Geschichte dem Süden zu. Wir wandern durch die Vendée, besuchen

Digitized by Google

Auvergne mit dem französischen Schöppenstädt, Guienne, die Küstenländer, Gascogne. Laube gibt eine Erzählung seiner Gebirgswanderung in den Pyrenäen, eine Schilderung des Thales Andarre, um dann auf Schloß Pau, an der Wiege des bearner Heinrich, Halt zu machen. Die Schlösser Eu und Pau geben im zweiten Bande die Hauptstationen, wie Fontainebleau und Chambord, als die Sitze Franz des Ersten, im ersten Bande die Ruhepuncte für die Scenerie der französischen Geschichte abgaben. Heinrich IV. ist ebenfalls sicher und fest gezeichnet, obwohl die Darstellung gegen Ende, wo sie sich dem großen Coup nähert, flüchtiger wird, während sie sich über geringere Partien, über alle Historie, die sich mit der Schleppe der Maitressenwirthschaft charakterisiren läßt, ausführlicher verbreitet. Freilich ist es ein besonderer Reiz, schon in den lustig frivolen Abenteuern des französischen Unterrocks den Ruin der alten Königsherrschaft zu wittern. Auch ein Boccaccio hätte Beruf, französische Geschichten, wenn auch nicht französische Geschichte, zu schreiben. Die Wirkung solcher Feder in diesem Stoffe müßte tragikomisch sein. Laube gibt hier keine Satyre; er gefällt sich in der Welt dieser Eitelkeiten. Wo sie zur Verruchtheit werden, legt er den Griffel wieder bei Seite. Die Geschichte der großen Revolution, wo die Ideen Person werden wollen, und schmerzlich und krampfhaft nach Wirklichkeit ringen, diese Geschichte wäre für die Feder eines Tacitus. Diese Epoche der französischen Geschichte, eine Epoche der Menschheit selber, ließ Laube ebenfalls liegen, er gab nur die Geschichte der königlichen Freuden und Leiden. Wo das Volk handelnde Person wird, der Chor in der Tragödie die Heldenrolle zu spielen beginnt, dies Drama auf französischem Boden, verlangt eine andere Feder.

Im dritten Bande macht er uns endlich in Versailles heimisch, in dem großen Freudencentrum des alten Europa, das, mitten in einem Kranz von Lustschlössern, der Schauplatz der Vollendung dessen wurde, was die Arbeit von Jahrhunderten mühsam herangeschleppt. Ludwig der Vierzehnte vollendete das Werk Richelieu's, das Werk der großen Centralisation; in Versailles wurde das Sultanat eines modernen Königthums fertig. Kurz zuvor führt uns der Kampf gegen die Frondeurs des

Digitized by Google

Südostens nach Burgund, Dauphinée, Provence, und somit erhält denn auch die Schilderung französischer Landschaft ihren Abschluß. Jene Centralisation Frankreichs in Versailles und in der Person Ludwig's wurde ein fertiges System, aber ein historisch geordnetes, aus Bedürfniß naturwüchsig entstandenes. Laube macht hier als Historiker den Versuch zum Lobredner; er sucht in jenem Ludwig den Menschen herauszufinden und zu retten, wenigstens zu erklären. Auch machen wir natürlich mit Vergnügen die Bekanntschaft der La Vallière, der Montespan, der Maintenon. Laube behandelt diese Weiber ziemlich dreist, aber ohne ihnen weh zu thun.

Das Schlußcapitel des Buches gibt uns Laube's Besuch in Algier, etwas breit und in's Flache hingeschrieben. Die Kaschba, das ehemalige Schloß des Dei's, wurde Veranlassung, diesen Artikel den »Luftschlössern« anzufügen. Die Wanderung durch Algier, eine Jagd, ein Besuch weiblicherseits in einem Harem sind sehr ansprechend, obwohl die Ausbeute nicht reichlich ist. Laube's Darstellung ist nicht ohne Mignon denkbar; die Maitressen der französischen Könige werden hier in Algier vom Kameele ersetzt, das hier eine hübsche Schilderung erlebt.

1842.

Laube ist mit seinen Stoffen nie wählerisch. Er erzählte jetzt in einer Novelle, wie es scheint nach speciellen Familienpapieren, das Geschick der Herren von Bandomir in Curland. Das erste der beiden Bändchen ergibt sich uns als Einleitung, eine kühle Vorbereitung, bevor der Stoff, langsam gerieben, Funken gibt. Wir brauchen für die Novellistik auf fremdem Boden allerdings Terrainkenntniß, nur bringt sie sich nicht zum besten an den Mann durch absichtlich abgehandelte Geographie. Diese abstracte Darlegung jedoch eingeräumt, haben wir dann freilich an Laube's scharfen und raschen Blicken, womit er Form, Physiognomie und äußere Structur von Volk und Land zu fassen weiß, den lebendigsten Statistiker. Nur ist es mühsam, wo man warmes Menschenleben erwartet, sich erst in Feld und Haide nach Commando orientiren zu lassen. Man muß, däucht mir, dem Leser unversehens und unmerklicher beispringen. Auch die

Digitized by Google

Geschichte des älteren Bandomir ist nur ein Vorläufer. Bandomir, der Vater, ist in Curland eingewandert, hat auf Seiten der Schweden gefochten, ist dem zwölften Karl bis nach Bender gefolgt. Kann hier nicht schon die Novelle beginnen? Allerdings; wenn nämlich die Darstellung sich nicht scheut, große historische Gestalten und Situationen zu erfassen. Wie aber Laube's Helden im »jungen Europa« müssig und sich selbst bespiegelnd um den Schlund der polnischen Revolution herumschleichen, so wird die Geschichte des ältern Bandomir zur Zeit des schwedischen Karl nur als flüchtige Crayonzeichnung hingeworfen. Doch bescheiden wir uns; aller Tadel, den die Kritik erhebt, kann ohne dies nur den Zweck haben, sich im Autor zurecht zu finden. Der Autor kann uns bändelang durch vorbereitende Einleitung schleppen, wir müssen ihm folgen, wenn wir nur endlich wissen, was er gewollt, wo er seine Darstellung zu accentuiren, seine Farben und Linien zu vertiefen gewußt. Die anhaltende Beleuchtung curländischer Landjunker mit ihren Pferden und Hunden kann nicht füglich eigenthümliches Thema sein, ist in solcher Ausdehnung nur Liebhaberei; seinem Werthe nach kann dergleichen nur als Decoration gelten. Zwei Drittheil der Laube'schen Novelle sind Decoration; auch die Verhältnisse des Adels zum Herzog von Curland, der auswärts in Danzig haust, füllen nur den Hintergrund zum Bilde, und das Auftreten des Grafen Moritz von Sachsen, der als Natursohn König August's und in Aussicht auf die Hand der russischen Anna nach dem Herzoghut trachtet, alles das ist eben auch nur wie leichte Federzeichnung hingeworfen. Die Elemente der ganzen Novelle sind lose und locker, die Figuren kühl und gleichgültig neben einander gestellt, bis der Stoff sie zwingt sich lebhafter zu erfassen. Und dies geschieht denn handgreiflich, eine interessante Prügelscene eröffnet das warme Interesse. Nicht aber diese curländischen Edelleute nur, sämmtliche Laube'sche Helden sind muntere Haudegen, ein Gemisch von Vagabond und Genie. In ihrer kecken Munterkeit sind sie für novellistische Abenteuer ganz glückliche Creaturen, aber ohne weitere geistige oder stoffliche Nachhaltigkeit bringen sie es nur zu wenigen, sinnlich interessanten Momenten, in denen sich ihr Wesen rasch zusammenfaßt, und ihr ganzer Fond erschöpft. In diesen einzelnen glücklichen

Digitized by Google

Momenten ist Laube Poet; die schildernde und herumhaschende Beschreibung drängt sich dann bei ihm zu einer vollen, plastischen Scene zusammen, wo er in der Frische des regen Blutes, die ihm eigen ist, ein spannendes, in sich festes, geistig motivirtes und äußerlich abgerundetes Bild liefert. Diese Momente sind in der curischen Erzählung folgende zwei. Stanislaus, einer der jüngern Bandomire, liebt die Tochter seines Feindes, des alten Knorre. Sie soll einem Freunde ihres Hauses angetraut werden. Die Bandomire sind verfolgt und gehaßt vom ganzen Anhang der mächtigen Familie. Da geht der Bandomir dreist zur Stadt, tritt in die Kirche ruhig hin, läßt den Prediger sich ausreden und holt dann die zitternde Braut mit kecker Faust aus dem Kirchenstuhle hervor, nimmt seine Beute Angesichts der versammelten Menge rasch unter den Arm und hat die Thür erreicht, ehe der lähmende Schreck von den Staunenden abläßt. Als die ganze Schaar ihm nachstürzt und die Kirchthür aufreißt, stehen draußen die Jäger Bandomir's im Halbkreise mit gespannten Feuerröhren fertig. Auch bleibt nun das Feuer des Interesses, einmal geschürt, im Gange. Stanislaus Bandomir verbollwerkt sich mit seinem Weibe in Brügge, seinem Schlosse. Der Kirchenräuber wird belagert. Nach einem nächtlichen Überfalle, der abgeschlagen wird, fällt das Schloß durch Verrath in die Hände der Knorre'schen Partei. Stanislaus flüchtet sich mit Hedwig in einen Erdgang und sinkt todt über die Leichen, die zuvor von seiner Hand fielen. Seinem Mörder jagt das bisher furchtsame Weib, das plötzlich im heißen Augenblick Löwenmuth und Löwenkraft entwickelt, das Schwert durch's Herz. Sie büßt den jähen Aufschwung ihrer Lebensgeister mit stillem Wahnsinn, dem sie für immer anheimfällt. — So arm Laube für seine Figuren an innerem Leben ist, so glücklich und instinctartig sicher ist er in Darstellung äußerer Handlungen und Ereignisse. Um so mehr, glaub' ich, sollte seine Novellistik, wo sie nicht erfinden kann, sich großer historischer Stoffe bemächtigen. Äußerer Reichthum, wie ihn die Historie liefert, ist schon hinreichend und füllt, auch da, wo einem Stoffe die innere Bedeutsamkeit fehlt.

Digitized by Google

17.

Karl Gutzkow.

1835.

Gutzkow hat eine Tragödie, »Nero«, und einen Roman aus der nächsten Gegenwart, »Wally, die Zweiflerin«, geschrieben. Gutzkow greift in den verschiedensten Sphären umher, er sucht sich bald da, bald dort sein Feld, wo er mit der Brennfackel seines Grimmes gegen Todtes und Lebendiges umhertobt; er ist ein speiender Vulkan, der sich auf verschiedenen Stellen seinen Krater sucht, um zu verwüsten. Alle revolutionairen Naturen haben etwas Vulkanisches, aber Gutzkow's Flammen sind kalt, seine Lava unbrauchbar. Sein Werk ist nicht Haß, der Haß ist noch poetisch; sein Geschäft heißt: kalte Verachtung. Dies spricht sich in den beiden Büchern aus, so verschiedenartig sie sonst sein mögen. Nero ist grausam aus Wollust, wollüstig aus Grausamkeit, er mordet aus Plaisir, spielt Komödie, blos um die Welt zu höhnen. Gutzkow hat sich in dies Gehäuse menschlicher Abnormität ganz verliebt und verloren, er schwelgt förmlich in jener Verthierung und Verteufelung des Menschen, wie sie uns die römische Kaiserzeit als die Ausgeburt eines Wahnsinns hinstellt. An den metaphysischen Klügeleien Nero's hat er ein eigenthümliches Gelüst; er ist selbst productiv hierin und überrascht durch die schaurige Wachsamkeit seines Selbstbewußtseins. Er hat, wie Nero, sein Held, entweder die Ausbrüche wilder Leidenschaft schon hinter sich, und dann ist jene Kälte Entnervung, oder, was ich noch eher glauben möchte, Abstraction und Sophistik haben, als die Vampyre der Zeit, ihn

Digitized by Google

ausgehöhlt. So geben uns Nero's wahnwitzig grübelnde Selbstgespräche eine eiskalte Hölle, und eine kalte Hölle ist allerdings neu. Und Gutzkow gefällt sich wohl in diesem Elemente. Auf dies Wohlgefallen läßt nicht blos die Redseligkeit des Helden, den sich Gutzkow wählte, sondern auch der fast emsige Fleiß, womit das ganze Drama in sprachlicher Hinsicht ausgearbeitet ist, schließen. Zu den besonders hervorstechenden Scenen gehört unter andern die in der römischen Akademie, wo jede der damaligen Philosophenschulen ihre sterile Weisheit auskramt. Der Verfasser bezweckte hier eine recht ausführliche Parodie auf die scholastische Dialektik des Philosophirens, allein die unerquickliche Dürre und Breite der Durchführung ist ermüdend. Eine andere bemerkenswerthe Scene ist die, wo Seneca den Kaiser auf seinen nächtlichen Spaziergängen begleitet; die Philosophie trägt hier der Wollust die Leiter zum Hühnerstalle nach. Endlich ist die Scene, wo Nero's Geliebte, Popäa, ihren Papagei, und Nero sie selbst erwürgt, das exquisiteste Bild der thierischen Begier, die den Gegenstand der Lust ermordet, und sich an den Zuckungen des Sterbenden weidet.

In der »Wally« hat sich die Zerstörungslust auf die Elemente des modernen Gedankenlebens geworfen. Man findet eine kecke Enthüllung der Charlatanerie, welche die Zeit mit romantischen Gefühlen und religiösen Stimmungen treibt. Aus des Verfassers Empörungslust gegen die Tyrannei der geselligen Formen des modernen Lebens hoffte ich einen wirklichen Roman hervorgehen zu sehen. Wally ist eine geistreiche Coquette mit romantischen Einfällen über Gott und Welt. Cäsar ist der ganze Gutzkow. Er hat »einen ganzen Friedhof todter Gedanken, herrlicher Ideen, an die er einst glaubte, hinter sich; ein gefühlloser Skeptiker, der mit Begriffsschatten, mit gewesenem Enthusiasmus rechnet.« Er ist ein Mensch, der handeln müßte, aber die versagte Thätigkeit macht ihn zum Verwüster an den heiligsten Interessen des Denkens. Das ist Gutzkow's ganzes Unglück. Dieses innere Unglück ist ein Gegenstand tiefster Beachtung. — Ich kann alle Ausgeburten einer taktlosen Reckenhaftigkeit gleichgültig abweisen, aber es erschüttert mich, wenn ich die Quellen einer wirren Mühsal auffinde. Gutzkow ist

Digitized by Google

über den Fluch der Thatenlosigkeit seiner selbst und seiner Zeitgenossen ergrimmt. Die Hamletsschwermuth der Zeit hat sich bei ihm in Wuth und Raserei umgesetzt, für die, wenn der Moment der aufschießenden Hitze vorüber ist, nichts weiter übrig bleibt, als das abgestumpfte, erlahmte Gefühl kalter Geringschätzung. Darum die jähe Hast seiner Expectorationen, dicht neben der kühlsten Mattigkeit seiner unfruchtbaren Abstraction, deren farblose Bläße nur Unkundige für Festigkeit des Charakters halten können. Nicht die Zerrissenheit, sondern die kalte Berechnung mit den ausgetobten Schmerzen ist bedenklich. Nicht die Verirrungen der Leidenschaft sind häßlich, sondern das selbstmörderische Gefühl der abgestandenen Leerheit. Gutzkow's Schrift ist ein Product dieser Stimmung, das macht sie widerwärtig und schwächlich. Die wüthendste Verzweiflung ist Poesie gegen kalten Geifer; in jener ist eine Krisis, in dieser seelenlose Menschenverachtung. Der Anhang des Buches enthält eine der Übertreibung wegen verunglückte Parodie des Christenthums, in welcher der Verfasser die Miene des Verwunderns darüber annimmt, wie »eine kleine Anekdote,« die Erscheinung Christi nämlich, so welthistorisch werden konnte. Hier wird der Witz wider Willen komisch. Das Paradoxe kommt der Wahrheit sehr nahe; der Unsinn aber nie. Die Zugeständnisse, die im Verlaufe der Abhandlung dem Christenthume gemacht werden, heben aber die Polemik wieder aus dem Sattel. — Man hält diese Ansichten für gefährlich, weil man sie für aufrichtig nimmt. Mir erscheinen sie nicht so.

Die Ankündigung der »Deutschen Revüe« (bei Löwenthal in Mannheim) gibt Hoffnung und Zuversicht zum Besten der deutschen Interessen. Wienbarg's Einfluß wird sich heilbringend äußern, selbst wenn er nicht so productiv wie Gutzkow's Schnellkraft sich geltend machen sollte. Wir sehen hier ein Verhältniß, wie in der königl. preußischen Freiheitsperiode von 1813 bis 1815 zwischen Gneisenau und Blücher. Jener lenkte mit der stillbesonnenen Kraft der Intelligenz, dieser mit dem Vorwärtsschwunge seines Armes; jener war der Kopf, dieser der Haudegen. Daß nur Gutzkow bei seinem Jählingseifer sich vor Schlappen hütet, an denen Wienbarg unschuldig wäre.

Digitized by Google

1837.

Was Aristoteles für das Mittelalter war, Mittelpunct aller Discussionen, scheint für die literarische Gegenwart noch immer Goethe sein zu müssen, zumal für Köpfe, die sich aus theoretischen Orientirungen über die Stellung zur Zeit ihre Praxis machen. Wenn mir recht ist, gibt Gutzkow in seiner Schrift über »Goethe im Wendepuncte zweier Jahrhunderte« selbst den Hinweis auf die scholastischen Debatten des Mittelalters. Mit dieser Schrift, die der Verfasser freiwillig der preußischen Censur unterbreitete, will er altes und neues Deutschland mit einander verknüpfen, wie es scheint, will mit Goethe eine Brücke schlagen, um über die Kluft hinwegzukommen, die der Staat zwischen sich und der deutschen Jugend durch polizeiliches Dreinschlagen aufriß. Gutzkow gibt hier keine, ohnedies schon oft ausgeführte Anatomie von Goethe's Werken, seine Betrachtung bleibt an dem Kern der Persönlichkeit haften. Wie wir auch über Goethe's ausgelebte Ideenkreise denken mögen, die Praktik des Mannes wird uns Spätlingen immerdar als ein Ideal erscheinen, das sich inmitten der seltsamsten deutschen Wirklichkeit zur Erscheinung brachte. Gutzkow's Schrift ist eine kritische Darlegung des Genies, das von anregenden und hemmenden Situationen bedrückt, trotz der damaligen Zustände ein dichterisches wurde, und den theils vernichtenden, theils in's Ungesunde und Abstracte auflösenden Gewalten seiner Zeit überall zu entschlüpfen wußte. Die gesunde Naivetät, das Harmlosunbewußte in Goethe's Naturell, diese eigentlichen Kennzeichen des Genies, finden wir hier als das vorzugsweise belebende Princip seines ganzen Daseins und Schaffens herausgestellt und beleuchtet. Der dritte Abschnitt betrachtet Goethe als das Product europäischer Weltzustände, als das Ergebniß der in einander webenden Gedanken der modernen Zeit. Hier greift dann die Darstellung nach Frankreich und England hinüber, um den Dichter unter den Gesichtspunct aller jener Anlässe zu bringen, die sein inneres Wesen bestimmen halfen. Wenn Goethe selbst in seinem Spätalter, fehlgreifend, an Byron seine Betrachtungen über das Ineinandergreifen der Geister dieser Zeit anknüpfte, so hatte er doch zur Erläuterung seiner eigenen Jugendeindrücke manches Phänomen heranzuziehen, was ihn selbst in solchen

Digitized by Google

mehr als beschränkt-patriotischen Zusammenhang stellte. Die Unruhe der neueren Menschheit schweift hinüber und herüber, und der einmal entfesselte, einmal von dem Durst nach allseitigem Trank des weiten und fernen Lebens erfaßte Menschengeist will sich nicht wieder einbannen lassen in Raum und Zeit seiner örtlichen Geburt. Wie wenig auch eine eigentliche Weltliteratur beginnen wird, eine Weltverwandschaft der Geister und ein Leben aller Seelen in dieser hat sich einmal Bahn gebrochen, seitdem der große französische Umsturz kein blos pariser Ereigniß war. Es ist um deswillen von Erfolg, auch schon Goethe's Erscheinung unter diesen weiten Gesichtspunct europäischer Constellation zu bringen. Das allseitig Offene, allseitig Hingeneigte in Goethe's Natur ist eigenthümlich genug.

Goethe, der die Wahrheit nur als ein Erlebniß und als Naturproduct kannte, dessen empirischer Egoismus in der Gesunderhaltung seines Geistes begründet war, unterlag gleichwohl in seinem Jugenddrange allen Eindrücken des Zeitalters, selbst dem Zuge der Sentimentalität, die sich über Deutschland verzweigte; er schrieb den Werther. So unterliegend und allen Zeiteinflüssen tributpflichtig, waren seine Schriften Rettungssignale, die er wie Nothschüsse abbrannte, bis er mit allen seinen Herzensfasern in einem kleinen Hofe eingefangen, all' den verschlingenden Verhältnissen der spätern Jahre sich entwand und in sich selbst einkehrte. Gutzkow hat diesen einheitlichen Faden der Bildungsgeschichte des Goethe'schen Genius mit viel Beredtsamkeit verfolgt und festgehalten; aber er hätte, um sein Gemälde zu schließen, die Zustände der Jetztwelt diesen Gesichtslinien der Goethe'schen Weltanschauung näher rücken sollen, damit die Gestalt des Genies unserer frühern, bereits abgelaufenen deutschen Epochen als abgeschlossen dastände. Was diesen Goethe mit seiner Zeit als in sich fertig und von uns geschieden ergibt, ist der Umstand, daß er mit seiner großen Natur auf einen kleinen Punct äußerlich gewiesen, sich gewöhnte, die Welt um sich herum, als sei er ihr Mittelpunct, zu construiren, und sich so den Wirren des allgemein deutschen Andrangs, der seine ersten Jugendarbeiten hervorrief, entzog, aber auch aus dieser eingefriedigten Welt, voll Glanz en miniature, seine Fühlhörner noch weiter zurückzog, bis er nur mit sich selbst endigte. Die

Digitized by Google

Entwickelungsgeschichte der Individuen unserer Zeit ist eine entgegengekehrte. Wir leben jetzt nicht mehr uns, wir sind ganz dem Zusammenhange der Welt hingegeben, und während das Genie der frühern Epoche sich in sich zurückflüchtete, geht all' unser Denken und Fühlen darauf hin, unser Leben hinausschlagen zu lassen in die Welt des allgemeinen Daseins. Die Geschichte der einzelnen heroischen Persönlichkeiten ist zu Ende, und die Geschichte der Ideen und ihrer vielen Träger hat begonnen. Aus der Aristokratie des Genies muß eine Demokratie der Talente und eine Herrschaft der Gesinnung werden. — Gutzkow's Buch hat keinen Schluß.

1838.

In Gutzkow sind so viel schadhafte und nutzbare Elemente dieser Zeit, daß die Betrachtung, die den Entwickelungen mit Theilnahme zusieht, sich nicht lange von ihm abkehren kann. Gutzkow ist der Mann der Debatte. Poesie, Philosophie, Zeitgestaltungen, Volksbewegungen, Alles dient ihm nur zum Mantelwurf, um hinter ihm die eigenen Glieder seines immerfort bewegten Naturells zu postiren. Diesen Mantelwurf nimmt er meist als nemëische Löwenhaut um die Schulter und steht als kritischer Herkules Modell. Aber er versucht allerhand Stellungen, allerhand Costüme, auch als Fee, als Faun, als Satyr, als Cerberus. Oft genug gibt er in solchen Positionen Blößen. Immer aber beschäftigt er. — In Gutzkow ist sehr viel schadhafter und sehr viel nutzbarer Zeitstoff. Man kann die Zeit in ihm beobachten. In seiner Schrift gegen Görres' »Athanasius,« haben alle seine guten Elemente wirksam in einander gegriffen, um das Bewußtsein des jetzigen Geschlechts über die cölner Wirrung hinauszuheben. Warum? Man stelle Gutzkow auf die Tribüne, und sein besseres Selbst rafft sich immerfort kräftig zusammen, und hält Ziel und gebotene Mittel fest. Inzwischen ist er nur Literat, und die Wachsamkeit seines Kopfes versinkt in kleinliche Ränkesucht. Dann steht er blos Modell und zeigt nach Gelegenheit dem Zeitalter seine üble Seite. Indessen soll er das Zeitalter nicht an Wachsamkeit überbieten. — Er beleuchtet in seiner Schrift sehr scharf die rothe Mütze und die Capuze, die Görres schwingt. Er meint, die demagogische

Digitized by Google

Vergangenheit des Mannes hätte sich, wie ein alter Rheumatismus, nun in heiligen Geschwüren auf die Haut geworfen. Er erinnert an andere Wandlungen renegatenhafter Männer Deutschlands, Zach, Werner, Fr. Schlegel, Stollberg, und deutet auf die Einheit, die sich doch in deren Metamorphosen an den Tag gestellt. »Doch hat,« sagt er, »diese Einheit bei Görres nicht wie bei jenen den Vorzug, daß sie sich tief im edleren Theile seines Herzens gebettet hätte, daß sie einen unauslöschlichen Durst nach Erkenntniß, Beruhigung, Wahrheit verriethe und durch die großartigsten Veränderungen in der allgemeinen Zeitgeschichte bedingt würde. Das, was Görres unter allen Umständen beibehielt, war die Leidenschaft, der formelle Widerspruchsgeist, der kleinliche coblenzer Localegoismus. Das Talent der Sprache umgaukelte ihn verführerisch, so daß er Alles vertheidigte oder angriff, was seiner Ausdrucksweise schlagendere Effecte darbot. Den Styl St. Just's ahmte er als Republikaner nach, dann pfiff er den Ton der Naturphilosophie, dann folgte er den Bahnen, die Schlegel und Kanne gezeichnet hatten, dann, als Herausgeber des »rheinischen Merkur,« poetisirte er die trockne Derbheit Jahn's und Arndt's, dann machte er umgekehrt den Lamennais'schen Weg vom Demokraten zum Jesuiten, opferte den theokratischen Einflüssen der neu-französischen Speculation und den historischen Rechtsbegründungen eines Haller, bis die Kirche ihr weites Gewand ausbreitete, alle verworrenen Ideen und Eindrücke, die in dem Chamäleon noch zuckten und galvanisch vibrirten, umhüllte, und über die allmälige Abtakelung dieses Fahrzeugs, die Pensionirung und Inruhestandversetzung eines stark gewesenen Mannes ihren heiligen Segen sprach. Wohl dem, der seinen Frieden hat! Aber wer möchte den Frieden um den Preis seiner Ehre erkaufen?« —

Ein merkwürdiges Spiegelbild Gutzkow's ist der Roman »Seraphine.« Der Autor ist ehrlich genug, sich selbst scharf zu beobachten, aber er sollte dies Bild ohnmächtiger Zerrissenheit dem Publicum nicht bieten. Was soll uns die Anatomie dieser Schwächen, die uns unter die Lupe einer überwachten Empfindsamkeit gerückt werden? Es soll beweisen, daß »der in ihm waltenden Gedankenzeugung nicht in dem Grade, als er dafür

Digitized by Google

verrufen sei, die weibliche Seite fehle.« Es soll den Leuten zeigen, daß es nicht so halsbrecherisch tollkühn mit ihm stehe, daß er nicht der Furchtbare sei, der nicht auch seine weichen Stunden habe. Aber er hüstelt sich hier in eine Sentimentalität hinein, die er im nächsten Augenblicke selbst bespöttelt. Wie Gutzkow mit sich selbst, mit dem Publicum und mit der Literatur immer gern experimentirt hat, so machen diese seine Romanfiguren mit dem Leben nur Experimente. Diese Seraphine und ihre Liebhaber heucheln sich in Gefühle hinein und haben nie ein Gefühl erlebt; vor lauter Raffinement des Verstandes kommt es zu keiner Neigung, vor lauter Planmachen zum Roman kommt es nicht zum Roman; im Gefühl der Ohnmacht schleppt sich Alles hin, die Selbsttäuschung verfliegt und die nüchterne Leere bleibt zurück. Soll das Buch eine Satyre auf die Sentimentalität, ein Bild der modernen Zeit sein, so fürcht' ich, der Verfasser hat sich hier mit seiner Zeit verwechselt.

In seinem »Blasedow« ist der erste Entwurf bedeutend, aber die Ausführung kommt ihm nicht nach. Gutzkow wollte einen modernen Don Quixote liefern; er nahm dazu einen armen Landpfarrer, der mit seiner Frau, mit seiner Gemeinde, mit seinem Gouvernement im Streit, über die Vielwisserei in der Zeit empört, ein eigenes Erziehungsexperiment an seinen Söhnen wagt, indem er jeden ausschließlich für ein besonderes Fach, den einen zum Schlachtenmaler, den andern zum Volksdichter u. s. w. erzieht. Bei all' dieser Beschränkung der jungen Kräfte werden die Knaben frühreife Narren. So kommen sie nach der Residenz, wo sie ihre Studien bald aufgeben und Journalisten werden. Der Alte endet im Wahnsinn. Das Element, auf welches der Verfasser stieß, das Leben eines Landpfarrers, war, wenn nicht neu, doch ein glückliches, es konnte neu werden durch die Beziehungen auf den Culturstand der Gegenwart. Belesenheit hat der Autor genug, um die Bezüglichkeiten hineinzuweben, allein dies gerade hat ihn verführt, sich die Sache leicht zu machen. Der Roman ist nichts als eine Sammelei von Curiositäten.

Digitized by Google

1842.

Gutzkow hat, wie mir scheint, sein bestes Buch geschrieben. Geben seine »Briefe über Frankreich,« nach Inhalt und Form der Abfassung, auch viel Ephemeres, das auf längere Zeit nicht Stich halten kann, so beweisen sie doch, ohne es zu wollen, wo die Bedeutsamkeit dieser schriftstellerischen Kraft zu suchen sein würde, wäre sie ein Erzeugniß ungestörter Entwickelung. Gutzkow ist auch bei der halben, schlaffen, noch immer feigen und zerbröckelten Entfaltung des politischen Deutschlands ein ungewöhnliches publicistisches Talent, — ich würde sagen ein großartiges, höben ihn die Verhältnisse in eine entschieden wirksame Stellung und machten sie seine Gesinnung treu und zuversichtlich. Ein solches Talent will durchaus gehoben sein, will auf großem Platze großen Spielraum, damit sein Ehrgeiz nicht in die Kleinlichkeit der Medisance verfällt. — Von Allem, was über das politische Frankreich von heute berichtet wurde, halt' ich die drei Gemälde, welche Eduard Gans von den pariser Zuständen in den Jahren 1825, 1830 und 1835 entworfen hat, für das Bedeutendste. Über Thiers, Guizot, die Deputirtenkammer, die französische Centralisation, Michel Chevalier, die Fourieristen und Communisten hat wohl Gutzkow der Sache nach das Wichtigste, der Form nach das Vollendetste geliefert.

Wir finden hier Gutzkow — um uns vorzüglich mit seiner literarischen Person zu beschäftigen — auf patriotischem Boden wieder. Sein Esprit, jeder Zeit stark und schlagfertig, wie wir das nie in Abrede gestellt, dreht sich hier nicht um ein ehrgeiziges kleines Etwas, er nimmt große Gesichtspuncte, rückt sich in die Objecte der Welt hinaus, hat einen Zusammenhalt bekommen durch den nationaldeutschen Hintergrund seiner Forschungen und Schilderungen. Er ist mitten im Brennpunct der französischen Welt auf Momente sogar übertrieben deutsch, ich will sagen sentimental, elegisch; er kann weinen, wo wir's nicht vermuthen, z. B. vor der Dejazet. Er fürchtet sich vor der Medisance des Salons, er jammert, keinen deutschen Familienabend in Paris zu finden, er scheut sich anfangs, George Sand Auge in Auge entgegenzutreten, er ist blöder Schwärmer genug, ihre Wohnung erst aus ganz anderem Motiv zu betreten, um

Digitized by Google

von fern ihre Existenz zu belauschen. — Und wie es später doch zu einem Abendbesuche in ihrem Boudoir kommt, da gibt es zwischen beiden aus Verlegenheit eine kalte nüchterne Scene, statt eines wirklichen lebendigen Verkehrs zweier bevorzugter Geister, ein fast grammatikalisch und lexikalisch gehaltenes Frag- und Antwortspiel, ein Examinationsstündchen über deutsche und französische Interessen. Gutzkow hat nicht gelebt in Paris, er hat es durchreist und an einigen Puncten studirt. Daß er seine anfänglichen Verlegenheiten, französischen Objecten und Personen gegenüber, so naiv eingesteht, ist ein liebenswürdiger Zug. Bevor uns die Sachen selber im Buche ganz und gar beschäftigen, stellt der Autor seine Person häufig hin zur Beleuchtung. Ich finde es liebenswürdig, wenn er auf dem Wege nach Frankreich sagt, es genire ihn, seine preußische Thalerrechnung nun in Franken, Sou und Centimen zu übersetzen. Bei Guizot setzt er auch erst einige Male an, bevor er ihm etwas abgewinnt, und der Minister offerirt ihm, deutsch zu reden. Das ist ebenfalls sehr naiv, noch naiver, wenn die Pikanterie seines Styles ihn oft selber in gewissen moralischen Möglichkeiten blosstellt, ihn oder Ebenbürtige. Er schreibt in Bezug auf Hamburg für den Zollanschluß: »Ich will keine Professur am hamburger Johanneum haben, und brauche deshalb nicht gegen den Zollverein zu schreiben.« Unschön, obwohl verzeihlich, ist eines deutschen Autor's Kleinmuth über sein äußerliches Nichts, wenn er die Stellung der deutschen und französischen Talente vergleicht und fortgesetzt mit Erbitterung in Parallele zieht. Er vergibt sich sonst nichts, französischen Persönlichkeiten gegenüber, und seine Briefe können, mit Ausnahme einiger Wendungen, zur Ehre des Vaterlandes, ganz gut übersetzt werden.

Über die Freiheit der Presse in Frankreich finden wir einen hübschen Zug. Seitdem man in Frankreich die Drucker für den Inhalt von Werken, die sie oft kaum verstehen, verantwortlich gemacht, seitdem man anfängt, die meistentheils sehr schadhaften Puncte des Cautionnements der Journale, ihrer Fonds, ihrer Eigenthumsrechte criminell zu untersuchen, hält man auch die Censur für möglich. So heißt es wenigstens. »Villemain aber und St. Marc Girardin, der mich zu ihm geführt,« sagt Gutzkow, »wiederholten freilich: Jamais, jamais!« — Was

Digitized by Google

machen denn nun, fragte der Minister, die deutschen Schriftsteller mit ihrem Geist, wenn sie ihn unter ein so schreckliches Joch, wie die Censur, beugen müssen? — Wir befleißigen uns, erwiederte Gutzkow, einen desto originelleren Styl zu schreiben, — und Villemain erinnert sich lachend an Benjamin Constant, der, so lange er unter der Censur schrieb, ein großer Stylist war; er mußte die Wahrheit umgehen, also machte seine Feder die kunstvollsten Schlangenwindungen, die anmuthigsten Schönheitslinien. Später, als er schreiben durfte, was er wollte, wurde er — grob. Man las ihn nicht mehr. Schließlich aber gibt Villemain dem deutschen Schriftsteller die Versicherung, daß Frankreich um den Preis der Preßfreiheit doch vorziehen würde, schlechte, als mit der Censur gute Stylisten zu haben. Deutschland ebenfalls, wenn es wahr wäre, daß die Speculation, sich und die Wahrheit versteckt durchzubringen, einen schönen Styl macht. Einen feinen vielleicht, einen glatten, jesuitisch pfiffigen, einen coquetten und barocken; niemals aber einen guten, offenen, großartig ehrlichen, moralisch schönen. Demosthenes' offene Sicherheit ist doch wohl eine Schönheit gegen Tacitus' verkniffenen Tiefsinn! Oder sollte der Satz, daß ein gutes Herz mehr werth ist, als ein feiner Verstand, so ganz und gar keinen Glauben mehr in Deutschland haben, gar nicht deutsch mehr sein? Wir werden den Glauben wiedergewinnen, wir werden von dieser Hypercultur zur offenen Ehrlichkeit mit Volk und Fürsten zurückkehren müssen. Dies ein Bekenntniß, das Gutzkow nicht ablegt, aber doch wohl theilt.

Von Hamburg führt der Weg des Autors über Hannover, Cöln und Aachen nach Brüssel. Es sind wenig Briefe, kurze Schilderungen, aber treffende Beobachtungen, die wir über jene deutschen Puncte erhalten; die Betrachtungen über Deutschland gehören zu den bedeutendsten, zu den dankbarsten im Buche, sie sind flüchtig und doch treffender, als manche seiner zusammenstudirten Phrasen über diese oder jene ephemere Berühmtheit der pariser Welt. Mit Belgien beschäftigt sich der Reisende weniger, als wir nach dem kurzen, richtigen Gesichtspuncte, den er hier faßt, wünschen müssen. »Belgien ist auf der Stufe, die Frankreich nie, Deutschland sehr spät erreichen wird. Belgien hat die abstracte Freiheit und die Freiheit der mittelalterlichen

Digitized by Google

Städtebildung. Es ist frei im Allgemeinen und frei im Besondern.« Über die Architectur der belgischen Städte hält er eine kurze Musterung; die Rathhäuser nennt er Asyle der Bürgerfreiheit. Mit den dortigen Menschen beschäftigt er sich wenig. In Paris bemüht er sich desto emsiger um den Verkehr mit Notabilitäten, so freilich, daß man die Bemühung fühlt, die nicht immer lohnend ist, nicht immer glückt. Aber der Drang des Forschens ist bei Gutzkow unerbittlich, er geht seinen Mann, dem er auf den ersten Blick nichts abgewinnen konnte, wiederholt an, er läßt seine Beute nicht fahren. Gutzkow hat in seiner Art der Auffassung nichts vom Eroberer, der glänzend und wie mit einem Wurfe von seinem Gegenstande Besitz ergreift. Gutzkow schleicht um's Ding herum, lugt, unterminirt und kommt gleichsam von unten her in den tiefen Mittelpunct der Sache. Er krittelt am Äußern so lange mürrisch herum, bis er in's Herz durchgedrungen ist, und uns dann nach langer Mühe erst der Kern dessen, was er findet und gibt, überrascht. Gutzkow gibt mehr als die bloße Mediſance der Reiseliteratur. Er begnügt sich niemals mit der Oberfläche der Personen und Dinge. Er hat Frankreich auf einigen Puncten studirt, mit seinem Theater, einigen Zweigen seiner Literatur, seiner Publicistik und Kammerberedtsamkeit war er seit Jahren vertraut, und die Resultate fleißiger Lectüre knüpft er nun hier an den Zufall des Augenblicks, an die persönliche Begegnung mit den Fähigkeiten des Tages, von denen er freilich nur nach prima vista berichtet, um sein längst fertiges Raisonnement bequem zu unterstützen. Seine Conversationen mit lebenden Figuren sind oft nur ein abstractes Frag- und Antwortspiel, wo das Für und Wider des Themas hier mehr, dort weniger geschickt vertheilt ist, es sind geistreich in Scene gesetzte Abhandlungen. Ich habe die verunglückte Scene im kleinen Abendzirkel der Marquise Dudevant schon erwähnt. Das Visitenlaufen und Berichterstatten über Augenblicke, wo sich Niemand ganz gibt, diese Unsitte der modernen Reiseliteratur, sollte aufhören. Man muß mit den Menschen leben, sie nicht als Raritäten beäugeln, will man sie verstehen, ihre geistigen Schöpfungen aus der Eigenthümlichkeit ihres persönlichen Naturells erläutern. Bedeutende Menschen geben sich nicht so schnell an den Augenblick; am wenig-

Digitized by Google

sten wohl eine tiefsinnige Frau in ihrem eigensten Wesen, um sie nach einem Stündchen Conversation zu fassen. Mehr glückt es bei Männern der Öffentlichkeit, Äußeres und Inneres zu confrontiren, beides gegenseitig zum ergänzenden Verständniß zu bringen. Guizot, Thiers, diese Männer der Tagesdebatte, sind meisterhaft gezeichnet; die Darstellung einer Sitzung der Deputirtenkammer, das Gelungenste im Buche, beweist Gutzkow's Beruf als Publicist und als Darsteller öffentlicher Charaktere. Die kleinen Jämmerlichkeiten im Wettkampfe des Ehrgeizes, dem das Wohl der Nation anheimzufallen scheint, schildert er vortrefflich. Man könnte hier fast verleitet werden, zu glauben, Gutzkow sei auch zum Berichterstatter über große Menschen, über glorreiche Epochen berufen. Was doch wohl nicht der Fall ist. Sein Scharfsinn weidet sich zu gern an den kleinen Hinfälligkeiten der Creatur. Früher kritisirte er so Bücher und Autoren; jetzt sieht er so die Welt und schildert so Zustände und Menschen. Er ist furchtbar scharfsinnig für kleine Dinge. Wenn er Chasles, Quinet charakterisirt, oder seinen deutschen Freunden, Weill, Dingelstedt, Kränze mit Stacheln und Dornen flicht, so staunen wir über diese Virtuosität im Benutzen kleiner Zufälligkeiten, die er wider Willen dem Spott preisgibt. Daß Gutzkow keine Lustspiele schreibt! Es wird ihm Alles so leicht zur Posse! Hin und wieder ist es auch nicht blos die Schneide seines Secirmessers, die in der Art und Weise seiner Auffassung merkwürdig erscheint. Im Hintergrunde seiner Darstellungen lauert sehr oft eine crasse Einsicht in die Gemeinheit der Welt. Man lese, wie er den Cancan schildert. Hier kann die Sache selbst kaum schreckhafter sein, als die Gutzkow'sche Erläuterung.

Das heutige Theater der Franzosen nimmt seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Er gibt gewissenhaften Bericht über den Zustand der pariser Kunst, charakterisirt besonders die Dejazet, Bouffé und Lamaître, der ihn an Seydelmann erinnert. In Bezug auf die Leistungen der Dem. Rachel findet er vielleicht nicht recht den französischen Standpunct, um ihre Wirkungen rechtfertigen zu können. Ich kann das freilich nur loben; der Deutsche sollte nie einen andern Standpunct als einen deut-

Digitized by Google

schen haben, und die Zeit ist nahe, wo wir verwerfen, was wir nicht brauchen können.

Zu den besten Partien im Buche gehören die Abschnitte über Michel Chevalier, über Fourierismus und Communismus. Hier versenkt sich Gutzkow in den Stoff, hier vergißt er seine Coulisseninteressen, vergißt — es scheint ihm schwer zu werden — die kritische Rache, die er an Saphir, an Wiest, an dieser und jener mißliebigen deutschen Bühnendirection zu nehmen hat. Er gibt sich in diesen Abschnitten an eine große Sache hin, und wir wünschen uns Glück dazu, einen seltenen Scharfsinn hier nicht verschwendet zu sehen.

Ein besonderer Punct in Gutzkow's Bekenntnissen, auf den ich noch eingehen muß, ist der gute Rath, den er allen nach Paris reisenden Deutschen gibt. Er räth jedem Deutschen, dort im Gefühl seiner Nationalität aufzutreten; der Franzose kenne keine andere Art, sich einzuführen, und achtet nur diese. Der Patriotismus gibt den pariser Briefen von Gutzkow nicht allein eine wohlthuende Färbung, sondern auch einen echten Hintergrund, Halt und Werth. Wir haben hier mehr als Talent, als Speculation und Raffinement des Esprit; wir stoßen hier auf Gesinnung, und der Charakter ist es, dem wir huldigen, weil er es ist, der die sonst losgelassenen Kräfte des Geistes und Gemüthes zu einem individuellen Ganzen zusammenfaßt und bewahrheitet. Als bloßer guter Rath aber ist die obige patriotische Äußerung doch eine zu arge Demüthigung. Und ist denn wirklich, wenn wir nicht mit freier Stirn und offener Brust dem Fremden über Deutschland Rede stehen können, der Gewinn eines Besuches in Paris so groß, um das nationale Schamgefühl ruhig mit in den Kauf zu nehmen? Auch Timon-Cormenin fragt Gutzkow: »was erwarten Sie von Deutschland?« Diese Frage, mit welcher er hundert Mal angegangen wird, hat er sich gewöhnt, mit einer Art wichtigthuender Eitelkeit zu beantworten. Er habe dann Dinge versprochen für Deutschland, an die er in Deutschland selbst nicht glaube. Er habe Preußen eine Verfassung versprochen, habe für alle Könige und Großherzöge der lieben Heimath gutgesagt, eine große militairische Kraftentwickelung — fingirt, wie er wörtlich sagt; habe für Österreich garantirt und die Preßfreiheit decretirt. Hat Gutz-

Digitized by Google

kow daran gedacht, was die Franzosen von ihm, von uns, von deutscher Publicistik, von Deutschland überhaupt denken, wenn sie sich diese Stelle seines Buches übersetzen und sehen, alles das sei nur von ihm fingirt, nicht blos diese Dinge, auch der Glaube an diese Dinge? Man blieb ihm freilich auch persönlich nichts schuldig auf seine — gutgemeinte Prahlerei, denn dafür gibt Gutzkow selbst seine erlogene Zuversicht. Man machte ihm regelmäßig dieselben Gegeneinwände: les quatre questions, Bruno Bauer, les Hallischen Jahrbuck etc. etc.; aber er meinte dann (ob ernstlich oder eben auch wieder par dépit?), das wären kleine bedenkliche Blasen, die bald wieder zerplatzen würden, und wiederholt in seinem Buche — so sehr ist ihm Schalkheit zur andern Natur geworden — man thue in Paris immer besser, die Miene anzunehmen, als ginge Deutschland einer großen und glänzenden Zukunft entgegen. In der That, man thut noch besser, zu Hause zu bleiben, so lange man nicht mit dem ungeheuchelten Nationalehrgefühl in der Fremde auftreten kann. Ich tadle nicht, daß Gutzkow, daß Irgendwer es nicht konnte bis heute; mein Tadel geht auf die Sachlage, geht aber auch auf erheuchelte und schiefe Versuche, diese zu bessern. Diese Versuche, uns bei den Fremden in ein gutes Licht zu stellen, sind gut gemeint, aber noch einen Schritt weiter, und — man gibt sich gar nicht alljährlich so viel Mühe, die französischen Herrlichkeiten von heute und die pariser Feuilletonpotenzen zu begreifen und zu construiren. Die Franzosen haben Großes genug geleistet, sie haben oft genug die Pforten der Weltgeschichte aus den alten Angeln gehoben und in neue gerückt. Wollen sie jetzt verschnaufen, so lasse man ihnen Zeit. Der regelmäßige Schwalbenzug der deutschen Reisenden und die pflichtgetreue hergebrachte Literatur darüber wird lächerlich. Es geziemt den Deutschen nicht, das Ephemere, sondern das Absolute von aller Welt sich zu eigen zu machen.

Gutzkow gibt schließlich noch einen Anhang, zu dem ihn der Tod des Herzogs von Orleans veranlaßte. Er spricht sich über die Epochen Frankreichs, wo eine vormundschaftliche Regierung eintrat, kenntnißreich aus. Sonst mißfällt mir das flaue Raisonnement, das ihn beinahe befähigt, irgend eine von unsern großen charakterlosen politischen Zeitungen zu leiten.

Digitized by Google

Flau sage ich, weil es in jedem Augenblick vom Windstoß des Zufalls und der Gunst umgestoßen werden kann, weil es nicht das Bleibende im Wechsel erfaßt und das Debattengeschwätz, das in Frankreich und England Mann gegen Mann Leben und Kraft hat, unnütz auf die todten Spalten des Druckes herüberschleppt. Und worauf läuft hier Gutzkow's Gutachten hinaus? Er sagt, Frankreich würde auch unter einem Kinde glücklich sein können. So fest sei das moralische Element in ganz Europa, und man könne dem monarchischen Princip dazu Glück wünschen. Ich weiß nicht, ist dieser Glückwunsch volle Überzeugung, oder ein hingeworfenes Körnchen, bei dem man sehen will, wie es aufgeht? Ferner sagt er: Frankreich gehe nicht zu Grunde, wenn auch eine Dynastie zu Grunde gehe. Frankreich würde, falls die Orleans ausstürben oder unbrauchbar würden, weder die Bourbons zurückwünschen, noch nach den Napoleoniden rufen; es würde nicht in Verlegenheit gerathen, es würde sich einen Herrscher unter den Fürstenstämmen Europa's suchen. Wirklich? »Ich sage,« sagt Gutzkow, »nichts hat sich verändert. Ich sage, Frankreich ist über die gestörte Thronfolge des Hauses Orleans erhaben. Ich sage, Frankreich hat die Kraft, sich selbst zu regieren.« Was kann man nicht Alles sagen! Ich meinerseits halte Frankreich unter einem fremdländischen Herrscher für eine Unmöglichkeit; es glaublich finden, heißt den französischen Ehrgeiz verkennen. Der alte Blücher wollte sogar Frankreich in vier Theile zerreißen und unter vier Coburger stecken. — Gutzkow wolle seine große publicistische Kraft den deutschen Zuständen erhalten und sie nicht an's Ausland verschwenden, dessen Möglichkeit wir uns gegenüber construiren sollten, sofern wir unsere eigene Haltung darnach zu nehmen haben. Auch Louis Philipp, der so oft von deutschen Schriftstellern beleuchtete, hat unter Gutzkow's Feder eine Charakteristik erfahren, die ich für schief halte. Jules Janin's Louis Philipp ist meines Erachtens der allein richtige. Aber lassen wir doch das heutige Frankreich mit sich selbst fertig werden! Gutzkow scheint uns Glück zu wünschen, daß Frankreich unter Louis Philipp schwach geworden. Diese Gratulation kann Deutschland nicht annehmen. Gutzkow's Patriotismus geht hier fehl; ich weiß nicht, verführte ihn sein schwankendes Herz oder seine schwankende Logik. Mir scheint

Digitized by Google

an Frankreich das Bedeutendste, daß es uns in Schach hält. Diese Mission hat es der Welt, hat es Deutschland gegenüber. Ohne die Besorgniß, daß von dort her der bei uns versagte Fortschritt hereinbricht, blieben unsere heimischen Gewalten faul und in schlaffer Gemüthlichkeit.

Digitized by Google

18.

Deutsche Dramatiker.

Wienbarg hat eine dramatische Bücherschau eröffnet. Er will mit dem guten Pflugschar seiner Kritik das Feld der dramatischen Muse für die Männer von heute wieder urbar machen helfen. Seine Kritik durchfurcht wohlthätig den Boden. Die scharfe Frische, die heitere Kraft seines Wortes wirkt erquicklich und belebend. Er erleichtert der Literatur einen Entschluß, der nahe genug liegt, aber durch eine Reihe niederschlagender Erfahrungen erschwert wurde. Trotz dem Verfall der Schauspielkunst, trotz der Verwahrlosung des Geschmacks bei Ausübenden und Schauenden, trotz der Ungunst äußerer und innerer Nöthigungen, scheint die Literatur doch der Überzeugung werden zu wollen, die Bühne aufgeben, heiße die wirksamste Position verkennen. Es wird wohl noch lange fraglich bleiben, ob sich die Literatur der Bühne anbequemt, in ihre schlaffen und seichten Bedingungen eingeht, oder ob sie sich und ihren Interessen die Bühne unterwirft. Die Verwahrlosung des deutschen Theaters datirt nicht allein von dem Umsichgreifen des Operngenusses, sie datirt noch weit mehr von dem Unbehagen der Literatur, von deren Sträuben, die Masse kraftvoll im Moment erfassen zu wollen. Ob dies Unbehagen nicht zugleich mit der Unfähigkeit, mit prüder, unpraktischer Zimperlichkeit Hand in Hand geht, weiß ich selbst nicht zu erörtern. Der Zug des neuen Geistes hatte nun einmal seine besondere Richtung, Literatur und Bühne hatten sich überworfen und leben noch auf gespanntem Fuße. Nicht aus der jüngern Zeit, schon von Tieck schreibt sich dieser Übelstand her. Statt jene Kaisertragödien zu schreiben, zu denen, wie die Briefe an Solger verriethen, soviel Vorrüstung

Digitized by Google

geschah, wurde Tieck Dramaturg einer Hofbühne, aus einer Nationalehre wurde für ihn eine bloße Liebhaberei, und seine Production lieferte für ein auserwähltes, parfümirtes Publicum esoterische Novellistik. Die deutsche Bühne wurde von Übersetzungsfabrikanten und von der bedientenhaften Mittelmäßigkeit mit Novitäten versorgt. Immermann's und Grabbe's großartige Kräfte geberdeten sich zu craß, um Boden zu gewinnen. Gegenwärtig will sich vielleicht der Zeitpunct günstiger gestalten. Die Opernwuth hat ihre Krisis hinter sich, Scribe's Werkstatt wird lässig, Raupach's geschminkte Lüge hört auf zu täuschen. Wie aufnahmlustig das deutsche Theaterpublicum, wie gern es einen neuen Stern begrüßt, haben wir an Halm's »Griseldis« erlebt. Der neue Stern indessen war nur ein roth aufgedunsener Komet, und die Literatur hat darauf zu achten, daß es nicht darauf ankomme, sich der Breter coute qui coute! zu bemächtigen, sondern sich in sich selbst zu gestalten, und in ihren dramatischen Erzeugnissen jene Gesundheit des Geistes zu erobern, der alle Lüge, alle geschraubte Unnatur fremd bleibt. Die Kritik, ist sie blos literarisch, kann hier nicht viel thun. Das Drama will und soll aufführbar sein, die dramatische Literatur muß unmittelbar mit dem Theater in Verkehr treten. Erst an der Aufführung begreift der Dichter die dramatische Wirkung, ermißt die theatralische Möglichkeit; ohne Darstellung hat das Drama kein Feld, wo es fußt, nur auf diesem naturgemäßen Boden, nur bei dem Ineinandergreifen der dichterischen Production und der lebendigen, anschaulichen Darstellung kann die Kritik auf das Drama wie auf das Publicum heilsam einwirken. Eine Polemik gegen den Stand der jetzigen Theaterinteressen kann höchstens einen Abzugscanal eröffnen, den jedoch jede Verwaltung so lange wieder stopft, als die heimische Literatur es verabsäumt, ihr frische Quelladern zuzuführen.

Wienbarg's Kritik will sich nun das Verdienst erwerben, sich der dramatischen Leistungen unserer Zeit zu bemächtigen, dem lesenden Publicum deren Werth und Unwerth zu entfalten und zunächst für die schaffenden Talente selbst eine Geschmacksreinigung zu versuchen. Mit der leuchtenden Schärfe seiner kritischen Vernunft hatte er die Verwahrlosung der Halm'schen Arbeiten

Digitized by Google

aufgedeckt; jetzt trieb es ihn, Uhland's verkannte dramatischen Gedichte dem Bewußtsein der Denkenden kritisch zu vergegenwärtigen, da das deutsche Theater sie mißachtet und ignorirt hat. Er erinnert an »Ernst von Schwaben« und erläutert ausführlich »Ludwig den Baier«. Er feiert Uhland's keusche Kraft, die kindliche Mannheit, die seine Dramen beseelt, die hohe Natureinfalt seiner gesunden Brust, die ruhige Größe seiner historischen Haltung. Bei dieser schönen Hingebung, die an der Kritik unserer Zeit als eine seltene Tugend zu bezeichnen ist, verkennt Wienbarg auch nicht, daß alle jene Vorzüge, die Uhland als Dramatiker besitzt, — Eigenschaften, die gleichsam das Fundament des dramatischen Lebens sein müssen, ohne daß sie das Gebäude schon selbst vollenden, — in diesen beiden Dramen noch sehr in verhaltenen Athemzügen, noch in einer gewissen Gebundenheit befangen sind. Die äußere Ungunst, die Uhland's dramatische Productionen traf, verhinderte ihn, den betretenen Pfad zu verfolgen; der Balladensänger vollendete sich in ihm, der Dramatiker, der ganze Uhland, blieb Fragment. Sein »Ludwig der Baier« war zu wenig baiersch, war zu deutsch; die münchener Hofbühne wies das Werk schnöder Weise von sich, eine Nationalbühne gibt es in Deutschland nicht, nach einem deutschen Nationalbewußtsein kann man, wie Diogenes, bei hellem lichten Tage mit Laternen suchen.

In Julius Mosen ergibt sich manche Verwandtschaft mit Uhland, dieselbe Enthaltsamkeit des Gefühls, dieselbe Keuschheit der Empfindung, dieselbe Energie ursprünglicher reiner Dichtergesinnung, die aller undramatischen Schwelgerei des Empfindens abhold ist. Dabei aber bei Mosen wie bei Uhland dieselbe Gebundenheit in der Gliederung, dieselbe verhaltene Kargheit in der Ausführung. Bei Mosen ergibt sich ein rhetorischer Schwung kühner Gedankenzüge, die sich urplötzlich nach einer Seite hin Luft machen. Dies befähigt nun zunächst zum Monolog, und in der merkwürdigen Tragödie »Rienzi« war eben nur diese eine, mit subjectiver Lust gehegte und gepflegte Gestalt ausgearbeitet fertig, alle anderen waren Figuranten für diesen Mittelpunct. »Rienzi« hätte trotz seiner nur monologischen Haltung auf der Bühne einen mächtigen Effect gemacht, einen Effect, den die politische Bangigkeit der Zeitgenossen nicht wagte.

Digitized by Google

Hermann Marggraff hat schon vor Jahr und Tag in einem »Heinrich« seine Shakspeare'sche Schule an den Tag gelegt. Diese Schule verräth auch noch in einzelnen Nebenfiguren sein »Täubchen von Amsterdam«, wie denn der Canzler Valkendorf nur matte Copie des Polonius zu nennen ist. Dagegen gibt sich in der Haltung und Charakterfärbung der Hauptgestalten eine rege Ursprünglichkeit, eine naive Kraft der Auffassung und Durchführung kund. Die Scenen zwischen Christiern und Düveke, Torben Oxe und Düveke, Christiern und Faaburg sind dramatisch wie theatralisch gleich glücklich. Überhaupt ist das natürliche einfache Verhalten je zweier Figuren in ihrem Bezug auf einander sehr gelungen mit Kraft und jener gesunden Einfalt hingestellt, die stets wirksam sein wird. Steigert sich aber der Gefühlsconflict in vielgestaltigen Gruppen, in der Musik würden wir sagen: will sich der Gedankensatz nicht im Duett, sondern in einem mehrgliederigen Tonstück entfalten, so offenbart sich die dramatische Naivetät des Dichters in einer Unschuld, wie sie sonst dem alten deutschen Schauspiel eigen, in einer Harmlosigkeit, wie man sie fast nur an Hans Sachs gewohnt ist. Die Scene, wo sich die Königin mit der Sigbrit überwirft, verräth — könnte man sagen — mangelhafte Einsicht in Convenienz und gesellschaftliche Möglichkeit; dies trifft auch die Naivetät, womit andere Scenen, z. B. das Verhalten der Königin zu Faaburg, von Marggraff hingestellt sind; im Grunde aber liegt diese Fahrlässigkeit, die bei der Aufführung vielleicht weniger fühlbar wird, als bei der Lectüre, in der noch unfertig gebliebenen Fähigkeit, complicirtere Gliederungen, mehrfacher verschlungene Situationen naturgültig und wahr zu zeichnen. *)

Vor Allen aber nimmt Immermann's dramatische Muse fortgesetzt ein hohes Interesse in Anspruch, zumal da die berliner Kritik sich an seinem »Opfer des Schweigens« offenbar versündigt hat. Im dritten Jahrgange des Franck'schen Taschenbuchs steht die Tragödie gedruckt, aber nicht mit der gewiß wohlthuenden Abkürzung und Umgestaltung des ersten Actes, mit der sie unter dem Titel »Ghismonda« in Weimar mit

*) Hier urtheil' ich aber nur, wie der Blinde von der Farbe, nur nach der Lectüre. Über die Wirkung des Stückes auf der Bühne s. später.

Digitized by Google

großem Beifall gegeben wurde. Diese schleppende Introduction in erster Abfassung setzt nicht minder wie die harte ungefügige Technik und oft steife Reckenhaftigkeit der Diction bei einem so großen Talente in gerechtes Staunen. Ein so langer Musendienst, däucht mir, hätte auch den härtesten Demant schleifen müssen; bei alledem blieb dies Talent für die Bühne wie für die Nation ein ungeschliffener Edelstein. Und es liegt in Immermann's ganzem geistigen Wesen, — denn auch in den Werken ganz objectiver Haltung breitet sich ja das Wesen des Dichters als die belebende Seele aus, die in den Gliedern erkennbar wird, — eine kalte Hoheit des Geistes, die sich ungern bequemt, sich mit seinem Stoffe befruchtend zu vermählen. Dabei will es mir immer erscheinen, als habe Immermann niemals die Vorstudien zu Shakspeare ganz überwinden können. Immermann wird nie warm machen, aber die Grandezza seiner Haltung, die gewaltsame Kraft seines psychologischen Verstandes werden stets imponiren. Die Art und Weise, wie in der gedachten Tragödie ein junges männliches Herz schweigend den Tod erduldet, weil die Geliebte ihm dies Gelübde auferlegte, die Art und Weise, wie ein stolzes, marmorhaftes Weib alle Hoheit ihrer Stellung, allen Vorrang ihrer Würde, ja alle feste Enthaltsamkeit ihres zähen Herzens plötzlich abthut und von der Treue des liebenden Mannes erschüttert, nach seinem Tode mit einem Male die unendliche Fülle eines unsterblichen Gefühls von sich strömt: diese Scenen suchen in den Tragödien der alten und neuen Welt Ihresgleichen.

Wienbarg hat sich nur über Uhland ausgesprochen. Ich fügte das Nächste über Mosen, Marggraff und Immermann hinzu, und lasse meine weiteren Studien hier folgen. Sie sind der Ertrag mehrerer Jahre, wie ihn theils Lectüre, theils die Aufführungen auf der leipziger Bühne brachten. Ich beginne mit Grabbe's Hannibal vom Jahre 1836.

Was früher in Grabbe's Dichtungen eine täppische Naturkraft war, maßlos um sich griff, hat sich jetzt in ihm zu einem epigrammatischen Sarkasmus krystallisirt. Die groteske Ungeheurlichkeit, womit Grabbe himmelschreiende Contraste Stirn

Digitized by Google

an Stirn gegen einander warf, beginnt sich hinter einer äußerlich ruhigern, simpleren Form verborgen zu halten. Das schamanenhaft wilde, nicht selten grimassirende Antlitz seiner Muse hält jetzt seine schmerzlichen Zuckungen in einem ironischen Zuge um die verhaltene Lippe gebannt; kämen die Grazien und küßten diese hohe, gefurchte Stirn, so blickte uns ein wahrhafter Dichter tief bedeutsam aus diesen Mienen entgegen.

Grabbe's Hannibal ist ein großartiges Werk; es fehlt nicht viel, daß es ein eben so schönes als großes geworden wäre. Es ist das Werk eines Giganten, der auf seine Kraft trotzend es verschmäht, sein riesiges Haupt in mildem Abendschein zu sonnen, oder im erquickenden Morgenthau zu baden, nachdem die Schauer der Nacht sein Lockenhaar durchtobt. Ich hatte über Grabbe's frühere Dichtungen eben so oft gestaunt, als ich mich krampfhaft berührt von ihnen abwandte; ihm war von Anfang an Viel und Großes gegeben, allein die Grazien schienen ausgeblieben, es stand zu fürchten, daß sein Talent in eigensinniger Starrheit verknöcherte. Wenn er lächeln wollte, schlug er eine gellende Lache auf, der Pfeil seiner Satyre traf den schwarzen Punct, aber zertrümmerte zugleich die ganze Scheibe seines Zieles, seine weltweiten Gedanken verloren sich in's Wüste, seine Gestaltungen tölpelten über sich selbst zusammen. Jetzt, da sich mit dem Hannibal seine Geburten einfacher und ruhiger zu gliedern beginnen, drängt sich uns sein großes Talent mit seinen Fortschritten von neuem als eine seltene Erscheinung auf. — Sein Hannibal theilt sich in fünf Hauptgruppen. »Hannibal vor den Thoren Roms« ist die Überschrift des ersten Theils. Eine Liebesscene in Karthago eröffnet diesen. Ein punisches Mädchen schmäht ihren Geliebten, daß er an Liebe denke und um Küsse bettle, während der Vaterlandsheld die römische Welt erschüttert. Sie treibt ihn auf nach Italien, und erst als die Wimpel flattern, bricht die lange verhaltene Liebe des Weibes in Bangigkeit aus. Je mehr wir gewohnt sind, zärtliche Scenen solcher Art von deutschen Poeten in Form verwaschener Elegien zu erhalten, destomehr imponirt hier die groteske Sprache des Herzens. Nur schade, daß Grabbe es verschmäht, Verhältnisse von solchen Beziehungen als einen durchgehenden Faden festzuhalten;

Digitized by Google

sie bleiben skizzenhaft und abgerissen. — Eine mercantile Scene am mastenwimmelnden Hafen gibt uns ein karthagisches Genrebild und malt uns die Zustände der punischen Welt, ihren Reichthum und ihre Entartung, ihre raffinirte Krämerindustrie und die Barbarei ihres geistigen Behagens. Für eine Bühnendarstellung ist diese Volksscene viel zu wirrig durch einander. Wenn Shakspeare Pöbel zeichnet, nimmt er noch immer einzelne Vertreter desselben. Grabbe will mehr thun, er will den Pöbel als Masse geben, nimmt zehn, funfzehn Figuren hinter einander in gedrängtem Tumult und hört somit auf zu individualisiren. Geht auf diese Weise das Individuelle bei ihm verloren, so hebt sich das Zuständliche um so mehr im Volksgewirr heraus und die karthagischen Situationen werden uns eben so glücklich klar, als das römische Leben später in den italischen Volksscenen, der Culturzustand des verweichlichten Asiens in den Scenen am Hofe des Prusias. In diesen drei Angeln schwebt die damalige Welt; zwei brechen, die römische schlägt krachend ihre Flügel auf und zu. Diese Hinblicke auf die drei Welten, Afrika, Italien und Asien, sind in ihren Reflexen trefflich gehalten; nur, glaub' ich, widerstrebt diese Schilderung des Zuständlichen der Bühnendarstellung.

Eine dritte Scene in Karthago zeigt uns das Getriebe der mercantilen Aristokraten, die sich zum Sturze Hannibal's vereinen. Neben ihr steht eine Scene auf dem Capitol. Die Feinde pochen an die Thore Roms, das Geheul der Weiber durchdringt die Straßen; aber die eisenfeste Stirn der Männer im Senate erbebt nicht. Endlich sehen wir nach so vielen Vorverkündigungen den Helden des Dramas selbst, wie er Boten aus Karthago empfängt; wir sehen die von begeisterter Vaterlandsliebe gerötheten Wange Hannibal's sich in bleiche Verachtung verwandeln gegen die mercantilen Tücke seiner punischen Genossen. Das ist das Tragische in dieser Figur, das Grabbe vortrefflich auffaßt. Hannibal's Liebe muß sich in Haß umsetzen, er muß Karthago, das ihn gebar, verachten, und Rom, dem er den Tod geschworen, muß er anfangen zu lieben. Diese Ironie verführt mit ihm das Schicksal und das Bewußtsein davon gibt ihm jenen bittern Sarkasmus, unter dessen scharfen Wunden sein Herz langsam hinblutet.

Digitized by Google

Der zweite Theil der Tragödie zeigt uns die Scipionen in den rauchenden Trümmern Numantia's und die Karthager in Capua. Eine eigenthümliche Figur macht der gute Lustspieldichter Terenz neben den Scipionen; er macht behutsame Reflexionen, wo jene beiden Worte und Thaten wie Eisenblöcke mit riesiger Faust hinwerfen. Mit wenigen Pinselstrichen ist auch ein witziger Riese von Celtiberier im spanischen Lager gezeichnet. Eine ergötzliche Gestalt, die jedoch mehr ausgeführt sein sollte, ist der pedantische Despot in Capua, über den sich die tolle Wuth der von Hannibal emancipirten Sclaven ergießt. Alles Skizzenhafte ist auf der Bühne ungenügend und peinigt.

Der dritte Abschnitt des Drama's bringt uns Hannibal's Abschied von Italien. Während der Held über seine Feinde triumphirt, muß er an seinen Freunden, an seinen Landsleuten untergehen; alle seine Pläne scheitern an der Intrigue Karthagos. Wie epigrammatisch sein Schmerz sich über die zerdrückte Lippe drängt, höre man aus folgenden Worten. Wir sehen eine Höhe mit dunklem Kastanienwalde, das Brausen des Meeres ertönt in der Nähe. Hannibal windet sich zu Pferde rasch durch das Gebüsch, steigt an einem kleinen Grasfleck ab und hängt die Zügel an einen Baumast.

Hannibal. »Gaul, solltest Du verstehen, wie ein lang niedergedrückter Schmerz sich lüftet, so wiehere es nicht aus, oder ich schlage Dich nieder! (Er stürzt sich auf die Erde und faßt sie mit beiden Händen.) — Italia! Herrliche, um die ich siebenzehn Jahre warb, die ich geschmückt mit eigenem und mit Consulblut, so muß ich Dich verlassen? Nichts bleibt mir von Dir, die ich mitreißen möchte über's Meer? Du, ganz anders als die finstere Karthago und ihr heißes, trübrothes Firmament, Du, prangend mit Helden, die nur von Ruhm und Eisen, nichts von Golde wissen, mit dem Glanze selbst, nicht durch Miethlinge errungener, zum Capitol hinaufschimmernder Triumphe, nie erhabener, als da ich Dich zu meinen Füßen wähnte, und Du Dich aufrichtetest zu dem Gewölbe Deines ewig blauenden Himmels! — Ha, diese Gräser entreiße ich Dir und berge sie an meinem Herzen; mein jahrelanges Mißgeschick entschuldige bei mir selbst einen Augenblick der Empfindung!« (Stimmen der commandirenden Flottenofficiere vom Meere her u. s. w.) — Sollte für

Digitized by Google

die Deutschen nicht eine Zeit kommen, wo sie von der Bühne herab solche Sprache und solche Monologe hören können und wollen? Eine Zeit der Manneskraft und Thatlust!

Eine der nächsten Scenen zeigt uns den Feldherrn auf dem Verdeck seines Schiffes. Brasidas neben ihm findet Worte für den schmerzlichen Abschied, Hannibal wirft nur kurze Sarkasmen dazwischen. Die verhaltene, halbstumme Sprache, die Grabbe an seinen Figuren liebt, und deren gebrochene Kürze nicht selten zur Coquetterie und Manier zu werden droht, ist hier von erschütternder Wirkung.

Im vierten Abschnitte beschäftigt uns Karthago. Hannibal's Empfang bei seinem Großvater Barcas ist wieder von jener scharfschneidigen Kürze, die uns beredter dünkt als alle beliebte Ausmalerei lyrisch ergriffener Dichter. Hannibal kniet vor dem Greise, fast selbst zum Greise ergraut in Schmerz und Noth.

Barcas. »Auf, auf! — Du, vor dem die Hunderttausende fielen, willst knien? Auf — es erschreckt mich! (Hannibal erhebt sich.) — Enkel! Deine Stirn ein sturmerstarrtes Meer!

Hannibal. Es stürmte lange darüber hin, bis endlich der Frost kam und die Wellen stehen blieben.

Attila. (Das punische Mädchen der ersten Scene.) Das die Hände, die von Cannä's Höhen zum Siege winkten? Ich zittere vor Schauder und Wonne!

Barcas. Dein Haar schon weißlich? —

Hannibal. Es geht meinem Kopfe wie dem Eisen, — glüht man es zu arg, wird's weiß.«

Die Zusammenkunft zwischen Hannibal und Scipio auf dem Kampfplatze von Zama ist zu unbedeutend gehalten; hier wäre ein weiteres Ausgreifen der Eloquenz räthlich gewesen. Dagegen ist die Scene auf dem Wartthurme Karthago's, von wo herab ein Pförtner mit seinem dummwitzigen Knaben der Schlacht zuschaut, ein Meisterstück. Eben so groß in Erfindung und Ausführung sind die folgenden Scenen in der Stadt. Das Synedrion ist entzweit, die Feinde der Familie Hannibal's becomplimentiren sich gegenseitig in den glühenden Rachen des Moloch. Die römische Tuba tönt nämlich schon dicht vor den Thoren, und dem Moloch muß außer den gewöhnlichen Kindern ein großes Opfer gebracht werden. Gisgon, der eifrigste Ver-

Digitized by Google

folger des Siegers von Cannä, rafft sich auf in der Todesgefahr, er gibt zu bedenken, wie schnöde man an dem Helden gehandelt. Da erklären seine Genossen, Gisgon, der Beste der Männer Karthago's müsse dem Gotte geopfert werden. Gisgon wird bleich, aber die Todesangst macht ihn witzig. »Wer diesen Gedanken faßte,« ruft er dem Volke zu, »muß größer sein als ich, muß die würdigste Speise sein für den erzürnten Gott!« Das Volk ist überzeugt, und Melkir, der den Rath gab, verfällt dem glühenden Molochsrachen; Grabbe's tragischer Witz ist ergreifend.

Der fünfte Theil spielt in Bithynien. Hannibal, der große Flüchtling, steht hülfeflehend vor dem König Prusias, und wird von diesem sophistischen Narren wie ein Schulknabe über seine Feldzüge examinirt und gehofmeistert. Das ganze Drama zeigt, wie die Welt dem großen Talente mitspielt. In dieser Scene ist die Ironie auf dem Gipfel, sie lähmt fast mit ihrem Gewicht, obwohl Hannibal's Größe ungeschwächt bleibt. Eine vortreffliche Figur als des Helden treuer Begleiter ist der Mohr Turnu. Er hat sich aus dem brennenden Karthago nach Bithynien geflüchtet und bringt dem Herrn die Nachricht von dem Geschicke seiner heimischen Stadt. In allen diesen Situationen, wo andere Dichter elegisch weich, zerflossen und weibisch redselig sind, bleibt Grabbe's sarkastische Bitterkeit unverwüstlich. Fast möchte man ihm einen Anflug von der sonst verpönten elegischen Stimmung hier und da wünschen, damit sich seine Härte nicht in Schroffheit verfestigt.

Hannibal bleibt wortkarg und starr, als er die Kunde von Karthago's Geschick erfährt. Sein Unglück hat ihn aus der Zahl der laut empfindenden, der redenden Wesen geschieden; nur einzelne Wermuthstropfen brechen über die verschlossene Lippe. Andere haben Worte für ihn; er hat nur Gift für sich, als die Römer seiner Wohnung nahen und der Gastfreund ihn verrieth. Turnu trinkt und stirbt mit ihm. Der asiatische Weichling Prusias, ein antiker Diplomat, kommt und verhüllt zierlich mit seinem Mantel die Leiche des Helden.

Die ganze Tragödie fährt uns wie ein zuckender Schmerz durch die Seele.

Digitized by Google

Wehe der deutschen Bühne, die ein solches Talent sich nicht gewann, nicht erzog!

Von Friedrich von Uechtritz erschienen im Druck, ohne die Bühne betreten zu haben, »die Babylonier in Jerusalem.« An diesem Gedichte ist auszusetzen, daß der Verfasser desselben der Ansicht lebt, es sei ein dramatisches. Es ist ein dialogisirtes Epos. Die milde Beschaulichkeit, die der Gesinnung und dem Talente dieses Dichters eignet, ist auf sämmtliche Personen seines Stückes übergegangen; es sind gutmüthige Raisonneurs, die im Hin- und Herreden eine Begebenheit abhandeln. Das Drama verlangt, daß seine Charaktere fortschreitend und der Consequenz ihres Wesens gemäß sich entwickeln, damit aus ihnen selbst der Stoff des Gedichts wie der Baum aus dem Keime erwachse. Was dann mit ihnen geschieht, das sind sie selbst nach der Entfaltung ihres Naturells. So ist's im Shakspeare. Jeder seiner Helden schafft sich selbst sein Schicksal; wir erleben sein Werden, seine Schwindelhöhe und seinen Sturz; er und sein Schicksal sind durchaus Eins; was wir Stoff und Stück nennen, ist durchaus nur Entfaltung des Naturells der Hauptfigur. Diese Gestalten, die Uechtritz hinstellt, entwickeln sich überhaupt nicht, geschweige dramatisch. Will er Charaktere aus sich selbst erwachsen lassen und ausdehnen, wie die beiden mit Vorliebe gepflegten, König Zedekia von Jerusalem und das somnambüle Prophetenmädchen Mirjam, so läßt er sie gleich zum Wahnsinn überspringen; allerdings die wohlfeilste Art, eine Figur wirksam zu machen. Der Effect, der damit erzielt wird, ist von Uechtritz selbst schon abgenutzt. Natürlich wird auch Nebukadnezar im Stücke toll. So haben wir drei Menschen im Gedichte, die sich entwickeln, aber nur zum Tollwerden. Alles andere, was sich nicht entwickelt, d. h. bei dem Verfasser nicht toll oder somnambül wird, bleibt in einem mattherzig soliden Phlegma. — Das Gedicht hat drei Theile. Der erste schildert den Abfall Jerusalems von Babylonien, durchaus episch und ohne dramatischen Anflug; als Vorspiel zu lang. Der zweite Theil, »der Kampf,« gibt ebenfalls nur Schilderung von Situationen. Wir sehen Nebukadnezar mit seinem Heere vor den Thoren, den Judenkönig mit den Seinigen, Hohenpriester und

Digitized by Google

Leviten innerhalb Jerusalems. Die Sache ist durchaus als eine Begebenheit behandelt, die von den Personen durchgesprochen wird; selbst im Dialog ist kein dramatischer Conflict zu finden. Die verschiedenen Nationalitäten hätten selbst in einem epischen Gedichte weit schärfer contrastirt werden können. Der Dichter weidet sich besonders an dem somnambulen Judenmädchen, wie er zu dieser Art krankhafter Verzückung schon im »Alexander und Darius« seine Vorliebe verräth. Mirjam will im Traume den Messias gesehen haben, und erklärt nun den König Zedekia für den leibhaft Erschienenen. Dieser stutzte über die Lästerungen, bis er sich selbst plötzlich illuminirt fühlt und die Huldigungen als Gebenedeiter hinnimmt. Jeremias erhebt vergeblich seine warnende Stimme, wie eine männliche Kassandra. Die Babylonier zogen ab, sobald sie hörten, Pharao nahe mit einem Heere von Ägypten. Das machte die launischen Juden schwindelig; sie ziehen mit lärmendem Jubel den Feinden nach. Der dritte Theil, »der Untergang«, beginnt mit der Trauerbotschaft, daß Nebukadnezar über Ägypter und Israeliten triumphirt hat. Jerusalem ist in Noth, ein Wehklagen läuft durch seine Gassen. Mirjam, welche Zedekia im Rausche der Freude zu seiner Gemahlin erhob, hat plötzlich andere Gesichte; Jeremias schneidet Gesichter. Mirjam wirft sich dem Könige zu Füßen und gesteht, sie sei getäuscht, der Messias werde dereinst in ganz anderer Gestalt erscheinen. Zedekia wird wahnwitzig und ersticht sie. Die Babylonier erstürmen dann Jerusalem; Nebukadnezar wittert auf dem Gipfel seines Glücks, daß er dereinst Heu fressen werde; Jeremias schließt mit einer Jeremiade. — Uechtritz's Sprache ist und bleibt weitschweifig matt, selbstgefällig lästig.

Sigismund Wiese fährt fort, die dramatische Poesie wie eine Liebhaberei zu treiben. Anders kann man es nicht nennen, wenn Jemand schon eine ganze Reihe von Dramen lieferte, ohne der Literatur oder der Bühne auch nur eine einzige Scene von dramatischem Conflict gegeben zu haben. Ich erinnere mich älterer Stücke von Wiese. »Die Wilden und die Ansiedler«; hier war der Widerstreit der amerikanischen Natureinfalt mit der europäisch-christlichen Cultur das Thema. »Die Märtyrer« hatten ihren Stoff in der Christenverfolgung zur Zeit des römi-

Digitized by Google

schen Kaisers Valerian. Der Schauplatz ist Ägypten. Die Liebe zum Christengott triumphirt sterbend im Kampfe gegen die rücksichtslose Strenge des römischen Gesetzes und den düstern Haß der ägyptischen Priesterschaft. Ein anderes: »Clothar und Sulamith,« schildert die Conflicte der christlichen und jüdischen Elemente in modernen Zuständen. Immer sind es Gegensätze der Reflexion, höchstens Situationen, die Wiese schildert. Daß er seine Themata dialogisch entwickelt, macht die Stücke so wenig zu Dramen, wie weiland Veit Weber's dialogisirte Volkssagen. Für den Dramatiker ist der Mensch das einzige Interesse, der Charakter der alleinige Stoff. Die Welt, in die er seine Figuren setzt, schaffen sich diese erst, wie sie selbst erst vor uns werden und erwachsen.

Ein neuer Band Trauerspiele von Wiese beweist von neuem, wie er in alter und neuer Zeit wiederholt fehlgreift. Dem Schauspiel: »die Freunde,« liegt eine unbegreiflich idyllische Sentimentalität zum Grunde, die allem, was dramatisch heißt, zuwider ist. Ein preußischer und ein französischer Officier spielen im Jahre 1813 mitten in dem heißen Kriegslärm, der die Welt erschüttert, den Orest und Pylades. Das ist so hübsch, als wenn es ein Frauenzimmerchen ersonnen hätte. Diese beiden Freunde haben sich als Kinder gefunden und schwärmen für einander, wie auch der Lauf des Weltgeschicks sich gestalten mag. An die Freundschaft des Orest und Pylades im Alterthume glauben wir. Orest wird von den Furien verfolgt, deshalb kettet sich der Freund an ihn; Orest ist ohne Freund nicht denkbar, das Unglück ruft auf der andern Seite das Glück herauf, ohne dessen Gewicht in der andern Wagschale seines Geschicks sein Leben alsbald erliegen müßte. Allein dieser französische und preußische Officier sind ohne alles Motiv eingefleischte Freunde. Der Eine von ihnen schildert den Moment, wo sie sich fanden, nämlich im Theater, als gerade Iphigenia gegeben ward. Von weiterer Gestaltung ihres Jugendlebens erfahren wir nichts; wir sehen die Freunde hüben und drüben in den Lagern, sie sehnen sich hin und her, bis zufälliges Zusammentreffen sie glücklich macht, ohne daß weitere bedeutende Scenen daraus hervorgingen. In der Schlacht bei Laon stoßen sie kämpfend auf einander. Der französische Eugen rettet den preußischen

Digitized by Google

Philipp, und wird dafür vom Kriegsgericht verurtheilt und erschossen. Philipp stirbt verwundet neben seiner Leiche. Diese ganze Geschichte ist mährchenhaft und doch profan.

Ein zweites Drama: »Paulus,« schildert des Apostels Bekehrung zum Christenthum. Der anfängliche Christenverfolger erzählt, wie sich der Himmel aufgethan und eine Stimme gerufen habe: Saulus, was verfolgst Du meine Heerde. Dies, der Nerv des Products, ist überaus lyrisch. Alles andere sind epische Situationen aus der Zeit der Christenverfolgung.

Man begreift nicht, wie dieser Stoff dramatisirt werden konnte. »Beethoven,« das dritte Stück in demselben Bande, ist eines jener undramatischen Producte, die Goethe's »Tasso« verschuldete. Man nimmt sich nach diesem Muster eine Künstlernatur, stellt sie in eine Familienumgebung, die sich für die Kunst interessirt, und nun wird nach Möglichkeit conversirt. Der mürrisch bizarre, menschenscheue Beethoven ist eine Figur für die Novelle. Es ist schon widersinnig, daß die dramatische Form ihn zwingt, sich so redselig auszubeuten, während wir auf dem Felde des Romans den schweigsam in sich Gedrückten belauschen könnten, wie er den Dämonen des Geistes neue Geburten abnöthigt. — Er liebt im Stücke die Gräfin Adelaide. Als sich ein ebenbürtiger Freier einstellt, erklärt er ihr seine unglückliche Neigung, und sie schwört ihm, nie ohne sein Wollen einem andern Manne anzugehören. Jener Freier tritt aber freiwillig zurück, um die Neigung so edler Menschen nicht zu trüben. Da gebietet Beethoven den Tönen seiner Leidenschaft, daß sie dumpf murmelnd in sich ersterben. Er zwingt sich, auf sein Glück zu verzichten, entsagt und schafft sein göttlich Lied »Adelaide.« — Das sind alles novellistische Züge, Situationen des Gemüthes, nicht Thaten des Geistes, wie sie im Drama aus der stillen Kammer des Herzens in die Welt hinaustreten.

Dr. Marbach's »Manfred« ist zwei Mal über die Bühne gegangen. Das Stück scheint mit großer Liebe, mit Begeisterung gearbeitet zu sein. Aber es verräth in der Wahl des Helden einen falschen Griff. Dieser Manfred unter den Hohenstaufen ist der Enkel großer Vorfahren, der passive, wenigstens der empfangende Erbe großer Vermächtnisse, die Größe im

Digitized by Google

Wollen und im Gefühl der Aufgaben seines Geschlechts ist also etwas ihm Überkommenes. Das macht ihn zum activen, zum dramatischen Helden untauglich. Und so steht er gleich anfangs vor uns, sanft, ohne Energie, weich und schwachgemuthet, bis der Gedanke an die Größe seines Berufes erst mitten in der Bedrängniß des Lebens ihn aufruft. Dieser Gedanke macht ihn aber auch nur zum Schooßkinde reicher Eltern; er ist und bleibt ein Kind elegischer Reminiscenzen. — Ein anderer Übelstand ist, daß die Intrigue des Stückes auf einer Unwahrscheinlichkeit beruht. Manfred liebt zärtlich seine Schwester. Ein Pfaffe benutzt dies und flößt dem Manne derselben, dem Grafen Casorta, den Argwohn ein, diese Neigung sei sündhaft. Eine Scene im Garten, wo Bruder und Schwester in der Laube sitzen und Wechsellieder singen, soll genügen, den Argwohn zu bestätigen. In Shakspeare's Othello genügt ein Schnupftuch, um die Eifersucht auf falsche Fährte zu bringen. Allein der Mohr ist auch danach gemacht, daß ein leiser Anstoß die Lawine seiner Leidenschaft entwickelt. Casorta ist aber ein seelendünnes Männchen, dem wir das nicht zutrauen, die Lawine zu spielen. Wir selbst sind gar nicht voll Eifersucht und glauben auch nicht, daß Casorta so dumm ist und es so böse meint. Der Mohr ist großartig vernagelt und schreckhaft in seinem Wahn; wir glauben an seine Qual. Marbach und Casorta haben nicht diesen Credit.

1837.

Das Interesse am Theater liegt sehr darnieder in Deutschland. Die heutige Oper gibt viel fliegende Hitze, die Posse jagt ein krampfhaftes Lachen durch die Muskeln; es fehlt wie der echten Heiterkeit, so noch viel mehr dem Ernst an Stoff zur Sättigung. Ein einzelnes Journal kann einem Zeitalter keine neue Lebensflamme vom Himmel bringen, aber es kann den Funken, wenn er unter der Asche noch fortglimmt, anfachen; es kann die Kräfte, die keinen öffentlichen Tummelplatz haben, zusammenrufen, die Aufmerksamkeit des Publicums wach halten. So lange die Juden auf einen Messias hoffen, so lange kann er erscheinen; erst wenn der Glaube und die Zuversicht verloren gingen, hört die Möglichkeit seiner Wiedergeburt auf.

Digitized by Google

In diesem Sinne wurde das »dramaturgische Journal« von Ernst Willkomm gegründet. Es wird sich schwerlich einbilden, die Bühne gleich zwingen zu können, sich der Literatur zu unterwerfen. Aber es will das Drama im Nothfall auch ohne Bühne anbauen helfen. Was damit gewonnen wird, seh' ich freilich nicht. Aber es hat Muth; — also immer darauf hin! Mag es den Prediger in der Wüste abgeben, um dem etwaigen zukünftigen Herrn die Wege zu bereiten, der dann zur Geißel greift und die Feilscher aus dem Tempel Apollo's peitscht. Gegenwärtig wird wohl die hofräthliche, intendanzvergnügte Übersetzerclique noch eine Zeitlang markten und wuchern, das matte Publicum sich hintäuschen lassen mit leerem Operngeräusch und erborgtem Possenspiel, und die Regierungen blind genug bleiben, um selbst in Universitätsstädten, wo eine akademische Jugend am Ernst tragischer Heldenspiele heranzubilden wäre, bloßen Geldspeculanten die Theaterleitung anheimzustellen. Ich weiß wohl, daß der Gedanke, das Theater sei eine Bildungsanstalt des Volkes, für ein eben so beklommenes als geistig lebensmüdes Zeitalter zu großartig, zu inhaltschwer ist, allein, selbst wenn die Regierungen, ganz sowie weiland die römische Kaiserherrschaft, auch nichts anderes mit dem Volke vorhätten, als es mit Brot und circensischen Spielen abzufinden, so müßten sie diese Spiele für wichtig halten.

Wenn ein dramatischer Messias erscheinen soll, — es wird kein einzelnes Talent sein, es kann sich eine Gesammtheit von Kräften entwickeln, — so muß es eine dichterische Macht sein, die sich des Theaters wieder bemächtigt, die Hallen füllt, die Menge zwingt und über die Oper triumphirt. Ohne Aufführung vor der versammelten Menge ist das Drama wirkungslos, ohne Theater kann sich eine dramatische Literatur nur dürftig hinfristen. Soll also der dramatischen Literatur aufgeholfen werden, so kommt es wesentlich darauf an, Bühne und Poesie wieder zu versöhnen.

Um zwischen Literatur und Theater diesen Einklang wieder herzustellen, haben sich freilich in jüngster Zeit bedeutende Talente fruchtlos verbraucht. Ich nenne nur Immermann und Grabbe. Gutzkow schrieb seinen gedankenschweren »Nero,« Mosen mit gewappneter, kerndeutscher Treuherzigkeit einen »Heinrich,«

Digitized by Google

Sigismund Wiese eine ganze Reihe von Schauspielen. Keiner hat die Bretter erobert, vielmehr haben alle nur eine theaterwidrige und darstellungsunmögliche Dramaliteratur hervorgerufen. Sobald der Dichter keine mögliche Bühne vor Augen hat, die seine Gebilde verlebendigt, so ergibt er sich seinen lyrisch-metaphysischen Gelüsten; Reflexion und Lyrik liegen dem deutschen Gemüth zu nahe, sind ihm zu lieb und bequem, um sich diesen Richtungen nicht hinzugeben, sobald sich keine andere bietet, die wiederhaltig wirkt. Nur auf dem Kampfplatze, im Gewühle der Heeresschaaren bricht Thatendurst hervor, und so ergeht es auch dem Dichter; nur wenn er sich vor einer versammelten Menge weiß, die ihm den Glauben an eine Nation gibt, hat er Lust, Thaten zu zeichnen, d. h. aus dramatischen Elementen ein Drama zu gestalten. Die Bühne, zumal wenn ihr Publicum an raffinirte Effecte gewöhnt ist, duldet keine Metaphysik, keine lyrische Einsiedelei der Gefühle, keine epische Historien. Was man Theatereffect nennt, ist allerdings eine Ausartung, aber das Drama will Effecte, indem es seine Stoffe und seine Charaktere auf große Momente hindrängt. Nicht blos aus Eifersucht gegen die Musik, nicht blos bei der Nöthigung, die sonst schon überbotene Genußlust zu stacheln, sondern kraft seiner innersten Natur darf und muß das Drama effectvoll sein, d. h. Menschen mit schlagender Thatkraft zeichnen. Seid flötentönig in der Lyrik, soviel ihr wollt, obschon auch hier eine gepanzerte Kraft sich die meisten Gemüther erobert, zerschwatzt im Aufsatz und Roman all' eure besten Kräfte; ihr findet dort für die Speculation Raum genug, aber seid im Drama thatengedrängt, schlagfertig im Denken und Thun, fesselt durch die Magie des kurzen Wortes, das großen Sinn verbirgt, seid so, wie die waren, die ihr schildert, heldisch und jugendmuthig, um das Leben in die Schanze zu werfen, wenn es sich darum handelt, der Güter höchstes zu erobern. Es ist in der Victorhugomanier etwas Krankhaftes, Angstbeklommenes, Blutschänderisches, die Sünden der Weltgeschichte und der Menschenbrust wachsen bei Victor Hugo nicht aus gesundem Fleisch hervor, er zahnstochert den Höllenrachen und liebäugelt mit dem Teufel. Das müssen wir freilich der Oper überlassen; aber wir sind in der entgegengesetzten Richtung eben so sehr vom echt

Digitized by Google

Dramatischen abgekommen. Wir Deutschen düfteln und flennen und scharmuziren zu viel, um Thaten zu schreiben, d. h. dramatische Gedichte zu machen. Das sei mein Wort an die strebende Mitjugend, die durch Productionen das Theater wieder zu erobern gedenkt.

Die ersten beiden Lieferungen der Willkomm'schen Jahrbücher bringen eine Tragödie aus der deutschen Kaisergeschichte von Herrmann Marggraff: »Heinrich der Vierte.« Marggraff hat viel damit gegeben, aber doch nicht genug, um ein Werk aufzuzeigen, das dem Bedürfnisse unserer Zeit, dem Bewußtsein der Jetztwelt entspräche. Er hat sich mit diesem Heinrich einen dramatischen Styl, den Shakspeare'schen, erobert. Aber ein ganzes Drama ist sein Gedicht noch nicht, es ist eine episch an einander gefügte Reihenfolge dramatischer Scenen, von denen einige sehr schön, fast alle großartig und edel gehalten sind. Das Stück gibt uns den vierten Heinrich nach der Katastrophe mit Gregor, es zeigt uns die greise Majestät, an der von den eignen Söhnen zwei Mal Treulosigkeit geübt wird. Das ist von einem tragischen Gemälde nur ein letzter Act, keine vollständige Tragödie; es ist ein Bruchstück aus dem Bergwerke einer Lebensgeschichte. Marggraff hat so streng historisch sein wollen, wie Shakspeare in seinen ersten Dramen aus der englischen Geschichte. Der große Brite stellte aber eine Vergangenheit dar, die jeder seiner Zeitgenossen noch mit Händen fassen konnte, jeder Griff in die vaterländische Geschichte war ein Griff an das englische Volksherz, an das Bewußtsein der Mitzeit. Wir aber stehen den Helden unsers Mittelalters viel ferner, ein Bruchstück aus der Geschichte eines Nationalheroen können wir uns nicht so leicht ergänzen; deshalb müssen wir sein ganzes Leben, sein Anfangen und sein Vollbringen mit durchleben. Ob sich nun nach diesem Gesichtspuncte Heinrich der Vierte zu einem geschlossenen Drama eignet, ist eine andere Frage. Einige Scenen bekunden Marggraff's Beruf. Ich nenne nur die Situation, wo der gramgealterte Kaiser an der Leiche seines älteren Sohnes Konrad steht, der sich als König von Italien gegen ihn aufwarf, und in demselben Moment, als er diesen Sohn mit dem Mantel der Liebe verhüllt, den Treubruch des zweiten Sohnes erfährt. Auch in der Schlußscene imponirt

Digitized by Google

der alte Held. Aber Marggraff muß die hartmäulige Shakspeare'sche Schulsprache fahren lassen. Er muß seine eigene Sprache reden können. Ob er dann auch freier componiren kann, wird sich zeigen.

Julius Mosen's »Cola Rienzi« ist aus dem heißen Drang jener sprudelnden Kraft hervorgegangen, die diesen Dichter bezeichnet, die aber freilich lyrisch ist. Die Entwickelung der Person Rienzi ist ganz so feurig, innig angereift, subjectiv aus dem Jugenddrange unserer Tage hervorgequollen, wie Mosen's beste Lieder. Aber die Entwickelung des Dramas »Rienzi,« das Object, das Thema am Stück, die Welt, in der die Person des Helden steht, ist zurückgeblieben und hängt etwas farblos um die Schultern dessen, der der Träger des Ganzen sein soll. Der erste Act geht sehr rasch einher. Rienzi, der Advocat, der Privatmann, der die Tugenden der alten Republik in sich lebendig fühlt, benutzt rasch die Stimmung des Momentes. Der Papst ist in Avignon, das hierarchische Band ist locker; schnell wird es zerrissen, Rienzi proclamirt »den besten Staat,« er ist Tribun des Volks. Gegen diese allzu plötzliche Entwickelung des ersten Actes erscheint nun der folgende gedehnt. Rienzi entfaltet das Regiment der Republik, einige Scenen zeigen das System spartanischer Gerechtigkeit; der Terrorismus der Tugend, das Ideal des besten Staates und der Glanz des Gelingens kommt in anderen Scenen zur Erscheinung. Rienzi, der Robespierre Italiens, auf der Schwelle der alten und neuen Zeit, schreitet weiter, er will eine römische Weltherrschaft, die Idee eines Cäsars schwirrt vor seinen Sinnen; er versucht es, auch die Kirche zu stürzen. Daran scheitert er. Sobald der Bannfluch über ihn gesprochen ist, fällt das Volk, das ihn noch kurz zuvor wie einen Halbgott anstaunte, von ihm ab. Mit dem Fluch der Kirche beladen, entschließt er sich nach Avignon zu pilgern, um zu sühnen. Mit dieser Demüthigung schließt der dritte Act. Diese beiden Acte haben nicht den raschen dramatischen Fortschritt, zu dem der erste ansetzte. Selbst die Diction beginnt declamatorisch zu werden, es ist, als fielen wir aus dem Shakspeare'schen Styl plötzlich in den Schiller'schen. (Man lese unter andern die letzte Scene des zweiten Actes.) Dieser Übelstand der Dehnung wäre

Digitized by Google

vermieden, wenn die Vorbereitung, das Anstreben zur Revolution langsamer erfolgt wäre; es bot sich dafür Stoff genug zu zwei Acten. Das Drama will nun einmal fortwährende Steigerung bis zum Gipfelpunct. Tritt dieser Gipfelpunct, den der Held erschwingt, zu schnell ein, so erfolgt Ermattung im geistigen Interesse, in den Situationen, selbst in der Diction. — Mit dem vierten Acte beginnt wieder reges Leben. Rienzi hat sich mit der Kirche versöhnt, mit Hülfe des romantischen Condottiere Montreale ergreift er wieder das Steuerruder der Volksherrschaft. Aber schon ist er ein Andrer geworden. Mit dem Gedanken eines Brutus begann er seine Laufbahn, mit den Gefühlen eines Coriolan zog er jetzt vor Rom, nun regt sich das Gelüst eines Sulla in ihm. Er hat erfahren, daß das Volk eines Tyrannen bedarf, da es seinen Helden so schnell an die Kirche, an die Macht des Wahns preisgab und so wenig Sinn für die Republik verrieth. Diese Übergänge in der Stimmung des Helden hat Julius Mosen meisterhaft geschildert; dies feine psychologische Interesse ist die Stärke des Dramas, und es ist nur zu bedauern, daß die Nebenfiguren nicht gleicher Weise Stich halten. Die Volksscenen, in der ganzen Idee des Stücks von größtem Gewicht, sind zu flüchtig; sie ertragen keinen Vergleich mit den Scenen im »Julius Cäsar.« Montreale ist für das Drama ein schwieriger Charakter, die novellistische Darstellung dieses romantischen Abenteurers im Bulwer'schen Roman ist vortheilhafter. Allein auch andere Charaktere, die Gegensätze bilden und zur Folie der Hauptgestalten dienen, sind zu schwach ausgeführt im Drama; sie sind fast nur für die Abstraction da. Somit beschränkt sich der dramatische wie der poetische Reiz an dem Werke auf jene psychologische Entwickelung Rienzi's. Das Andere hängt etwas matter herum, obschon ich nicht zweifle, daß ein kräftiger Darsteller des Haupthelden auf der Bühne mächtig genug zu fesseln verstehen müßte, um das Stück glänzend zu halten. — In der letzten Stadie der Entfaltung Rienzi's, die ich andeutete, liegt nun auch schon sein Sturz. Sobald Rienzi die Natur eines Sulla in sich fühlt, sobald aus dem Demokraten der Tyrann, aus Robespierre ein Napoleon erwächst, fällt Alles, auch der treueste Freund, von ihm ab. Die Weltkugel, die er in der Hand trägt, entrollt ihm, ein

Digitized by Google

Nebenbuhler in der Gunst der Menge, der den Polichinell des Volkes abgibt, triumphirt zum Fastnachtsspiel über ihn. Die Kirche tritt wieder hervor mit ihrem Repräsentanten und nimmt über der Leiche des Volkstribuns wieder Besitz von Rom. Dies ist die, dem Gedanken nach meisterhafte Durchführung des Themas. Wären die Nebenpartien und Nebencharaktere durchweg eben so drastisch gehalten, es wäre eine der besten Productionen der neuen dramatischen Literatur. Der erste Act, wie ich die Meinung schon andeutete, ist zu karg, zu flüchtig, die beiden folgenden zu matt; beides ließe sich durch geschickte Anordnung ausgleichen, und das Stück würde auf der Bühne von Erfolg sein. (Nachschrift: Man ist in Deutschland zu feig; man erlaubt solche Stoffe nur der Oper.)

Der Briefwechsel Michael Beer's enthält meist dessen Correspondenz mit Immermann. Wir hören hier zwei verschiedene dramatische Dichter über ihre Kunst und ihr Handwerk sich unterhalten, beide in ihren Kräften, Richtungen und Wirkungen höchst verschieden, jeder voll Empfindung, voll Begeisterung, der Eine aus der Shakspeare'schen Schule, der Andere mehr aus der Schiller'schen, jener in großartigem Ringen begriffen, das Theater seinen dramatischen Gestalten unterzuordnen, es zu zwingen, seinen Plänen zu dienen, mit großem Wollen, aber trocken, oft hölzern, der Andere mit mehr Geschmeidigkeit dem Publicum, dem Theater und der Schiller'schen Declamation huldigend. Es ist interessant, wie sich Immermann mit sehr viel edlem Stolz gegen Michael Beer's Vorwurf, er kenne das Theater nicht, zu verwahren weiß. Er entgegnet: »Sie werfen mir in dem Brief an Schadow Unkenntniß des Theaters vor und glauben, daß aus dieser alles Unheil in meinen Dichtungen entspringe. Ich glaube nicht, daß Sie so ganz recht haben. Einmal ist mir das Theater doch nicht so unbekannt, als Sie glauben; ich habe die meisten bedeutenderen Bühnen Norddeutschlands auf meinen Wanderungen gesehen und einige Zeit lang die ununterbrochene Anschauung einer Anstalt in ihrer Vollkommenheit, nämlich der weimarischen Bühne, gehabt. Da ist es mir eben klar geworden, was ein Theater sein kann und sein soll, und aus dieser Reminiscenz entspringt mein Wider-

Digitized by Google

streben gegen die jetzige Art und Weise. Daher kommt es, daß ich sehr vieles für vollkommen dramatisch und theatralisch halten muß, was unsere jetzigen Schauspieler als nicht darstellbar verwerfen, weil ich nämlich gesehen habe, daß die Darstellung möglich ist, sobald nur die Darsteller vorhanden sind. Ich will unbedingt jede meiner Dichtungen dem Urtheile einer solchen Gesellschaft, wie die ältere weimarische war, unterwerfen, und würde gleich mich ihrem Ausspruche über die Darstellbarkeit oder Nichtdarstellbarkeit unterwerfen. Aber von den jetzigen Schauspielern, diesen Menschen ohne Fleiß, Takt und Schule, da sollte der Dichter lernen können, er, den in seiner Stille ein Gott erleuchtet, und die Wege führt, die er zu wandeln hat? In welchen Widerspruch gerathen Sie, mein Freund, und Alle, die mir den gleichen Rath ertheilen! Wie ist es möglich, daß uns eine nach dem Urtheil aller Stimmfähigen ganz depravirte Anstalt über das Wesentliche in der Kunst aufklären möchte? Nein, es ist wahrhaftig nicht die Zeit, daß die Dichter von der Bühne lernen, sondern die Bühne soll wieder vom Dichter lernen. Kein einziges Theater, ich spreche es aus der tiefsten Überzeugung, spielte Shakspeare, wenn er unter uns als homo novus aufträte. Sehen wir doch nur, wie man ihn mißversteht und mit seinen tiefsten Intentionen umgeht. In Berlin streichen sie z. B. im »Richard« die Margaretha, die doch dem düstern Gemälde als Thor der Vergangenheit erst seinen ganzen erhabenen Charakter gibt. Dafür aber hat man die sinnreiche Maschinerie inventirt, die Geister dem Richmond bläulich weiß, dem Richard feuerroth erscheinen zu lassen. Und von solchen Possen, worin die heutige Bühnenkunst besteht, sollte ein Dichter lernen können?«

1840.

Am 9ten März gab man Mosen's »Otto« bei gedrängt vollem Hause. Der Dichter, welcher der Aufführung beiwohnte, und drei von den Darstellern wurden gerufen, jener drei Mal, unter jubelndem Zuruf. Man sieht, daß das Interesse für das Drama im höheren Styl sich lebendig anschürt, hat man nur erst die Massen beisammen. Daß dies nicht alle acht Tage ein paar Mal geschieht, daß sich das Interesse für das Drama nur

Digitized by Google

ausnahmsweise wie zu einer Festivität äußert, ist leider noch eine deutsche Thatsache. Wer diese Flammen fortgesetzt anzuschüren wüßte, hätte das unleugbarste Verdienst um seine Nation. Die Darsteller finden sich nur durch dauernde Übung wieder auf dem Kothurn zurecht, das Publicum erhält erst durch Übung wieder Geschmack, Takt und Kritik. Ein Publicum aber ist zweimal die allererste Bedingung zur Wiederbelebung des nationalen Dramas. Erstlich, daß es überhaupt da ist und vom Interesse zusammengetrieben wird; dann, daß seine Aufregung nicht stierartig ist, nicht gleich dem bewußtlosen See, »der sein Opfer will.« Die Aufregung, in die sich das Publicum an jenem Abend versetzt fühlte, war ohne Kritik, mithin ohne nachhaltiges Feuer. Sie galt mehr der Persönlichkeit Mosen's, der als lyrischer Dichter zu den Lieblingen deutscher Jugend gehört. — Was das Drama betrifft, so fällt mir ein Wort Seydelmann's ein. Seydelmann sprach einmal den Wunsch aus, die dramatische Production möchte, mit Beseitigung der lyrischen Ausmalerei, mit Vermeidung der reflexiösen Declamation, sich begnügen, Grundlinien zu geben, die dem Talent des Schauspielers zur Ausfüllung und Vollendung überlassen blieben. In Mosen's Drama wird dergleichen geboten, Mosen charakterisirt seine Gestalten in Epigrammen; die kaustische Sprache seiner satyrisch-politischen Lyrik ist auch in seine Dramen übergegangen, ohne in die Antithesenjagd zu verfallen, welche die Nachahmer der Shakspeare'schen Diction für das einzige Mittel halten, um die lyrischen Auswüchse zu hintertreiben. Mosen gibt dem Schauspieler schwierige, aber zugleich auch wichtige Aufgaben in die Hand, indem er den denkenden Menschen, den Menschen unseres Jahrhunderts, nicht den Zögling dieser oder jener ästhetischen Kunstrichtung, im Darsteller aufruft und in Anspruch nimmt. In jeder Rolle gibt Mosen den Vertreter eines Princips, den Träger eines Gedankens, wie ihn die Weltgeschichte, oder vielmehr das Bewußtsein unserer Tage über sie, hervorgerufen. Das freilich hat Seydelmann nicht gemeint. — Man hat gesagt, die Wiederbelebung unserer Bühne müsse durchaus sich an Shakspeare anlehnen. Das kann nur von der Charakteristik der Shakspeare'schen Figuren gemeint sein, denn in der Intrigue, in der Fabel und was man den Faden des

Digitized by Google

Stücks nennt, ja in der ganzen Architektonik sind die Shakspeare'schen Dramen so roh und unbeholfen, daß sie hier in keiner Beziehung Muster sein können. Nur in der Geburt seiner Gestalten, als Charaktermaler, ist der Brite groß, so groß, wie sonst nie ein Dichter. Seine Gestalten sind lebendige Menschen; sie leben, sie sind wahr am Geist und Leib, haben innerlich Seele und äußerlich physische Wahrheit und Wirklichkeit. Mosen steht der Shakspeare'schen Production in dieser Beziehung ziemlich fern. Die Shakspeare'sche Dichtung gibt uns Menschen, die ihre Zustände vor uns ein- und ausleben; daß welthistorische Gedanken mit ihnen in's Leben treten und in ihren Gegensätzen sich erfassen und bekämpfen, davon weiß die Naivetät der Shakspeare'schen Heroen nichts. Mosen's Gestalten haben das Eigenthümliche, ihren Platz in der Weltgeschichte genau zu wissen, zugleich aber hat sein Heroenthum doch wieder die Naivetät, dies Wissen mit einem schmetternden Epigramme zum idealen Ausspruch zu bringen. In »Otto dem Dritten« handelt es sich nicht speciell um diesen dritten Otto, nicht um sein persönliches Werden, seine persönlichen Anläße, nach Rom zu ziehen, um in den Mittelpunct der Welt zu treten; das hieße Shakspeare'sch charakterisiren. Es handelt sich hier um den deutschen Kaiser im Allgemeinen, um die historischen Motive der Römerzüge überhaupt, es handelt sich ferner um den Conflict zweier Nationalitäten, die sich offen und geheim die Stirn bieten, um die Ideen, die der Wendepunct des Jahrhunderts heraufruft. In diesen Angeln hängt das Mosen'sche Drama. Man begreift, daß dazu Schauspieler gehören, die in der Schiller'schen Tragödie erzogen und gereift sind. Nicht selten streift diese Art der Production an telegraphische Vermittelung des Gedankens, z. B. wenn Otto in's Thor von Rom eintritt und das Bewußtsein von der Idee des Kaiserthums mit den Worten beginnt: Ich bin der Atlas dieser Welt ꝛc. Mit Schauspielern aber, welche die großartige Einfalt dieses Heroenthums wiederzugeben, den Schwung dieser idealen Abstraction zu unterstützen wissen, würden sich mächtige Wirkungen im Sinne unserer Zeit erreichen lassen, da Mosen bei dem Conflict der Principe, die seine Werkzeuge als Thema durchfechten, stets mit der Kraft des Epigrammes eingreift.

Digitized by Google

Das glänzendste Product dieser dramatischen Production ist immer sein »Rienzi,« der das Schauspiel gibt, wie die Republik siegt, triumphirt und im Drange des Geschicks als Despotismus untergeht. Diese großartige tragische Monographie gibt uns Mosen's Stück; ein Schauspieler, der die Kraft des Geistes hätte, die ganze Größe, den ganzen Tiefsinn dieses Gedankenganges zu erfassen und zur Person zu gestalten, müßte als Rienzi riesenhafte Wirkung machen. Rienzi ist jedenfalls Mosen's bedeutendste dramatische Gestalt, sie ist überhaupt das Bedeutendste, was sich in dieser Sphäre der Production zum Ausspruch bringen läßt. Daß dies Drama im Druck ziemlich spurlos vorüberging, daß es nirgends zur Aufführung kam, beweist nur die Anticipation des Products, belegt nur den Satz, daß die Zeit, wo das Theater Tribüne des Zeitalters werden muß und wird, noch nicht erschienen ist. Man ehre in Mosen einen edlen Vorläufer. Vor der Hand aber hat er weder den rechten Styl gefunden, noch überhaupt von der dramatischen Composition den rechten Begriff. Daß er, wie auch in den »Bräuten von Florenz«, nach Operneffecten greift, beweist dies nicht minder.

Man hat uns Gutzkow's »Richard Savage« ziemlich spät gebracht. Es ist auf vielen Bühnen bereits gegeben, in allen Blättern besprochen. Dies Stück ist sehr lehrreich; es beruht auf Wagnissen, an denen sich sehr gut lernen läßt, was man beim Drama fehlerhafte Composition nennen kann. Ich will meine Meinung auf zwei Puncte hindrängen. Die Figur des Savage selbst nimmt im ersten Acte einen Anlauf zu einem Gefühl von Größe, die den Autor, hätte er diese Stimmung im Helden festgehalten, fast dazu berechtigte, das ganze Dasein desselben auf eine Illusion zu stellen. Nur Menschen von einer gewissen Größe sind dazu fähig, nur bei großen Persönlichkeiten ist dies erträglich. Der Darsteller in Leipzig nahm diesen Zug nicht auf, hob dagegen die kindliche Gemüthsrichtung des Poeten im Savage hervor. Der Autor läßt im Verlauf selbst jenen Zug fallen, und auf diesen gibt er nicht viel. Sein Held ist ein eitler Weichling, und muß mit Irrsinn enden, sobald sein Lebensstoff fertig ist. Dies ist die fehlerhafte Haltung des Hel-

Digitized by Google

den. Der Hauptpunct meiner Rüge trifft jedoch die Structur des Stückes. Die Haltung eines Helden kann selbst einem Meister mißglücken, man weiß es an Egmont; der Bau des Stückes braucht um deswillen noch nicht verloren zu sein. Im vorliegenden Drama stößt ein exaltirter Kopf, der sich bisher im Leben verwaist glaubt, auf die Entdeckung seiner Mutter. In dies Gefühl drängt sich all' sein Herzblut, auf das Zusammentreffen von Mutter und Sohn, wo die Sprache des Herzens sich als probehaltig oder nicht zu erweisen hat, mußte das Drama hinarbeiten. Diese Scene, der Kern des Ganzen, fällt aber, gleichsam wie mit der Thür in's Haus, gleich in den ersten Act. Die angebliche Mutter weist den Sohn schnöde ab; sie wäre gemein genug, ihn zu verläugnen, auch wenn sie wirklich seine Mutter wäre. Diese Überzeugung wird uns am Schluß der Scene. Der Vorhang fällt, wir haben schon zu Anfang die Endfäden der ganzen Geschichte in der Hand, dem Rechenexempel dieser raffinirten Intrigue steht leider schon das Facit an der Stirn. Hätten wir auch nur noch einen Schimmer von Illusion, wir wären noch nicht fertig, sind es aber leider schon nach dem Schluß des ersten Actes. Nur Richard bleibt in der Illusion, er ist dazu Pinsel genug. Was uns nun noch fesselt, ist die Neugier, welche Spannung das Raffinement des Autors, der sich so nackt mit seiner Intrigue hinstellt, uns bei der Ungunst der Anlage seines Stückes hier noch bereiten könne. Der ganze Zuschnitt des Dramas ist bereits aufgelöst, man sieht sogar die Nähte. Es kommt jetzt nur noch darauf an, uns melodramenartig durch Theatercoups zu hetzen. Dies geschieht im zweiten und dritten Act mit sehr vielem Aufwand von Erfindung. Freilich wird die Möglichkeit einer Glaubwürdigkeit der innern Verhältnisse dadurch nicht hergestellt, wir erleben nichts an und in den Personen, wir sind mit ihnen längst fertig, sind nur zur Bilderschau da. Hierzu kömmt noch der undramatische Zug, daß aller Fortgang des Stücks hinter die Coulissen fällt; vor der Leinwand werden uns Attitüden gegeben, lebende Bilder Schlag auf Schlag, aber keine Scene aus der Wahrheit und Wirklichkeit des Menschenlebens. Im letzten Acte, wo Lady Maclesfield die alte Pflegerin Kitty befragt, wird uns endlich mit der Verspätigung dieses Besuches

Digitized by Google

der ganze Unsinn in der Anlage des Stückes deutlich, wie denn ein gescheidter Advocat die ganze Intrigue desselben unmöglich machen mußte. — So viel über die Anlage des Ganzen, deren erster Mißgriff später in der Ausarbeitung nicht wieder zu decken und zu beseitigen war. Auf Einzelnheiten einzugehen, ist kaum förderlich, es müßte denn die Verwunderung geäußert werden, daß der scharfsinnige Autor nicht sorgfältiger auf die Wahl seiner oft überreizten Bildersprache achtet. Es findet sich eine Stelle, wo Savage sagt: ich will aus ihren Thränen ihr eine Perlenschnur winden, und jede Perle soll ein Diamant sein u. s. w. Dies vermag kein Juwelier zu leisten. — Gespielt wurde nicht ohne Mühe, aber doch mit Eifer und Fleiß.

1841.

Karl Beck's »Saul« ist im Druck erschienen. Dieses Drama ist eine Oper, nur mit dem Unterschiede, daß der Dichter selbst die Musik dazu gibt. Dies Drama spielen lauter Lyriker, jeder besingt seine Stimmung, schwelgt in seinen Gefühlen, singt Arien, aber im sprachlichen Rhythmus. Mit Saul und David hat sich Beck's Natur gleichsam gespalten, zwei Seiten seines Wesens haben sich als selbstständige Consequenzen in diesen beiden Figuren weiter ausgeführt. Jonathan und Merob sind auch Träger lyrischer Stimmungen, wie sie schon in Beck's »stillen Liedern« angetönt wurden, und hier, wo wir Drastisches wollen, in Weichlichkeit ausarten. Moab, der Heide, ist eine Zuthat, mit welcher Beck einen dramatischen Gegensatz erzielte. Wie jedoch im gemeinen Leben ein begleitender Kammerdiener nur eine Ergänzung, keinen Gegensatz zu seinem Herrn abgibt, so ist Moab in der Dichtung nur dazu da, um Saul zu seinem eigenen Selbst zu verhelfen, um das Feuer in ihm zu schüren, das dann mit erneutem Ausbruch tobt und zischt und dampft; Moab ist nur ein Hebel, um das lyrische Räderwerk in Saul von neuem in Bewegung zu setzen. — Es ist aber auch Handlung im Stück! hör' ich als Entgegnung. Im dritten Act stürmt Saul den Tempel, der ihm den Knaben David birgt. Im vierten erzielt der Dichter mit dem Besuch David's in der Höhle dramatische Spannung. Wir hören dann und wann im Stücke Schlach-

Digitized by Google

tenlärm, die Scene ist besetzt, die Bühne voll. Ist das Alles nicht dramatisches Leben? — Mißverstehen wir uns nicht; das Alles ist Opernlärm, nicht dramatische Action; das dramatische Leben muß in der Seele des Stückes, in dem innerlich treibenden und getriebenen Gange der Handlung zu finden sein, falls es sich finden läßt. Ein Stück kann äußerlich ganz schlicht und simpel sein, es kann, wie man zu sagen pflegt, auf den Bretern nichts Besonderes vorgehen, aber das Stück ist um deswillen doch dramatisch, wenn die Handlung den dialektischen Zusammenhang eines innern Lebens bekundet, wenn man die geheime Gewalt eines Fortschrittes wittert, und der Reiz nicht ein momentaner bleibt, der sich von Scene zu Scene erledigt, sondern sich als jene Spannung merklich macht, welche der Dichter zu einem großen Entscheidungsproceß vorbereitet, zu einem großen Moment hinaufsteigert. Das ist die innere Dramatik eines Gedichtes. Ob zu dieser noch die äußere kommt, wie bei Shakspeare, wo sich die Gewalt einer üppigen Sinnlichkeit mit strotzender Gesundheit Bahn bricht, hindert nicht, die griechische Tragödie in ihrer Weise für eben so dramatisch zu halten. Äußerlich unscheinbar und kärglich an Lebensfülle, ist das classische Drama der Alten gerade um seiner innern fortschreitenden Stetigkeit, um der klugen Gliederung seines Themas, um der sichern Anlage der Fäden willen meisterlich und meisterhaft. Und bei aller Willkür der episodenhaften Romantik geht durch die Shakspeare'sche Trägödie nicht minder dasselbe einfache Gesetz der Steigerung des Hauptinteresses bis zu einem Puncte, wo sich das Stück gipfelt. Nicht blos das Intriguenstück, auch die historische Tragödie gibt sich dies Gesetz, denn an dieser Bedingung hängt ihr dramatisches Leben. Ohne diese Arsis und Thesis, möcht' ich sagen, ist gar kein Drama möglich.

Beck's Drama ist undramatisch, weil es lauter lyrische Dichter sind, die es aufführen. Das hat es mit dem spanischen Drama gemein! Aber Beck's »Saul« ist auch in seiner Structur, in der Anlage des Stoffes undramatisch. Sein Saul tritt als fertiger Mensch gleich in die erste Scene. Lebensmüde, vom Argwohn abgehetzt, im wilden Taumel zwischen Haß und Liebe geschaukelt: so erscheint er gleich im Beginn. Der Wahnsinn hat kaum noch an ihm zu vollenden, der Stamm ist mürbe, von

Digitized by Google

vornherein ist der Held des Dramas zum Sturze reif. Vielleicht aber wollte uns der Dichter an dem aufsprossenden Leben des kleinen David dramatischen Ersatz schaffen? — Da muß ich jedoch freilich sagen, daß sein David eine zu dünne Figur ist, um ganze fünf Acte auf seine Schultern zu nehmen, seine Entwickelung neben dem lastenden Gewicht des melancholischen Saul nicht reich und voll genug erscheint.

Indem ich der Figur Saul und dem ganzen Bau des Dramas »Saul« den dramatischen Charakter abspreche, läugne ich nicht den poetischen Werth des Stückes. So wenig als an einem Byron'schen Drama, an »Manfred« oder andern. Es ist in Beck's »Saul« so viel musikalische Poesie, als er nur je gegeben hat. Aber es handelt sich darum, ob Beck einen Begriff habe vom Drama, ob sein Naturell hier Fuß gefaßt habe, fassen werde. Werfen wir einen genaueren Blick in die innere Architectur des Gedichtes. Verräth sich hier in irgend einem Zuge dramatischer Sinn? — Der erste Act zeigt uns den wahnsinnig wüthenden Saul, wie ihn ein Harfenlied David's beschwichtigt. Der Dämon ist gesühnt, zwei lyrische Sänger liegen sich in den Armen; der Act schließt mit Befriedigung. Der aufbrausende Saul und der von guten Geistern gesühnte, das ist das Thema. Saul's Melancholie ist eine fertig überkommene, nicht vor uns gewordene; seine Sühne geschieht durch Musik, durch ein plötzliches Besinnen auf seine bessere Natur. Das ist alles, müssen wir sagen, lyrische Thatsache, oder vielmehr lyrisches Ereigniß. Und diese ganze Situation erledigt bereits der erste Act, die folgenden Acte sind nur Variationen desselben Themas. Drei Mal setzt der Held zum Toben an, drei Mal beschwichtigt ihn ein guter Genius, bis ihn schließlich Samuel's Fluch ereilt. Lauter Oper, lyrisches Oratorium, kein Drama!

Soll ich noch ein besonderes Kennzeichen angeben, das den lyrischen Dichter bezeichnet und vom dramatischen unterscheidet? Statt eine Wirkung vorzubereiten und fest und sicher herbeizuführen, setzt der Lyriker sie voraus und schwelgt in ihren Consequenzen. Das ist die Ohnmacht der Lyrik, aller Dichtung gegenüber, die das Object hinstellt und die Sache selber wirken läßt, diese Dichtung sei nun dramatische oder epische, d. h. für uns Romanpoesie.

Digitized by Google

Nehmen wir den Saul als lyrisches Product, als eine Dichtung, die Situationen componirt, um den Duft und den Glanz lyrischer Entzückung zu motiviren, so ist dies Erzeugniß Beck's so reich an echten Schönheiten, wie seine früheren. Ob Beck's Dichtung durch den gutmüthigen Irrthum, er könne mit dem Rausche seiner lyrischen Musik theatralische Wirkung herbeiführen, gelitten habe, ist nicht leicht zu entscheiden; jedenfalls hätte die alte Historie von Saul und David unter seiner Hand gewonnen, wenn er sie in einer Reihe von Romanzen, in einem Cyklus von Scenen dargestellt hätte.

In der Schlußlieferung seines Theaterlexikons gab Düringer auch einen Artikel über den seit längerer Zeit vermeinten, seit kurzem wieder lebhaft in Abrede gestellten Verfall des deutschen Theaters. Der Artikel spricht zunächst von dramatischer Literatur. Diese ist dermalen in neuem Fluß begriffen, und es steht zu wünschen und zu gewärtigen, daß deutscher Fleiß und deutsches Talent sich dieser wichtigsten Provinz im Literaturreiche wieder ganz bemächtigen werde. Von einem Verfall, heißt es in gedachtem Artikel, könne erst dann die Rede sein, wenn in den Werken der Kunst Absichten verfolgt würden, wenn eine Faction sie zu Umtrieben benutzte, wenn sie den Entsitteten das Mittel einer liederlichen Unterhaltung abgäbe, wenn die dickhäutige Menge, die doch nur höre, was sie verstände, und die auf allen Plätzen des Theaters zu finden wäre, den Sieg davontrüge, und leeres Schaugepränge, Spectakel, bunte Beleuchtung, tropische Pflanzenwelten in pappendeckelner Naturtreue, goldene Paläste unterirdischer Bergmönche aus purem Flittergold auf Leinwand, Affen- und Hundekomödien, Ringer und Gaukler, ja selbst seltene Gerüche von verdampftem Rosenöl und anderm Räucherwerk statt der Gaben der Musen verlangt und lediglich dargeboten würden. Wir sind noch keineswegs so weit; aber man nehme sich auch vor der Annäherung in Acht; für die Menge, zumal wenn es der durch die Fessel der Censur gebundenen Literatur unmöglich ist, Geist unter sie zu bringen, ist solcher Anreiz zu gefährlich. — Ist die Kunst des Schauspielers im Verfall? Dies die zweite Frage, welche der Artikel aufstellt und verneint. Die Kunst des Schauspielers, heißt es, müsse

Digitized by Google

gerade dann große Anstrengungen machen und leiste Bewunderungswürdiges, wenn die dramatische Poesie schwächer geworden; Seydelmann's Vatel könne dies bestätigen. Hierbei müssen wir nur den fehlenden, allgemeinen Satz hinzufügen, daß die Kunst des Mimen, will sie sich, von der Literatur emancipirt, von dieser weder genährt noch begeistigt und beseelt, als eine selbstständige Kunst weitertreiben, über lang oder kurz in Ausartung und Caricatur verfallen muß. Gerade Seydelmann mit seinen wissenschaftlich selbstständigen Leistungen, und nicht minder Emil Devrient mit dem glänzenden Aufgebot aller seiner Kräfte für literarische Bagatellen, könnten uns, jener aus Raffinement, dieser aus Coquetterie, einen Vorschmack davon geben. Womit die Bedeutsamkeit beider Talente um so weniger geläugnet werden soll, als wir wohl wissen, daß eben auch zur Abirrung hervorragende Köpfe Bahn zu brechen pflegen. Nur an einer neuen Entwickelung dramatischer Literatur in Deutschland wird es liegen, ob deutsche Schauspielkunst sich bei gesundem und energischem Leben erhalten werde. — Unklar erschien mir, was der Verfasser jenes Artikels an einer andern Stelle von der Goethe'schen Schule äußert, die sich in plastisch-idealischem Vortrag bekanntlich als Gegensatz zur platten Natürlichkeit der Iffland'schen Schule ausbildete. Sie habe, heißt es dort, Veranlassung zu einer großen Manier gegeben, die in süßlicher Geziertheit, Tonsprüngen und Declamirstückchen, Schönheitslinien und Stellungen aller Innerlichkeit baar ward. — Ich kannte natürlich nicht Corona Schröder, die sich unter Goethe's persönlichem Einfluß bildete, wohl aber das Wolf'sche Ehepaar, das von Weimar nach Berlin kam; außer ihnen war mir Krüger, der sich nach Wolf bildete, als Goethe'scher Schauspielschule angehörig, bekannt. Auch gehört Laroche in Wien dazu. Ich weiß nicht, ob diese Namen nicht schon genügen, die ideale Haltung der Goethe'schen Schule in ihrem glänzenden Lichte erscheinen zu lassen. Düringer meint nur ihre Schattenseite. — Was will nun in Summa jener Artikel? Wo sucht er die Möglichkeit eines Verfalles? Nach seiner Ansicht blüht die Schauspielkunst, ist die dramatische Poesie nicht gestorben. »Es lahmt am meisten an den Directionen,« heißt es, und wir nehmen dies Wort als den Ausspruch eines Sachverständigen. Die

Digitized by Google

Menge im Publicum, sagt er, werde jeder Zeit für das Edle und Große zu gewinnen sein, dem die Bessern sich von selbst zuwenden. — »Überhaupt sind wir der Meinung,« heißt es wörtlich, »daß Unkenntniß und Geldgier der Directoren mehr Schuld hat am schlechten Repertoir als der Geschmack des großen Publicums, das sich leiten läßt.« — Was die Honorarverhältnisse für dramatische Dichter betrifft, so äußert sich Sachverständiger äußerst günstig über diesen Punct. Jede bedeutende Bühne, sagt er, honorirte anständig, Verfasser bühnengerechter Stücke hätten dies jederzeit erfahren. Holbein nehme durchschnittlich für ein großes Stück 1000 Thlr. ein, und Herr Georg Harrys hat mit der Übertragung von »Sohn und Braut,« in einem Acte, die er natürlich in acht Tagen besorgte, 300 Thlr. verdient. — Was sonstige Hemmungen betrifft, so nennt sie Verfasser äußere Fesseln, die nach und nach von der Kraft des Inhalts gesprengt werden müßten, und schließt mit den erhebenden Worten einer schönen Zuversicht: »Wie möchte auch ein Institut verfallen, welches so eng mit unserm Leben verzweigt ist, während das Leben selbst sich täglich kräftigt und einen kühneren, freieren Aufschwung nimmt.«

Marggraff's »Täubchen von Amsterdam« hat nun endlich auf einer deutschen Bühne die Feuerprobe bestanden. Ich habe schon vor zwei Jahren, als es im Druck erschien, über dies Drama meine Ansicht geäußert, und die Darstellung, die es jetzt in Leipzig erlebte, hat dieselbe nur bestätigen können. Zugleich bin ich jedoch, was den Unterschied zwischen Auffassung einer dramatischen Production nach Lectüre und nach lebendiger Aufführung betrifft, um eine wesentliche Erfahrung reicher geworden. Das Publicum auch, wie es schien; vielleicht auch der Autor. Bei der Lectüre faßt man am Drama Scene für Scene, hat ein Urtheil über die Wirkungen der Einzelnheiten. Bei der Aufführung tritt alles was Einzelnheit ist zurück, das Ganze faßt sich als Ganzes zusammen. Und hier ergab sich mir denn, daß, so vortrefflich einzelne Scenen gehalten und gearbeitet sind, dem Drama der eigentliche Faden fehlt. Ganze Acte könnten wegfallen und die Verworrenheit, der Alles entgegenläuft, würde dadurch nicht erst noch gesteigert werden. Einzelne Figuren,

Digitized by Google

namentlich Düvecke, der König Chriſtiern II., Torben, ſind vom Verfaſſer ſo ſorgfältig gezeichnet, mit ſoviel glücklichen Einfällen ausgeſtattet, als die Scenen zwiſchen dieſen drei Figuren bei dem guten Spiel der Darſteller ihre richtige Wirkung machten. Selbſt Herr Wollrabe, als Chriſtiern, gab eine zuſammengefaßte Leiſtung. Herr Düringer, als Schloßhauptmann Torben, gab die Neigung zur Geliebten des Königs mit der zarten Innigkeit, die ihm eigen. Madame Deſſoir ſpielte die Düvecke mit einer Aufmerkſamkeit und einer ſichtlichen Liebe, die höchſt erfriſchend wirkte. Der Kanzler im Stück iſt zu ſehr ein ſchwächliches Nachbild des Polonius, um ohne Störung zu ſein, wie denn das manierirte Wortgedrehe und die Anatomie der Rede, dieſe üble Angewöhnung aus Shakſpeare'ſcher Schule, beſeitigt werden ſollte. Herr Reger gab den Canzler ſehr brav. Gleich gut wurde die Königin, die der Verfaſſer gleichſam nur verſuchsweiſe einführt, und dann wie irre an ſeinem eigenen Plane wieder fallen läßt, von Frl. v. Tennecker repräſentirt. Madame Brüning gab Mutter Sigbrit, die Hökerin, die am Hofe die ſtrenge Wirthſchaft einführt, in der Schlußſcene als Nachtwandlerin auftritt und die todte Tochter der Juwelen beraubt. Dieſe Geſtalt iſt mit vieler Abſicht vom Verfaſſer accentuirt. Und ſo hätten wir ſchon eine ganze Galerie guter Figuren, die, fehlte dem Ganzen nicht der Halt, die Elaſticität und der leitende Faden, richtig in einander greifend von Wirkung ſein mußten. Der Autor hat wie ein ſorgfältiger Chronikant Scene an Scene gereiht, unbekümmert um das Ganze; während die Erfindung des Dichters den Stoff zwingen mußte, ſich Einem Hauptintereſſe unterzuordnen. Dies Hauptintereſſe im Drama konnte entweder der Kampf des Königs und des Torben um das Herz der Geliebten ſein. Oder es konnte politiſcher Art ſein, ein demokratiſcher Kampf der Düvecke und der Hökerin gegen den Adel Dänemarks, auf deſſen Seite dann die Königin treten mußte, während der Monarch in dieſem Schwanken zwiſchen beiden Elementen die Hauptfigur wurde. Oder endlich — was wohl das Dankbarſte war — Vorſpiel und erſter Act mußten zu einer bloßen Introduction zurücktreten und mit dem Erſcheinen der ehelich angetrauten Königin mußte der Kampf zwiſchen der Geliebten und der rechtmäßigen Gattin um die Perſon des Königs und das Land be-

Digitized by Google

ginnen. Dies gab ein steigendes Interesse, einen dramatischen Inhalt. Alles dieses war denkbar, nichts von allem jedoch ist durchgreifend, das Drama schwimmt unentschieden zwischen diesen drei Möglichkeiten. — Ich zweifele nicht, daß das dramatische Talent, welches der Verfasser in der Gestaltung einzelner Scenen bekundete, sich künftig auch in der Composition des Ganzen bethätigen werde.

Es war ein kleines auserlesenes Publicum, das sich auf Dr. Marbach's öffentliche Einladung im Saal der leipziger Buchhändlerbörse zusammenfand, um ein neues von ihm gedichtetes Drama, »Hippolyt,« durch seinen eigenen Vortrag kennen zu lernen. Das Entrée war nicht niedrig genug gestellt, um das Publicum des Parterres herbeizuziehen, und auch vom sogenannten Logenpublicum war immer nur ein geringer Theil versammelt, weil die Art und Weise dieser Mittheilung eines dramatischen Gedichtes im Allgemeinen wenig anziehend sein kann und zu der sinnlich lebendigen Darstellung auf der Bühne sich wie der Schatten zum Körper verhält. Marbach sprach einleitend von der Ungunst, welche in unsern Tagen dem ernsten Drama widerführe, nicht weil in Deutschland die darstellende Kunst rückgängig geworden, sondern weil die deutschen Theater der durch Oper und Posse verwöhnten Menge fröhnen müßten. Was seine Arbeit selbst beträfe, so sei es ein Wagniß, den alten Conflict zwischen Phädra und Hippolyt von neuem dichterisch zu produciren, nachdem bereits erlauchte Vorgänger ihn zu Tragödien verarbeitet. Nicht lediglich in Erfindung neuer Stoffe jedoch, sagte Dr. Marbach, weit mehr in neuer Auffassung gegebener, uns schon als Sage oder Historie überlieferter, habe der Poet seine Aufgabe zu suchen. Und die Auffassung betreffend, so bestehe die seinige in Herausbildung der sittlichen Motive für die Katastrophe des tragischen Stoffes, während Euripides die Conflicte nur wie Phänomene genommen habe, Racine und Schiller aber von der Ursprünglichkeit der älteren Historie ganz abgewichen seien. — Indem wir dem Verfasser für öffentliche Darlegung seiner einfachen Zwecke, Tendenzen und Glaubensmeinungen hiermit unsern Dank abstatten, geben wir zugleich zum Austausch unsere Ansichten über seine Arbeit. Der Fall

Digitized by Google

ſcheint wichtig. Ein dramatiſcher Dichter, von dem ein früheres Stück keine beſondere Gunſt durch Vermittelung theatraliſcher Darſtellung fand, wendet ſich, da das Drama immer eine verſammelte Menge in Anſprache nehmen will, an ein eſoteriſches Publicum, deſſen Urtheil aufrufend. Der Fall wäre unerhört, wenn hier wirklich ein Werk des Genies ſich nicht an die Nation wenden dürfte, indem die Organe der Vermittelung zwiſchen ihm und der Öffentlichkeit, die deutſchen Theater, dies behinderten; der Fall, ſage ich, wäre unerhört, wenn ein Werk des Genies ſich zu einem kleinen Haufen Culturmenſchen, in eine Loge Auserleſener gleichſam, vor der Menge förmlich flüchten müßte, wenn der Heiland, der den Geſchmack reinigen wollte, diesmal nicht, wie ehedem, die Feilſcher und Wucherer aus dem Tempel Apollo's triebe, ſondern ſich vertreiben ließe. — Bilderſprache und Werke des Genies bei Seite, betrachten wir Marbach's Drama als Product des Talents im ſpeciellen Falle. Dem Talent iſt Alles eingeräumt, es kann drechſeln oder hobeln, es hat die Berechtigung zu jeder iſolirten Liebhaberei; während das Genie nach ſeinem großen Inſtincte weiß, wie, wann und wo das Jahrhundert zu erfaſſen und in Flamme zu ſetzen iſt. — Marbach hat den Hippolyt des Euripides umgedichtet. Er hat über die innere Nöthigung zu ſeiner Arbeit ein Bewußtſein; er hat wie er ſagt, die ſittlichen Motive zu der tragiſchen Kataſtrophe ausgeführt und die zwei erſten Acte bewahrheiten uns faſt dieſen Ausſpruch. Das Stück iſt ganz in der ſchlichten Weiſe der alten claſſiſchen Tragödie gehalten, ohne Chor freilich, wofür jedoch die handelnden Perſonen ſelbſt um ſo mehr ein Bewußtſein über ihr Verhalten zu einander offenbaren. Und in der That liegt für modernes Denkvermögen ein eigener Reiz darin, die Naivetät des antiken Dramas mit der Reflexion unſeres eigenen Selbſtbewußtſeins zu verſetzen. In dieſem Sinne dichtete Goethe die Iphigenia noch einmal, er verinnigte den Stoff, indem er ihn aus dem Bereiche der hergebrachten helleniſchen Sitte in die freie Willkür des ſubjectiven Gefühls verlegte, den Perſonen nichts von der friſchen Naivetät des antiken Verhaltens zu einander nahm, und ihr Thun und Laſſen doch zugleich im Zauberglanz des modernen Empfindens leuchten ließ. Dieſer Doppelring liegt für uns im Drama des deutſchen Dich-

Digitized by Google

ters. Seine Iphigenia ist deutsch, ist unsere Dichtung, denn wir finden die Consequenzen unsers Fühlens und Denkens in ihr, wenn auch in fremder Beleuchtung, auf ungewohntem, ungeahntem Gebiet. — Hat Marbach vielleicht hier eine Spur zur Neubelebung unserer dramatischen Literatur zu finden geglaubt? Sucht er hier, um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen, den Messias des deutschen Dramas? — Die Romantik Shakspeare's kann zur Verworrenheit führen; das antike Drama aber zur reizlosen Monotonie, und in jedem Falle, wo unsere Talente nicht ihre eigene Bahn gehen, wird das Publicum ein Opfer der Bestrebungen sein, falls die Bestrebungen nicht selbst einem ziemlich ruhmlosen Martyrthum anheimfallen. Ich bin überzeugt, daß man die alten Fabeln der Griechen wieder bearbeiten kann, nur muß es in einem Sinne sein, der uns wie eine neue Macht überkommt. Kann uns der Dichter so erfassen, daß wir in den Personen der alten fremden Sagen uns selber wiederfinden, unser Schicksal im Schicksale der alten Heroen wittern, so hat er freie Hand und kann mit uns thun, was er will, Stoffe entnehmen, woher er mag. Goethe's Iphigenia ist von dieser Art. Marbach's Hippolyt ist in demselben Sinne eine Studie, aber kein freies Erzeugniß selbsteigener Schöpferkraft. Der Verfasser hat die Figuren der alten Fabel zum moralischen Selbstgefühl verholfen, Phädra und Hippolyt überkommt die schaudernde Empfindung dessen, was wir im modernen Seelenleben Sünde nennen; in diesem Bewußtsein erschreckt die Mutter vor ihrer Neigung zum Sohne, der Sohn vor der Liebe zur Mutter, und indem beide nach der alten Reinheit der Seele ringen, bringen sie diesen Widerstreit der Gefühle zum lebendigen Ausspruch. Dies erledigt sich in den beiden ersten Acten, und in der Declamation beider Gestalten ist ein schöner sittlicher Aufruhr, ein Adel der Gesinnung und Diction von belebender, wohlthuender Wärme. Dies die Eigenthümlichkeit und der Werth dessen, was Marbach an dem gegebenen Stoff that und leistete. Mit dem dritten Acte fällt seine Arbeit ganz und gar an die Unmittelbarkeit der antiken Tragödie zurück. Diese naive Unmittelbarkeit, nachdem uns die Consequenzen eines modernen moralischen Empfindens bereits beschäftigt haben, wird nun leider zur offenbaren Rohheit. Hippolyt, von der Amme irre geführt, ist sofort bereit, den Gegen-

Digitized by Google

ſtand ſeiner göttlichen Anbetung, ſeine Mutter, die ſeine Geliebte iſt, mit dem Aufruhr des bornirten Naturmenſchen zu beſchmuzen. Dieſer ganze Ausbruch der Verwünſchung des weiblichen Geſchlechts iſt ſogar ſpeciell Euripideiſch; ein Poet von heute, will er mehr geben als eine bloße Umarbeitung der alten Tragödie, kann ſo gar nicht empfinden; der ganze dritte Act iſt keine Production im dichteriſchen Sinne, vielmehr eine Studie, ein Exercitium über ein bekanntes Thema in bekannter Manier, die nicht frei, nicht aus unſerem Fühlen herausgeboren, uns alſo fremd, gleichgültig und äußerlich bleibt. Phädra ſtirbt freiwillig, die Scham, ſich verachtet zu ſehen, wo ſie liebte, treibt ſie in den verzweifelten Tod. Dieſe Verachtung lag aber nur in einem Mißverſtändniß, durch eine elende Vertraute verſchuldet, in einem Mißverſtändniß, das der bewußte Menſch raſch beſeitigen mußte, während nur der Naturmenſch daran unklar untergeht als eine Beute des betäubenden Augenblicks. Sie ſtirbt aber in dem Gefühle, daß der Tod ſie ſühnt. Und doch kann ſie ſterbend durch ihre ſchriftliche Anklage vor dem Gemahl den mit ſich im Gedanken geſühnten Hippolyt noch förmlich entehren! — Heißt das nun die moraliſchen Motive der Perſonen in der alten Fabel zur Erſcheinung gebracht haben? Sind das noch die freien ſelbſtbewußten Menſchen, als welche ſie ſich in den beiden erſten Acten uns ankündigen? Es ſind unfreie, unbewußte, es ſind Menſchen eines naiven Zeitalters, die uns in ihrem Thun, iſt einmal der Anſpruch an denkende Weſen rege geworden, bornirt erſcheinen. Theſeus flucht nun ſeinem Sohne, und er ſtürzt, abermals die Beute des Augenblicks, von dannen. Act vier und fünf ſind ganz epiſch in ihrem Verlaufe, wie das die antike Tragödie ſich oft genug erlaubte. Der Hippolyt des deutſchen Dramas geht für uns zufällig, für die Griechen freilich ſchickſalsmäßig unter. Die Diction der drei letzten Acte gibt die ganz platte Nacktheit, in welche der Verlauf des Stückes verfällt, kann ſich alſo mit der muſikaliſchen Diction der antiken Tragödien gar nicht meſſen, noch gibt ſie als deutſches Product durch Gefühlstiefe und Gedankenfülle Erſatz für die fehlende Muſik. — Ich bin überzeugt, daß die Wiederbelebung der deutſchen dramatiſchen Literatur in dieſer Weiſe eine unmögliche ſein möchte.

Digitized by Google

Die leipziger Bühne hat das Verdienst, die zweite zu sein, die Laube's »Monaldeschi« dem deutschen Publicum vorführte. Literarisch hat das Stück das Interesse, Laube's Gedankenkreise umfassend hinzustellen, seine Lieblingsfiguren zu vereinigen und seine ganze Eigenthümlichkeit in einem potencirten Gesammtbilde zu entfalten. Es pflegt dies in der Entwickelung eines Autors zu geschehen, wenn die Quellen seines Lebens sich nach innen zu fertig erschlossen haben und sich nach außen hin Raum schaffen, um Welt und Object zu erfassen. Das Stück tritt, wie ein lebenslustiger, frischer Versuch mitten in den Drang der Literatur, sich der Bühne mit neuen Kräften, Zwecken und Mitteln zu bemächtigen. Es bringt Interessen und Anschauungen auf die Breter, die man sonst nur in der modernen Novellistik antraf, und hat also für die Erweiterung der Bühnenwelt Verdienst. Daß es den Styl einer neuen dramatischen Epoche eröffne, steht zu bezweifeln, da es mehr wie eine Studie nach den Formen des französischen Melodrams aussieht. Ob es in seinem innern Leben ächt dramatisch, ob es nicht vielmehr in der Structur seiner Situationen, in der Haltung seiner Gestalten noch vielfach novellistische Grundlage bekundet, muß eben so sehr in Frage gestellt werden. Es hat als historisches Situationsstück dramatische Scenen; als Ganzes aber fehlt ihm der Charakter der dramatischen Entwickelung, insofern sich Alles, was gleichsam Nebenströmung ist, nicht voll und entschieden genug in einem Hauptstrom zusammenfaßt. Die Poesie der Abenteurer greift nicht tief genug in jenen Abgrund der menschlichen Seele, wo die Leidenschaften angekettet liegen. An die Stelle der Leidenschaft tritt bei den Personen die Renommage. Das nimmt ihnen das ehrliche und das tiefere Interesse. Der Autor hat in der Geschichte der Sture etwas Schicksalsvolles herangezogen. Dies Schicksalsvolle von der Sage der Geschlechter reicht aus für Balladen, macht aber noch keine Tragödie. Der Held, dessen Abenteuer am Hofe der Christine uns beschäftigen, Monaldeschi selbst, wird in seinem frivolen Drang nach Glück, nach Macht und Herrschaft plötzlich erfaßt von einem wahrhaften Gefühl, wo er Unglück für Glück erntet. Er, der nie liebte, nie geliebt wurde, immer nur auf der Jagd nach buntem Wechsel sein Spiel trieb mit dem Inhalte des Lebens, wird mitten

Digitized by Google

im Sonnenschein der Gunst, den eine Königin auf ihn wirft, von einer Neigung zu der kleinen stillen Sylva überrascht; und dies erste und letzte wahre Gefühl seines nach außen geworfenen Lebens stürzt ihn und läßt ihn den Tod des Verbrechers sterben. Dies ist eine rührende Episode im Stück, aber weder mächtig genug, um eine Tragödie von fünf Acten zu halten, noch auch an sich in seinem Verlauf eigentlich tragisch. Eben so wenig führt Christinens Neigung zu ihm zu einer tragischen Katastrophe. Fehlt nun jenem rothen Faden des Dramas die Macht, alle Nebenbezüge zu verknüpfen, so ist, mit einem Worte, diese Hauptintrigue der Tragödie nicht fähig, die historischen Scenen, Christinens Entsagung und Übertritt, zu tragen. Diese Scenen die einzeln ganz gut theatralisch entwickelt sind, erscheinen in epischer Folge nicht innerlich in den Lebensorganismus des eigentlichen Gedichts im Gedichte nothwendig verflochten. Es fehlt mit einer großen Intrigue auch eine große Katastrophe. Daß der Held in einem Stücke, wie Monaldeschi, auf Befehl der eifersüchtigen Christine in der Hirschgalerie zu Fontainebleau erschossen wird, macht noch keine Tragödie. Laube's Drama tritt, weil ihm die Geschichte einer großen Leidenschaft fehlt, nicht aus dem Bereich dessen, was wir Schauspiel nennen, und das Stück ist so reich und pikant, daß ich ihm mit der Bezeichnung »Situationsstück« seinen Werth nicht schmälere, nur seine Eigenthümlichkeit bestimme.

1842.

Gutzkow's »Werner,« den ich schon in Teplitz sah, ist nun endlich auch auf der leipziger Bühne erschienen. — Tief im Sommer, mitten unter der italienischen Oper, mitten in der Hundstagshitze brachte man uns dies bürgerliche Schauspiel. In der That viel zu spät als Neuigkeit, nachdem das erste Aufsehen, der Reiz der ersten Aufnahme vorüber und der Journalismus mit seiner Debatte dafür und dawider verstummt ist. Gutzkow's Stücke fallen in den ersten Anlauf, der von Seiten der Literatur der Bewegung auf die deutsche Bühne gemacht wurde; sie haben dieses Verdienst und machen ihr Glück mit diesem Anlaß einer neuen Anregung. Benutzt man diesen Anlaß

Digitized by Google

nicht, so hat man nicht das Recht, sich über Mangel an Erfolg zu beklagen. Hat man ihn benutzt, so ergibt sich von Gutzkow's Stücken dieser Werner sogar als ein Product, das sich auf den Bretern hält, weil es, obschon mit neuem Geleise, doch in alten Bahnen sein Geleise sucht. Dies Drama ist mit dem Spiel der Fräulein v. Hagn und Eduard Devrient's in Berlin 14Mal in einem Jahre gegeben. Ich will damit nicht die absolute Güte des Werkes belegen; ich will damit nur sagen, daß ein Stück von heute in Flor kommt, wenn der gute Wille von allen Seiten zusammengreift, die Direction den Moment des gespannten Interesses nicht vorüber läßt und die Schauspieler es mit dem ersten blühenden Eifer und mit jener Zuversicht handhaben, es müsse als ein Erzeugniß der Gegenwart die im Publicum versammelte Gegenwart erfassen. Bleibt man von der einen Seite zurück, so lahmt es auch auf der andern. Ist das deutsche Drama bei dem Publicum so ganz außer Credit gebracht, daß die gebildeten Classen der Gesellschaft nicht einmal durch den Reiz der Neuheit in's Theater gelockt werden, so wird es freilich erklärlich, wenn Gutzkow's Werner als veraltete Neuigkeit in der Hundstagshitze vor leerem Hause gespielt wurde. Ich will hiermit das Publicum nicht entschuldigen, vielmehr anklagen. Man spricht so viel von dem kunstsinnigen Leipzig, die Stadt erträgt in ihrem Localblatt hinsichtlich dessen so viel Schmeichelhaftes, man rühmte mir stets die rege Wechselwirkung zwischen Publicum und Bühne zur Küstner'schen Zeit, wo die Bildung von Leipzig feste Plätze im Theater hatte, wo es Styl war, daß die wohlhabende Elite der Kaufmannswelt, wie in Frankfurt, ihre Logen hielt. Ich habe von alle dem in einer Reihe von Jahren nichts wahrgenommen, nirgends wie hier, wo so viel Presse ist, ein schwächeres Interesse für Literatur, nirgends neben dem allerdings emsig gepflegten und verzehrenden Enthusiasmus für Musik so viel Schlaffheit für alles das gefunden, wobei Arbeit des Geistes mit dem Genuß bedingt ist. Für die edelsten Erzeugnisse des deutschen Geistes, auf denen der Stolz der Nation beruht, kann das hiesige Theater nicht anders interessiren, als durch Aufruf des Mitleids, für Pensionszwecke, Das abgebrannte Hamburg trieb zu einer Schiller'schen Tragödie, der Antheil am Pensionsfond zu einem Goethe'schen Schauspiel eini-

Digitized by Google

ges Publicum zusammen; ohne solche menschlich rührende Nebenbeziehung wurde Goethe's Iphigenia, nach zehnjähriger Entfernung von den Bretern, mit durchaus gutem, würdigem Spiel, ja selbst mit der bewundernswerthen Darstellung einer Rettich, vor leerem Hause aufgeführt. Mit Hülfe mildthätiger Anregungen kommt, wie gesagt, für's deutsche Schauspiel ein Häufchen Publicum zusammen, wie jüngst zum Götz von Berlichingen. Aber auch dann ist, was man die Bildung Leipzigs nennt, nicht überwiegend zugegen. Herr Rott, der eigens und uneigennützig von Berlin kam, um den Götz zu geben und die Aufführung durch seine meisterhafte Darstellung dieses nationalen Charakters zu unterstützen, war genöthigt, zum Weiterspielen um geneigte Ruhe und Aufmerksamkeit zu bitten, weil eine Handvoll Tumultuanten, die an einem der Mitspieler Privatrache auszuüben bezweckten, sich dazu das Theater als Schauplatz ausersehen hatten. Der Mann mit der eisernen Hand mußte, wie gesagt, höflich dringend die Bitte aussprechen, weiterspielen zu dürfen. — — Soll ich hier nachträglich unser Urtheil über Gutzkow's Werner abgeben, moutarde après dîner liefern? — Wie Iffland und Kotzebue in bürgerlichen Charaktergemälden ihrer Zeit einen Spiegel vorhielten, so hat uns Gutzkow im Werner mit mehr Geist, aber mit weniger sicherem Instinct, ein solches Spiegelbild vorhalten wollen. In jenen beiden ist, wenn ich so sagen darf, mehr gemeines Thränendrüsendruckwerk, mehr kränkliche Sentimentalität, mehr windelweiche Sünde aus Herzensschwachheit; aber indem sie sich den Jämmerlichkeiten ihres Zeitalters ungenirt hingeben, sans raison et sans quartier, sind sie menschlich wahrer geblieben, als der Verfasser des Werner, der zu viel Kritik, geistige Haltung und Kraft hat, um einer gesammten Schwäche seines Zeitalters sich bewußtlos zu überliefern, aber doch rühren will und seine denkenden Geschöpfe, die wie er wach und bewußt sind, in diejenige Verfassung zu bringen strebt, wo ihnen dies möglich wird. Die Vorbereitungen zu den Hauptscenen der geistvollen Arbeit scheinen uns zu sehr gemacht, man muß sich über gewisse rohe Zumuthungen, z. B. über die Annahme, daß ein Mensch von Kopf und Geist wie Heinrich Werner im Stande ist, einer von ihm zärtlich geschätzten Frau seine ehemalige Geliebte als Erzieherin seiner Kinder

Digitized by Google

aufzunöthigen, — sich über rohe Zumuthungen dieser Art erst gewaltsam hinweghelfen, um für einzelne sehr wirksame und ergreifende Scenen im dritten Acte ganz geeignet und gestimmt zu sein. Solche Annahmen und Zumuthungen entspringen wohl weniger aus Geschmacklosigkeit, als vielmehr aus einer gewissen trotzigen Grausamkeit, die dem Autor eigen zu sein scheint. Die Bildung von heute, die gesellschaftliche Intelligenz eines vorgerückten Zeitalters theilt diesen Mangel an Delicatesse nicht, der an Heinrich Werner in seinem doppelten Verhalten zu seiner Frau und zu seiner, plötzlich wiedererscheinenden Geliebten auffällig wird. Iffland und Kotzebue fündigten darauf los in ihren Empfindungen, aber sie fündigten in Harmonie mit ihrem Publicum, sie mutheten ihm nur das ihm Mögliche zu, während Gutzkow nicht so aus dem Gefühl eines großen Publicums herausschreibt, obschon er in diesem Stücke mit ihm sympathisiren möchte. Eben so wenig allgemein gültig ist die geistreiche Selbstquälerei, die seinen Figuren eigen ist, weil er ihnen diese Lust an der Nagelprobe ihrer Empfindungen ex suo gibt. Endlich ist auch der Auslauf des Stückes ein gemachter. Wir haben hier eben so wenig als im Savage den Abschluß eines naturgemäß in sich erledigten Processes. Ich weiß nicht, fühlt Gutzkow nicht menschlich warm und voll genug, um ein Thema bis zum Ende hindurch zu empfinden, eine Verstrickung menschlicher Leidenschaften ohne Brutalität zu lösen? — Die Sprache des Dramas ist, wie man sie sich nur wünschen kann für diese Gattung, scharf, entschieden, voll Kraft des Verstandes, und eben dadurch erfassend und schlagend, ohne beißend zu sein. — Die Darstellung war durchaus zu loben: Mad. Dessoir und Herr Düringer in den beiden Hauptpartien in jeder Beziehung trefflich, die übrigen Rollen waren in den besten Händen, Fräulein von Tennecker, die Herren Baudius und Reger wirkten richtig und lobenswerth, Herr Heese hatte den besten Humor für das Bild einer raffinirten Modernität, wie sie als Referendar Fels zu geben war. Das Zusammenspiel ging ziemlich rasch und fleißig.

Digitized by Google

19.

Deutsche Schauspieler und Schauspielerinnen.

Anschütz.

1835.

Wir sahen Anschütz in acht Rollen auf der leipziger Bühne. Seine physischen Kräfte sind noch ungeschwächt, seine Stimmung ziemlich frisch und aufgeregt. Sein Organ gehört zu den sogenannten fetten; die Worte rollen mehr, als daß sie fließen; nur in den Momenten der Aufregung ist seine Rede ein imposanter Strom, der den Widerstand leicht besiegt. Anschütz liebt sonst vorzugsweise die Rollen der ruhigeren Declamation. Seine Mimik ist höchst einfach, seine Action gibt nur selten scharf gezeichnete Pointen. Er ergeht sich mit sichtbarer Vorliebe in der Recitation und erlebt hier fast einzig seinen Beifall. Als Tell, dessen Darstellung überhaupt seine beste war, wurde seine Erzählung, wie der Vogt auf schmalem Felsenpfade vor ihm erbleicht, von einer durchdringenden Wirkung. Blos die Modulation in der Erzählungsweise erzeugte den Effect, die Mimik war nur dienende Begleiterin. Anschütz ist das gerade Gegentheil vom alten Ludwig Devrient, bei dem sich die mimische Maske der Rolle mit einer überraschenden Keckheit hervordrängte und die Worte oft nur wie Begleitung dazu ertönten, oder gar als Anhängsel folgten. Der Charakter war schon durch Maske, Mimik und Hantierung bei Devrient fertig, während Anschütz den Charakter erst in der Recitation entwickelt und so das Wort zu seinem Rechte kommen läßt. Und so stehen denn Anschütz's Lear und Devrient's Lear wie zu gegenseitiger Ergänzung einander gegenüber. Devrient gab im wahnsinnigen Lear sein Höchstes,

Digitized by Google

und insofern in diesen Momenten die ganze Tragödie ihre Gipfelpuncte erreicht, war Devrient's Darstellung nicht allein in pointirten Einzelnheiten, sondern auch nach der ganzen Construction und Entfaltung des Charakters die größere, geistig bedeutsamere. Dagegen gibt Anschütz den weinenden Lear unübertrefflich schön. Wo die Hoheit des königlichen Herrn ganz und gar zerschmilzt, wo der Schmerz seine ganze Größe in den Staub beugt, steht Anschütz unübertroffen da. Anschütz spielt vor dem Publicum Wiens. Dies, dünkt mich, bezeichnet nicht wenig den Charakter seines Spiels. Die Wiener konnten Devrient's Wesen wohl anstaunen, aber im Grunde doch nicht lieb gewinnen. Laroche, der Meister aus der Goethe'schen Schule, ist ihr Liebling. Der Wiener will nicht erschüttert, er will gerührt sein im Trauerspiele. Für dies Bedürfniß schreiben die Wiener Tragödien, auf diese Stimmung wirken die Künstler des Hofburgtheaters. Es versteht sich, daß sich dies auf ungesuchte Weise gestaltet; aber es wird Niemand läugnen, daß auch der gute Schauspieler sich unbewußt seinem Publicum anbequemt. So wirkt denn Anschütz als Lear ganz in dieser Weise. Seine Momente des zornigen Wahnsinns konnte man sogar unbedeutend nennen; er verrieth in ihnen keineswegs ein großes Aufgebot erfinderischer Kraft. Man vermißte die grellen Schlagschatten und gleichsam die kalten Wetterschläge des entthronten Jupiter-Lear, der immer noch die Blitze schleudern möchte, als sei er noch der Herrscher der Welt, und der im Wahnwitz die in der Wirklichkeit weggeschenkte Majestät sich wieder anmaßt. Dagegen war Anschütz in den Momenten, wo sich die Natur mit milder Hand des zerstörten Gehirns bemächtigt, wo der erschöpfte Lear, durch die Nähe Cordeliens sanft berührt, kindisch zu werden beginnt, unübertrefflich. Diese Übergänge zur Befriedigung und Lösung des Wahnsinns, dieses harmlos irre, und doch nach dem Sturme der Leidenschaft beseligende milde Friedenslächeln sichert dem Künstler allein schon einen bedeutenden Platz unter den besten Mimen Deutschlands. Selbst Tieck hat, wie ich aus guter Quelle weiß, gestanden, daß ihm aus den letzten Scenen, wie sie Anschütz auffaßt und zu geben versteht, manche Züge des Shakspeare'schen Lear erst recht deutlich wurden. Es ist gewissermaßen der Oedipus auf Kolonos, den Anschütz ganz besonders

Digitized by Google

aus dem Charakterbilde hervorhebt und in dessen Zeichnung sein Spiel die größte Eigenthümlichkeit entfaltet. Nicht der wahnsinnig tobende, sondern der kindisch liebe Greis, der den Wahnsinn der Menschen und seinen eigenen mit spielender Ironie belächelt, mithin der versöhnte, der hinsterbende Lear kommt in dieser Auffassung zu seinem Rechte. Anschütz hat in seinem ganzen Äußern einen Verein von derber Naturkraft und einer befriedigten, gesättigten Behäbigkeit. Diese letztere, physisch und psychisch bei ihm bedingt, erklärt eine Hinneigung zum Elegischen; sein Spiel hat bei aller Derbheit immer etwas Rührendes, und dieser liebenswürdige Zug findet sich ungesucht in jeder seiner Rollen mehr oder minder wieder, diese Stimmung drängt sich dem Künstler in jedem Charakterbilde, das er gibt, wieder hervor. Sein Organ ist nie hart, scharf oder schneidend, bei aller imponirenden Kraft hat seine Stimme etwas Mildes, eine königliche Milde, möchte ich sagen, eine biederherzige Gemüthlichkeit bei aller festen Würde. Anschütz hat in seiner Mimik diese Einfachheit, weil die Lineamente seines Gesichts fast simpel und monoton sind. Seine Stirn ist voll und breit, obschon auch hoch, seine vollen, fleischigen Wangen lassen nur wenige Variationen zu. Ich glaube nicht, daß das Alter ein schärferes nüancirteres Muskelspiel aufheben kann; vielmehr pflegen tiefer gefurchte Gesichtszüge im Alter an prägnanter Schärfe eher zu gewinnen. Die Maske des bleichen Schreckens, die groteske Miene des Schauders, des Zornes, der wilden Empörung und Racheluft, auch die düstere Melancholie kann Anschütz nicht festhalten; seine Züge runden sich sehr schnell wieder zu jener Miene des leutseligen Schmerzes, durch die er rührt. So fehlt denn seinem Wallenstein ein wesentliches Element, indem Anschütz nur den heroischen Feldherrn gibt, und nach seiner Darstellung das Tragische nur darin liegt, daß von einem so edlen Helden die Gemüther abfallen können. Anschütz zeigt, wie Wallenstein zur Herrschaft der Gemüther berufen ist, weniger wie er selbst von seinem mystischen Wesen beherrscht wird. Nach Schiller's Auffassung des Charakters liegt aber das Tragische darin, daß er, welcher die Welt lenken will, durch dunkle Mächte selbst gelenkt wird. Dies zur Anschauung zu bringen, ist eine der schwersten Aufgaben. Es gehört eine fast verzückte Stimmung dazu, um

Digitized by Google

das Dämonische in Wallenstein's Wesen hervortreten zu lassen. Schon in der Erzählung des Traumes liegt das ganze Eingeständniß, worin sein Heil und Unheil zu suchen ist. Anschütz gab den Traum fast ohne jene Melancholie der metaphysischen Speculation, und wenn er zu Thekla sagt: »Verscheuche mir mit Deinem Spiel den finstern Dämon, der um die Stirne mir den Fittich schwingt,« so blieb das in der That ohne Wirkung, denn die eigentliche dämonische Schwermuth des Wallenstein scheint Anschütz nicht zu verstehen. Dagegen sind sein Götz und sein Tell vollendete Leistungen. Die kerngesunde Empörung des Biedermannes, wie sie im Götz, und die edle Ruhe bewußter Seelengröße, wie sie im Tell sich geltend macht, liegen in der Figur und Haltung des Künstlers auf das getreueste ausgeprägt. Sein Othello hat in den mittlern Acten große Momente; der Ausbruch der leidenschaftlichen Eifersucht und der gutmüthigen Raserei war meisterhaft. Nur vermißt' ich in der Anlage des ganzen Charakters ein ähnliches Ingredienz wie in der Auffassung des Wallenstein. Anschütz hob in der ersten Scene, in der Erzählung vor Gericht, den Zug der Gutmüthigkeit im Naturell des Mohren zu stark hervor; so daß sich hier fast der Held im Othello vergaß. Nun ist bei dem muthmaßlichen Verrath, den ein so harmlos edler Mensch erfährt, die Wirkung unausbleiblich und kann nicht verfehlt werden. Allein der Künstler ignorirte beinahe den Umstand, daß Othello in Desdemona nur um deswillen sein ganzes Lebensheil bedingt sieht, weil ihre liebliche Erscheinung und ihre wundersame Neigung zu ihm den vormals unorganischen, dumpfen Zustand seines Gemüthes gelichtet und verklärt hat. So mußten denn die Worte Othello's, die er später, als er die Gattin untreu wähnt, von seiner Seele wälzt: »Dann bricht das alte Chaos wieder ein!« — bei Anschütz nicht von der erschütternden Wirkung sein. Was an die dunkleren, phantastisch tieferen Regungen des Gemüthes anstreift, steht dem Künstler nicht so zu Gebote, wie der helle Ausbruch der Leidenschaft, die ungehinderte Gewalt des entfesselten Schmerzes, der in der Ausströmung selbst seine Befriedigung fühlt oder unter den Zuckungen des Herzens erliegt. So erschien mir denn Anschütz als Othello auch im letzten Acte nicht in der Stimmung, die Shakspeare in dem großen Schlächter-

Digitized by Google

stücke vielleicht nicht genug motivirt hat, die aber die edlere Auffassung des Mohren erheischt. Othello erhebt sich durch den Gedanken, er sei nicht Mörder, sondern Opferpriester, zu einer Höhe des Geistes, welche die thierischen Wuthausbrüche nicht mehr zuläßt. »Die Sache will's!« Mit diesen Worten fühlt er das Rächeramt eines höheren Richters in seiner Brust, und der geheimere Reiz der letzten Situation mit Desdemona liegt darin, daß die Süßigkeit ihrer flehenden Stimme ihn aus seiner hochgespannten Stimmung herunterzieht. Ich vermißte an Anschütz die Weihe, welche den letzten Act erträglich macht und die wilde Dummheit des Mohren adelt.

Fräulein Wagner gab uns eine gelungene Desdemona. Hr. Baudius faßte den Jago von Anfang an mit einer Keckheit, vor der ich erstaunte. Er gab den Übermüthigen, der mit der Tücke nur spielt, nur zum Spaß die Bosheit wie ein Experiment versucht. Jago beginnt allerdings damit; allein der Charakter steigert sich. Er wird durch die Wirkungen seiner wie zur Spielerei angelegten List selbst überrascht, die Conflicte werden wilder als er gewähnt, der Ernst der Situation reißt ihn mit fort, der Stoff überwächst ihn, und so wird, was wie eine spielerische Laune schien, in ihm selbst zu einem diabolischen Gelüste, um das Begonnene zu Ende zu führen. Diese Steigerung des Charakters vermißt man an Baudius Darstellung, er blieb der tändelnde Jago, der er blos anfangs sein darf.

Als Egmont und Hauptmann Klinker (im Epigramm) entwickelte Anschütz die ganze Liebenswürdigkeit seines Spiels und seines Naturells. Zwar gab er in der erstgedachten Rolle weniger den Anstrich von genialem Flattersinn, den Goethe, gleichsam als ein Stück seiner eigenen Natur, dem Charakter beigemischt, und der in der Scene mit Clärchen sich ungern vermissen ließ; dagegen lag die flammändische Bonhomie und gemächliche Sicherheit Egmont's in seinem ganzen Wesen, in Figur und Rede glücklich ausgeprägt. Auch als Klinker gab Anschütz ein höchst anmuthiges Bild, mit jener ruhigen Consequenz durchgeführt, die bei ihm nie als absichtlich gemacht hervortritt, sondern sich ganz harmlos wie aus seiner eignen Natur ergibt. Anschütz verlieh seinem Klinker weniger die Grazie des Lebemanns, als man es sonst in der Rolle verlangt. Da-

Digitized by Google

für hob er die Leutseligkeit dieses gutmüthigen Sonderlings, den alle Welt liebt und doch Niemand heirathen will, um so stärker hervor, und brachte eine gute Abrundung in seine Auffassung.

Caroline Bauer.

1836.

Nach dreiwöchentlicher Landestrauer wurde die leipziger Bühne mit dem Gastspiel von Fräulein Bauer wieder eröffnet. Ein leipziger Correspondent in der Allgemeinen Zeitung nannte Fräulein Bauer eine Repräsentantin echt classischer Schauspielkunst. Dieser Ausdruck, falls er Sinn haben soll, läßt bei dem geehrten Herrn auf die entgegengesetzte Annahme einer romantischen Schauspielkunst schließen. Diese Unterscheidungsweise mag etwas für sich haben. Eine Repräsentantin romantischer Schauspielkunst dürfte sich in der Schröder-Devrient finden, und wem aus der Erinnerung Wolff's und Devrient's Gestalten aufsteigen, hätte recht eigentlich Belege für diese zwiefache Richtung der Bühnenkunst. In Wolff war Classicität: sein ganzes Spiel ging lediglich aus dem Verständniß des Dichters hervor, die Idee des Poeten zu erreichen, schien ihm das Höchste, ein anderes Ziel kannte er nicht. Devrient's Spiel war nie das Ergebniß der Reflexion, er hatte nie den Zweck, durch Studium den Gedanken des Dichters zur Erscheinung zu bringen. Er hatte gleichsam seinen eigenen Gott für sich, der ihn so und nicht anders seine Rolle auffassen hieß, ihn nicht selten ganz irre führte, aber ihn, wo er zutraf, der größten Effecte gewiß machte. War seine Darstellung einer Rolle mit der Intention des Dichters identisch, hatte sein Genius richtig getappt, so sah man wie durch wunderbares Walten das Höchste zur Erscheinung kommen. In Wolff feierte das Talent, in Devrient das Genie seine Triumphe.

Bei dieser Unterscheidung aber stehen bleiben und sie auf eine einzelne Erscheinung, die vielleicht noch nicht das Höchste, was sie vermag, erreicht hat, beziehen, hieße irre gehen. Hier wird weit weniger von einem großen Styl, als von Manieren

Digitized by Google

in der Spielart die Rede sein müssen. Und in dieser Beziehung muß man an den Leistungen der Fräulein Bauer rühmlichst anerkennen, daß sie in einer Manier gehalten sind, die gar keine Manier ist. Bei Madame Crelinger, Madame Haizinger, Fräulein v. Hagn kann man in der That von Manieren reden, von großen, interessanten nnd liebenswürdigen, womit sie zu effectuiren im Stande sind, und mir fällt dabei das Wort der Catalani über die Sonntag ein, von der sie sagte, sie sei groß in ihrer Manier, aber ihre Manier sei nicht groß. Fräulein Bauer hat in ihrem Spiel den eigenthümlichen Vorzug, keine effectuirende Nebenrücksichten zu kennen, ihr Spiel geht wesentlich aus dem Verständniß des Dichters hervor und tritt niemals aus dem Rahmen heraus, der ein Kunstwerk zu einem Ganzen gestaltet. Künstlerische Persönlichkeiten dieser Art erhalten ihre wahre Stellung recht eigentlich nur in einem allseitig durchbildeten Ensemble, dessen Zusammenspiel nur den Zweck hat, ein echtes Kunstwerk zur vollendeten Erscheinung zu bringen. Wolff mußte sich immer erst seine Mitspieler erziehen, damit sie ihm so, wie es zu einem Totaleindruck nöthig war, in die Hand spielten. Devrient bedurfte kaum talentvoller und convenabler Mitspieler, er riß in seinen großen Momenten Alles mit sich fort und zwang dann auch den Stümper, wie ein willenloses Werkzeug ihm zu folgen; in Nebenzügen ließ er das Stück und die Mitspieler fallen. Von effectuirenden Momenten ist bei Fräulein Bauer eigentlich keine Spur. Mag das Bedingung ihres Naturells, oder Ergebniß ihres poetischen Verständnisses oder Beides sein; so brillant ihre Erscheinung auf der Bühne genannt werden kann, so wenig besteht ihr Spiel aus brillanten Einzelnheiten. Sie scheint selbst auf Kosten der Wirksamkeit nur einen Totaleindruck zu erzielen. Es liegt hierin etwas sehr Schönes und echt Künstlerisches; allein wie viel Rollen, selbst gute Rollen gibt es nicht, deren Werth nur in der Entwickelung dieses oder jenes Momentes beruht! Stände Fräulein Bauer immer in einem kunstfertigen ausgebildeten Ensemble, und brächten unsere Bühnen immer nur Classisches, so würde das Talent dieser Künstlerin wohl niemals seiner Wirksamkeit entbehren. Wie schön ist in Dresden ihr Zusammenspiel als Julia mit der humoristisch-salbungsvollen Werdy als Amme! Auf unserer Bühne

Digitized by Google

hatte sie mit ihrer Amme förmlich zu kämpfen und der Zauber ihrer musikalischen Stimme in den Balconscenen zerbrach fast an einem wortkargen Romeo, dem der Souffleur mit seinem Kasten hätte nachlaufen müssen in die grüne Schattenlaube. Durchaus glänzend und von dem Effect, den die Dichtung bezweckt, war der große Monolog, nach welchem Julia den Giftbecher leert. In der Scene mit dem alten Capulet war ihr Kampf zwischen Liebe, Schmerz, Verzweiflung und kindlicher Ergebung meisterhaft. Dagegen erschien sie in der Todtengruft zu kühl. Wie sehr ihr Spiel jedoch, selbst mit Aufopferung des Effects, dem poetischen Verständniß huldigt, beweist unter anderen die Art und Weise, wie sie in der Scene auf dem Ball die Worte: »Ihr küßt recht nach der Kunst« — von jeder sonst üblichen Betonung verschieden, zu geben wußte. Diese Worte lassen sich im Sinne der Julia kaum recht deuten; man weiß nicht, wie Julia zu dieser auffälligen Rede kommt. In der Regel tappen die Darstellerinnen über diese Schwierigkeit sehr oberflächlich hin. Fräulein Fournier schlägt wie erröthend den Blick dabei zu Boden. Fräulein v. Hagn sieht dem Romeo dabei listig in's Auge, sowie denn diese Schauspielerin überhaupt dem Charakter einen Beigeschmack von moderner Schalkhaftigkeit gibt, von der das Shakspeare'sche Mädchen nichts weiß. Beide Darstellerinnen effectuiren aber mit dieser Auffassung der Stelle. Fräulein Bauer spricht die Worte gewissermaßen ganz harmlos in's Blaue, wie ein junges Ding einmal Gehörtes gedankenlos nachplaudert. Mich dünkt, Shakspeare habe so und nicht anders seiner Julia dergleichen in den Mund gelegt.

An Fräulein Bauer als Donna Diana ist vielerlei als Mißgriff zu bezeichnen. Der ganze Charakter war mädchenhaft deutsch, nicht spanisch, nach ihrer Auffassung. In der Eifersucht war sie mehr die empfindlich Gereizte, als die Leidenschaftliche, vor deren Liebesschmerz die Säulen des Stolzes zusammenbrechen. Ihre Leidenschaft drohte nicht sie zu verzehren, sie wurde nur gepeinigt von dem Gefühl der erwachten Liebe. Der ganze Charakter wird von der Darstellerin durchaus deutsch gefühlt und gegeben, mit allen Nüancen weiblicher Empfindsamkeit, weiblicher List und mädchenhafter Lust zu triumphiren. In den ersten Acten mußte der Stolz pointirter, in der Gartenscene

Digitized by Google

die Coquetterie raffinirter gehalten werden. In beiden ist die Crelinger bedeutsamer, während sich in ihrem Spiele wieder das verwischt, was Fräulein Bauer, die an der Naturtreue allgemein menschlicher Auffassung festhielt, durch den Reiz elegischer Rührung hervorruft. Meines Wissens war die zu früh für die Kunst gestorbene Sophie Müller diejenige Diana, welche den spanischen Typus mit dem allgemein poetischen Grundelement des Charakters am richtigsten vereinte. Die heißeren Farben des Gemäldes waren in der Darstellung von Fräulein Bauer viel zu sehr durch Lieblichkeit und mädchenhafte Grazie vertuscht. Als Hedwig im »Ball zu Ellerbrunn« gab sie ein vortreffliches Bild der modernen Salondame. Als Suschen und Walpurgis entfaltete sie die ganze Spielerei einer ersten jungfräulichen Neigung in allen ihren Stufengängen von der erwachenden Lust bis zur listigen Verschlagenheit. Wie die unbefangene Seele sich überraschen läßt von ihrem eigenen Gefühle, trat in diesen Bildern einer idyllischen Gemüthswelt als ganz besonders glücklicher Moment hervor. Als Goldschmieds Tochter ließ sie den Zug einer religiösen Stimmung nicht außer Acht und sprach das Gebet vor Schlafengehen, das andere Darstellerinnen in falschverstandener Auffassung dieses Charakters fortlassen, mit jener echten Natureinfalt des Gemüths, die bei Rollen dieser Art so leicht in Coquetterie umzuschlagen pflegt. So hob sie auch ihres Vaters Rang als Altbürger von Ulm gegen den Ritter ganz besonders hervor und gab der Walpurgis dadurch jene Beimischung von mittelalterlich-bürgerlichem Stolz, der diese Figur von aller modernen Naivetät abscheidet. Als Margarethe (in den Hagestolzen) war sie eine Erscheinung, wie sie alte niederländische Maler in ihren Bildern eines idyllischen Friedens so gern zeichneten. Ihr Käthchen von Heilbronn war von ganz besonderm poetischen Verdienst. Diesen mittelalterlichen Charakter sieht man oft mit einer Sentimentalität versetzt, die ihn völlig vernichtet. Weil das Mittelalter schwärmte, glaubt man, es sei auch sentimental gewesen. Heinrich v. Kleist war ein zu tiefer Poet, um so fehlzugreifen. In dem Unbewußten, in dem Räthselhaften des innern Dranges liegt die Romantik des Mittelalters, und diese dunkle Entzückung zeigt der Dichter in der spiegelreinen Mädchenseele. Dies ist die unverwüstliche Poesie

Digitized by Google

in diesem Käthchen von Heilbronn. Fräulein Bauer war in jeder Beziehung das lebendige Bild dieser Dichtung.

Ludwig Löwe.

1836.

Mit glänzendem Erfolg gab Ludwig Löwe, vom wiener Burgtheater, in Leipzig eine Reihe von Gastrollen. In den äußern Mitteln des Mimen liegt immer die Bedingniß seiner geistigen Leistungen, denn so wie die Kunst sich von der Natur nicht entfernen darf, so darf auch der Künstler selbst nicht über sein Naturell hinaus. Wir haben an Löwe vor allem eine höchst künstlerische Entfaltung seiner äußern Mittel anzuerkennen. Er beherrscht die Kraft seiner Physis mit einer sichern Gewandtheit, die sich als männliche Grazie bezeichnen läßt. Sein Muskel- und Gliederspiel ist bewunderungswürdig, seine Attitüden fest und streng berechnet, ohne daß sie gesucht erscheinen; sein ganzes äußeres Wesen besticht durch eben so viel edle Würde, als einschmeichelnde Anmuth. Seinem Organ fehlt es vielleicht an tiefen Tönen, deshalb ist es im Tragischen nicht immer ausreichend, wenigstens kommt es der Erschöpfung nahe; in der Elegie, wie im Correggio, wird es auf die Dauer etwas eintönig larmoyant. In Allem, was die conversationellen Elemente einer Rolle betrifft, ist Löwe meisterhaft. Hier entfaltet sich sein Organ zu angemessener Weite und die gesunde Genialität seiner rüstigen Natur reißt hin. Seine Mimik ist unbedeutend, desto vollkommener sein Maskenspiel. Dies muß man unterscheiden. Wenn er als Garrik (in dem Deinhardtstein'schen Lustspiel voll impertinenter Langerweile) den alten hinkenden und einäugigen Johnson so vortrefflich gibt, so ist das nur Maskenspiel, mehr nicht. Mimik ist die Ausprägung der wechselnden Seelenstimmungen im Gesicht und im ganzen Habitus. Löwe's Hamlet, obwohl eine sehr gute theatralische Leistung, ist keinesweges der Shakspeare'sche. Die Scenen mit Höflingen und Schauspielern waren meisterhaft wie immer das Conversationelle. In den Monologen, dem eigentlichen Nerv der Entwickelung des Cha-

Digitized by Google

rakters fehlte die bleiche Melancholie, die nervenlähmende Verzagtheit und die Grübelei der Reflexion, die den Hamlet zu diesem aus Sanftmuth blöden, thatunfähigen, passiven Helden macht. Wolff war in diesen Zügen unerreichbar. Löwe's declamatorische Ausmalerei — vielleicht überhaupt eine Eigenthümlichkeit der wiener Schule — zog Hamlet's Grübelei in's Breite statt in's Tiefe. Seine ganze Auffassung der Rolle widerstreitet der dichterischen Intention. In Löwe's Darstellung waren blos Zufall und Schicksal diejenigen Charaktere, die seine That verhindern; deshalb ist er auch bemüht, jeden Moment, wo sich Anregung zum Handeln zeigt, ganz besonders zu accentuiren. In der Scene mit der Mutter verleitete ihn diese Benutzung des Momentes fast bis zur Ausartung. Man sah nie in Löwe's Hamlet, wie der Grund zur Passivität dieses Helden in dessen Gemüthszustande liegt. Reflexion und Melancholie haben Hamlet's Herz durchhöhlt und diese Thatunfähigkeit erzeugt. Dieser Zug war in Löwe's Darstellung ganz verwischt. Demnach war auch sein Spiel nach dem Verschwinden des Geistes im ersten Act viel zu stürmisch. Wer so theatralisch stürmt, kann unmöglich seinen Muth in dem Entschluß, er wolle beten gehen, zerschmelzen lassen. Wie gesagt, Löwe's Hamlet war nicht Shakspeare's Hamlet. Durchaus vortrefflich, wie immer, wo der Gedanke des Dichters vollauf verkörpert wird, ist Löwe als Fiesco. Das Pragmatische, Thatsächlichkräftige, das Robustgesunde, das dreiste Heldenthum, das gibt er mit genialer Sicherheit. — Außer dem Deinhardtstein'schen Lustspiel voll lauter Handwerksinteressen aus dem Leben eines Dichters und Schauspielers, beschenkte uns der Gast auch noch mit zwei andern aufgewärmten Stücken, für die wir ihm wenig Dank sagen können. Ziegler's »Weltton und Herzensgüte« und Beck's »Schachmaschine« gehören zu den antiquirten Sachen, die dem Repertoir des Burgtheaters unverwüstlich ankleben. Der Künstler producirte sie blos, um sich zu produciren, und so war denn auch besonders sein Karl von Ruf eine höchst vollendete Leistung. Löwe's flotter Humor, die gesunde und gleichwohl noble Feinheit seiner Komik ist, im Verein mit seiner gediegenen Gewandtheit im Conversationsstück, vielleicht seinem tragischen Talent noch voranzusetzen.

Digitized by Google

Charlotte von Hagn.

1837.

Fräulein von Hagn ist eine jener Primadonnen des Schauspiels, für welche die berliner Welt sich in zwei große Parteien theilt, eine Parteiung, die sich bis in die gelehrten Kreise erstreckt. Professor Gubitz schwört nur zur Fahne der Hagn. Der alte Sp. Schultze und Friedrich von Raumer schwören nur zur Fahne der Crelinger. Es gibt jetzt in Berlin keine anderen »Aner« als Hagnianer und Crelingerianer. — Ein großartiges Schisma! Diese Parteien scheiden sich wie Aristokraten und Demokraten, die Hagnisten sind aristokratisch, mit Permission zu sagen, die Crelingeristen, mit Erlaubniß, demokratisch, und Herr von Raumer ist wenigstens insofern demokratisch, als er für den Ruhm der Crelinger ficht. — Aber Spaß apart und Scherz bei Seite! unter so großartigem Schisma betrachten wir in Leipzig keine Schauspielerin. Wir haben auch ohne aristokratisch-sublime Gesinnung Fräulein von Hagn mit Vergnügen, ja mit Bewunderung in dem, was sie ist, anerkannt, und über das, was sie nicht ist, behielten wir demokratisch offene Augen. Was sie auf der Bühne ist, läßt sich mit einem Worte sagen, sie ist die Grisette par excellence, und dies mit einer Virtuosität, die bei der Fülle ihrer überraschenden Einfälle, bei der Feinheit ihrer Nüancen und der graziösen Keckheit ihres Humors an Genialität grenzt. So sind denn ihre Leistungen in all' den Rollen höchst brillant, die Carl Blum für sie schrieb und für die Entwickelung ihres Naturells einrichtete. Und dies reiche Naturell kann schon an und für sich in der That für ein Kunstwerk gelten, für ein Kunstwerk, das der Schöpfer hinstellte. Auch hat man nicht leicht eine vollendetere Tournure, ein schöneres Air auf der Bühne gesehen, — bis auf den Schritt dieser schönen Füße, der mir etwas zu männlich schien. Aber was sonst weibliche Anmuth und Grazie von der Natur entlehnen, was joviale Laune, Eitelkeit und Stolz des Weibes, und vor allem die Coquetterie in jeglicher Nüance, von dem verwegensten Übermuth bis zur einschmeichelndsten Finesse, auf der Bühne vermögen, das sieht man in dieser Per-

Digitized by Google

sönlichkeit vereinigt. Dazu macht Fräulein Charlotte eine Toilette, die fast eine ästhetische Leistung zu nennen ist, mindestens an Delicatesse und feinem Geschmack Ihresgleichen sucht. Das Naive steht ihr wohl eben so gut als das Coquette, allein es mischt sich in jenes leicht eine Dosis von verschmitzter Listigkeit, so daß dadurch eine pointirtere Färbung entsteht, als eigentlich dem harmlos Naiven zukommt. Die Tonlage ihrer Gemüthszustände reicht von der Grisette bis zur Dame im Boudoir, von der frevelhaften Liebenswürdigkeit der Mirandolina bis zur gekränkten Tugend einer edlen Hedwig (im Ball zu Ellerbrunn), von der Margarethe in den Hagestolzen bis zur Donna Diana, die Fräulein von Hagn mit allem Zauber der bis an's Tragische grenzenden Empfindung gibt. Ob sich dies seltene Talent, an sich schon umfangsreich genug, nicht auch für die Tragödie erzogen hätte, wenn die Tragödie reichhaltiger auf dem deutschen Repertoir stände, und wenn ihre Kunst weniger daran gewöhnt wäre, Rollen zu geben, die für sie gedacht und geschrieben worden, das läßt sich jetzt nur noch schwer beantworten. Fräulein von Hagn ist daran gewöhnt, mit losen modernen Figuren nach eignem Behagen umzuspringen, die Leerheit flüchtiger Lustspielcharaktere mit eignen Einfällen auszustatten, und so fehlt ihr die Ruhe der Conception, die dazu gehört, um sich mit einem tiefsinnigen Dichterbilde in Einklang zu setzen. Ich meine die Julia, die sie in Leipzig gab. Hier ist es, als wenn sich bei ihr die Empfindung zuvor im Spiegel besieht, bald war ein Moment zu sehr, bald zu wenig berechnet, genug, es fehlte jene Sicherheit und Harmonie, die sie als witzige Soubrette, als moderne Anstandsdame in so vollendeter Weise zur Erscheinung bringt; selbst ihr Organ ist hier mit sich uneins, es versucht sich bald in oberen, bald in unteren Tonlagen, wie ein Instrument, das sich erst stimmen will. Allerdings wäre Fräulein von Hagn berufen, Shakspeare'sche Gestalten darzustellen, aber nicht die Julia, sondern die Beatrice. Leider aber ist das Shakspeare'sche Repertoir sehr zusammengeschrumpft, obschon ein so glänzend humoristisches Talent, wie Fräulein Charlotte, im Shakspeare'schen Lustspiel einen außerordentlich glücklichen Spielraum fände.

Digitized by Google

Joſt.

1837.

Joſt ging von Hamburg nach München. Er ſpielte in Leipzig zwei Mal Ludwig den XI. — Delavigne's Stück hat in der Parodie einer verbrecheriſchen abſoluten Majeſtät ſeine Wurzel, es iſt aus dieſem einen Gedanken erzeugt, die erſten ziemlich ſalopp gehaltenen Acte ſind nur dazu da, um den vierten mit der erſchütternden Beichtſcene herbeizuführen, das Stück kann, nach Shakſpeare'ſchem Maßſtabe, nur für den letzten Act einer Tragödie, keineswegs für eine Tragödie ſelbſt gelten. Joſt gab die hinfällige und verbrecheriſche Majeſtät meiſterhaft, nur ſcheint er die Momente, wo ſich das Gefühl der Hoheit geltend macht, ſchwächer zu nehmen, ſo daß der Charakter faſt zu ſehr der Würde entkleidet war. Die moraliſche Hinfälligkeit dieſes königlichen Subjects wird aber dann erſt wahrhaft tragiſch, wenn ſich das Bewußtſein ſeiner Stellung zur Welt dann und wann in ihm durchbricht. Die Worte in der Beichtſcene: ich bin doch König, als der heilige Franz ihn nicht abſolviren will, waren nicht von der Wirkung, wie ſie Ludwig Devrient geſprochen hätte.

In der komiſchen Mimik, z. B. als Molière's Geiziger, hat Joſt vortreffliche Momente. Nur war das Ganze in zu ſcharfem Colorit gehalten. Das hamburger Publicum verlangt ein ſolches, und vor ihm hat ſich Joſt entwickelt. Auch iſt dabei zu bedenken, daß ſeine Mimik überhaupt auf einen größern Raum berechnet iſt.

Porth.

1838.

Porth aus Dresden ſpielte in Leipzig den Franz Moor, Shylok, Verrina, Tartüffe und Elias Krumm. Porth gehört zu den würdigen, ehrenwerthen Schauſpielern, die falſche Mittel verſchmähen, um zu brilliren. Auch verführen ihn ſeine Mittel nicht zur Verſchwendung. Porth ſpielt um des Stückes willen,

Digitized by Google

er ordnet sich dem Ganzen unter, er ist nie coquett, immer vom Ernst eines großen Zusammenhangs erfüllt. Etwas dürr und trocken in seinen Manieren, ist er in seinem Wesen doch immer der fest durchgebildete, streng denkende Künstler. In der Mimik ist er Meister. Aber sein Organ ist unwirksam, ohne Metallklang; nur auf Momente weiß seine Berechnung die Sprachmittel mit Glück zu steigern, und mit seinen Tönen seiner vortrefflichen Plastik nachzuhelfen. Als Shylok hat er seinen Glanzpunct in der Scene mit Tubal, wo eben der wechselnde Doppelschlag der Stimmung der Mimik einen Spielraum öffnet. Durch und durch ausgezeichnet ist Porth in Rollen wie Berrina, wo trockene Hoheit und spartanische Kargheit wirkt.

Rott.

1838.

Rott schloß mit der Rolle des alten Dessauer eine Reihe von Darstellungen auf der leipziger Bühne. Unser Publicum sah mit ihm zum zweiten Male das Raupach'sche Sittengemälde: »Vor hundert Jahren.« Das Haus war zum Erdrücken voll, der Beifall, der dem Stücke galt, stürmisch. So wirksam ist der dramatische Autor, wenn er nationale Sympathien berührt. Das alte Preußenthum mit dem dessauer »Schnurrbart« und der gelehrte Pedantismus mit dem halleschen Rector Joachim Lange, das sind deutsche Nationalelemente. Das Stück ist äußerst geschickt und brav gearbeitet. Die Figuren der Zeit, der Kampf der Stände, vor allem die pehlgmatisch-pedantische Idylle der Liebesleute damaliger Deutschheit, alles dies ist so treffend gezeichnet, mit so glücklichem leichten Pinsel hingeworfen, daß Raupach abermals als dramatischer Verstand und als Lustspieldichter anzuerkennen ist, wie sehr auch das Phrasenspiel seiner Hohenstaufe, die Lüge einer geschminkten Sentimentalität in gewissen royalistisch höfischen Rührspielen verwerflich bleibt. Man spielte das Dessauer-Stück sehr brav. Baudius war als Magnificenz sehr ergötzlich, Düringer als Candidat vortrefflich. Ein vorzüglicher Hebel des Stückes war freilich Rott's pikante Charakteristik des alten Dessauer. In Darstellung grillenhafter

Digitized by Google

Alten, wie auch als Heinrich der Achte in der »klugen Königin,« ist er Meister. Er trifft nicht blos das Costüm der Zeit; er ist in Haltung und Geberdung, im Accent der Rede und im Mienenspiel historisch. In manchen Momenten solcher barocken Rollen könnte er einem Hogarth sitzen. — Rott erfreut durch eine ganze Reihe solcher Charaktere. Eine andere Seite seiner Begabung ist seine Leidenschaft; sein Lear ist ein glücklicher Verein dieser beiden Richtungen seiner Kräfte. Der Calcül des Verstandes reicht hier hin, um die imposanten Mittel, die ihm zur Darstellung tragischer Leidenschaft zu Gebote stehen, vortheilhaft zu stellen und wirksam in's Geleis zu bringen. Daß mancher Moment Effecthascherei verräth, möcht' ich nicht geradezu behaupten. Allein es fehlt ziemlich häufig die höhere ideale Haltung, in Momenten nämlich, wo dem Darsteller der Grund und Boden äußerlicher Motive gleichsam unter den Füßen fortgezogen wird, in Schiller'schen Charakteren. Hier zeigt sich, wie weit es der Schauspieler in der Idealistik gebracht hat, man fühlt ihm hier an seinen geheimsten Puls; er kann neben den äußern Mitteln viel Gefühl haben, viel Verstand entwickeln, und doch noch unfähig sein, einen Schiller'schen Gedanken zu personificiren. Rott spielt den Wallenstein, daß man ihm anfühlt, er müsse den Götz weit besser geben. Sein Wallenstein ist ein derber, simpler Kriegshauptmann, auch guter Hausvater, den irgendwie, aus Zufall oder durch Ansteckung in der Zeitatmosphäre, ein astrologischer Pietismus überfällt. Wo dieser bei ihm ausbricht, z. B. in der Stelle: »Die Sterne lügen nicht!« da zeigt er sich mit allen Symptomen des crassen Fanatismus, während der hohe Dichter seinem Helden einen Hinblick auf die Sternenwelt gibt, der als Religion sein Wesen durchleuchtet und verklärt, nicht als fanatischer Ausbruch ihm aufstößt. Ich muß sagen, daß Rott den Wallenstein in keiner Weise nach dem Sinn Schiller's verstanden hat, aber ich muß freilich hinzusetzen, daß ich noch keinen Darsteller gefunden, der das Gedankenbild des Dichters ganz glücklich verwirklicht hätte. Lemm, meines Erachtens, kam der idealen Person Schiller's zunächst; er gab namentlich die Erzählung des Traumes, der seinen auf die Sterne gebauten Somnambulismus enthüllt, auf eine Weise, wie sie nicht tiefer, schöner und zarter gedacht wer-

Digitized by Google

den kann. — Gleich mißlich steht es mit Rott's Hamlet, wobei ich freilich hinzufügen muß, daß ich in Deutschland Niemand weiß, der noch den Hamlet zu spielen versteht, daß Löwe in Wien und Devrient in Dresden von Shakspeare, wenn er lebte, in keiner Weise für echte Prinzen von Dänemark würden anerkannt werden. Auch Macready in London ist als Hamletspieler hinter seinen übrigen Leistungen; in Deutschland ist Hamlet förmlich mit Wolff gestorben und begraben, und Rott mag sich trösten, wenn ihm zur Hinstellung dieses Charakters nicht weniger als alle Begabung fehlt. Über die äußere Störung in Bezug auf den herkulischen Körperbau, so daß sein Abstand gegen den Herkules, den Hamlet selbst heraushebt, nicht allzugroß ist, über äußere Verfassung des Darstellers seh' ich hinweg, die innere Haltung, die geistige Luft, in welcher Hamlet athmet, ist verfehlt in Rott's Handhabung der Rolle. Mir war bisher noch kein cholerischer Hamlet vorgekommen. Einen solchen aber bringt Rott zu Stande. Diese Vollblütigkeit, womit sein Hamlet spricht, geht und agirt, wäre ganz tauglich zu der That, um die sich Shakspeare's Held durch die Nachtwandelei seines grübelnden Denkens, durch die hinschmachtende Güte seines Herzens, durch die markverzehrende Melancholie seines Reflectirens wie durch Selbstmord bringt. Hamlet reflectirt sich zu Schande. Nur wer den Gram des forschenden Gedankens geschmeckt hat, ist im Stande, diesen Fluch der modernen Jahrhunderte zu verstehen, mit Hamlet zu sympathisiren. Ein Schauspieler soll mit dieser Figur nicht brilliren wollen. Auch Rott sucht sich, wie Löwe, wie Devrient, die Pièçen heraus, wo das Gefühl hervorbricht, und effectuirt; in solchen Stellen ist er sogar glücklich. Es gibt nämlich am Hamlet eine Seite seines Wesens, wo er good boy ist, wie die Engländer sagen. Ophelien und der Mutter gegenüber, kommt dieser Zug zum Vorschein. Hier macht Rott Glück; alles Übrige im Charakter, die schleichende Überwachsamkeit, die bleiche Mondnacht seiner Gedankensucht, kurz, der Grundzug des Grübelns, der ihn um alle Thatkraft bringt, das sucht man vergebens in Rott's Hamlet. — Bei einem Schauspieler von solchen Mitteln, so viel Geschick, Routine, Verstand und Leidenschaft, wie Rott, hielt ich diese Darlegung nicht für unnütz.

Digitized by Google

Emil Devrient.

1838.

Man ist gewohnt, Schauspielern mit dem Worte Künstler aufzuwarten, selbst mit »genial« sie zu bedienen. — Der eigentliche, wahrhafte Künstler ist der Dichter. Der Schauspieler hat nichts weiter zu thun, als dessen Kunstwerk zur natürlichen Erscheinung zu bringen. Wie viel Kunst dazu gehört, ist eine andere Sache, aber der Schauspieler ist von Hause aus Nebensache, die Dichtung und der Dichter sind die Hauptsache. Genie ist er eben so wenig, sondern er soll das Talent sein, das den dichterischen Genius versteht und darstellt. Dennoch gab es so productive Naturen in der größern Schauspielerepoche Deutschlands, daß man sie für geniale Menschen, d. h. für originelle Schöpfer erklären konnte. So vor allen Andern Ludwig Devrient, der wirklich den Charakter eines Gedichts erklärte, indem er ihn schuf, mitunter ganz anders, als der Sinn des Gedichts war, oft aber den Gedanken des Dichters überflügelnd. Auch Emil Devrient, der uns aus Dresden besuchte, ist insofern selbstschöpferisch, als er die Dichtkunst nur um der Schauspielkunst vorhanden wähnt, und diesen oder jenen Charakter nach productiver Laune, ganz gegen den Sinn der Dichtung auffaßt. Ich erinnere mich seines Leicester auf der dresdener Bühne. Er gibt den Liebhaber der Maria und läßt den Staatsmann ganz fallen. Daß er mit jener Auffassung viel Glück, zumal bei den Damen, macht, ändert nichts an der Sache. Ähnlich, obgleich in der Halbheit nicht so grell, steht es mit seinem Hamlet, den er auch auf der leipziger Bühne gab. Emil Devrient gibt als Hamlet den schwachen, zärtlichen Muttersohn, den süßen Schönredner, den elegischen Mondscheinjüngling. Deshalb ist er am wirksamsten in der Scene mit der Mutter; im Verhältniß zur Mutter kommt eben diese Eine Seite seines Wesens zur Erscheinung. Allein er gibt nicht den metaphysischen Kopf, nicht die innere Arbeit der blassen Grübelei, die ihn um seine Thatkraft bringt. So wie er die Rolle faßt, ist Hamlet wohl aus süßlicher Elegie der Empfindung, aber nicht aus überwachter Denkkraft unfähig zum Handeln. Den Monolog über Sein und Nichtsein legt Emil

Digitized by Google

Devrient den Leuten wie ein Bonbon auf den Teller; man sieht nicht, wie er sich aus der rastlos arbeitenden Seele windet. Die Scene mit den Schauspielern läßt er fälschlicherweise fort; eben weil er auf dieser Seite des Charakters nichts gibt. Sie ist aber die wesentliche; die andere schmeichelt sich dem Publicum ein, ist aber nicht eben die schwierigere, eines Künstlers vom ersten Range würdigere Aufgabe. Ein solcher aber ist Emil Devrient. Seine glänzende Phantasie, die wirklich auf Momente bezaubernd wirkt, hinreißt und bannt, sein schönes, seelenvolles Organ, seine ideale Haltung, sein gebildetes Air in allem Thun und Lassen, alles das berechtigt ihn zu der Forderung, für einen Schauspieler erster Classe zu gelten.

1841.

Eine kleine Reihe von Gastvorstellungen gab uns wieder Gelegenheit, die brillanteste Persönlichkeit der jetzigen Bühnenwelt auf unsern Bretern zu sehen. Für diese gilt Emil Devrient. Ich sah ihn jetzt als Egmont, als Majoratserben, als Chevalier Saint-Georges, als Richard Wanderer in der Kettel'schen Posse. Emil Devrient's glänzendes Naturell hat seine künstlerischen Launen; aber wo er eine Rolle anders faßt, als wir sie begreifen, wie es bei seinem Hamlet, seinem Leicester der Fall ist, beschäftigt und fesselt er uns durch den Schwung seiner Phantasie, durch den pikanten Reiz einer genialen Willkür, die zugleich intelligent genug ist, um, wo nicht überall scharfsinnig, doch immer überraschend zu combiniren. Wir gestehen offen, daß, was von Rollen in der Tragödie und im Lustspiel, ja bis zur Posse herab zu den Kategorien »Liebhaber« und »Held« gehört, in Deutschland niemals mit einem Vereine von so viel Esprit und so glücklicher Naturbegabung zur Erscheinung gebracht ist, als in Emil Devrient. Pius Alexander Wolff lernt' ich in Berlin nicht lang genug kennen, um darüber zu entscheiden, ob ihm in dem, was Noblesse und Repräsentation heißt, ein feinerer Hauch von Poesie gelang. Vielleicht glückte es Wolff auch, gewissen Darstellungen, obschon sie alle bei ihm Sache der Reflexion waren, jenen Anstrich von harmloser Hingebung und friedfertiger Seelenruhe zu geben, den z. B. Egmont nöthig hat, um zur vollendeten Er-

Digitized by Google

scheinung zu kommen. Emil Devrient's Egmont ist zu pikant, um Egmont zu sein, wie ihn Goethe hingestellt, und wie man es als ungehörig für einen echt tragischen Helden bezeichnet hat. Das flamändische Phlegma, das sich an den Lebensgenuß schweigsam hingibt, lassen wir uns nicht nehmen, selbst wenn wir wissen, daß es die eigentlich tragische Wirkung unmöglich macht. Dieser Fehler der Dichtung, falls er einer ist, uns einen so lässigen, behäbigen Träger einer Tragödie zuzumuthen, ist ein classischer geworden, den wir nicht verwischt haben wollen. Schon die leiseste Beimischung von cholerischem Temperament hebt den Goethe'schen Egmont auf. Devrient gibt vom eigentlichen Egmont nur den verwöhnten und verzogenen Liebling des Glückes. Diese eine Seite war mit dem ganzen pikanten Zauber herausgekehrt, der dem Darsteller zu Gebote steht. Wir wissen in Deutschland keinen Darsteller, der in der Repräsentation des Cavaliers so viel Delicatesse, so viel Adel wirklicher Bildung, kurz, eine gleich vollendete, harmonisch fertige Persönlichkeit zur Erscheinung zu bringen vermöchte. Dagegen wurde die eigenthümlichste Seite des Egmont, das Lässige seiner Natur, seine Hingebung an die süße Gewohnheit des Daseins ganz fallen gelassen, durch den Mangel an Harmlosigkeit im Monologe des letzten Actes ganz verkümmert. — Es ist eine nicht unwichtige Beobachtung, daß auch der Schauspieler von heute ein Sohn seines Zeitgeistes ist. Devrient erweist sich als solcher, indem ihm die Harmlosigkeit des Goethe'schen Egmont mißglückt. Aus gleichem Grunde ist er in der Darstellung von Figuren heutiger Bildung und Lebenssitte recht eigentlich in seinem Element; in der Charakterisirung nobler und frivoler Nüancen in der modernen Cavalierbildung ist er gleich sehr Meister, und hier scheinen in der That die Grazien selbst geschäftig zu sein, um in dieser Sphäre ein Bild der Vollendung hinzustellen. Es sind die gemüthlichen Dramen der königlichen Hoheit, wo uns eine ganze Reihe solcher Gestalten aus dem Leben der gegenwärtigen Gesellschaft entgegentritt. Es sind in diesen Stücken von weiblicher Hand meist nur hingeworfene lose Züge, die der Dilettantismus an die Kunst der Darstellung überliefert. In den französischen Dramen von eben so leichter Gattung, die aber dem Darsteller reichen Stoff geben, heißt die Losung für ihn: sei selbst Poet

Digitized by Google

und schaffe. In diesen deutschen Conversationsstücken kommt es darauf an, daß der Schauspieler durch Lebenskenntniß und Menschenkunde die Conturen der flüchtigen Arbeit ergänzt und füllt. Von der Reihe dieser Dramen sahen wir jetzt den »Majoratserben,« eine vorzügliche Leistung Emil Devrient's, der hier Gelegenheit hat, den verwöhnten Vornehmling unserer Cultur mit dem ganzen comfortablen Behagen eines gutmüthigen Sonderlings auf das feinste zu zeichnen. Es ist nicht zu läugnen, daß er in diesen Stücken von der Verfasserin des Oheims am glücklichsten ist, theils weil ihm die Finessen der Repräsentation zu Gebote stehen, theils weil er hier productiv sein kann; die Leistung des Schauspielers ist hier bedeutender, als die literarische Leistung. Seltsam, daß man es dem Darsteller verübeln will, wenn er sich hier mit allen Künsten waffnet, alle Coquetterien der Gesellschaft zu Hülfe nimmt, um das Zeitalter zu portraitiren. Man macht es ihm fast zum Vergehen, daß er sich in der Sphäre der heutigen Gesellschaft gefällt, daß er Genie genug hat, die Schwächen seines Zeitalters noch liebenswürdig zu zeichnen. Seltsame Menschheit von heute! Wenn Dir die Literatur einen Spiegel vorhält, der nicht schmeichelt, so bist Du empört und rufst die Polizei zu Hülfe. Glücklicherweise will Niemand mehr Märtyrer sein: Du würdest keinen anerkennen. Und wenn Dir ein graziöser Schauspieler Deine Schwächen aimable macht, so thust Du, Wunder wie! spartanisch und sagst, Du wärst gar nicht so eitel, in Deine Faiblesse verliebt zu sein! Armes Geschlecht, wie ist Dir beizukommen? Du thust, als ob Literatur und Kunst besser sein könnten, als Du selbst!

Als Saint-Georges ist Devrient Spielraum gegeben, mit dem Cavalier der feinsten Cultur zugleich das Naturelement des heißen Blutes scheinbar in Harmonie zu bringen und zugleich in fortgesetztem Widerstreit zu zeigen. Sein Saint-Georges schwebt immer auf der Grenze, wo er in jedem Augenblicke von der Noblesse des brasilianischen Chevalier zu dem freien Sohne der schwarzen Natur, zum Negersclaven überspringen kann. Der Moment, wo dies wirklich der Fall ist, wo der fluchbeladene Sohn der Negerin in ihm entlarvt wird, gehört zu den glänzendsten Leistungen theatralischer Kunst. Daß diese Leistung, statt einem classischen Product zu Gute zu kommen, einem losen

Digitized by Google

Machwerk französischer Leichtigkeit angehört, kann das Verdienst des Darstellers nicht schmälern. Die französischen Stücke geben nun einmal den Schauspielern wenigstens Stoff. Man hat das Wort Stoff so sehr erniedrigt, daß deutsche Autoren sich lächerlicher Weise für zu vornehm dünken, interessanten Stoff zu liefern. Das hat sich in Deutschland schon hinlänglich durch die selbstständige Entwickelung der Schauspielkunst, durch die selbstständige Haltung des Theaters der Literatur gegenüber gerächt. Eine solche echt poetisch und productiv fertige Gestalt, wie sie Emil Devrient im Chevalier Saint-Georges gibt, ist durch seine Leistung so sehr in sich selbst getragen, daß sie das ganze Stück hält und sicher stellt. Es ist dahin gekommen, daß der Schauspieler nach Rollen fragt, und auf classisch ausgearbeitete Kunstwerke verzichtet. — Seinen Bolingbroke in Scribe's neuestem Stücke muß man zu seinen besten Leistungen zählen. Seydelmann in Berlin hebt wahrscheinlich die diabolische Seite an dieser Figur heraus, gibt in diesem St. John mehr den mephistophelischen Kopf, der mit Weiberhändeln, mit Politik und Journalismus ein überlegtes Spiel treibt. Emil Devrient gibt, wie es zweifelsohne auch St. Aubin von der französischen Truppe in Berlin nimmt und wie es von Scribe gemeint ist, den aimable roué, dem das Spiel mit jenen Elementen im glücklichen Humor gelingt. Sein Sarkasmus in den ergötzlichen Scenen mit der Herzogin bleibt immer die feine Malice des gebildeten Mannes, die Rache des ehemaligen Lieblings der Grazien. — Auch in der schlechten Farce von Kettel, »Richard's Wanderleben,« wo die Schauspielkunst als Handwerk mit sich selbst eitel grimassirt und coquettirt, bewegt sich Devrient, ich möchte sagen, mit der ganzen Üppigkeit seiner Eleganz und Virtuosität. Das Haus war bei dieser schlechten Farce gedrängt voll. Es ist ganz erklärlich und billig, daß der Schauspieler seinem Publicum und seinem Zeitalter huldigt.

Digitized by Google

Julie Rettich.

1837.

Mad. Rettich, geb. Gley, feierte als Griseldis, Julia, Johanna, Diana und Gretchen auf der leipziger Bühne Triumphe. Jedenfalls war Griseldis, die sie zum wiederholten Male gab, die glänzendste dieser Leistungen. Mad. Rettich ist eine Repräsentantin des hohen Kothurns. Ich würde ihr als Medea, als Sappho, in Situationen, wo der Affect die höchstmögliche Staffel erreicht, unbedingt den Preis zuerkennen. Auch als Griseldis hat sie Spielraum, die hinreißende Gewalt ihrer Phantasie, den großen Reichthum ihrer Mittel zu entwickeln; sie hatte Momente von der ergreifendsten Wirkung. Die tragischen Alttöne ihrer Stimme, der Sturmschritt ihrer Gefühle entsprach der Gewaltsamkeit der Gegensätze, in die Griseldis geschleudert wird. Man vergaß fast bei ihrem Spiel, daß hier die Poesie furchtbar gesündigt hat, weil sie es gewagt, aus einem Fastnachtsspiele eine Tragödie, und aus einer Tragödie ein Fastnachtsspiel zu machen. In diesem Stücke von Halm erscheint die Poesie als Experimentalphysik, die sich an einem weiblichen Herzen schauderhafte Versuche erlaubt. In den andern Rollen hatte Mad. Rettich ebenfalls große Momente, aber sie waren hier nicht immer glücklich an einander gereiht. Dieser Künstlerin steht auch die Lieblichkeit, die Milde, das Schalkhaftnaive zu Gebot, sie weiß als Julia, als Gretchen es anzuwenden, wo es besonders und nothgedrungen hervortreten muß, sie ist zu sehr eine denkende Künstlerin, hat zu viel geschmeidige Phantasie, um irgendwie offenbar zu fehlen; aber Tonlagen des Gemüthes dieser Art sind nicht vorherrschend in ihrem Wesen, sie weiß es zu geben, was der Julia eigen ist, allein sie ist dies nicht in demselben Maße, wie sie die Affecte einer Griseldis wirklich wie eigne Erlebnisse aus sich herausstellt. Dazu kommt, daß die Künstlerin in der Malerei ihrer Gefühle, selbst in der Tonleiter ihrer Stimme sich zu stark in Gegensätzen herumwirft und dadurch einen Charakter, wie Shakspeare's Julia, zu sehr in glänzende Einzelnheiten auflöst, die wohl ihre Phantasie und ihr Verstand zusammenhält, die aber nicht ungezwungen aus der Einheit der Anschauung hervortreten. In Bezug auf den Cha-

Digitized by Google

rakter einer Donna Diana erschien es mir auffallend, wie leicht die Künstlerin tragisch ergreifende Affecte in das Lustspiel herüberzieht. Der tiefe Ton ihrer Altstimme versetzt vielleicht zu rasch in die Leidenschaft tragischer Situationen. Die Kritik sollte aber bei so hoher Begabung diese »Vielleichts« nur schüchtern andeuten.

1842.

Wir hatten lange Zeit nichts als Oper gehabt; die wiener Gäste gaben uns die Veranlassung, daß man uns deutsche Dramen vorführte; wir sahen Carlos, Jungfrau von Orleans, Iphigenia (welche eine milde Göttin wohl zehn Jahre lang dem Barbarenvolke entzog), Faust, Halm's Griseldis, und als Neuigkeit zweimal seinen »Sohn der Wildniß«. Wir hatten somit Gelegenheit, Madame Rettich als Prinzessin Eboli, Johanna, Iphigenia, Gretchen, Griseldis und Parthenia zu sehen. Wir hätten hier Fug und Recht, einem Enthusiasmus Worte zu geben, der sich an dem reinsten Feuer der Begeisterung entzündet, sich in fortgesetzt getreuer Beobachtung dieser Künstlerin auf das dauerndste nährt und lebendig erhält. Vor fünf Jahren sahen wir sie ebenfalls als Gast auf der leipziger Bühne. Sie hatte damals mehr groteske, grandiose Eindrücke hinterlassen; ein Drang nach dem Gewaltigen und Gewaltsamen, ein Hang zu dem Furioso in der Leidenschaft verhinderte, wie es schien, den Ausgleich aller Mittel in ihr, die Harmonie einer so allseitigen Ergänzung ihres Naturells, wie sie jetzt in meisterhafter Vollendung vor uns stand. Die weicheren Gefühlsseiten des Weibes erhalten sich jetzt bei ihr im Gleichgewicht, die Elegie der Empfindung macht sich jetzt wohlthuend Raum neben der riesigen Macht, welche den Orkan der Leidenschaft in ihr aufruft. Die zarten Neckereien der Naivetät, wie sie in Gretchens Natur, die civilisirte Unschuld, wie sie in der Parthenia neben dem Sohne der Wildniß, die hinreißende, gleisnerische Schönheit der Coquette, die ein wahrhaftes Gefühl in sich entdeckt und ein Recht dazu zu haben vermeint, dieser Kampf zwischen irrer Angst und gewandter Arglist, wie er in der Eboli ein wunderbares psychologisches Gemälde liefert, — alle diese Partien, die sich allerdings bescheiden dem Spiel der tragischen Erschütterung unter-

Digitized by Google

ordnen, sind von der Künstlerin jetzt mehr als sonst mit Sorgfalt gepflegt und dämpfen die grellen Lichtpuncte in ihrem Spiel wohlthuend ab. Ihre Iphigenia war vielleicht zu pikant, um ganz das Kind der deutschen Dichtung im hellenischen Geiste zu sein. Wir können uns eine andere, mehr im ruhigen Strom ihres gesicherten Naturells getragene Iphigenia denken, die mehr unserem Urbilde entspricht, wir mögen dies nun in der griechischen Welt oder in den Goethe'schen Dichtungskreisen suchen. Mad. Rettich schien uns den Charakter — seltsam, dies als Vorwurf zu machen! — fast zu zart zu halten, zu nervös gereizt, zu leicht heraustretend aus den Bahnen der in sich festen griechischen Natur. Deshalb war der Eindruck des Ganzen in ihrem Spiel nicht ganz der richtige. Dagegen war ihr Spiel in den einzelnen Momenten, wo die Situation sie berechtigt, das Geleise der selbstbehüteten Ruhe zu durchbrechen, hinreißend, tief und groß, und der ganze Zauber der geistigen Schönheit ein überwältigender. — Als Herzogin Marlborough in Scribe's Glas Wasser gab sie uns den Genuß, die raffinirte Feinheit der herrschsüchtigen Weltdame in vollendeter Gestalt zu sehen. — Ein schöneres Zusammenspiel des feinsten Verstandes mit dem heißesten Pulsschlage des Blutes ist überhaupt nicht leicht denkbar. Sind es die kleinen Genien der graziösen Weiblichkeit, oder ist es die Cultur eines scharf und fest durchdringenden Verstandes, oder ist es beides in vereinter Mischung, was die Macht ihrer großen Aufregungen zügelt und zur Harmonie zurückführt, in jedem Falle hat hier Deutschland eine Künstlerin ersten Ranges.

An Herrn Rettich ist uns zunächst das gediegene, volle Naturell erfreulich. Besonders war sein Orest eine gute Leistung; weniger Beruf hat er zum Marquis Posa, zum Bolingbroke, bei denen entweder Idealismus oder Speculation des Verstandes überwiegend hervortreten. Sein Organ ist ein schöner, voller Strom, der besonders im Brausen der Leidenschaft imposant wird, während Mad. Rettich's Organ in der Elegie, im Schmelz der Hingebung, ihre schönsten Töne hat. — Als Neuigkeit brachten die wiener Gäste Halm's Sohn der Wildniß, ein Stück, das eben so viel lyrische Schönheiten als dramatische Schwächen hat. Es gibt das Duett zwischen einem wilden Naturſohne und

Digitized by Google

einem Mädchen der Civilisation, das in seine Gewalt fällt, ihn aber durch den Geist der Humanität, durch den Zauber der feinen Sitte, durch die Überlegenheit der Bildung zähmt, so daß er die Wälder verläßt und ihr in die Heimath der Culturwelt folgt. Dieses Duo zweier Gegensätze ist mit dem ganzen Reichthum einer schwelgerischen Diction durchgeführt. Nur steht leider das Verhältniß beider Figuren auf der äußersten Spitze und ist durch die raffinirtesten Contraste eben so gesteigert, wie wir das an der Griseldis schmerzlich empfinden. Es ist schlimm, wenn ein Autor sein Publicum nicht anders als mit Scorpionen kitzeln und reizen zu können glaubt. So ist hier der Widerstreit zwischen Natur und Cultur überreizt und bis an die Grenze gezogen, wo das Lächerliche beginnt. Ingomar ist als Sohn der Wildniß Weiberhasser, und nicht sowohl blöde, als vielmehr stumpf, und Parthenia, die ihn Liebe lehrt, bringt ihm Galanterie und die raffinirtesten Künste bei, welche nicht die griechische Bildung, sondern die moderne Coquetterie kennt und übt. Bei einer Darstellerin von feinem Verstande bleibt alles Unmaß, alles Unschöne dieser Übertreibung der Gegensätze noch leidlich, aber die Schwäche der Dichtung, die sich durch scharfe Gewürze aufhelfen will, fühlt sich doch hindurch. Bis in's Lächerliche getrieben ist die Zeichnung der verderbten Culturwelt in Massilia. Das ist keine griechische Colonieſtadt, sondern ein deutsches Krähwinkel, und nur wenige Pinselstriche fehlen, um das ernste romantische Drama in eine wiener Posse zu verwandeln.

Pauli.

1841.

Pauli aus Dresden spielte in zwei neuen Piècen. Im Fabrikanten, von Emil Souvestre, gab er den alten philisterhaften, aber biderben, gegen den Zeitgeist polternden, gegen die Genies scheltenden, aber gutmüthig liebevollen, praktisch menschenfreundlichen Onkel und Strumpfwirker. Die edle Naturwahrheit Pauli's ist in solchen rechtschaffenen Rollen mit scurrilem Anstrich um so anerkennenswerther, als dieser Darsteller uns darin wie eine classische Figur aus guter alter Schauspielzeit erscheint.

Digitized by Google

Für »edle Väterrollen,« »gutmüthige Polterer« stirbt der Geschmack unter den neuen Darstellern aus, wie es scheint. Und doch bleiben diese stereotypen Figuren auf den Bretern von sicherer Wirkung. Jeder, der sich heute fühlt, möchte im bösen Princip excelliren. — Souvestre's Drama selbst mit seinen drei entsetzlich langen Acten gehört zu dem raffinirten und übertriebenen Iffland, den sich die Franzosen jetzt zu präpariren lieben. — Die zweite Pièce an jenem Abend war eine kleine Posse von Görner, wie sich Autor nennt, ein lustiges Stück Arbeit, wo der Verfasser ganz abgenutzte Komödiensinten rasch und ungenirt in Masse durch einander wirft, uns übertäubt und auf Augenblicke den Schein erweckt, als gäbe er Neues. Hier hatte Pauli einen jener alten närrischen Kerle in bürgerlicher Gewöhnlichkeit zu geben, die, lustig und fade, wie sie sind, sich in ein erhöhtes komisches Licht setzen, wenn sie sich einen kleinen Rausch trinken. So einen lustigen Alten mit dem Spitz gibt Pauli meisterhaft.

Seydelmann.

1838.

»So recht ein Talent für die Berliner!« sagte mir ein guter Leipziger, nachdem er Seydelmann hier als Shylok gesehen, »durch und durch raffinirter Verstand, sein ganzes Spiel eine Mosaik von berechneten Coups, jede seiner Rollen, ja jede seiner Scenen Resultat eines consequenten, bewundernswerthen Studiums; aber der ganze Mann eine geistvolle, pointenreiche Rechenmaschine.« — Seydelmann verdankt jedoch weder seine Kunst, noch ausschließlich seinen Ruhm den Berlinern. Er ging schon fertig nach Berlin, er hatte in Süddeutschland bereits seine Lorbeern geerntet, er war sogar als derjenige schon gefeiert, von dem eine Regeneration der deutschen Bühne zu gewärtigen stände. Seydelmann wird überall beschäftigen, selten hinreißen, aber immer fesseln, und wo man einer ganzen Reihe seiner Darstellungen folgt, schließlich doch zur Bewunderung nöthigen. Dieser großartige Calcül des Verstandes, der allerdings bei ihm

Digitized by Google

vorherrschend waltet, muß als ein in jetziger Zeit des deutschen Schauspiels höchst merkwürdiges Phänomen Staunen erregen. Um so mehr, da sich in Seydelmann's Naturell hartnäckige Hindernisse verrathen, die auch die sorgfältigste Kunst nicht völlig beseitigt, und die der Zuschauer selbst erst am Künstler zu überwinden hat, um den ideellen Werth seines Spieles zu fassen. Er ist zwar kein Demosthenes, der Kieselsteine in den Mund steckte, um sein anstoßendes Organ zur Geläufigkeit zu zwingen, und sich an die Brandung des Meeres stellte, um seine lahme Stimme in diesem Kampfe mit dem tobenden Elemente zu üben; aber der Schwierigkeiten sind genug, mit denen Seydelmann zu ringen hatte, und noch hat. Seine schwere, dicke Zunge verwechselt die Consonanten r und l, s und sch; im stärksten Affect zerbricht ihm oft der Laut der Stimme, und was schmetternd wirken soll, wird blos stechend und spitz. Ein denkender Künstler weiß jedoch nicht selten selbst die Schwächen seiner Eigenthümlichkeit wirksam zu machen und effectreich auszubilden. Man denke an Devrient's zitternde Stimme, wie ergreifend klang sein zerbrochenes Organ im tragischen Schmerz! Einem denkenden Schauspieler werden die Mängel des Naturells auch zum Gewinn. Seydelmann könnte den Mephistopheles nicht besser sprechen, als mit dieser bleischweren Zunge, die er von der Natur erhielt, es ist, als hätt' er den Pferdefuß in der Kehle, als habe der Teufel selbst ihm die Zunge so schwer gelöthet, um diese schnarrenden, schleifenden Töne hervorzubringen, in denen sich der Hohn der Hölle dehnt und reckt. Auch zu komischen Wirkungen läßt sich die Eigenthümlichkeit seiner Naturmängel mit Glück verwenden; ich erinnere nur an Vatel, den französischen Kochkünstler mit der störrisch eingebildeten Seele. Sein brüsques Französisch und sein stolperndes Deutsch würden sich ohne Wahlverwandtschaft im Organ nur schwer erkünsteln lassen. Auch wenn er die alte Majestät von Preußen gibt, findet sich sein Naturell in seinen Hindernissen eher unterstützt als benachtheiligt. In andern Erscheinungen, als Carlos im Clavigo, wo die rednerische Virtuosität des Hofmanns, als Nathan, wo die patriarchalische Milde der Toleranz Sprache gewinnt, kommt seine Stimme so in Fluß, daß wir hier die Überwindung

Digitized by Google

des Naturells durch Kunst und Beherrschung der Mittel rühmen müssen.

Um an einzelnen Leistungen Seydelmann's Spiel zu bezeichnen, so heb' ich nochmals den Shylok hervor. Von dieser Leistung schien man in Berlin am meisten ergriffen, selbst ein speculativer Philosoph schrieb Aufsätze darüber und suchte in einer Parallele zwischen Devrient und Seydelmann das Wesen des Shakspeare'schen Charakters zu erläutern. So wie mir Devrient noch vor der Seele steht, kann ich nicht umhin, seinen Shylok für den einzig wahren zu halten, danach beurtheilt nämlich, wie ihn der Dichter will. Ob andere Seiten in ihm liegen, die consequent herausgearbeitet eine ganz andere Charakterfärbung und auf der Bühne eine effectreiche Figur gestatten, bleibt Sache der Schauspielkunst. Hier kommt es darauf an, zu wissen, was die Dichtung in diesem Shylok will. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Shakspeare'sche Charakter beinahe die Schranken des Lustspiels durchbricht und in das Nachtgebiet der Tragödie einschreitet. Der fünfte Act, den die Leute für überflüssig halten, ist eben nur dazu gemacht, damit die gestörte Komödie wieder aufathme und in Musik und Liebesspiel den finstern Ernst des Lebens verscheuche. Freilich ist die Katastrophe vor Gericht nicht im ganzen Ernste hingestellt, das zuckende Messer schreckt uns nicht, das Unheil schwebt drohend auf der Spitze, es hängt am Haarseil, aber wir wissen, dies Haarseil zerreißt dem Dichter nicht, der, wenn auch übermüthig, doch mit starker, sicherer Hand die Fäden des Tragischen und des Komischen in einander schlingt. Die Situation bleibt immer fraglich, immer ein Spiel, obwohl ein gewagtes. Entschieden tragisch kann Shylok selbst aufgefaßt werden. Er ist der Vertreter der mißhandelten Pariakaste, er ist ein Rächer für jahrhundertlange Schmach. Als solcher greift er gierig nach dem Moment, der sich ihm bietet, sein »heilig Volk« zu rächen. Daß er sich im Ziel vergreift, und die Art und Weise, wie ihn der gelehrte Doctor, sein zweiter Daniel, überlistet, ist komisch, aber seine Empörung gegen Druck und Knechtschaft bringt einen tragischen Zug in diesen Märtyrer des Judenthums. So gab ihn Devrient. Er entwickelte die ganze Größe seines Spiels in der Scene, wo er die erlittene Schmach aufzählt und uns für sich gewinnt, wie ein Held in der Tragö-

Digitized by Google

die. Er selbst macht keine komische Wirkung, und vor Gericht, wo ihn der Spruch des Doctors wie eine Ironie des Schicksals überlistet, wandelt uns ein Hauch von Rührung an. Devrient gab die Majestät des Zornes, den Fanatismus des Judenthums. Dabei war er aber zerstreut, ohne Plan, voller Willkür, und wußte den Handel wie einen Witz zu nehmen. Seine Gier nach dem Fleische des Kaufmannes war nur eine humoristische Laune, kein überlegter Plan des langsamen Calcüls. So hat es der Dichter gemeint. In Seydelmann's Auffassung und Haltung des Charakters verfällt alles zu sehr in Gemeinheit. Es ist der gemeine Geldjude, der hier schäumt und wüthet, der Knecht des Mammons, der hier seiner Verworfenheit einen Triumph bereiten möchte; wir lachen über die Art und Weise, wie er vor Gericht gedemüthigt wird, nicht der leiseste Zug von Rührung beschleicht uns, denn das, worin wir mit ihm sympathisiren konnten, ist nach Seydelmann's Darstellung des Charakters ziemlich fallen gelassen. Devrient entfaltete mit den Worten: »Er haßt mein heilig Volk!« die Glorie seines Spiels; Seydelmann weidet sich an der Ausmalerei des Moments: »Ich wollte meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte die Juwelen im Sarge!« Nach diesen beiden Endpolen hin liegen die Extreme der verschiedenen Auffassungsweise. Es ist nicht zu läugnen, daß, was Seydelmann im Charakter findet, wirklich darin liegt, aber er findet nicht Alles heraus, nicht das Schöne, nicht die Poesie des Charakters, er nimmt nur die niedere Hälfte, den schlechteren Theil, und spinnt diese Seite mit all' der Virtuosität aus, die ihm als Künstler jedenfalls einen hohen Rang sichert. Dies ist überhaupt seiner Spielart eigen; nicht Laune, sondern Methode ist es an ihm, die Schattenseite des Charakters herauszuheben und zu einem furchtbaren Bilde zu gestalten. Es ist ihm eigen, einen einzelnen Zug aufzugreifen und sich aus ihm eine ganze Gestalt zusammenzustellen. Und dann werden es immer die Schlagschatten sein, die er wie ein Höllenbreughel zu pikanten Effecten verwendet. Die Schrecken der Tragödie sind auch im Stande zu rühren; dies ist der Triumph der Versöhnung mitten im grausen Umsturze alles Wollens und Könnens. Diesen Punct wird Seydelmann in der Tragödie nicht erreichen. Es

Digitized by Google

ist zu bewundern, daß er als Nathan seine weit mehr zu grotesken Wirkungen angelegten Mittel doch stellenweise zur Rührung zu verwenden vermag; es beweist die große Herrschaft, die er über sich selbst hat, über seine Mittel, wie über seine Zwecke. In der Tragödie wird er jedoch nicht leicht bis zu diesem Versöhnungsziele durchdringen; er zeigt, davon abgesehen, daß sein Organ nicht genug biegsame Weichheit hat, keinen Beruf zum Lear; allen jedoch und den höchsten zu Richard III. Ich weiß nicht, ob er diesen schon spielte; aber hier ist der Boden für seine groteske Charaktermalerei. Sein Franz Moor bezeugt es. Die Darstellung dieser Gestalt ist der Triumph seiner Kunst, sie charakterisirt sein Spiel am glänzendsten. Hier ist lauter Nachtseite, Finsterniß der Seele, Hölle des Geschicks, das diese Geburt so und nicht anders werden ließ. Eine Verwahrlosung menschlicher Formation, aber doch noch Mensch, obschon innerlich Cretin, Verworfenheit, aus Zufall und Absicht zusammengewürfelt: so gibt Seydelmann diese geniale Canaille. Es ist hier keine verschiedenartige Auffassung denkbar, es kommt hier nur auf die Combination des Darstellers an, um ein Scheusal als Mensch zu gestalten, der Calcül des Verstandes muß sich hier erschöpfen, um diese fragliche Möglichkeit dreist und sicher zur Erscheinung zu bringen. Die Entschiedenheit, mit welcher Seydelmann alle seine Charaktere hinstellt, ist nicht minder ein Prüfstein großartiger Berechnung, als die erfinderische Kraft, auf ganz neue ungeahnte Weise zu motiviren. Mit Franz Moor ist ein unendlicher Spielraum gegeben, um der Hölle menschliche Motive abzulauschen, und einen Teufel möglichst erklärlich zu machen. Seydelmann ist stets ein Meister in der Maskirung, in der Draperie seiner Figuren; wo er mit dem Organe nicht ausreichend wirkt, da erreicht er seine Zwecke sicher durch seine Mimik, seine Haltung, sein Gliederspiel; in der Metamorphose seiner Person ist er unerschöpflich. In Bezug auf Franz Moor erinnere ich an seine Gestalt und Gesichtsbildung im ersten Acte. In dieser schlaffen Creatur, wie er zu Anfang erscheint, liegt wie im Fötus schon der ganze Missethäter. Dieses Äußere, das die Natur verschuldete, motivirt den ganzen innern Menschen und seine spätern Gräuel. Ich bezweifle, ob Franz Moor jemals vor Seydelmann so fertig schon in der Maske, im äußern

Digitized by Google

Gepräge charakterisirt wurde. Mit neuen scharfsinnig verwegenen Einfällen ist diese seine größte Leistung überaus reich ausgestattet. Ich deute auf die Scene, wo Amalie ihn entlarvt, nachdem er ihr mitgetheilt, Karl habe ihn beschworen, die Geliebte nicht zu verlassen. Er kniet noch vor ihr, das Gefühl der Entlarvung seines heuchlerischen Planes hält ihn am Boden fest; mechanisch, um seine Verlegenheit zu maskiren, zerpflückt er eine Rose mit zerrender Hand: dieser Moment ist glänzend in Erfindung und Ausführung. Nicht minder neu, ganz in ungewöhnlicher Haltung erscheint die Scene im Garten mit Amalien. Seydelmann gibt sie halb betrunken; er kommt eben vom Mahle. Hierdurch enträthselt sich die ruchlose Zudringlichkeit des Schurken in diesem Auftritt, seine ohnmächtige Wuth, seine feige Hinfälligkeit; ein Weib überlistet ihn ja, mißhandelt ihn und treibt ihn zur Flucht. Natürlich ist es die Scene in der Nacht mit Daniel, wo der Künstler die ganze Hölle des Charakters entfaltet; sein Talent steht hier im Brennpunct, wo alle seine Kräfte sich vereinigen, um dies psychologische Nachtstück auszumalen. Die Combination und die Berechnung des tiefsinnigen Verstandes, der Seydelmann auf jedem Schritt leitet, grenzt hier in ihren Wirkungen an die leuchtende Macht des Genies. Wenn aber das wesentliche Kennzeichen des Genies seine belebende, seine beseligende Kraft ist, so fehlt Seydelmann diese Poesie des Genius. Aus allen seinen Darstellungen, aus den Färbungen seiner Charaktere wittern wir eine harte, schroffe Weltanschauung, die freilich heutzutage vielleicht jedem Talente innewohnt, und auch der Schauspieler bleibt den Wirkungen seiner Zeit ausgesetzt. Seydelmann's großartiges Talent gefällt sich in zerstörenden Wirkungen, er schreckt, er geißelt, die Wahrheit seines Spiels erfüllt mit Furcht, er beschäftigt so lange, bis man sich gepeinigt fühlt. Es gibt, oder gab tragische Schauspieler, die, wie Ludwig Devrient, wohlthuend zu erschüttern wissen.

Recht eigentlich wäre nun wohl Mephistopheles der Inbegriff seiner Kunst. Ich läugne nicht das fertige, bewundernswürdig genau ausgeführte Bild, das Seydelmann vom Teufel uns vorführt; allein seine Auffassung ist nicht die des Dichters. Seydelmann gibt das personificirte Böse, wie man es sich aus

Digitized by Google

den Urelementen hervorgestiegen vergegenwärtigen könnte, diesen Teufel, wie er aus der Materie zur Person wird, mithin behaftet mit den Schlacken der animalischen Rohheit, gibt Seydelmann. Goethe's Mephisto ist ein civilerer Teufel, er ist ein moderner Cavalier. Ich abstrahire davon, ob sich diese Seite mit jener Grundnatur des Teufels als Gestalt auf der Bühne vereinigen läßt, ich sehe nur, daß Seydelmann diese geschmeidige Seite des Goethe'schen Dämons fallen läßt und die andere Seite der Figur lediglich herausstellt. Die Wirkung, die er damit erreicht, ist kolossal und merkwürdig. Besonders glänzend ist seine Scene mit dem Schüler, sein Benehmen mit den alten Weibern, der Hexe und der Martha; Vollendeteres kann man nicht sehen. In andern Stellen klebt seinem Teufel zu sehr die Gemeinheit des Elementarischen an, aus dem er erwächst. Ob sich dies verwischen, und der Cavalier im modernen Mephisto sich retten ließe, muß ich in Frage lassen. Seydelmann hat mehr den Satan des deutschen Volksbuches vor Augen.

Sehr genaue historische Portraits liefert er als alter Fritz, Karl der Zwölfte, Ludwig der Elfte. Besonders vollendet sind die beiden letzten, jene hagestolze, und diese heuchlerische Majestät, obwohl bei dieser zu bedauern, daß das Stück von Auffenberg (Ludwig in Peronne), in welchem Seydelmann den Charakter gibt, keine so frappante Entwickelung als das Drama von Delavigne zuläßt.

Seydelmann wiederholte den Mephistopheles, den Vatel und den alten Friedrich in Töpfer's Königs Befehl; er gab den Cromwell, König Philipp im Don Carlos, Goldoni's gutherzigen Polterer, Kotzebue's Elias Krumm und einige andere unbedeutende Rollen, die man von diesem Künstler so hinnimmt, wie man von großen Charakteren sich auch gern die kleinen Züge berichten läßt. Seydelmann gehört zu den Naturen, die langsam, aber unaufhaltsam erobern. Ich meine nicht blos die Gunst des Publicums, sondern das Bereich ihrer Kunst und die Ziele, die sie sich gesteckt. Man glaubt den Umfang seiner Mittel zu kennen, die Fäden in der Hand zu haben, die ihn binden, die Grenzen ziehen zu können, in denen sich seine Persönlichkeit

Digitized by Google

entwickelt: und plötzlich durchbricht er diese Schranken und steht auf ganz anderem Felde in ungeahnter Glorie. Seydelmann's Cromwell ist eine Leistung im größten Styl. Die Erscheinung, die er gab, war dem historischen Bilde wie aus dem Rahmen entwendet, und doch weiß ich nicht, ob in Seydelmann hier nicht noch mehr der Psycholog als der Historiker zu rühmen ist. Dieser Charakter gibt abermals ein Nachtgemälde aus dem menschlichen Seelenleben, und wir wissen, daß der Künstler hier sein eigentliches Feld hat. Was Raupach als Skizze hingeworfen hat in dem sonst miserablen Stück, das wie eine Parodie wider Willen auf den Royalismus aussieht, hat Seydelmann auf das glücklichste ergänzt und ausgefüllt; die Motive, die diesen Charakter gestalten, faßt er auf die feinste Art zusammen und liefert dem genauesten, dem scrupulösesten Geschichtschreiber ein überraschendes Bild voller Contraste, die sich menschlich lösen. Es ist die Scene, wo er die Tochter seiner Jugendgeliebten erblickt, die uns den Künstler in einem neuen Lichte erscheinen ließ. Der bäurische Tyrann, der mit Gott und Menschen ein heuchlerisches Spiel treibt, der durch nichts gezügelt wird als durch die Furcht vor der Erscheinung der bleichen Majestät von England, des »todten Mannes,« wie er sagt, — der Charakter ist bereits in früheren Scenen fertig hingestellt, soweit mindestens, als er sich nach der Außenwelt hin entfaltet. Die Erscheinung der Tochter ruft in ihm das Bild der Geliebten auf und mit ihm die Zeit, wo er schwach, und weil schwach, glücklich war. Traumumfangen sinkt er auf den Sessel, der Riese ist weich wie ein Kind, und wir sehen hier auf dem dunklen Grunde des nächtlichen Seelengemäldes eine idyllische Blume von Glück und Liebe keimen. Es sind nur Momente. Der rauhe Henkerton, den das finstere Leben fordert, verjagt schnell die leise Regung, aber es sind Momente, die den Menschen in Cromwell beglaubigen. Seydelmann's Meisterschaft in der Ausmalerei dieser Züge war glänzend, er ist durchaus im Stande, auch jene leiseren, stilleren Momente in der Tragödie, die man elegische nennen kann, wirksam hinzustellen. Ich möchte mich fast zu dem Glauben bekennen, Seydelmann würde auch als Lear große Wirkungen erreichen, hätte er sich nicht selbst nach

Digitized by Google

mehrfachen Ansätzen, die ihm nicht genügten, den Glauben dazu abgesprochen.

Ich muß noch bei wiederholter Betrachtung seines Mephistopheles eine Bemerkung nachtragen. Sie gilt die Durchführung seiner Auffassung, ist schon diese nicht die meinige vom Goethe'schen Teufel. Räumt man ihm den Satan aus den Volksmährchen ein, so muß man sagen, es gelingt ihm, das Gefühl zu verbreiten, als erscheine hier, nicht ein menschliches Wesen, sondern ein Dämon, der so eben erst genöthigt wurde, in ein menschliches Gehäuse zu fahren. Seydelmann zeigt uns ein Wesen, das ganz frisch aus den Elementarstoffen der Welt herausgehoben, Person geworden ist, um das Princip des Bösen als denkendes, als menschliches Individuum zum Ausspruch zu bringen, daher das Recken und Dehnen der Glieder, die sich in ihre Form schwer fügen, die Bewegung der Hände, die lieber zur Art und Weise der Krallen sich aufgelegt fühlen, das Strecken des Halses, der aus der Hülle herauswachsen möchte, der beklemmende Hauch des Mundes, mit dem sich die Seele ausweiten will; kurz, das Gefühl, hier stehe ein dämonisches Subject vor uns, war vollkommen da, die Atmosphäre, in welcher Mephistopheles sich getragen fühlt, war wie durch Zauberei rings um seine Gestalt verbreitet. In dergleichen Wirkungen offenbart sich die Größe eines Darstellers. Von ganz besonderem Effect ist auch die Art und Weise, wie Seydelmann das Flohlied vorträgt; man glaubte den heimlichen Athemzug der Hölle zu hören.

Zum Beschluß sei noch eine Bemerkung anderer Art beigefügt. Seydelmann begleitet das Wort fast zu sorgfältig, fast zu emsig und parallel mit der Pantomime; besonders auffällig in Momenten oder in Rollen, wo wir ihm mehr als sonst in die Karten sehen, z. B. in der Darstellung des Shylok. Verführt ihn dazu seine Virtuosität in der Mimik? Hieraus entspringt vielleicht auch die Eigenheit, manchen Moment zu lange festzuhalten. Selbst in dem tumultuarischen Aufruhr der Nachtscene, die Franz Moor im letzten Act der Räuber mit allen Qualen der Hölle zu überwinden hat, war das Zerren am Einzelnen auffällig, obschon die Größe, in der das Ganze gehalten war, wieder fortriß und versöhnte. Einem Meister der Darstellung

Digitized by Google

dergleichen Einzelnheit als fraglichen Einwurf zu bieten, ist freilich gewagt; allein über ein wahrhaft großes Talent kann und darf man wahrhaft offen und streng sich äußern.

Theodor Döring.

1841.

Theodor Döring hat sich langsam und im Stillen Bahn gemacht. Seine Geltung beginnt eine allgemeine deutsche zu werden. Als Charakteristiker leistet Döring nicht das Gewaltigste und Originellste, jedenfalls aber das Feinste und Liebenswürdigste, was uns von heutigen Darstellern im Charakterfache geboten wird. Wir sahen seit Ludwig Devrient nicht leicht eine Mimik von so nervöser Reizbarkeit, nicht leicht eine Komik, die so sehr auf dem Boden des Gemüthes erwächst, mithin im eigentlichen Sinne Humor zu nennen ist. Ein seltsamer Zufall in der äußern Erscheinung ist eine Ähnlichkeit im Gesichtsschnitt, der bei Döring an den großen Mimen erinnert, ein Zufall, der übrigens mehr ein böser Dämon, als eine Begünstigung zu nennen ist. Döring hat zweifelsohne den alten Meister oft gesehen, hat die magischen Wirkungen seines Genius an sich erfahren. Um so anerkennenswerther ist es, daß jede seiner Darstellungen das Erzeugniß seiner freien, eigenthümlichen Persönlichkeit bleibt. Auch hat das Spiel von heute sich zu Nöthigungen zu bequemen, die dem Alten fern standen. Ein heutiger Darsteller muß unter anderm auch im Conversationston bedeutend sein, den Takt und die Finessen der gesellschaftlichen Prosa verstehen. Dies z. B. ging Meister Ludwig ab. Gleich wenig hatte Devrient die Ruhe des Vortrags, etwa den Frieden, den die Humanität predigt, oder die Kälte, zu der sich die Vornehmheit bekennt, in seiner Gewalt. Diese Nüance in der Charaktermalerei darf ein heutiger Künstler nicht leicht vermissen lassen. Ich weiß nicht, daß Ludwig Devrient, dem z. B. niemals eine ruhige Declamation gelang, in jenen Farbentönen excellirte. Döring hat hier diejenige Meisterschaft, die man in dieser Beziehung heutzutage vorzüglich als Forderung stellt. Was

Digitized by Google

ihn unbewußt und ungesucht in eine geistige Verwandtschaft mit dem alten Ludwig bringt, ist die losgebundene Laune eines Übermuthes, der gleichsam über den Zufall zu commandiren versteht, der vollendete Schein, sein Spiel sei nicht Ergebniß der Combination und des Verstandescalcüls, sondern Eingebung des Momentes, und ein Anflug von des Alten üppiger Lust an poetischer Phantastik. Endlich bezeichnet beide Charaktermaler die Gutmüthigkeit ihrer Satyre. Man kann z. B. den christianisirten und baronisirten jüdischen Banquier Müller im »Liebesprotokoll« schärfer, grotesker, beleidigender zur Erscheinung bringen, aber nicht mit so viel menschlicher Güte und Liebenswürdigkeit das Bild einer weitverzweigten Classe einer heutigen Gesellschaftswelt entwerfen, wie es Döring uns mit der ganzen Grazie seines Humors hinstellt. Eben so fein und leise war seine Accentuirung als Lorenz Kindlein. Döring erscheint, wo die Wirkung des Spieles Rührung ist, anfangs beinahe nachlässig, er scheint die bequemsten Momente, die geläufigsten Mittel gleichgültig zu verabsäumen, bis er ganz sacht und ungeahnet, aber um so inniger in die geheimen Saiten des Herzens greift.

In zwei bedeutenden Partien, als Carlos im Clavigo und als Mephistopheles hat Döring mit einem grandiosen Darsteller zu rivalisiren, dessen Meisterschaft im Nothfall Schreckmittel genug in Händen hat, um das leisere, feinere Spiel des jüngeren Nebenbuhlers zu überbieten. Ich meine Seydelmann. Als Carlos bringt Döring eine menschliche Nüance in sein Spiel, die uns selbst neben Seydelmann's Darstellung gefallen würde. Er hebt im Charakter das Freundschaftsgefühl für Clavigo heraus. Daß Carlos ohne Zweck und Ziel sich dieses Clavigo bemächtigt, ist eine Schwäche in der Dichtung, die freilich durch die Einschiebung einer Empfindung für den Freund, weil diese nicht stark sein kann, nicht ganz gedeckt wird, aber doch durch die intime Wärme, die auf diese Weise das Verhältniß beider annimmt, gedämpft und glücklich nüancirt erscheint. Seydelmann gibt nichts als die überlegene Geisteskälte, welche die kleinen Teufel der Bosheit nur wie zum Zeitvertreib losläßt, nur am Spiel des Verstandes ein Gelüst verräth. Döring war in der Scene, wo er das Gezischel im Salon, das Gewetz der scharfen Zungen bei Hofe dem schwankenden Clavigo hinwirft

Digitized by Google

und ausmalt, höchst eigenthümlich und dürfte hier, wo es weniger starke Wirkungen gibt, der Seydelmann'schen Darstellung, ob diese schon hier ihre großen und ihre sichern Triumphe feiert, dennoch die Spitze bieten.

Was den Döring'schen Mephistopheles betrifft, so muß ich vorausschicken, daß die Goethe'sche Dichtung ihrem Teufel, den sie gar nicht für die Bretter lieferte, einen Zug gegeben hat, der bisher noch von keinem Darsteller genügend zur Erscheinung gebracht wurde. Ich meine den Cavalier im Teufel, seine gesellschaftliche Modernisirung, so daß die Hexe den Junker Satanas nicht wiedererkennt und er selbst sich diesen alten Titel verbittet. Dazu kommt der geniale Leichtsinn, die üppige Jovialität eines sanguinischen Temperamentes, mit welcher Grazie die Goethe'sche Dichtung den Teufel parfümirt. Mit diesen Eigenschaften eines wohlgefälligen Lebemannes, der nur zur Lust und zum Behagen die bösen Geister commandirt, gibt sich der Goethe'sche Mephisto dem Faust zum Geleitsmann und zum maître de plaisir hin. Diese Seite am Teufel ist um deshalb schwer darstellbar, weil sie im Verlauf der Katastrophe verblaßt, das Gehäuse einer fast liebenswürdigen, obwohl schlangenhaft glatten Personificirung fällt mälig zurück, die Urnatur des bösen Princips überwächst langsam wieder diese Hülle, in welche sie sich verpuppte, je düsterer Faust über sich und Gretchen das Ungemach des Schicksals heraufbeschwört, je mehr er der bösen Gewalt verfällt und sich doch wehrt gegen ihre Tücke; und in der Gebirgsscene, wo Goethe plötzlich Prosa gebraucht, schält sich endlich der ganze Satan aus der bisher vermenschlichten Form, er wird hier dem tobenden Faust gegenüber ganz Hohn, ganz Ungeheuer. Ein Schauspieler, der uns auch in der Maske dieses stufenweise Zurückfallen des Teufels in sein eigentliches Element und die Gradation, wie die Hülle des geistvoll scherzenden Cavaliers matt wird und vor seinem Urwesen endlich ganz zurücksinkt, zur Darstellung zu bringen vermöchte, würde die dichterische Intention ganz und gar auf der Bühne verkörpern. Bisjetzt ist dies noch nicht geleistet. Seydelmann buhlt viel zu sehr und zu gern mit den Dämonen des bösen Princips und bringt die Personification des Teufels vor unsere Augen gleichsam aus den Urelementen des fanatischen Naturells zu

Digitized by Google

Stande, um die graziöse Heiterkeit der Erscheinung des Mephisto als Cavalier und Lebemann zu geben. Seydelmann ruft sogar den Satan der altdeutschen Sage zu Hülfe, um den Goethe'schen Teufel in's Leben zu bringen. Er macht gewaltige Wirkungen, aber jene Seite in der Gestalt der Dichtung läßt er ganz fallen. Döring nimmt dies Element auf, er bringt den baronisirten Teufel des modernen Zeitalters mit dem alten Satan in Übereinstimmung. Er ist nicht Gespenst, er ist mehr Gnom und Kobold. Er erscheint ebenfalls mit einem Gesicht, das auf dem Blocksberg schon wund und schäbig wurde, aber er gibt den witzigen Satan, den Humoristen, der uns überzeugt, er sei auf dem Blocksberg auf seiner Höhe, wo er mit den Hexen tausend Späße treibt, ein Humorist, dem wir zutrauen, er schlage aller Welt, selbst dem Herrgott ein Schnippchen. Goethe's Mephisto hat freilich vor Gott Vater viel Respect, er schmeichelt im Prolog dem Alten im Himmel, und der Alte nimmt ihn wie einen närrischen Kauz. Jener Zug des Respectes, im Goethe'schen Teufel ein sehr eigenthümlicher, kömmt Faust gegenüber in der Stelle zur Erscheinung, wo er den Hochmuth der menschlichen Forschung verhöhnt: »Doch glaube mir, dies Ganze ist nur für einen Gott gemacht, er weidet sich in einem ewigen Glanze« u. s. w. Worte, bei denen die Döring'sche Recitation die Demuth, die den Teufel hier überwältigt, vermissen ließ. Meisterhaft war Döring, wo er dem Schüler die Facultäten definirt; genial besonders die Mimik, wo die Rede auf das Studium der Theologie kommt; hier wird dem Teufel physisch unwohl, sichtlich miserabel zu Muth. Eben so eigenthümlich war Döring im Verkehr mit der Hexe und in der Begegnung mit der alten Marthe. Hier war er nicht so satanisch wie Seydelmann, der im Verkehr mit den alten Weibern die ganze diabolische Macht und Majestät der Hölle entwickelt, aber dafür listiger, spielerischer, ein humoristischer Gnom.

Döring's Lear ist eine ausgezeichnete, höchst bedeutende Leistung, aber keine in sich fertige, nicht so vollendet und geschlossen wie andere seiner Rollen, vor allen sein Carlos im Clavigo und seine komischen Charaktere. Hat er den Lear weniger oft gespielt? Oder legt er die Accente anders und auf andere Momente, als es mir geläufig ist? In diesem letztern

Digitized by Google

Punct muß jedes Urtheil behutsam sein, sich vor der Anmaßung hüten, die dem Künstler die Freiheit nimmt, ohne ihm eine neue, wenn auch unsrerseits langgehegte Überzeugung zu geben. Eine Rolle wie Lear ist ein Abgrund von Weisheit, ein Meer des Tiefsinns. Es völlig ausschöpfen wollen, hieße das Sichere verschmähen und ein Unendliches abgrenzen wollen. Hat der Schauspieler die größeren Lineamente des Charakters sicher und richtig gefaßt, so bleibt seiner Persönlichkeit viel Freiheit eingeräumt, um in den Einzelnheiten das Mögliche zu erledigen. Gewisse Hauptmomente aber nimmt Döring anders als man sie nehmen darf. Ich meine fast sämmtliche Stellen, wo Döring den König, den irdischen Jupiter im wahnsinnigen Lear zu schnell fallen läßt und die aufgelöste Ruine der gestürzten Größe nicht energisch genug gleichsam an einigen stehen gebliebenen Säulen der alten Herrlichkeit erhebt. In der Scene, wo Lear, von der Jagd zurückgekehrt, die ersten Spuren der Verrätherei wittert, an den Äußerungen eines Ritters, an dem Spott des Narren seine eignen Betrachtungen bestätigt fühlt, hatte Döring nicht genug Hast, nicht genug Zerstreutheit, wie sie der launenhaften Willkür des Alten eigen ist. In dem ersten Zornausbruche gegen die Töchter wurde der König, der sich hier noch als solcher fühlt, nicht stark genug gehoben. »Ich gab Euch Alles!« sprach Döring fast wimmernd, während es mir scheinen möchte, als könnte die Majestät eines Donnergottes, der sich als unumschränkter Gebieter freiwillig seiner Macht begeben hat, nicht anders als in einem Aufruf, den er an alle Welt erläßt, sein Recht wiederfordern wollen. Es ist dies, dünkt mich, in diesem Augenblick kein Familienhandel mehr, vielmehr ein Act der Weltgeschichte. Lear wendet sich an das Universum, er beschwört die Welt, hier Zeuge zu sein. Alles Andere in der Scene war so tiefsinnig, so zart im Verständniß, daß die Seele des Hörers und Schauers in den geheimsten Stätten erbebte. In der Sturmnachtscene spricht Lear zu den Elementen als König, als Herrscher im All der Natur: »Spei Feuer, fluthe Regen« u. s. w. bis zum Schluß: »ertränk' in Eins den undankbaren Menschen!« und die weitere Schilderung: »Schlag' flach den runden Bau der Welt!« Alles das sind Commandowörter; ein gestürzter Jupiter der Erde dünkt sich noch in der grausen Wild-

Digitized by Google

niß der Natur, im Aufruhr der Elemente, einen Herrn und König. Döring sprach dies nicht ohne Wirkung, aber mehr mit einer in sich gekehrten Kraft, mit einem Schmerze, der noch innerlich blieb. Lear ist hier aber außer sich. Im Wahnsinn später kehrt er gleichsam in sich zurück. In der Scene ferner, wo der Wahnsinn sich abenteuerlich geschmückt hat mit einer Krone von Ähren, mit einem Scepter vom nächsten Zweige, da bäumt sich ebenfalls der König noch auf in einigen Momenten, die ganz und gar vom Widerschein des alten Bewußtseins und vom Gefühl der unverlierbaren Majestät durchleuchtet sind. »Ich bin der König selbst!« — »Ja, jeder Zoll ein König!« Diese Stellen, wo sich die tragische Ironie und der wahnsinnige Widerschein irdischer Machtvollkommenheit auf schwindelnder Höhe zeigt, nahm Döring nicht groß genug. In allen übrigen Zügen verrieth sein Spiel des Wahnsinns das tiefste Studium menschlicher Seelenkrankheit. Auch blieb er im Wahnsinn immer ein König, aber mehr ein launenhaft verwöhnter, als ein Jupiter, den nach der alten Erhabenheit gelüstet; das königliche Wesen, das Döring im Irrsinn festhielt, schien mehr den Comfort seines bevorzugten Lebens als den Donnerkeil seiner alten Macht zu vermissen. In den elegischen Stellen war die Wirkung seines Spieles hinreißend schön, wie denn Döring den ganz eigenthümlichen Zauber besitzt, uns geheim und leise zu fassen, wo er uns nicht mächtig ergreift; wir fühlen uns bei seinem Spiel von ganz ungeahnter Seite her getroffen und die Originalität des Künstlers feiert damit ihre eigenthümlichen Triumphe. Ganz übereinstimmend mit der Art und Weise, wie er das königliche Wesen Lear's im Wahnsinn blicken ließ, war auch die Bedeutsamkeit, die er in das Begegnen mit Toms-Edgar legt. Ein König, der wahnsinnig wurde, sucht sich seinen wahnwitzigen Gespielen; die verwöhnte Hoheit mag nicht einsam sein im ungeheuren Schmerz. So bemächtigt er sich des verrückten Cameraden, er klammert sich an ihn, er nennt ihn seinen Philosophen, seinen Liebling, er hat jetzt ein Spielzeug, mit dem er tändeln, das er verhöhnen, verlachen, mißhandeln kann; wenn die Despotie des herrischen Gelüstes ihn dazu treibt. Die Art, wie Döring den zerlumpten Toms mit Blicken musterte, wie er um ihn herumschlich, wie er den Fliehenden erhaschte

Digitized by Google

und ihn mit sich schleppte: all' dies war genial gedacht und ausgeführt; es ist der Höhepunct seines Spiels. Auch die Verhörscene war meisterhaft. Hier sind wieder leise Gemüthswirkungen zu erzielen, nicht mächtige; hier wird wieder der verwöhnte königliche Patient, der geniale Einfälle hat, ersichtlich. Es erschüttert uns nicht in Döring's Spiel die Majestät des Unglücks, aber es zernagt uns die tragische Ironie, die das Unglück mit sich selber treibt.

Döring wiederholte einige seiner komischen Charakterbilder, den alten Studenten, den Commissionsrath Frosch und seinen ergötzlichen Banquier Müller im »Liebesprotokoll.« Er ist im Genre unübertrefflich. Er gab ferner den Franz Moor, den Tartüffe, den Wurm in »Cabale und Liebe,« Ludwig **XI.** von Delavigne, den Nathan, den Shylok, den Richelieu im Schauspiele von Bulwer. Seine Proteusnatur ist in der Stimmung und in der Maske unerschöpflich. Die sprudelnde Jovialität, die sich darin gefällt, Genrefiguren von localer Wirklichkeit in getreuester Wahrheit herauszuputzen, gewinnt am meisten die große Menge. Döring gibt die düpirte Pfiffigkeit des commissionsvergnügten Berliners aus der breiten Mittelclasse der preußischen Residenz mit unwiderstehlichem Behagen. Sein Repertoir, sagt man, ist reich an solchen deutschen Localbildern, die allerdings nur in Masse und durch Mannigfaltigkeit von Werth sind. Eine bedeutende Leistung in der Charakteristik ist Döring's Ludwig **XI.** — Das Stück Delavigne's ist ein historisches Situationsstück, nur der Darsteller des Ludwig kann es, wo nicht zur Tragödie erheben, so doch die Wirkungen, die der Anblick eines solchen Seelengemäldes gibt, zu tragischen steigern. Die eigentliche Königstragödie, welche die Machtvollkommenheit irdischer Majestät bis zur schwindelnden Höhe des Wahnwitzes durchführt, ist und bleibt Lear. Im Lear ist die Majestät, die sich an ihrer eigenen Gottheit vollgetrunken, in den Händen eines gutmüthigen, königlichen Thoren. Im Lear ist der gutmüthige Löwe König. Im Drama des modernen Franzosen liefert man uns den entsetzlichen Fall, wo der Tiger die Majestät spielt. Was dort eine Trunkenheit des seiner Machtvollkommenheit übersicheren guten Herzens ist, das hat hier die

Digitized by Google

Geberde eines hyänenhaften Heißhungers, ist hier eine krankhaft zehrende Gier nach Alleinherrschaft, die sich mit allen Lastern füttert und doch nie satt wird. Der gutmüthige Wahn des Volkes, hier sei noch immer ein von Gott gesalbtes Haupt, ist kaum stark genug, um die Bestie in der Creatur Ludwig zu adeln. Und doch ist dies für den Darsteller die einzige Maxime, die Figur, nicht moralisch, aber ästhetisch zu halten und zu retten; er muß, wenn ich so sagen darf, in die Atmosphäre seiner Person den Glauben zu streuen wissen, er sei doch ein geheiligtes Haupt, ein Ausnahmswesen, das mit dem Himmel anders stehe, und mit dem der Richter jenseits anders rechten werde, als mit gemeiner Creatur. In dem Festhalten dieses Wahnes bei sich und Andern liegt die tragische Ironie, die uns dann beschleicht, liegt das, was die Darstellung des Charakters in ihren Wirkungen der Tragödie nahe bringt. Es ist, mit einem Worte, die einzige Poesie in diesem Menschenbilde königlicher Entartung. Döring gibt diese Feinheit in der Durchführung der Rolle. Unter den Darstellern dieser Rolle steht uns Joft sehr lebendig vor Augen. Joft ist sonst kein Künstler feineren Schlages, hier aber leitet ihn ein grundfester Instinct und mit seinen ansehnlichen Mitteln leistet er als Ludwig der Elfte etwas Bedeutendes, trotzdem er nichts von der feineren Poesie in dieser Rolle versteht. Das entsetzenvolle Schauspiel der siechen Majestät, die sich im Staube windet, um den Himmel zu versöhnen, und doch in jedem Augenblicke sich wieder aufbäumt mit dem alten Gelüst nach neuen, allmächtigen Sünden, geht in Joft's Darstellung mehr auf das physische Leiden. Döring's Spiel beschäftigt sich mehr mit dem Seelenleiden des Patienten, bedarf also nicht des gesammten Krankenapparats, um das Gemälde vollständig zu machen. Unter anderm wird uns hier Joft's Husten erspart, der freilich von großem Effect ist, soll die Hoheit in ihrem entsetzlichen Ruine als Mensch recht leibhaftig vor uns zusammensinken.

Als Richelieu im Bulwer'schen Drama findet Döring ebenfalls ein Motiv heraus, das den Charakter adelt. Da mit Seydelmann's glänzendem Vorgange der Hang zum Diabolisiren im Charakterfache einreißt, so ist die Eigenthümlichkeit des Gegentheils eine wahre Wohlthat. Es ist hier des Cardinals Patrio-

Digitized by Google

tismus, seine glühende Liebe für Frankreich, die den Absolutismus seiner ministeriellen Herrschsucht sänftigt. Richelieu ist so gut als ein geistvoller Despot aller Mittel fähig, um zu herrschen, aber sein Haupt umspielt nicht mit goldenem Saum der Glaube des Volks als an einen von Gott Gesalbten. Dies muß die Wärme des Vaterlandsgefühls, die Begeisterung für Frankreich ersetzen. Döring accentuirt dies mit allem Recht. Aber der Dichter hat ihn hier im Stiche gelassen, Bulwer macht dies blos zur Phrase und so hingestellt, als Elegie, erscheint es wie Schwächlichkeit. Das ganze Drama ist überhaupt mit seinem stofflichen Wirrwarr ein widerliches Gemisch von Unsinn in der Erfindung und Ungeschick in der Behandlung. Ich darf meine Meinung nicht zurückhalten, daß nach bester Überzeugung Mad. Birch-Pfeiffer es besser macht, daß mir ein tölpelhafter angelegtes Intriguenstück, als Bulwer's auch historisch verhunzter »Tag der Geäfften,« niemals vorgekommen. Ich sage, auch historisch verhunzt, weil die geschichtliche journée des dupes ganz andere Figuren und Motive zusammenführt; will aber mit dieser Rüge noch keineswegs die schärfere angeben. Vor jedem billigen Gefühl erscheint die Art und Weise, wie Bulwer hier die Intrigue anlegt, die helfende Person und den Deus ex machina jedesmal bei der Hand hat und durch die Tapetenthür oder hinter dem Vorhange hervortreten läßt, eine durchaus unbeholfene und unsinnige. Man könnte Bulwer's Befugniß zur dramatischen Dichtung bestreiten und doch den Glauben an den geistreichen, an den denkenden Autor, als den wir ihn in seinen Romanen kennen, festhalten wollen. Allein auch in diesem Glauben wird man hier irre, nimmt man wahr, wie miserabel der Verfasser seine Figuren behandelt, wie er dem weltklugen, mit allen Feinheiten der List bewaffneten Richelieu auf die gemeinste Art seine besten Geheimnisse ablauschen läßt, wie grob und lächerlich hier geriebene Köpfe sich übertölpeln, nicht dupiren. So armselig, wie hier Herr v. Baradas, legte nie ein Intrigant seine Schlingen, so schneidergesellenhaft stand nie ein Bourbon zu seiner ganzen Umgebung, wie hier Bulwer den dreizehnten Ludwig erscheinen läßt. An Döring's Spiel des Richelieu ist zunächst die getreue Emsigkeit zu bewundern, mit der er den Charakter fast drei Acte hindurch hinhält, bevor ihm Gelegenheit gegeben

Digitized by Google

wird, ihn in seinen Wendungen und Hauptseiten zu entwickeln. Auffällig blieb mir, daß er den Cardinal nicht älter, physisch hinfälliger gibt; es ist historisch richtig, daß Richelieu nicht blos weichlich war, sich in einer Sänfte herumschleppen ließ, sondern daß sein riesiger Geist überhaupt in einem zerbrechlichen, viel zernagten Gehäuse steckte. Dramatisch wäre es doppelt wirksam, in bewegten Momenten, wo Herrschaft und Existenz auf dem Spiele stehen, die Gestalt des Mannes sich aufraffen, den Körper auf Augenblicke von der Größe des Geistes getragen und ihr dienen zu sehen. Im Gegentheil gab Döring den Richelieu fast zu vernichtet von den hereinstürzenden Ereignissen, zu gemüthsweich. Wir wissen, daß er dies sein konnte, daß er vor Unmuth geweint, kindisch getobt hat in verzagter Hinfälligkeit, aber nur zwischen seinen vier Wänden, nur vor dem innigst vertrauten Pater Joseph, dessen Verhältniß zu ihm von Bulwer so dürftig benutzt ist, — nicht vor den versammelten Höflingen, wie ihn hier die Bulwer'sche Erfindung dazu zwingt. In dem Momente der Aufraffung gibt Döring den giftigen Priester, der seinen Fluch, seine Verachtung und seine lachende Prophetie auf den Nebenbuhler seiner Macht, den Herrn v. Baradas, niederschmettert. In diesem Momente und in den Consequenzen der ganzen Situation war Döring meisterhaft. Auf diese Pointe hin scheint seine ganze Auffassung und Durchführung des Richelieu hinzuarbeiten; auch macht ihm die Bulwer'sche Dichtung jede andere Haltung des Charakters unmöglich.

Man kann wohl im Allgemeinen sagen, daß Döring's Eigenthümlichkeit in Hervorhebung der feineren, zarteren und liebenswürdigen Nüancen eines Charakters bestehe. Daß dies bei so viel Hinneigung zu scharf pointirter Charakteristik, zu scharfer Physiognomik, zugleich möglich und lebendig werden kann, ist in der That die Bevorzugung eines eigenthümlichen Talentes. Doch darf man nicht hiermit einräumen, als beruhe wesentlich oder lediglich seine Kunst in der Ausmalerei der gewinnenden Charakterseiten. Seine Darstellung des Shylok z. B. ist eine sehr derbe, sogar materielle Zeichnung. Döring gibt hier den gemeinen Juden, den gehetzten Juden des Mittelalters, wenn's sein muß, die Bestie in der Creatur, die in der Kraft und Möglichkeit auch das Recht zur Rache fühlt. Hier war nichts

Digitized by Google

von Linderung und Milderung des bitterscharfen Bildes zu finden; Döring gab sogar in Gang und Körperhaltung, in der Faltung des Roquelors, in dem wilden, gierigen Aufstreifen der Ärmel vor Gericht, in seinem ganzen Wesen die Manieren des gemeinen Juden, der sich unter den Knoblauchhaufen am Rialto herumwälzt. Der Gernulus der alten Sage, ja der ewige Jude selber, der in allen Lebensmartern vergeblich nach dem Tode ringt, kann nicht schreckenvoller erscheinen, als Döring's Shylok, dessen wilde Natur kaum hinlänglich durch die hohe Sache für sein »heilig Volk« aus der gemeinen Rache der Persönlichkeit in ein höheres Gebiet gehoben wird. Am ergreifendsten war sein gewaltiges Spiel in der Scene mit Tubal, wo er zwischen der Lust gesättigter Rachgier und dem Schmerz des Verlustes hin- und hergeschleudert erscheint. In der Gerichtsscene war sein animalisches Naturell ganz entfesselt, die Accentuirung einzelner Momente auf's äußerste genommen, der Eindruck so gewaltig, daß der Darsteller gleich nach der Scene, noch vor dem Schlusse des Actes, stürmisch gerufen wurde. Ein hier zu Lande ungewöhnliches Ereigniß. Man kann den Shylok so nehmen, wie ihn Döring nimmt; Shakspeare'sche Gestalten ertragen überhaupt mannigfache Nüancirungen, und dem Genius des Darstellenden bleibt mit ihnen jederzeit ein freier Spielraum. Man soll nicht sagen, so oder so müsse lediglich ein Charakter genommen werden. Nur bin ich nicht enthaltsam genug, um nicht in Bezug auf Shylok Folgendes zu äußern: Es ist eine Seite am Juden von Venedig, die das Gedicht Shakspeare's ungern bei einem Darsteller entbehrt. Shylok hat einen Zug in seinem Wesen, der es glaublich erscheinen läßt, daß er eine Verschreibung auf ein Pfund Christenfleisch stellen kann. Dies ist sein phantastischer Humor. Was bei dem modernen Juden offenbarer Witz, das ist beim verstockten Juden des Mittelalters eine gewisse abenteuerliche Phantastik. Den Schein und die Verfallzeit so wunderlich zu stellen, ist eine humoristische Grille, kein breit und sorglich gefaßter Racheplan, ist überhaupt zu abenteuerlich, als daß man darauf anders als wie auf eine Laune eingehen kann, deren Wirklichkeit und wahrhafte Geltung Niemand, weder Antonio noch Shylok, ahnet. So nimmt es die Dichtung Shakspeare's, und in diesem Sinne, scheint mir, ist die erste Scene,

Digitized by Google

wo Baſſanio und Antonio die Anleihe machen, zu faſſen. — Die ewige Wiederkehr ſeiner Rede: »3000 Dukaten,« »Antonio Bürge ſein ſoll, gut!« u. ſ. w., iſt mit derjenigen Zerſtreutheit zu geben, die einem verdrückten und verkrochenen Gemüth eigen iſt. Hier iſt wirklich, indem Shylok den ſeltſamen Vorſchlag zur Stellung des Scheins macht, von keinem beſonnenen, angelegten Entwurf, ſich auserleſen zu rächen, die Rede. Ambulirend wirft er es nur ſo hin; zumal iſt die anfängliche Unterredung mit Baſſanio dergeſtalt gefärbt, daß ſie nur mit einer gewiſſen Zerfahrenheit, die der müßige Spaziergang mit ſich bringt, zu motiviren iſt. Wird der Vorſchlag mehr humoriſtiſch als höhniſch und in überlegter Bosheit genommen, ſo iſt Shylok auch nur halb die wilde Creatur; er tritt nicht von Anfang an ſo völlig aus dem Bereich menſchlicher Natur. Daß ſpäter, als der Scherz ihm das Mittel zur Rache gibt, als der Humor Wahrheit werden will und zugleich ſein innerſtes Herz durch den Verrath der Tochter wild gepackt wird, der ganze Grimm des in ſeinem Volk und in ſeiner Perſon Gepeinigten zum Ausbruch kommt, verſteht ſich von ſelbſt. Man faſſe aber die Introductionsſcene, die hier ſo wichtig iſt, wie in der Motivirung des Lear die Reichstheilungsſcene, in der angedeuteten Weiſe, ſo gewinnt die ganze Kataſtrophe denjenigen mythiſchen Anſtrich, den Ludwig Devrient der Figur und dem Handel des Shylok zu geben wußte. Wir brauchen dieſe Färbung für den Charakter und für das Drama, das doch immer ſo geſtellt iſt, daß wir in keinem Augenblick eine vollkommen tragiſche Entwickelung fürchten. Selbſt wenn der Jude das Meſſer vor Gericht wetzt, die Sache ſteht doch ſo, daß unſere Gedanken nur die Grenze der Furcht ſtreifen, nie überſchreiten; ſowie die Komödie hier an die Tragödie anſtreift, aber nicht völlig in deren Element überſpringt. — So viel zur Steuer meiner Anſicht vom Spiel des Shylok.

Döring's Nathan zeigt uns die Eigenthümlichkeit dieſes Darſtellers in Harmonie mit der Seele der Dichtung. Wie ſanft und wohlthuend ſind hier die Töne der Humanität, wie athmet in ſeinen Bewegungen alle jene orientaliſche Weichheit, jene milde Weisheit, die ſich in der Kenntniß des menſchlichen Vermögens in Kraft und Schwäche verräth. Nathan

Digitized by Google

gehört in der That zu Döring's ausgezeichnetsten Leistungen. Das deutsche Publicum kennt zum Theil noch Eßlair's Herzenswärme und getreue Biedermannsrede in Darstellung dieser Rolle; allein erst seit Seydelmann wagte man, auch in der Diction und im Accent zugleich den Juden in der Rolle zu charakterisiren und ihm gleichsam sein nationales Recht in Sachen der Humanität einzuräumen.

Mit dem Oheim und dem Ossip schloß Döring sein Gastspiel. Ossip's Erzählung seiner Liebesgeschichte war ein Meisterstück im Vortrage. Sowie er Axinia's Tod berichtet hat, verfällt Döring in ein stilles Brüten. Er hat die Erzählung fast mit frevelhaftem Leichtsinn, mit der Frivolität des barbarischen Hofnarren begonnen, aber die Erinnerung an den alten zweischneidigen Schmerz packt ihn von neuem, sein Leid steigt mit seiner Erzählung langsam aus der Gruft und erwächst ihm zum gespenstischen Riesen, der eine Keule um sein Haupt schwingt. Er stockt, er verstummt vor diesem Dämon, den er selbst heraufbeschworen. Seine Gedanken kauern sich still in einen Winkel, sein Auge bohrt sich fest und fester an den Boden, die Seele irrt ab; — da schnurrt er ein altrussisch Lied besinnungslos vor sich hin, gleichsam betäubt und betrunken vom alten Schmerz. — Die Wirkung dieses Singens nach der langen Pause einer schweigsamen Öde war ergreifend. Soviel ich weiß, nahm auch der verstorbene Paulmann so die Scene.

1842.

Seit dem Sommer vorigen Jahres hatt' ich Döring außer Augen gelassen. Jetzt gab er wieder einen Cyklus von Rollen auf der leipziger Bühne. Ich legte damals besonders an seinen Lear und seinen Shylok den Maßstab meiner Überzeugungen, und faßte die Summe dessen zusammen, was die Intelligenz von heute in diesen beiden Charaktergemälden verlangt und was der Darsteller in ihnen gibt. — Döring hat, nicht so spät wie Seydelmann, aber doch immer eine späte Blüthe; er ist etwa ein Vierziger; er steht in dem Jahrzehend, wo sein geistiger und physischer Mensch den ganzen Reichthum seines Naturells beherrscht, vielleicht sogar die ganze Möglichkeit seines

Digitized by Google

Werdens fertig überblickt. Tritt eine solche Natur, der wir nach ihrer Tendenz und nach ihren Mitteln die höchsten Wirkungen zutrauen, innerhalb dieser Blüthe männlicher Kraft nach Jahr und Tag wieder vor uns, so stellt sich uns gewissenhaft und dringend die Frage: Sind hier die Götter noch lebendig, weht hier noch ein schaffender Athem, springt noch ein Quell neuen, unerschöpften Lebens in dieser Natur; oder ist hier ein Gewordener, ein Fertiger vor uns, der sich begnügt, in einem abgesteckten Umkreis stereotyper Figuren ein Liebling des Publicums zu sein und nur zu spielen, was Glück macht. Der Punct des Stillstandes schleicht sich oft ungesehen ein und doch ist er der verhängnißvolle Moment, wo die Wetterscheide eintritt, nicht für das, was man Glück nennt; Lorbeeren und Triumphe sind dann erst recht im Überfluß da, Bewunderung steht bereit und der Weihrauchduft hält den Gefeierten in einem Rausche des Wohlbehagens fest. Verhängnißvoll aber bleibt der Moment, wo das Talent nicht ferner den Berg hinanklimmen zu müssen vermeint. Hört sein Streben auf, so hört es auch auf, schöpferisch zu wirken, es zündet nicht mehr, der Mosesstab, der aus Felsen Springwasser schlägt, ist ihm entwunden, ein breiter Strom trägt es auf seinem Rücken, aber der Zauber der Ursprünglichkeit, der Reiz der Entdeckung neuer Welten ist dahin, es erweckt weder in Andern, noch erfindet es in sich selbst neue Elemente. — Steht Theodor Döring bereits an dieser Grenzscheide, wo er kein neues Leben mehr zündet? Oder ist er noch ein Werdender und hat er noch eine andere Zukunft, als seine jetzige Errungenschaft? — Ich hörte, daß Döring seitdem den Malvolio in der Viola, in dem verwienerten »Was Ihr wollt,« gibt. Er spielt außerdem in zwei Gutzkow'schen Stücken einen Steele, einen Wolf, in zwei Laube'schen Stücken einen Bedienten und einen Abbé. Es ist diesem Darsteller damit weder etwas Bedeutendes in die Hand gegeben, noch eine neue Bahn eröffnet. Die Literatur von heute sollte die Blüthezeit dieses Talentes nicht vorüberlassen, ohne es benutzt, beschäftigt, beflügelt zu haben. Gerade nach der Seite scharfsinniger Charakteristik kündigte sich der jüngere literarische Zeitgeist bedeutend an und erweist sich hier in der Production nicht eben reich und glücklich. Für Emil Devrient z. B. hat die heutige

Digitized by Google

Literatur einige Helden geliefert, Helden des Gedankens und Helden der Empfindung; die Production des heutigen französischen Situationsstückes, sowie die bürgerlichen Gemälde einer königlichen Prinzessin haben diesem seinen Charakteristiker im Helden- und Liebhaberfache eine ganze Reihe dankbarer Gestalten der heutigen Welt geliefert. Döring hat dagegen mit seinem sogenannten Charakterfach fast gar kein neues Repertoire. Es ist dies einer der vielen Übelstände, unter welchen keine Schauspielkunst bestehen kann. Nur weil das Repertoire immer frisch und lebendig bleibt, sterben in Frankreich die großen Schauspieler nie aus. Die alten classischen Dramen gehen in Deutschland so sparsam über die Bühne, das französische Situationsstück übt nur in der Gewandtheit der modernen Conversation; eine eigentliche Schauspielkunst kann sich dabei weder halten noch gestalten, und wird das Mißverhältniß dieser Hemmung zwischen Publicum, Bühne und Production der Literatur nicht bald gehoben, so ist die nächste Generation unserer Schauspieler ein beklagenswerther Haufe charakterloser Schwätzer. Nur am Geist des eigenen Jahrhunderts läßt sich Nahrung finden für die Kunst. Entziehet ihr das Mark des eigenen Zeitalters, so weiß sie nicht mehr, wo sich erwärmen, wo Begeisterung hernehmen, wo die darstellende Kraft an dichterischer entzünden. Ist es wirklich schon so weit, daß die Einzelnen, die wir hervorheben und feiern, uns bereits nur als Ausnahmen erscheinen?

Ich habe Döring jetzt wiederholt in einer Reihe kleiner Figuren aus dem Bereiche des Genre gesehen. Als Banquier Miller im »Liebesprotokoll« ist er die liebenswürdigste Geißel eines gottvergnügten modernen Judenthums. Als Elias Krumm überrascht er durch die Neuheit, wie er den seit Ludwig Devrient festgewordenen Typus dieser Rolle umstößt. Als Commissionsrath Frosch im »Verschwiegenen wider Willen« gibt er ein vortreffliches Musterstück provincieller Charakterfärbung; als Shewa die rührende Elegie des alten Bibelthums; als Zolky weiß er die unsterbliche Poesie der polnischen Nationalität, selbst auf dem gemeinsten Boden eines miserablen Gelegenheitsstückes, festzuhalten. Döring beweist uns, wie man mit alten Fetzen sich neu kleiden kann. Ein gewissenhafter Darsteller hat mit dem

Digitized by Google

Jammer der alten Scharteken kein leichtes Spiel; er muß aus der Misère der flachsten Inconsequenzen ein Menschenbild herausretten. Aber er kann damit keine Triumphe mehr feiern, die in der Geschichte der Kunst dauernde sind. Döring ist in der Maske dieser Figuren so fertig, daß der Humor, mit dem er sie gibt, ihn nur verleiten könnte, seine Wirkungen zu überbieten. Schaffen, lebendig sein, sich erneuen, das ist so hohe Lebensbedingung der darstellenden Kunst, daß sie, ohne diesen Proteusdrang zu befriedigen, kein Heil für sich sieht. Ich habe alle diese Rollen mit Genuß wiedergesehen und nicht entdecken können, ob in Döring's Natur noch ein eigenthümlicher Schöpfungstrieb lebendig ist. Er scheint namentlich im Lustspiel so fertig, daß diese Anerkennung, dieses Lob, dieser stürmische Jubel der Menge kaum die Garantie gibt, hier sei für Döring noch eine Zukunft. Ist noch ein Werden in ihm, so hat er es in der Tragödie. Sein Lear beweist mir das. Die Art und Weise, wie er jetzt die Rolle nimmt und gibt, ist eine Entfaltung ungeahnter Kräfte, verräth den Schwung einer großartigen Natur.

Ich kannte früher an hervorstechenden Leistungen in dieser Rolle den Lear Ludwig Devrient's und den Lear von Anschütz. Der Devrient'sche war der launisch krankhafte Greis, der im Aufbäumen der empörten Sinne den tragischen Anblick einer sich selbst zerstörenden Ruine gab. Anschütz gibt den Lear in der zweiten Hälfte, den wilden, den aufgelösten, den kindisch weinenden Lear vortrefflich. Döring's Lear ist weder ausschließlich das Eine, noch das Andere. Sein Lear ist der Tyrann in voller Blüthe seiner höchsten Machtvollkommenheit, er ist aus Überkraft so humoristisch und übermüthig, sich seines Äußeren zu begeben, im Hochgefühl seiner Zuversicht, er werde innerlich derselbe bleiben, die Majestät, die unverlierbare, auch in der Welt behaupten, hat er gleich die Macht zerpflückt und zertheilt. Die schmerzliche Täuschung bringt ihn zu sich; da sie aber unüberwindlich ist, bringt sie ihn um den Verstand. Dieser Lear, so in aller Kraft und üppiger Hoheit genommen, ist der eigentliche Lear Shakspeare's, ist auch der wohlthuendste, weil er nie an Größe verliert, selbst wo er nur Wirkung des Mitleids gibt. In diesem Sinne gab ihn jetzt Döring; für Alle überraschend,

Digitized by Google

die ihn früher als Lear gesehen; für ihn selbst eine ganz neue Leistung. Gleich der erste Act entwickelt fertig das Charakterbild; Schlag auf Schlag war hier meisterhaft; immer üppig, humoristisch, dabei königlich groß, immer launisch, zerstreut, ganz im Vollgefühl seiner unverlierbaren Hoheit; ohne diese Züge wird die Intensivität seines spätern Wahnsinns nicht begreiflich. Im zweiten Acte erschien mir Döring's Spiel, vielleicht nur momentan, an manchen Puncten zu schleppend. Er gefällt sich in der mimischen Ausmalung der Übergänge; er entwickelt freilich darin die feinste Meisterschaft, allein die Einzelheit thue nie dem Ganzen Abbruch, und eine Figur, wie Lear, auf dem Boden so reichhaltiger Situationen, hat nicht nöthig, am einzelnen Moment so lange zu haften, um ihn ganz zu erschöpfen; bei solcher drängenden Fülle großer Eindrücke ist rasches Spiel doppelt nöthig. Der dritte Act, das Spiel des Wahnsinnes, die Behandlung des armen Tom's, gibt uns die Entfaltung von Döring's eigenthümlichsten Kräften. Die grause Schönheit seiner Mimik, sein schlürfender Gang, die Macht seines Organs, die Hoheit im Schmerz, das dumpfe Murmeln, das leise Zischen der Stimme, alles das in der Art und Weise, wie er den Philosophen in Lumpen als Schicksalsgefährten behandelt, wie er zu Gericht sitzt und die Schlangen von sich schüttelt, ist so hinreißend großartig, daß es die Leistungen aller Darsteller des Lear überflügelt. Weniger gelungen erschien mir die Begegnung mit Cordelia im vierten Act. Wer so groß den Lear faßt, darf jetzt auch als kindlich blöder Mann an das Mitleid appelliren, sogar weniger zurückhaltend, als Döring es hier that. Döring läuft sonst eher Gefahr, sich an die weichen Momente gefangen zu geben; hier ist er enthaltsamer als nöthig. Seine letzte Scene, sein Tod, war vollendet.

Döring gab noch den Michel Perrin, eine jener Rollen, in denen er die tiefe Gemüthlichkeit seines Humors mit so vielem Glück entwickelt, den Shylok und den Richelieu in dem ungeschickten Bulwer'schen Drama. Mit der Wiederholung des Banquier Miller und Commissionsraths Frosch, der beiden Lieblingsfiguren in seinem Genrefach, schloß er sein Gastspiel.

Digitized by Google

Philipp Düringer.

1842.

Man beurtheilt Schauspieler in der Regel nach ihrem Gastspiel, nach einem kleinen Cyklus von Rollen, die man ihre Paradepferde nennt. Gegen die am Orte heimischen Darsteller wird man in Bezug auf ihre guten Seiten vergeßlich, weil man an diese gewöhnt ist; man gibt, um auf sie vortheilhaft zu wirken, meist nur Bericht von ihren Schwächen. Um sich als ehrlich vor dem Publicum zu bewähren, übertreibt die Kritik wohl gar diese Tugend der unbestechlichen Rechtlichkeit. Wollte Düringer, den ich acht Jahre hindurch immerfort auf den Bretern sah, nachdem er mit nächstem Jahre Leipzig verlassen, um einem ehrenvollen Rufe nach Mannheim zu folgen, in Jahr und Tag mit einer kleinen Auswahl seiner Lieblingsrollen als Gast vor uns auftreten, es würde nicht fehlen, wir entdeckten in ihm einen feinen Darsteller menschlicher Liebenswürdigkeiten, einen Verein von jovialem Humor und biederer Humanität, von schöner Herzenswärme und kluger, bedächtiger Einfalt der Seele. Wenn er seinen Tasso, seinen Correggio spielte, wir würden sagen, die Elegie des poetischen Gemüthes sei recht eigentlich sein Element. Sein Lord Harleigh im »Sie ist wahnsinnig« würde uns durch seine Blicke in die Nacht menschlicher Gemüthsverwirrung überraschen. An seinen biedern Alten, an seinen gutmüthigen jüngern Sonderlingen würden wir den Humor dieses Schauspielers wohlthuend finden, seinen Oheim zu den gelungensten Leistungen zählen. Sein Contreadmiral in Scribe's »Fesseln,« dieser Vertreter des modernen Jüstemilieu, sowie manche andere Gesellschaftsfigur von heute, würde uns Düringer im socialen Conversationsstück auf das vortheilhafteste zeigen. Der Elegie seiner Stimmung entsprach sehr oft die Grazie der modernen Umgangsformen, die uns in Düringer's Spiel lobenswerth erschien. — Seinem Wirken als Regisseur des leipziger Schauspiels verdankte das Conversationsstück dieser Bühne sein gutes Ensemble.

Druck von C. F. Kius in Hannover.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED

4064947

3486710

DUE JAN 72 H

JAN 73 H

Digitized by Google

49554.22.6.10
Portraits und silhouetten.
Widener Library
003415988
3 2044 087 184 966